

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937



Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Leudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V. / Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V. / Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstraße 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1937 by R. F. Kochler, Verlag in Leipzig. Printed in Germany

Druck der Offizin Haag-Druckerei in Leipzig



(Die mit einem Stern (*) versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

	Seite
*Bauer, Hans: Die 10. Tagung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte . . .	184
*— Zur Wiederbelebung der Volkskunst	211
*— Zur Wiederbelebung der Volkskunst	375
*Beder, Albert: Der Jahrgott von Trier	143
*Bewig, Walter: Das Löwentor von Mykenä, ein nordisches Kultsymbol	41
*Cornelius, Carl G.: Osterbrauchum im Rhein-Main-Gebiet	84
*Deubel, Werner: Nordischer Dreiklang	334
*Dingler, Hugo: Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung	36
*— Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung (Schluß)	69
Dufk, B.: Der Ursprung des Regenwahrns	270
*Gebauer, E.: Jahrgott-Männchen in Böhmen	277
*Geschichtliche Weibestunde in Duedlinburg	251
*Graber, Georg: Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden	133
*— Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden (Schluß)	169
*Grönhagen, Georg von: Karelsche Zauberbeschwörungen	54
*Hamkens, Freerk Hage: Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins	339
*— Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins (Schluß)	360
*Hasshagen, Justus: Frühgermanische Wehrhaftigkeit	301
*Helmers, M.: Heilszeichen im Gefüge des niedersächsischen Bauernhauses	205
Hertel, E.: Vom Sinn der germanischen Namengebung	213
Höfler, Otto: Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur	193
*Hungerland, Heinz: Heilige Hochzeit und Mailehen in England	151
*Huth, Otto: Der Lichterbaum	357
*— Die Gefittung der Kanarier als Schlüssel zum Ur-Indogermanentum	50
*Kiß, Edmund: Altgermanische Bodenvorratswirtschaft	113
*— Germanenkunde und ihr tieferer Sinn	26
*Krause, Wolfgang: Runen in Amerika	231
*Krieger, Helgar: Der Backofen	261
*Löhner, Franz von: Rasse und Gefittung der Kanarier	236
Mähling, Werner: Tracht und Schmuck im Leben des nordischen Menschen	312
*Meinhold, Wolfgang: Von den Jomsröfingern und ihrer Zeit	306
*Meier-Böke, August: Die Ortnung von Lemgo in Lippe	86
*— Zur Deutung des Wittekindsteines	268
*Möbberhoff, Hans: Bauern und Helden in dänischer Frühzeit	182
*Möfvinger, Friedrich: Der Schlitten im Brauchum	247
*Müller, Werner: Die Kapelle von Drüggette bei Soest	103
*— Die Kapelle von Drüggette bei Soest (Schluß)	137
*Mund, Martin: Valder	321
*Drend, Misch: Schlange und Herz als Sinnbild	343
*— Schlange und Herz als Sinnbild (Schluß)	367
Paßtenaci, Kurt: Die Bevölkerungsdichte im alten Germanien	110
Plafmann, F. D.: Das verschüttete Erbe	1
*— Der dürre Baum grünt	353
*— Eine Urkunde zum Weihnachtsbaum im Jahre 1184	16
*— Hagen	65
*Prieße, H. A.: Der Königsstuhl zu Athen und seine Verwandtschaft	10
Raab, Gerhard: Germanischer Glaube	33

*Reuter, D. S.: Die Urkunde des Himmels	Seite 225
*Schaffran, Emerich: Cividale und Verona, zwei langobardische Herzogstädte	369
*— Das Westgoten-Reich in Spanien	294
*Schmidt, Albrecht: Das Nöherrücken ferner Vergangenheit	19
Schröder, Hans Eggert: Nießche und die Germanen	147
*Stofar, Walter von: Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues	200
*Strzygowski, J.: Volkskunst, nicht Machtkunst Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst	99
Teudt, Wilhelm: Die Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte	4
*— Oberstleutnant Platz 70 Jahre	217
Viergub, R. F.: Gedanken zur Sinnbildforschung	129
*Weber, Edmund: Zum Wittekindstein	243
— Zum Wittekindstein (Schluß)	265
*Weinert, Hans: Neue Untersuchungen über den Ursprung der nordisch-fälischen Rasse an Skelettfunden in Frankreich	173
*— Unsere letztzeitlichen Cro-Magnon-Vorfahren und die Frage der Neger-Entstehung	326
*Zamert, Paul: Familie und Sage	76
Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Der Verfall der Kampfmoral	289
— Deutsches Ahnenerbe — Das Ahnenerbe	97
— Sippe und Kriegerbund	257
— Widerjagst Du dem Wodan?	161

Erwecker der Vorzeit

(Seite 58, 60, 280)

Eugen Weiß †	60
Hofmann, Wolfgang: Felix Dahn	58
— Ludwig Uhland	280

Wieb und Stich

(Seite 62, 156, 254, 282, 317)

Nach eine Antwort	254
*Mitropäischer Humor	62
„Mü wil ich mich des scharpfen fanges ouch genieten“	282
Sammonenreligion negritisch oder turkomongolisch	156
Sie leben immer noch	317

Frage und Antwort

(Seite 126)

Hertha oder Nerthus, gab es eine Ostara?	126
Staffelberge, Stoppelberge	126

Fundgrube

(Seite 63, 64, 91, 93, 94, 119, 158, 192, 218, 219, 283, 284, 285, 286, 316, 380, 381)

*Bauer, Hans: Überlieferung im Kinderspiel	218
Ein Bericht über die wilde Jagd aus dem Jahre 1862	192
Ein neues Zeichen der deutschen Apotheken	93
Eiszeitliche Höhlenbewohner in christlichen Gräbern	63
*Gutenberg, Wolff: Grabstein aus der Sendlinger Bauernschlacht	93
*Höfinger, Konrad: Eine langobardische Gewandhefte	63
*Küsthardt, Heinz: Hasendarstellung in Hildesheim	286
Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen	283
*Mekner, Erwin: Eine alte Dinglinde	158
Möfinger, Friedrich: Feuerräder im Odenwald	158
— Schneckenhäuser am Sommerbäumchen	316
Platzmann: Eine alte Formel und ihre neue Deutung	284
Prieke, H. A.: Altgermanisches und Vorgeschichtliches bei Dante	219
Staden, Hermann von: Zum Rätsel vom Ei	91
Stief, Werner: Lehm und Leim	93

Stief, Werner: Wodans-Erinnerung in der Handwerker-Dichtung	Seite 94
Weber, Edmund: Beruner	381
— Zur Geschichte des Hohensteins	285
Wehrhan, R.: Feuerräder im Odenwald und Schwarzwald	63
— Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze	64
— Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze	119
— Germanische Burganlagen als Verlobungs- und Trauplätze	380
Werinher: Entlagest Du dem Teufel	219

Aus der Landschaft

(Seite 120, 220, 315, 346)

*Gutenberg, Wolff: Das Längelfest in Kaufbeuren	315
*Stief, Werner: Zum germanischen Brückenbau	220
Wattenberg, Dietrich: Germanische Himmelskunde in der Treptower Sternwarte	346
*Weigelt, R.: Das „Alte-Hege-Spiel“	120

Die Bücherwaage

(Seite 29, 30, 61, 94, 95, 124, 125, 126, 159, 160, 193, 221, 222, 223, 253, 286, 287, 317, 318, 347, 348, 349, 376, 377, 378, 379)

Bach, Adolf: Deutsche Volkskunde, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben	159
Baetke, Walther: Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen	286
Barchewitz, Jutta: Von der Wirtschaftstätigkeit der Frau	376
Bauersfeld, Helmut: Die Entwicklung der keltischen Studien in Deutschland	221
Becker, Albert: Österei und Osterhase	253
Benz, Richard: Die deutsche Romantik	377
Bejerle, Franz: Gesetze der Burgunden	125
Bomann, W.: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niederachsen	94
Bonus, Arthur: Nordgermanische Balladen der Frühzeit	287
Brion, Marcel: Theoderich, König der Ostgoten	95
Bubendey, Friedrich: Der Spaten Gottes	378
Clemen, Carl: Altgermanische Religionsgeschichte	29
Der neue Brockhaus	376
Deubel, Werner: Der Ritt ins Reich	318
Deutelmeyer, Arno: Luther, Staat und Glaube	379
Deutsche Bekenntnisse, Schulungshäfte	223
Erich, D. A. u. R. Beitt: Wörterbuch der deutschen Volkskunde	30
Fehle, Eugen: Deutsche Feste und Jahresbräuche	160
— Deutsche Hochzeitsbräuche	253
Fischer, Rudolf, u. Friedrich Heiß: Die Entdeckung des Volkes	348
Frenssen, Gustav: Der Glaube der Nordmark	287
Germanische Vorzeit Schlesiens	348
Ginhart, Karl: Die bildende Kunst in Österreich	287
Grönbeck, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen	193
Haberlandt, Arthur: Die deutsche Volkskunde	159
Helm, Karl: Altgermanische Religionsgeschichte	377
Hetting, August: Yggdrasil of Wereldsbouw	29
Hof, Walter: Mittelalterliche Grottesplastik	377
Huth, Otto: Die Fällung des Lebensbaumes	95
Jankuhn, Herbert: Hattabu, eine germanische Stadt der Frühzeit	348
Klaatsch, Hermann: Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur	221
Klose, Schwenkel, Weber: Der Schutz der Landschaft nach dem Reichsnaturschutzgesetz	124
Koeppen, Anne Marie: Das Erbe der Wallmodens	61
Küdelhaus, Hugo: Urzahl und Gebärde, Grundzüge eines kommenden Maßbewußtseins	318
Kulp, Johannes: Arndt als christlich-völkischer Dichter	348
Kuniz, Hans: Wildenberg, die Grafsburg im Odenwald	377
Leers, Johann von: Das alte Wissen und der neue Glaube	94
Linden, Dr. Walther: Geschichte der deutschen Literatur	379
— Luthers Kampfschriften gegen das Judentum	95

Germanien

Lothar, Helmut: Die Christusauffassung der Germanen	Seite 318
Meher, Herbert: Das Handgemal	125
Much, Rudolf: Die Germania des Tacitus	221
Rind, Martin: Götter und Jenseitsglaube der Germanen	347
Orend, Misch: Siebenbürger Sachsen	379
Oschilewski, Walter: Der Buchdrucker	253
Pfeffer, E. A.: Venus und Maria, eine Eichendorff-Studie	94
Philipp, Dr. Hans: Tacitus, Germania	349
Rasch, J.: Niederländische Folklore	253
Reche, Otto: Wolkmanns Werke	95
— Wolkmanns Werke	124
Reiß, Bernhard: Numenkunde	160
Schellerna, Frederik Adama van: Die Kunst unserer Vorzeit	253
Schilling, Heinar: Das politische Weltbild	378
— Germanische Frauen	378
— Germanische Führerköpfe	378
— Gaitthabu	378
Schlesien	348
Schmid-Noerr, Friedrich Alfred: Unserer guten Frauen Einzug	61
Schöll, Hans Christoph: Die drei Ewigen	61
Schreyer, Lothar: Sinnbilder deutscher Volkskunst	317
Schröder, Hans Eggert: Die Urreligion der Germanen	318
— Nietzsche und das Christentum	159
Schwerin, Claudius von: Germanische Rechtsgeschichte	126
Sohnrey, Heinrich: Die Sollinger, eine Volkskunde des Sollinger Waldgebietes	349
— Tschiff, tschaff, toho! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde	349
Spamer, Adolf: Deutsche Fastnachtsbräuche	253
Stapel, Parzival	376
Strzygowski, Josef: Aufgang des Nordens	221
Süßfand, Peter: Germanisches Leben im Spiegel altnordischer Dichtung	287
Tiede, Klaus: Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau	349
Tiele, E. Otto: Sinnbild und Brauchtum	376
Tögel, Hermann: Der Werdegang der christlichen Religion	222
Wilmars: Geschichte der deutschen Nationalliteratur	348
Wogt, Dr. Walter Heinrich: Altnorwegens Urfehdebann und der Geleitschwur	125
Wolk erzählt	377
Wries, Jan de: Altgermanische Religionsgeschichte, Bd. I	223
— Bd. II	377
Weigel, Karl Theodor: Numen und Sinnbilder	318
Wohlshäupter, Eugen: Altspanisch-gotische Rechte	125
— Gesetze der Westgoten	125
Wolfram, Richard: Schwerttanz und Männerbund	222

Zeitschriftenschau

(Seite 31, 122, 154, 189, 223, 255, 287, 319, 349, 381)

Vereinsnachrichten und Mitteilungen

(Seite 96, 127, 160, 221, 256, 352, 384)

Arbeitstagung der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe“	384
Frühgermanische Wehrhaftigkeit	352
Herkunft und Sinn des Lichterbaums	96
Keltische Studien	221
Prof. Wilhelm Leudts Vortrag in Wien	160
Tagungsordnung der 10. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.	127
10. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.	96
II. Nordischer wissenschaftlicher Kongress „Tracht und Schmuck“	256



Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes e. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Bläßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

9. Jahrgang, Heft 1

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Das verschüttete Erbe	1	Das Nähererleben ferner Vergangenheit. Von Prof. Dr. Schmidt	19
Die Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte. Von Wilhelm Teudt	4	Germanenkunde und ihr tieferer Sinn. Von Edmund Riß	26
Der Königsstuhl zu Rheine und seine Verwandtschaft. Von H. A. Priebe, Koblenz. 10		Die Bücherwaage	29
Eine Urkunde zum Weihnachtsbaum im Jahre 1184. Von J. D. Bläßmann	16	Zeitschriftenchau	31

Das Umschlagbild zeigt: Neujahrfeier am altdeutschen Herde. Das Feuer, das zum neuen Jahr entzündet wurde, ist ein Sinnbild des mit dem neuen Jahr kommenden neuen Lebens, das alle Sippenangehörigen umschließt. Deshalb trank man in dieser Zeit auch die „Nimm“ (das liebende Gedenken) der Toten; über dem heiligen Feuer wurde das „Zulbrot“ gebacken, dessen Formen und Sinngehalt noch in unserem Neujahrskuchen fortleben.

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Bläßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12 zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Januar

Heft 1

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Das verschüttete Erbe

Es ist noch nicht allzulange her, da glaubte eine Anzahl von Gelehrten sich mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit wenden zu müssen, in dem gefordert wurde, unser „antikes und christliches Erbe“ müsse gegen den „heidnischen Nationalismus“ geschützt werden. Noch kürzlich hat ein bekannter Dichter sein Bekenntnis zum humanistischen Gymnasium damit begründen zu müssen geglaubt, daß diese Schulart die Hüterin unseres für alle Zeiten maßgeblichen antiken und christlichen Bildungsideals sei.

Leider ist es ja so, daß der Deutsche sich oft am erbittertesten für ein Ideal geschlagen hat, das nicht von ihm stammte. Und die Zahl der Deutschen, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit den Gedankengängen der obengenannten Professoren und Dichter folgen, ist immer noch sehr groß. Die Widersprüche, die darin liegen, werden ihnen nicht bewußt, da jene Spaltung des Bewußtseins, aus der man das eigene Volkstum von außen her sieht, das fremde Ideal aber zum eigenen Denkinhalt macht, bei uns schon ein Bestandteil der schulmäßigen Denkbildung geworden ist. Darum merkt man nicht den Widerspruch, wenn man von einem „Erbe“ spricht, das uns nicht etwa, wie jedes andere Erbe, von den Vätern überkommen ist, das vielmehr als ein einmaliges, mehr oder weniger widerwillig angenommenes Geschenk in Papier und Druckerfchwärze von Schule zu Schule weitergegeben worden ist. Man scheint auch nicht den tiefsten Widerspruch zu bemerken, der darin liegt, Antike und Christentum in einem Atem zu nennen und so zu tun, als ob es sich um verwandte und aus einer Wurzel entsprossene Welten handelte. Diese angebliche Gleichartigkeit ist von keinem schärfer abgelehnt worden als vom Christentum selbst, das den leibeseindlichen, vom Geiste der Askese durchglühten und von der Welt der sinnfälligen Erscheinungen abgewandten „Heiligen“ als extremes Gegenbild dem „guten und schönen“ Idealbild des Griechen entgegensetzte. Und diese Ablehnung ist bis heute unverändert, denn sie entspricht innersten Wesensgegensätzen.

Sollen wir nun Ideale, die einander aufs äußerste widerstreiten, unbesehen als angeblich heiliges „Erbe“ hinnehmen; und nicht nur das: sollen wir darüber das, was auf unserem eigenen Acker gewachsen ist, verschmähen, zurückstellen oder zum mindesten als

nicht vorhanden betrachten? Ist unser „heidnischer Nationalismus“ etwas, was jener „christlich-antiken“ Welt widerstreitet, wie der Bolschewismus dem europäischen Wesen widerstreitet? Wer so denkt, der begeht überhaupt einen Denkfehler, der ihn immer wieder zu schiefer Beurteilung und zu einer grundsätzlichen Verkennung des Wesentlichen zwingt. Er stellt sich unter „Kultur“ und Gesittung ein Ding an sich vor, eine Summe von Vorstellungen, von Erkenntnissen und Gebilden, die man in einen Sack stecken und zu allen Ländern und Völkern verfrachten kann. Als ein übertragbares, das beliebig vom einen auf den anderen übertragen werden kann, ohne daß die Eigenart des Empfangenden dabei eine wesentliche Rolle spielt. Im Grunde ist das jener Kulturoptimismus, der zu der heutigen Katastrophe des gesamten europäischen Imperialismus geführt hat, aber auch zu der inneren Krise des europäischen Gedankens selbst. Er wurzelt in der französischen Vorstellung von 1789; der Vorstellung, man könne Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit Zwang und Gewalt ohne Rücksicht auf Völker und Länder über die ganze Welt verbreiten.

Die folgerichtigste Weiterentwicklung dieses Gedankens ist die Arbeit der Komintern, die genau wie die Jakobiner von ehemals alle möglichen Waffen in ihre Berechnung stellt: von der heimlichen Wühlerei bis zum offenen Überfall durch Panzerwagen und zur gewaltsamen Besetzung der zu „befehlenden“ Länder. Der Grundgedanke, der sie mit dem bisherigen europäischen Kulturimperialismus verbindet, ist der, man könne die Bestände irgendeiner „Kultur“ oder „Zivilisation“ (gerade in den westlichen, am meisten christlich und antik beeinflussten Ländern unterscheiden sich diese Begriffe nicht) nach dem Grundsatz der Gleichheit an alle Menschen der Erde verteilen. In der Grundauffassung und der Methode ist es kein wesentlicher Unterschied, ob ein angelsächsischer Missionar im Inneren Chinas Bibeln vertreibt, oder ob in derselben Gegend ein bolschewistischer Sendling das Evangelium des Mardochai-Marx verkündet. Nicht als ob die Bibel an sich mit der Lehre des Marx verglichen werden sollte — das Entsprechende liegt darin, daß ein ausgedachtes Programm als Allheilmittel vertrieben wird, nach dem Grundsatz „Jedem das Gleiche“. Wobei es freilich Sache der Taktik im einzelnen ist, dieses Gleiche dem einzelnen mehr oder weniger geschickt als das ihm Gemäße darzustellen.

Wer heute dazu berufen ist, ehrwürdige und heilige Güter des deutschen Volkes mitzuverwalten, der ist auch dazu berufen, mit ganzer Seele und Gewissenhaftigkeit diese Güter so zu pflegen und einzusetzen, daß sie als wahres Erbe der Väter den Enkeln wiedergegeben werden. Die seelische Not ist wahrhaftig groß genug geworden. Denn was ist der Bolschewismus anderes, als der Beweis dafür, daß das, was man als unser „christliches und antikes Erbe“ bezeichnet, am Ende seiner Wirksamkeit angelangt ist; daß es zwar als Begriff noch vorhanden ist, aber seinen Wert als Substanz und als wirkendes Wesen verloren hat? Weder eine bestimmte Schulart, noch viel weitergreifende Wiederbelebungsversuche können diese Tatsache aus der Welt schaffen. Wenn wir nach Rußland, nach Spanien, aber auch in andere Länder schauen, so drängt sich uns die zwingende Schlussfolgerung auf: hier hat das Chaos gesiegt, weil eine seelische Substanz erschöpft gewesen ist; eine Substanz, die unabhängig ist von äußeren Formen und Organisationen, in denen sie sich bisher scheinbar offenbart hat.

Wer nicht zwei Jahrtausende überschauen kann, der wird auch nicht bis zu den Wurzeln der seelischen Not vordringen, in der die Gegenwart lebt. Es ist zwecklos, zu sagen: werdet wieder so, wie eure Vorfahren vor hundert Jahren waren, so wird eure Not gestillt sein. Was damals noch Inhalt war, das ist heute eben nur noch Form; niemals aber wird man über die Form den Inhalt wiedergewinnen. Wenn also die großen Ordnungen, die früher das Leben bestimmt und ihm einen Inhalt gegeben haben, das heute nicht mehr können — und daß ihnen das einem großen Teile der Menschheit gegenüber nicht mehr möglich ist, wird keiner leugnen —, so müssen sie selbst einen Substanzverlust erlitten haben, der entscheidend ist und der sie unfähig macht, von dieser Substanz etwas

abzugeben oder zu vermitteln. Sollen wir nun darauf warten, bis diese Ordnungen vielleicht einen neuen Inhalt gewinnen, der es ihnen gestattet, das Vakuum wieder auszufüllen, in welches die Verneinung schlechthin, die wir Bolschewismus nennen, eingebrochen ist? Oder sollen wir uns nicht selbst darauf besinnen, was diese Substanz gewesen ist; und sollen wir nicht selbst versuchen, aus eigener Kraft dies unser Seelenerbe wiederzufinden — auf die Gefahr hin, daß wir es im eigenen Boden finden?

Weil wir uns hierfür entschieden haben, darum treiben wir Germanenkunde — Germanenkunde nicht als einen Zweig der Wissenschaft wie jeder andere, sondern als eine viel ernstere und heiligere Aufgabe. Es mag Ordnungen und Hierarchien geben, die diese Aufgabe, unseren Seelen einen Inhalt zu geben, als ihr ausschließliches Recht in Anspruch nehmen. Wir können aber nicht darauf warten, bis sie sich dieser Aufgabe vielleicht einmal wieder gewachsen zeigen werden. Ehe wir das Verderben weiter fortschreiten lassen, müssen wir unser eigenes Erbe wiederfinden, denn wir können nicht warten, bis uns irgendein fremder Heilbringer zu Hilfe kommt.

Wir kennen in der Geschichte keine andere Zeit, in der ein solches seelisches Vakuum eingetreten wäre, wie es die heutige Zeit in riesigen Gebieten der Erde erschreckend zutage treten läßt. Wir wissen aber auch, daß es für die Seelen keine größere Gefahr gibt, als wenn ein Glaube totgeschlagen ist und nichts da ist, was an seine Stelle treten könnte. Es ist überhaupt unmöglich, einen gewachsenen Glauben totzuschlagen und durch einen anderen zu ersetzen, ohne die eigentliche Substanz zu vernichten und ein Chaos eintreten zu lassen, in dem nur noch der seelenlose Bolschewismus einen Boden findet. Wo je ein lebendiger Glaube durch einen anderen abgelöst worden ist, da muß die Substanz, die eigentlich wirksame Grundhaltung der Seele, die gleiche geblieben sein — überlagert und in ihren Äußerungen vielleicht verbogen, aber doch immer noch den Gesetzen der Seele entsprechend, von der sie einen untrennbaren Grundbestandteil bildet. Hätten die christlichen Sendboten in Germanien vor 1000 Jahren nicht dieses Gesetz schließlich stillschweigend anerkannt, so wäre niemals ein „christliches Mittelalter“ gekommen. Der absolute seelische Verfall, der Bolschewismus, wäre schon damals eingetreten.

Die „Befehrung“ ist einen anderen Weg gegangen. Nach einigen vergeblichen Versuchen anderer Art hat sie sich etwa vom Jahre 1000 an darauf eingestellt, sich das unzerstörbare Seelengut der Germanen innerlich anzueignen, es in andere Formen zu gießen, ihm hier und da einen anderen Ausdruck und eine andere Ausdeutung zu geben, es aber im Wesen doch unverändert zu lassen. Das war nicht etwa Weitherzigkeit oder weise Selbstbeschränkung, sondern unumgängliche Taktik, ohne die es niemals einen gotischen Dom und niemals eine deutsche Mystik gegeben hätte; Erscheinungen, die man heute als schlechthin kennzeichnend für das „christliche Mittelalter“ ansieht. Und wo wir auch die wahren Wurzeln des mittelalterlichen Lebens aufdecken, soweit es uns überhaupt als deutsch erscheint, da stoßen wir auf diese germanische Substanz. Wir finden sie in dem von der Kirche übernommenen Brauchtum; wir finden sie aber als lebendigen Beweis für die germanische Substanz dieses Brauchtums in dem nichtkirchlichen Volksbrauch, der die eigentliche „weltanschauliche Geschlossenheit“ des deutschen Mittelalters ausmacht; eine Geschlossenheit, die dauerhafter und echter war, als die dogmatische Fassade, die schon nach wenigen Jahrhunderten auseinanderfiel.

Diese germanische Substanz war es, die dem Mittelalter in den von der germanischen Völkerwanderung begründeten Staaten seinen seelischen Inhalt gab, und die es zu Werken aufrief, die wir mit Recht auch für uns als unvergängliche Werte empfinden. Dies Mittelalter aber ist zerbrochen — zerbrochen an der inneren Unvereinbarkeit der Welten, die hier durch Schwert oder Seelenbeeinflussung zusammengezwungen worden waren. Was wir als das „christlich-germanische Mittelalter“ zu bezeichnen pflegen, das hat seine Wirksamkeit eingebüßt, weil in tausend Jahren seine seelische Substanz ver-

braucht ist. Und es ist ein Wahn, zu glauben, durch die Wiedererweckung der Form könnten wir einen beseelten Inhalt wiedergewinnen. Denn wer glaubt noch ernsthaft daran, die enge Verbindung etwa von Kaisertum und Papsttum ließe sich neu beleben, nachdem diese in sich unmögliche Verbindung unter Strömen deutschen Blutes im Mittelalter geplatzt ist und Klüfte aufgerissen hat, die vorher nicht vorhanden waren?

Rückkehr zu früheren Formen hat noch niemals etwas Lebendiges geschaffen. Für uns geht es darum, die Substanz, den ewigen Urgrund wiederzugewinnen, der innerhalb der heutigen Formen verbraucht ist, um den Zusammenhang mit dem Ewigen wiederzugewinnen. Dieser ewige Urgrund hat in unserem Volkstum weitergelebt und weitergewirkt, unbeschadet der Hierarchien und Systeme, die sich über ihm emporgetürmt und von seiner Substanz gezehrt haben. Weil wir zu ihm zurück wollen; weil wir in ihm den wahren Urquell des Göttlichen erkannt haben, darum treiben wir Germanenfunde. Wir wissen auch, daß viele Tausende von echten Deutschen, die innerlich mit diesem Urgrund verbunden sind, an den alten Formen festhalten, weil sie in ihnen die Substanz selbst zu besitzen glauben. Sie mögen getrost sein, denn sie werden nichts verlieren, sondern alles gewinnen, wenn sie mit uns gehen. Sie haben nichts zu schaffen mit jenen böswilligen und hinterhältigen Toren, die das alberne Wort vom „Wotanskult“ erfunden haben, weil sie nichts anderes zu denken vermögen, als inhaltslose und unlebendige Formen.

Wir aber wollen zurück zu unserem ewigen Grunde, in dem Gott uns das Licht entzündet hat, das uns auf unserem Wege erleuchten wird. Wir werden ihn bei den Ahnen finden, denn wir sind eines Geistes mit denen, die mit uns gleichen Blutes waren.

Für unser deutsch-germanisches Erbe!

Mit dieser Losung schreiten wir in ein neues Jahr.

Platzmann.

Die Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte

Von Wilhelm Teudt

Es gibt nur eine Stimme der Zustimmung dazu, daß der Leiter des „Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte“ eine Aussprache zur Neubenennung und Neugliederung der Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte auf die Tagesordnung der Reichstagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Ulm vom 17. bis 25. Oktober 1936 gesetzt hat. Hoffentlich ist damit die notwendige Überprüfung aller, auch der steinzeitlichen und sonstigen Sachausdrücke eingeleitet. Dem über die Sache weniger unterrichteten Leser will ich zunächst mit einigen Sätzen die Lage darzustellen versuchen.

Die Vorgeschichte ist die jüngste unserer Wissenschaften. Abgesehen von den Vorstößen einzelner weitschauender Männer der Germaniker (Romantiker)-Zeit und der Gebrüder Grimm, haben erst die fünfzig Jahre von Karl Müllenhoff (um 1870) bis Rosinna (um 1920) die Entwicklung der Vorgeschichte aus den Irrtümern, unzulänglichen wissenschaftlichen Methoden und hemmenden Geistesströmungen der vorangehenden und umgebenden Zeiten gebracht. Nach wie vor trat man mit falschen Voraussetzungen und Fragestellungen, die in der mittelalterlichen Weltanschauung wurzelten, an die vorgeschichtlichen Aufgaben heran. Nur unter dem mitleidigen Lächeln der Vertreter des Zeitgeistes konnte sich die Anerkennung einer nicht aus dem Osten und Süden gekommenen, ureigenen Kultur der Germanen langsam durchsetzen. Die Ehrenrettung der germanischen Kultur und das hohe Ansehen der germanischen Vorgeschichte in unseren Tagen verdanken wir erst den sich häufenden Spatenerfolgen mit bahnbrechenden Fortschritten, wie sie beispielsweise der Eberswalder Goldfund für die Beurteilung des germanischen Kunstgewerbes gebracht hat, und den bestätigenden Ergebnissen der Forschungsarbeit auf allen zugehörigen Wissensgebieten, verbunden mit den tiefgreifenden Erkenntnissen der Vererbungs- und Rassenlehre,

die keinen Raum mehr für die Verachtung der Geistes- und Gemütsgaben unserer Vorfahren ließen, sowie schließlich der politischen inneren und äußeren Erhebung unseres Volkes im Dritten Reiche.

Damit ist aber nun auch die hohe Zeit für eine Reform der Sachausdrücke gekommen, die sich, noch immer belastet mit der unzulänglichen Erkenntnis und der unbölkischen Denkmäße, bis auf uns erhalten haben. Darum ergab sich für mich die Notwendigkeit einer solchen Reform auch als einer der ersten Gegenstände der Beratung mit dem Vorsitzenden des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, Professor Reinerth.

Wenngleich in einer Versammlung von Sachkennern aus Beruf oder Neigung jeder z. B. unter „Latenezeit“ eine bloße Zeitbestimmung, nicht aber schlechthin eine Fremdkultur versteht, oder bei „merovingisch“ nicht an den Ursprung eines Fundstückes aus dem Gefolgsreife der bereits verrömernten westfränkischen Königsgelechter denkt, so sollte man sich doch nicht der Täuschung hingeben, als ob nicht der überwiegende Teil aller Deutschen in solchen groben Irrtümern geführt und durch jedesmaligen Gebrauch darin gestärkt würde, wenn er nicht gleichzeitig in umständlicher Weise über die Bedeutung aufgeklärt wird. Ebenso ist „fränkisch“ in der Mehrzahl der Gebrauchsfälle irreführend, weil es in mehrfacher bölkischer und zeitlicher Sinne verstanden werden kann. Zwar nicht irreführend, aber unwürdig im bölkischen Empfinden ist der Ausdruck „römische Kaiserzeit“ für einen Zeitraum germanischer Geschichte.

Als vor etwa zehn Jahren spät, aber nicht ohne nützliche Vorbereitung und auch mit bewußten Zielen mir die germanische Vorgeschichte zum Studium, zur Aufgabe und damit auch zum Lehrgegenstand wurde, erwachte sofort das Bedürfnis nach einer angemessenen Sachsprache so stark, daß es bereits in der ersten Auflage der „Germanischen Heiligtümer“ (1929) durch kritische Bemerkungen zum Ausdruck kam. Ich habe in den folgenden Ausgaben des Buches dem damals Gesagten seine unverminderte Gültigkeit gelassen und gelegentlich der Deynhäuser Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte 1932 den positiven Vorschlag einer germanischen Benennung sämtlicher Kulturstufen unserer Vorfahren gemacht in der Fassung, wie sie der Ulmer Versammlung vorgelegen und wenigstens im Grundgedanken auch Annahme gefunden hat.

Sie lautet zuzüglich der in der Ulmer Aufstellung fehlenden ersten Zeitstufe wie folgt:

Steinzeit—3000 vorgermanisch
3000—2000 urgermanisch
2000— 700 frühgermanisch
700— 0 altgermanisch
0— 400 (hoch) germanisch
400— 800 spätgermanisch
seit 800 nachgermanisch.

Daß nunmehr Prof. Reinerth die zwischen uns grundsätzlich vereinbarte Reform der Sachausdrücke zur Verhandlung gestellt hat und daß bereits auf Antrag von Ministerpräsident Mlagges auch ein Beschluß gefaßt wurde, ist erfreulich. Es ist aber gut, daß der Beschluß über ein so weitreichendes und tiefgreifendes Thema von vornherein als verbesserungsfähig in Einzelheiten erklärt worden ist. Denn es war ja unmöglich, daß in einer einmaligen und erstmaligen Verhandlung vor einer großen Versammlung bereits alle wissenschaftlichen Rücksichten und Gesichtspunkte mit dem notwendigen Austausch und Ausgleich der berechtigten Meinungen sorgfältig genug zur Geltung gebracht werden konnten und daß ein bis ins einzelne bindender Entschluß gefaßt wurde. Ein Referat über meine Anregung ist mir nicht zugefallen, und da ich auch an der Besprechung nicht teilnehmen konnte, so will ich mich an dieser Stelle zu einigen Punkten der Neugliederung, wie sie aus der Ulmer Beratung hervorgegangen ist, äußern.

Die Aufgabe mußte in Angriff genommen werden, so schwierig es auch sein mochte, für

alle einzelnen Zeitstufen ganz entsprechende Namen zu finden, es war auch von vornherein nicht zu erwarten, daß ein Gesamtvorschlag gemacht würde, der allen genehm wäre. Angesichts der Verschiedenheit der Anschauungen handelt es sich um einen Vergleich, um ein Kompromiß, bei dem auf allen Seiten nachgegeben werden muß, wenn etwas Gemeinsames zustande kommen soll. Darauf kommt es an, wenn auch nur ein Verstehen des vorgeschichtlichen Schrifttums erreicht werden soll.

Außer meinem, den Lesern „Germaniens“ seit langem bekannten obigen Vorschlage stand eine Neugliederung von Prof. Matthes und Dr. Petersen zur Beratung.

Petersen läßt die Vorgeschichtsgliederung erst mit 1800 v. Ziv. beginnen, nennt die Jahrhunderte bis 500 v. Ziv. ältere, mittlere und jüngere Landnahmezeit und teilt, je für ein Jahrhundert, den auf 800 v. Ziv. folgenden Stufen bis ins hohe Mittelalter hinein (1200 n. Ziv.) geschichtliche Namen zu, und zwar zuerst nach hervortretenden Völkern oder Stämmen von den Kelten bis zu den Bayern, dann nach den Herrschergeschlechtern von den Merowingern bis zu den Staufern.

Diese Namengebung liefert wohl ein anregendes Bild der ganzen Germanengeschichte, hat jedoch zuviel Unebenheiten in einzelnen in sich. Es würde auch Unbehagen erwecken, wenn z. B. ein ostfriesisches Grab des 6. Jahrhunderts als „bayerzeitlich“ ausgezeichnet werden müßte. Eine allgemeine Annahme konnte diese Namengebung daher nicht erwarten, weil die Praxis wahrscheinlich einer farblosen, neutralen Zeitschablone, etwa den bloßen Jahrhundertzahlen, den Vorzug geben wird vor einer Stufenbenennung, die sachlich als nicht ganz zutreffend anmutet, selbst wenn sie rein formlich zu verstehen ist. Außerdem geschieht die Heraushebung eines Stammes für einen geschichtlichen Zeitraum immer auf Kosten des Ruhmes der übrigen nicht genannten Stämme, die höchstwahrscheinlich dem genannten an Inhalt und Höhe des Kulturlebens keineswegs nachstanden, von deren politischer Bedeutung wir aber — vielleicht nur zufällig — nichts wissen.

Unertürlich würde eine neue Auflage und Bestätigung so schlimmer bisheriger Sachausdrücke wie merowingisch sein. Hat sich der ganze Norden und Osten Deutschlands bisher vergeblich gegen „merowingisch“ empört? Noch ein anderer Gesichtspunkt: als ob die napoleonische Oberhoheit in West- und Süddeutschland mit ihrem weitaus stärkeren Kultureinfluß, als die Merowinger je auf die von ihnen zeitweise beherrschten Teile Germaniens gehabt haben, dazu berechtigte, der gesamten deutschen Entwicklungsgeschichte das Kennwort „französische Zeit“ einzuschwärzen!

Die Merowinger waren mit ihrem ganzen westfränkischen Volke ein bereits gallisch und römisch verseuchtes Geschlecht, welches nach heutigen Begriffen nach Rasse, Sprache und sonstiger Kultur keineswegs mehr als ein germanisches anerkannt werden kann.

Die Annahme der vorgeschlagenen Benennung dreier Jahrhunderte (von 500 bis 200 v. Ziv.) der Vorgeschichte Germaniens als ältere, mittlere und jüngere Keltenzeit würde ebenfalls für uns „Freunde germanischer Vorgeschichte“ nicht annehmbar gewesen sein, sowohl weil — abgesehen von einem etwaigen vorgermanischen Keltendurchzuge — das ganze Norddeutschland mit den Kelten nichts oder fast nichts zu tun hat, als auch weil sich für das übrige Germanien die Keltentheorie im schnellen Abbruch befindet. Das ist gerade auch in Ulm zum stärksten Ausdruck gelangt.

Die Reform der Sachausdrücke muß sich in jeder Beziehung vor einer voreiligen Festlegung auf wissenschaftliche Lehren hüten, die irgendwie dem Fortschritt der Wissenschaft ausgeht. Eben aus diesem Grunde kann ich mich auch nicht mit der völligen Ausschaltung der von mir als urgermanisch und vorgermanisch genannten Zeitspannen vor 2000, die in dem in Ulm angenommenen Matthes'schen Plan belassen ist, einverstanden erklären.

Prof. Matthes hat in Heft 3/1936 der „Mannus“-Zeitschrift einen sehr eingehenden, wertvollen Artikel zur Einführung in die Reform-Aufgabe geliefert. Seinen Ausführungen kann in weitgehendem Maße zugestimmt werden, wenn auch in einigen nicht unwichtigen

Punkten eine volle Übereinstimmung noch nicht vorhanden ist. Seine Teilung der ganzen germanischen Vorgeschichte in zwei Hälften von je 1500 Jahren ist schwer einleuchtend. Sein Unterscheidungsgrundsatz, nämlich die unvollendete Landnahme auf dem Boden Germaniens in der älteren Hälfte und der wesentlich vollendete Besitz Germaniens in der jüngeren Hälfte von 500 v. Ziv. bis zum Schluß muß als bestrittbar angesehen werden. Immerhin ist dieses Teilungsprinzip richtiger als die Teilung nach dem Material der wichtigsten Gebrauchsgegenstände — Bronzezeit und Eisenzeit. Als einen Fehler sehe ich es an, daß die Steinzeit vor 2000 gar nicht in die Neugliederung einbegriffen ist, obwohl eine Germanenbenennung der regelrechten Väter der nachherigen Germanen, die doch nicht gefehlt haben, bis wenigstens zurück an die Grenze der mittleren Steinzeit als Urgermanen und noch weiter zurück als Vorgermanen keine unüberwindlichen Bedenken erweckt, jedenfalls aber nicht geschadet hätte, zumal wir ja in dem Worte „indogermanisch“ auf sprachlichem Gebiete bereits einen Sachausdruck haben, durch den wir bei unseren vorgeschichtlichen Germanenstudien immer wieder in die Tiefen des Steinzeitalters hineingeführt werden.

Wir verkennen die Gründe nicht, die Prof. Matthes und Dr. Petersen dazu geführt haben, die regelrechten Väter der ältesten Urgermanen aus ihrem Plan ganz auszuschließen, obgleich die von der gegenwärtigen Wissenschaft anerkannten Vorfahren (Tiefstichleramiker und Schnurkeramiker) zusammengekommen nicht mehr fremdartige Blutbestandteile hatten als ihre Söhne und Enkel. Aber es muß doch überaus bedenklich erscheinen, die germanische Vorgeschichte in so schroffer Weise mit der absoluten Jahreszahl 2000, auch wenn sie noch so weitherzig aufgefaßt wird, abriegeln zu wollen! Die Fortschritte der Wissenschaft sind unübersehbar. Wir selbst haben genug erlebt, was uns zur Vorsicht mahnen muß. Dabei soll die große Bedeutung gerade des Zeitraums um 2000 aus einem anderen Grunde durchaus nicht übersehen werden, denn es kann mit recht großer Sicherheit als erwiesen angesehen werden, daß der Beginn der Ackerwirtschaft in der Germanenwelt und damit auch die beginnende Sesshaftigkeit spätestens in diese Zeitspanne fällt.

Es wird mir nicht an Zustimmung fehlen, wenn ich bitte, meinen diesbezüglichen, in der für Ulm gedruckten Nebeneinanderstellung leider nicht aufgeführten Vorschlag in die weiteren Erwägungen einzubeziehen.

Die bloße Zweiteilung der Gesamtzeit reicht für die praktische Arbeit der Vorgeschichtswissenschaft nicht aus. Darum bietet der Plan die Unterteilung in je einen älteren, mittleren und jüngeren Abschnitt, so daß man sich von vornherein mit den sechs von Matthes auf Seite 353 aufgeführten Abschnitten begnügen kann. Nach Abänderung der „Wanderzeit“ in „Großgermanenzeit“ lautet die in Ulm angenommene Neugliederung wie folgt:

2000—1500	Ältere Urgermanenzeit
1500—1000	Mittlere Urgermanenzeit
1000—500	Jüngere Urgermanenzeit
500—0	Ältere Großgermanenzeit
0—500	Mittlere Großgermanenzeit
500—1000	Jüngere Großgermanenzeit.

Wenn man sich mit der von Matthes unternommenen Zweiteilung der Germanengeschichte unter dem Gesichtspunkte des Lebensraumes abzufinden entschließen kann und wenn für jede der beiden anderthalbtausendjährigen großen Geschichtshälften die Unterteilung mindestens in eine ältere, mittlere und jüngere Zeitspanne als eine sich von selbst darbietende Notwendigkeit vorliegt, so darf doch bei aller persönlichen Nachgiebigkeit die Wichtigkeit der Frage nach der praktischen Ausnahme und der voraussichtlichen Anwendung der Zeittafel nicht unerörtert bleiben.

Für mich ist es von vornherein ein Hauptgegenstand der Überlegung gewesen, auf welche Weise ein möglichst nur formaler, also keine sachliche Bindung mit sich bringender Rahmen

geboren werden könnte. Unter diesem Gesichtspunkte muß es begrüßt werden, daß in der Ulmer Versammlung die ansehnliche Benennung der zweiten Hälfte der Germanengeschichte als „Wanderzeit“ keine Annahme gefunden hat. Denn mit diesem Ausdruck würde unzweifelhaft die Bedeutung des Nomadentums verbunden werden, als ob die germanischen Stämme seit der Zeit um 500 v. Ziv. sich hauptsächlich, und zwar mit dem eigentlichen Hauptbestande ihres Volkstums in Bewegung befunden hätten auf der Suche nach neuen Wohnstätten. Daraus wäre dann mit Recht die Unmöglichkeit zu folgern, daß diese wandernden Stämme es hätten zu einem nennenswerten Kulturfortschritt bringen können. Daß dieses Wandern in weit geringerem Maße seitens der Stämme selbst stattgefunden hat, als man bisher annahm, und daß selbst der Ausdruck „Völkerwanderung“ für einen bestimmten engeren Zeitraum hinsichtlich der meisten germanischen Stämme verfehlt ist, wenn man an den Kern der Bevölkerung und nicht an den Bevölkerungsüberschuß denkt — das ist eine der bedeutsamsten Errungenschaften der neueren Forschung, gegen die auf keinen Fall durch einen wichtigen, umfassenden Sachausdruck ein Präjudiz, ein Vorurteil geschaffen werden durfte. Ich nehme an, daß dies auch der Grund der Ausmerzung des Ausdrucks „Wanderzeit“ durch die Ulmer Versammlung gewesen ist. Wir haben es hier mit einem der wichtigsten Gesichtspunkte bei der Beurteilung der Germanengeschichte zu tun. Ich hoffe, daß die von mir in dem Kapitel „Germanen in Germanien“ meines Buches dargelegten psychologischen und geschichtlichen Gründe in ihrer ganzen Schwere Beachtung finden werden. Es darf um so mehr gehofft werden, als auch durch den Spaten, wie aus den neuesten Veröffentlichungen von Prof. Stieren-Münster hervorgeht, die stärksten Beweise für die Richtigkeit dieser Auffassung, soweit die westlichen Stämme in Betracht kommen, zu Tage gefördert sind, während die Erforschung der Bauweise der östlichen Germanenstämme durch Dipl.-Ing. Franke-Merxleben („Ostgermanische Holzbaukultur“, W. G. Korn-Verlag, Breslau) eben dasselbe, nämlich die ununterbrochene Besiedlung durch dieselbe Bevölkerung, nachgewiesen hat. Damit werden unsere Anschauungen über die germanische Kulturentwicklung in ihren Grundlagen bis hin zu Sitte und Brauchtum, Sprache und Glauben, Blut und Wesen endlich in ein ruhiges Fahrwasser gelenkt.

Durch den Wegfall des Sachausdrucks „Wanderzeit“ ist demnach ein wesentlicher Einwand, der von unserer Detmolder Richtung gegen den Matthes'schen Stufenplan hätte erhoben werden müssen, beseitigt. Matthes gibt selbst zu, daß „Wanderzeit“ in Ermangelung eines besseren nur ein Verlegenheitsvorschlag gewesen ist, und hat sich am Suchen eines besseren beteiligt. Wenn hier durchaus ein Wort gefunden werden müßte, das den ganzen germanischen Zeitraum von 1500 Jahren seinem Wesen und Inhalt nach geschichtlich oder sonstwie gut zum Ausdruck bringt, dann hat auch die Ulmer Versammlung mit „großgermanisch“ versagt, weil seine Bedeutung nicht klar ist. Ebenso steht es freilich um meinen Vorschlag, „hochgermanisch“ für den 400jährigen Zeitabschnitt nach der durch die Abwehr Roms bestandenen Kraftprobe zu wählen, dem Matthes seine Kritik zuwendet. Statt „hochgermanisch“ will ich, natürlich nur für den genannten 400jährigen Abschnitt, hiermit lieber „vollgermanisch“ einsetzen. Denn jeder, der sich ein in jeder Beziehung, nämlich räumlich, völkisch, religiös, kulturell und sprachlich möglichst zutreffendes, weder eingegrenztes noch zerfließendes volles Bild von unserem Germanentum zwischen Rhein und Weichsel, Donau und Eider machen will, muß sich unbedingt aus diesem vollgermanischen Abschnitt die Antwort holen.

„Großgermanisch“ ist nicht falsch und kann angenommen werden. Aber in einem anderen Punkte, der uns „Freunden germanischer Vorgeschichte“ von ganz besonderer Wichtigkeit ist, darf unser entschiedener Einspruch nicht unterdrückt werden. Es handelt sich um die Einbeziehung der beiden Jahrhunderte von 800—1000 n. Ziv. in die großgermanische Zeit als Abschluß, anstatt sie, wie ich noch immer vorschlage, als „nachgermanische“ Zeit zu bezeichnen.

Prof. Matthes hat in seinem Artikel selbst mit trefflichen Worten auf die Wirkung der Geschehnisse in der Regierungszeit Karls und seiner Nachfolger hingewiesen und sie als das eigentliche Ende der germanischen Vergangenheit unseres Volkes auf dem Boden Germaniens und seiner Bevölkerung, in der wir unsere Ahnen erblicken, gezeigt. Sie sind für unsere Vorgeschichte, ihre Darstellung und ihre Sachausdrücke maßgeblich. Daß das Ende der germanischen Zeit für die nordischen Länder um 200 Jahre später angelegt werden muß, kann uns in diesem Grundsatz nicht irremachen, zumal in allen Fällen, wenn es sich als nötig erweist, ohne Schwierigkeit und Schaden auf diesen Unterschied hingewiesen werden kann.

Der Kulturbruch um 800, d. h. der Abschluß unseres germanischen Altertums und der Beginn der neuen deutschen Kulturentwicklung des Mittelalters auf dem Boden Germaniens geschah

auf politischem Gebiet: durch Unterjochung des letzten widerstandsfähigsten germanischen Stammes der Sachsen und der dadurch ermöglichten gänzlichen Unterwerfung der Thüringer, Alemannen und Bayern durch Karl und Einverleibung aller in ein römisches Kaiserreich deutscher Nation,

auf religiösem Gebiet: durch Zerstörung der Heiligtümer des alten germanischen Glaubens, Verbot des alten Kultes und durch zwangsweise Einführung eines neuen Glaubens mit römisch geprägten Gebräuchen und sittlichen Auffassungen,

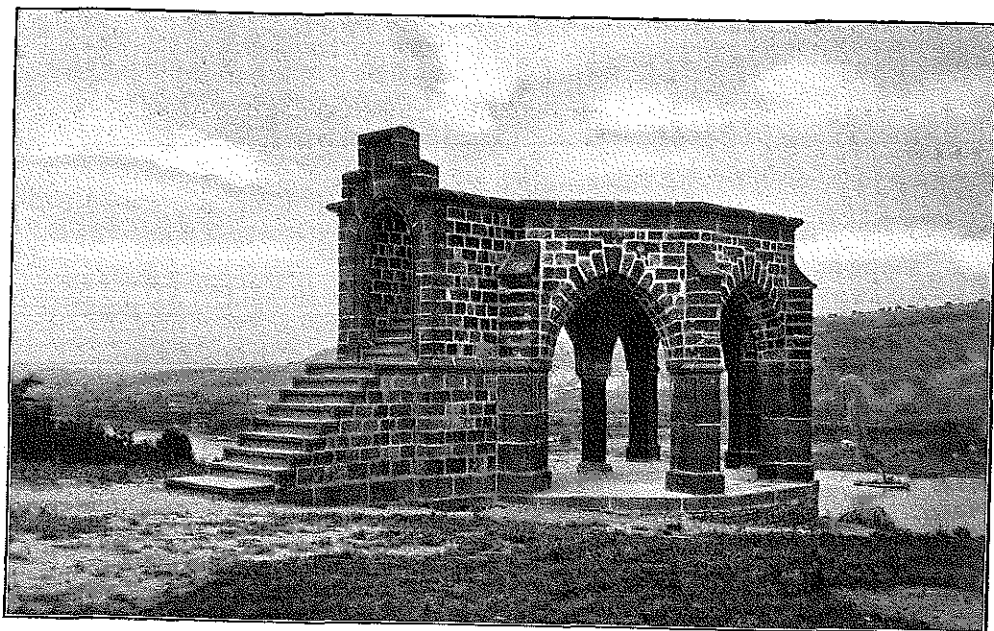
auf kulturellem Gebiet: durch Zerstörung der germanischen Grundlagen des Rechts, des sozialen Lebens und der Besitzverhältnisse sowie Beseitigung germanischen Weistums und Schrifttums, — das alles unter möglichst gleichzeitigem Ersatz durch römisch-vestfränkisches Kulturwesen.

Eine solche politische, religiöse, soziale und kulturelle, zu einem Teil gewaltmäÙige und überstürzt durchgeführte, schnell alle germanischen Stämme erfassende Umwälzung muß unbedingt als Begründung des Abschlusses der germanischen Vorgeschichte unseres Volkes ausreichen. Ein scharfer Trennungsstrich zwischen zwei geschichtlichen Zeitstufen, als dieser, ist überhaupt kaum ausdenkbar!

In der Überzeugung, daß ein wesentlicher Unterschied in der sachlichen Beurteilung zwischen denen, die an einer Neugliederung dieser Vorgeschichte Belang haben, nicht besteht, und daß die formliche Seite einer Abänderung des in Ulm zunächst angenommenen Zeitstufenplans für den Reichsbund und seinen Vorsitzenden, Professor Reinerth, keine unüberwindbare Schwierigkeit bedeutet, ist dieser Aufsatz geschrieben. Der Verfasser bittet um Überprüfung des Planes, vor allem in bezug auf seinen Anfang und Schluß.

Schließlich möchte ich mich noch mit Prof. Matthes über eine die Allgemeinheit angehende Ausdrucksweise auseinandersetzen. Nicht überzeugend ist für mich, daß „altgermanisch“ eine vorteilhafte Bezeichnung für das ganze germanische Altertum sei. Dadurch wird das wichtige Bewußtsein unterdrückt, daß die gesamte Vorgeschichte des deutschen Volkes eine germanische ist, bis mit dem Kulturbruch eben das deutsche, nicht mehr germanische Mittelalter beginnt.

Seitdem können wir uns „Germanen“ nur in einem wesentlich veränderten, lediglich auf die rassische Abstammung, nicht mehr auf die kulturelle Entwicklung bezüglichen Sinne nennen. Dadurch wird die praktisch durchaus brauchbare Möglichkeit gegeben, die Bezeichnung germanisch auf die ganze Vorgeschichte unseres Volkes und die Bezeichnung altgermanisch auf einen Abschnitt der Germanenentwicklung anzuwenden. Altgermanisch heißt am besten die Zeit, die vor den schon starken römischen Einflüssen von der Zeitwende an liegt. Es ist, glaube ich, kein Vorteil, daß in einer neuen Zeitentafel die sehr handliche Bezeichnung „altgermanisch“ für die Zeit vor den Römerkriegen unbrauchbar wird. Für mich und viele klingt das Wort „altgermanisch“, auf die ganze germanische Zeit angewandt, als Pleonasmus (doppeltgenährt).



Der Königsstuhl zu Rhense und seine Verwandtschaft

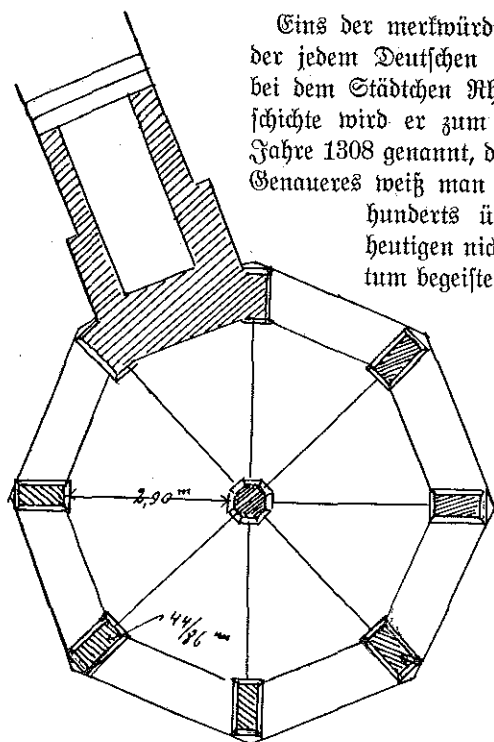
Von H. A. Prietze, Koblenz

Eins der merkwürdigsten und in seiner Art einziges Gebäude ist der jedem Deutschen aus dem Studentenlied bekannte Königsstuhl bei dem Städtchen Rhens unweit Koblenz am Rhein. In der Geschichte wird er zum erstenmal bei der Wahl Heinrichs VII. im Jahre 1308 genannt, doch scheint er in der Anlage schon älter zu sein. Genauer weiß man darüber nicht. Bilder des 17. und 18. Jahrhunderts überliefern seine ältere Gestalt, die von der heutigen nicht allzu verschieden ist. Der für deutsches Altertum begeisterte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen

hat ihn aus wenigen übriggebliebenen Trümmern unmittelbar am Rheinufer wieder errichten lassen. Seitdem hat er wiederholt vor Eisenbahn- und Straßenbauten seinen Platz räumen müssen und ist unlängst auf dem Hügel nördlich von Rhens wahrscheinlich auf seiner ältesten Stelle wieder aufgestellt worden.

Der Königsstuhl ist ein achteckiges Gebäude, das im wesentlichen aus einer etwa 4 Meter über dem Erdboden auf 9 Stützen ruhenden Plattform besteht. Die Einfassung der Plattform ist eine ringsum laufende Steinbank, zu der man auf einer Treppe hinaufsteigt.

Die Fragen, die jedem denkenden Be-



Grundriß des Königsstuhls zu Rhense

trachter bei diesem Bauwerk aufsteigen müssen, sind diese: Welchem praktischen Zweck hat dies merkwürdige Gebäude bei der Königswahl oder auch sonst gedient und warum hat man es gerade an diesem Punkt errichtet? Hat es irgendwelche Vorbilder in germanischem Brauchtum oder verdankt es nur einer einmaligen Laune seine Entstehung?

Es dürfte einleuchten, daß zur Zeit der Königswahl Heinrichs VII. der Ort des Königsstuhles schon eine ehrwürdige Vergangenheit gehabt hat. Wie wären die Kurfürsten sonst darauf gekommen, ihn dem viel bequemerem, nur eine Stunde entfernten Koblenz oder auch dem gegenüberliegenden mainzischen Hof Oberlahnstein vorzuziehen? Beide Orte, Koblenz sowohl wie Oberlahnstein, hatten auch ihre alte mit dem deutschen Königtum engverbundene Geschichte. Was hatte Rhens dagegen aufzuweisen? Man sagt, daß Rhens so gelegen sei, daß der Schall eines Hifthorns von dort aus in dem Gebiet der vier Rheinischen Kurfürsten zu hören gewesen sei. Rhens selbst war kölnisch. Dicht nördlich schloß sich trierisches Gebiet an, gegenüber lag das mainzische Oberlahnstein und südlich, in nicht allzu großer Entfernung, kurpfälzisches Gebiet. Aber diese Erklärung genügt wohl nicht ganz, denn dieselbe Begründung hätte man auch für die Wahl Oberlahnsteins heranziehen können, auf dessen Feldern zu anderer Zeit auch schon die Kurfürsten zusammengekommen sind.

Man wird also in der Annahme nicht fehlgehen, wenn man in Rhens eine ältere Versammlungsstätte rheinischer Gaue vermutet, die als solche vielleicht so alt ist wie die germanische Landnahme in diesen Gegenden überhaupt. Daß die Urkunden kein Zeugnis über die ältere Vergangenheit des Königsstuhles bringen, will nichts besagen. Dies Schicksal teilt der Königsstuhl mit vielen anderen alten Thingstätten. Der Ort liegt für eine Zusammenkunft rechts- und linksrheinischer Gaue nicht un bequem. Er kann vom Rheingau, den Hunsrückgau und dem rechtsrheinischen Engersgau und Unterlahngau gleichgut erreicht werden. Eine solche Verkehrslage, möglichst an dem Berührungspunkt mehrerer Gaue, ist ja allerdings auch Bedingung für unsere Annahme.

Es kommt nun weiter hinzu, daß man in alter Zeit außerordentlich hohen Wert darauf legte, einer Handlung durch Wahl des Ortes eine besondere Weihe zu geben. Die deutschen Könige mußten sich in Aachen krönen lassen, sie mußten die langobardische Königskrone sich in Monza aufs Haupt setzen, und Kaiser konnten sie nur in Rom werden. Sollte da die Wahl in Rhense nicht auch einen ehrwürdigen Klang wachrufen? Das Wort Königsstuhl selbst braucht allerdings mit einer Königswahl von Haus aus nichts zu tun zu haben. Mit Stuhl wird in Ortsnamen ein Richterstuhl bezeichnet, zum Beispiel Landstuhl, Dachstuhl, Rodenstuhl (der höchste Richterstuhl im alten Hessen). Ein Königsstuhl ist als Richterstuhl zu verstehen, der unter keinem anderen Herren als dem König selbst stand. So würden die Fehmstühle in Westfalen als Königsstühle bezeichnet werden können, da ihr Ansehen sich eben daher leitete, daß sie unmittelbar königliche Gerichte waren.

Was nun das Gebäude betrifft, das heute als Königsstuhl bezeichnet wird, so wird an ihm deutlich, daß es nicht für die Königswahl Heinrichs VII. errichtet sein kann. Die Ermordung König Albrechts fiel auf den 1. Mai, die Zusammenkunft der Fürsten in Rhens fand Ende Oktober statt. Selbst wenn Rhens als Zusammenkunftsort frühzeitig angefragt worden wäre, was wenig wahrscheinlich ist, so war die Zwischenzeit doch zu kurz, um in ihr einen Bau zu errichten, der eines Entwurfes und sorgfältiger Ausführung bedurfte. Die noch erhaltenen alten Steinhauerarbeiten sprechen gegen eine Ausführung des Baues in wenigen Monaten oder gar Wochen.

Danach müssen wir also schließen, daß der Königsstuhl für einen Dauerzweck zu anderer Zeit gebaut worden ist, und so bestätigt sich wohl die alte Nachricht, daß die rheinischen Fürsten hier seit alters zusammenzukommen pflegten, um wichtige Angelegenheiten zu beraten. Das besagt aber nichts anderes, als daß hier eine Thingstätte altgermanischen Rechtes war, eine freie königliche Thingstatt und damit neutraler Boden für die verschiedenen

Fürsten und Lehnsleute der dauernd in Fehde miteinander stehenden Herrschaftsgebiete. Daß Rhens in Beziehung zum Erzbistum Köln stand, hat damit nichts zu tun, der Königsstuhl konnte trotzdem unabhängig sein.

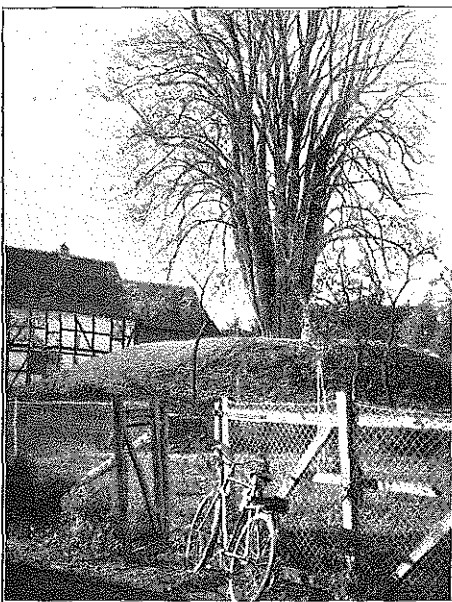
Was den Bau selbst (s. Abb.) betrifft, so ist nebenbei bemerkenswert, daß er in seinem Grundriß den Achteckstern verkörpert. Eine Säule in der Mitte und acht Stützen im Umkreis geben die heilige Neunzahl. Das wird kein Zufall, sondern bestimmt Absicht des mit dem Sinnbild vertrauten alten Architekten sein. Es ist ein heidnischer Bau, wie er sich für eine germanische Thingstatt geziemte.

Gehen wir also von der ziemlich gesicherten Annahme aus, daß der Königsstuhl Zubehör einer Thingstatt war, so ist sein Gebrauchszweck klar. Alle Thingversammlungen waren öffentlich und fanden unter freiem Himmel statt, wenigstens noch zur Zeit Heinrichs VII. Aus diesem Grunde mußte auf jedem Thingfeld auch ein Ort sein, wo sich die Führer, Schöffen und dergleichen ungestört beraten konnten, wo sie andererseits aber den Augen der Menge sichtbar blieben und bei Verkündung ihrer Entscheidungen einen bequemen Standort hatten. Alles dies gewährte der Königsstuhl von Rhense und noch etwas mehr. Denn bei starkem Regen gewährte er sogar noch Schutz für die vornehmen Herren, die sich dann in seinen Unterbau zurückziehen konnten.

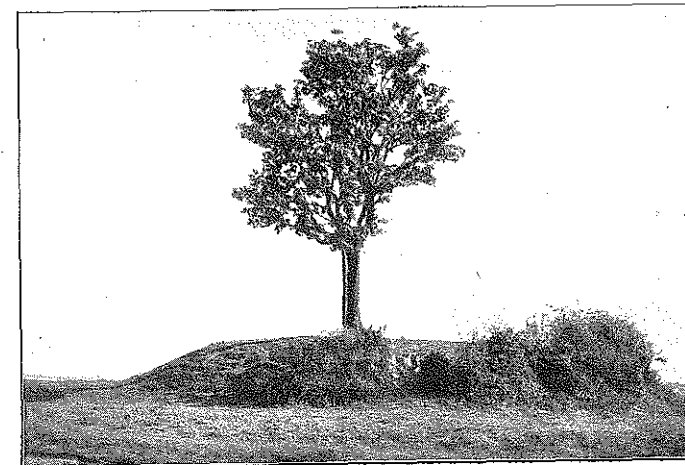
Im Grunde haben wir mithin in dem Königsstuhl zu Rhense nichts anderes vor uns als den üblichen Thinghügel in Stein überseht. Möglich ist, daß auch anderwärts derartige Umformungen des künstlichen Thinghügels stattgefunden haben. Daß uns eine Spur von dem Rhenfer Bau überliefert ist, verdanken wir ja auch nur einem Zufall. Wer sucht, wird vielleicht auf Thingstätten höheren Ranges noch Fundamentreste finden.

Die Urform des Königsstuhles, der künstliche Thinghügel, ist durch alle germanischen Länder weit hin verbreitet. Der Thinghügel war so sehr notwendiges und beherrschendes Zubehör der Thingstätten, daß diese ihren Namen vielfach nach dem Hügel bekamen. Im Nordischen sind die mit bakka, backen gebildeten Ortsnamen so zu erklären. In Deutschland stammen die meisten der unzähligen Ortsnamen, die mit beck und bach zusammenge setzt sind, ebendaher. Eine ältere Form ist buck, das Stammwort unseres bekannten Buckel, Büchel, Büchel und Bühl. In unseren Wörterbüchern wird Buckel fälschlicherweise

von dem lateinischen buccula hergeleitet, weil übersehen worden ist, daß die Form buck tatsächlich im althochdeutschen Schrifttum überliefert ist. Sie kommt in der Übersetzung eines lateinischen Hymnus vor, in dem Christus mit Schildbuckel angeredet wird. „Randbuck minera Lanka“ heißt es dort, Schildbuckel meiner Flanke. In seinem Aufsatz „Der Götterhain zu Emehheim bei Weixenburg in Bayern“ im Jahrgang 1935 der Zeitschrift „Germanien“ erwähnt Burkhardt die Bezeichnung buck noch als gebräuchlich für künstliche Hügel jener Gegend. Die Ortsnamen Raitenbuch und Schwarzenbuch bei Weixenburg i. Bay. sind daher nicht von Buch = Wald, sondern von buck = Thinghügel herzuleiten. Raitenbuch ist Gerichtshügel (Rait — Gerait — Gericht). Die Umlautung von buck in böck, beck, peck und schließlich mit irrtümlicher Angleichung an Ach in Bach läßt sich in Süddeutschland schrittweise verfolgen. Ein Weistum aus der Saar-



Der „Tempel“ in Mauderode

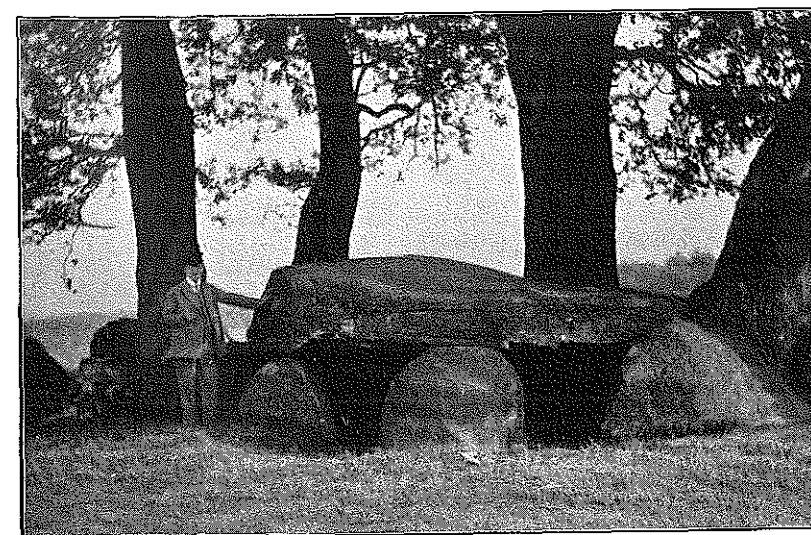


Thinghügel auf dem Steinberg bei Writtem

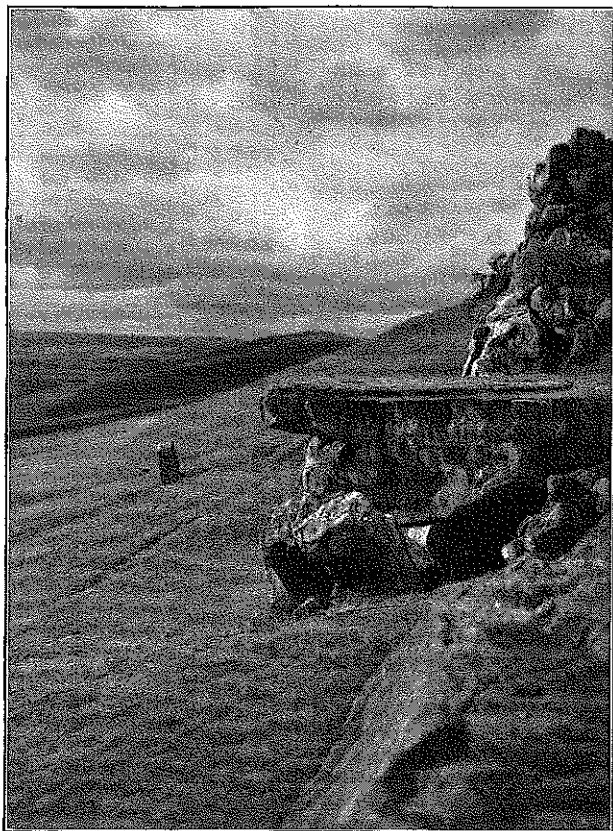
egend vom Jahr 1451 in der Grimmschen Sammlung erwähnt einen alten auf der Höhe, nicht etwa am Fluß gelegenen Gerichtshügel mit dem Flurnamen „auf dem Beck“. Bei Südheim an der Leine wird ein Thinghügel als der Hillersche Beck bezeichnet. (Hillersheim ist der nächstgelegene Ort.) Zahlreiche andere Beweise für diese Herleitungen habe ich in meinem Buch „Das Geheimnis der Deutschen Ortsnamen“ gegeben.

Häufige alte Bezeichnungen für den Thinghügel in Orts- und Flurnamen sind Bol, Boll, ferner Hoch, Hoh, Hoi, z. B. Hoya, Averbai in Niedersachsen. Der Thinghügel von Mauderode in der Grafschaft Hohenstein am Harz, dessen hier beigegebene Abbildung ich der Freundlichkeit des Herrn Rektor Winkler in Bad Sachsa verdanke, heißt im Volksmund „Tempel“. Hier liegt wohl das Wort Timpen = Spitze zugrunde.

Die Errichtung eines Erdhügels für die Zwecke der Thingversammlung war nach der Bodenbeschaffenheit in den meisten Fällen das Gegebene. Man benutzte dazu auch gern alte Grabhügel von größerem Umfang, wie zum Beispiel einer der Grabhügel auf Sylt noch heute als Thinghügel bezeichnet wird (Denghoog). Der Gedanke liegt nahe, daß man-



Der „Opferstein“ in der Mhlhorner Heide



Das Thingfeld bei den Mittelsteinen bei Warnstedt

chenorts eine über den Boden erhöhte große Steinplatte bei Ansprachen an die Thingversammlung benutzt wurde. Sogenannte Opfertische wie der in der Ahlhorner Heide (siehe Abb.) mögen dazu gedient haben. Vielleicht auch der Karstein bei Osnabrück, dessen Lage am Hang für diesen Zweck recht geeignet erscheint. Der Opferstein in der Ahlhorner Heide könnte recht gut als Urform des Königsstuhls von Rhense angesehen werden.

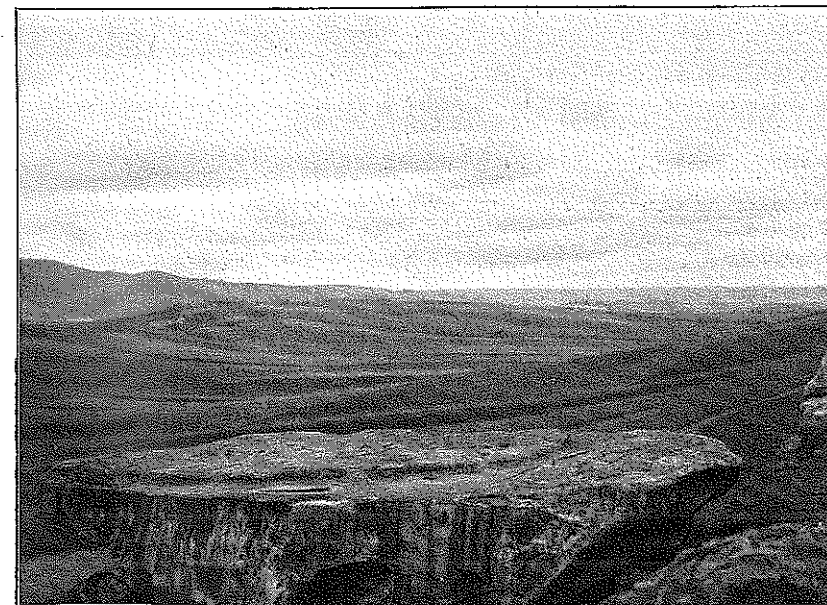
Bisweilen konnte das Thingfeld so gewählt werden, daß die Natur selbst in einem freiliegenden Felsen die Rednertribüne darbot, oder es bedurfte nur einer geringen Nachhilfe von Menschenhand, um den Zweck zu erreichen. Ein sehr schönes und beachtliches Beispiel hierfür sind die Mittelsteine bei Warnstedt, die E. Reil im Jahrgang 1929, Heft 3, von „Germanien“ sehr gut beschrieben, aber in ihrer Bedeutung nicht ganz erkannt hat. Ich gebe hier eine Abbildung nach eigener Aufnahme, die die Zeichnung von Reil bestätigt.

Es handelt sich hier ganz offenbar um die Hauptthingstätte der Thoringe oder Angeln und Warnen. Der Name des nahen Warnstedt sagt schon genug. Die Heimat der Angeln und Warnen ist Schleswig. Nach der von Widukind von Corvey überlieferten Stammesgeschichte haben sie vorübergehend im Lande Hadeln gesessen. Nun versammelten sich die schleswigschen Landstände auf dem Warnhoi, die Hadelner auf dem Warningsacker, und hier haben wir Warnstedt, bei welchem Namen zu beachten ist, daß nach meinen Untersuchungen steht nicht Wohnstätte, sondern Thingstätte bedeutet. Die Gleichung ist überraschend, wird aber sachlich durch die Örtlichkeit bestätigt. Das große Thingfeld gleicht fast genau dem Althing auf Island. (Zu vergleichen die Abbildung und Karte in D. S. Reuters „Germanischer Himmelskunde“.) Hier wie dort befindet sich das Thingfeld auf

der Südseite einer Felswand. Bei Warnstedt heißt sie jetzt Teufelsmauer. In beiden Fällen ist das Thingfeld selbst eine nach Süden zu geneigte, ziemlich stark abfallende Fläche, die von den Felsen aus vorzüglich übersehen werden kann. In der Mitte vor den Felsen, genau da, wo in Island der sogenannte Geseßesfelsen war, liegt der hier abgebildete, künstlich hergerichtete Kanzelstein. Wie Reil schon hervorhob, ist kein Zweifel daran möglich, daß der gewaltige Steinblock mit Absicht und großer Mühe von seitwärts her an diese Stelle gebracht worden ist. Die Stelle, wo er aus dem anstehenden Felsen losgelöst ist, kann man deutlich erkennen. Es ist ausgeschlossen, daß der Fels aus der Teufelsmauer von selbst abgestürzt und an dieser Stelle zufällig liegen geblieben ist. Der Stein ist als Standort für den Redner geflissentlich hergerichtet.

D. S. Reuter macht darauf aufmerksam, daß die Thingstätten in der Nord-Süd-Richtung geortet waren. Auch hier ist dies der Fall. Die Thingversammlung blickt genau nach dem heiligen Norden, dem Sitz der Götter am Himmelspol. Auf der anderen Seite aber, genau dem Redner gegenüber, liegt der Hexentanzplatz und die Koftrappe, vom Thingfeld nur durch das Tal der Bode getrennt. Beachten wir noch, daß der alte Herzogssitz Quedlinburg nur etwa acht Kilometer entfernt liegt, so dürfte der Beweis geschlossen sein, daß wir es hier mit einer der vergessenen Landesthingstätten des alten Germanien zu tun haben. Raum bedarf es noch eines Hinweises auf den Namen Mittelsteine, der selbstverständlich aus niederdeutsch Medelsteine — Madalsteine verderbt worden ist. Der nachdenkliche und an dieser geweihten Stätte hoffentlich immer einsam bleibende Besucher kann sich dem überzeugenden Eindruck der Örtlichkeit nicht entziehen.

Zehntausende von Wanderern besteigen in jedem Jahr den Königsstuhl von Rhense, Hunderttausende lassen vom Hexentanzplatz und der Koftrappe aus ihre Blicke über das alte Thingfeld zu ihren Füßen schweifen, wie wenigen aber ist es erst möglich, die Ehrfurcht, die hier nötig wäre, den Zeugen der Vergangenheit des eigenen Volkes gegenüber aufzubringen!



Das Thingfeld von Warnstedt

Eine Urkunde zum Weihnachtsbaum im Jahre 1184

Don J. D. Plafmann

Man hat sich in der Volkskunde daran gewöhnt, das Alter des Weihnachtsbaumes von seiner ältesten urkundlichen Erwähnung an zu rechnen; nach dem alten Juristengrundsatz „Was nicht in den Akten, das ist nicht in der Welt“. Gegen diese Auffassung sind allerdings schwerwiegende Einwendungen vorgebracht worden; ich verweise nur auf die Aufsätze von Otto Huth und von Werner Köhler im Dezemberheft des letzten Jahrganges. Wenn der erstere auf das Weiterbestehen des Weihnachtsbaumes in den baltischen Städten hinwies, so konnte der letztere in dem Bilde vom Urbansritt eine bildliche Urkunde vorlegen, die zum mindesten den geschmückten Baum als eine Tatsache erweist, die schon vor der angeblichen ältesten Erwähnung des Weihnachtsbaumes im Elsaß liegt. Ich fand nun eine Urkunde, die noch sehr viel älter ist, als die genannten, und die zum mindesten von einem zum Weihnachtsfeste gebrauchten Baume in Zusammenhang mit einer Lichtfeier spricht. Merkwürdigerweise scheint sie bisher allen Volkskundlern entgangen zu sein; sie ist aber für die Geschichte unseres Weihnachtsfestes von so hoher Wichtigkeit, daß ich des Zusammenhangs wegen die ganze Urkunde anführen will.

In Nikolaus Rindlingers „Münsterischen Beiträgen zur Geschichte Deutschlands, hauptsächlich Westfalens“ (Münster 1790), einem für jene Zeit äußerst verdienstvollen Werke, ist auf Seite 209 ff. die Urkunde Nr. XXXIV. abgedruckt, in der Bischof Hermann II., ein geborener Graf Ragenellenbogen, einige Streitigkeiten zwischen dem Pfarrer zu Ahlen und dem Schulden des dortigen Bispinghofes (bischöflicher Hof) beilegt. Die Urkunde lautet in Urschrift:

„In nomine Sanctae et individuae Trinitatis. Herimannus Dei gratia Monasteriensis Episcopus secundus. Fidelium, qui ecclesias Dei fundaverunt, laudabilis & multum imitanda simplicitas varias et multiformes ordinavit observantias, quae ex perversitate succedentium de radice benignae institutionis jam degeneraverunt in ramos avarae exactionis. Unde oportet nos, qui processu temporis ex gratia Dei condendi & destruendi potestatem accepimus, bonas consuetudines in sua integritate observare, eas vero, quae ad gravamen ecclesiarum erumpunt, rationis pondere suffocare. Noverint itaque fideles tam moderni quam posterius, quod ecclesia de Ahlen & pastor ejusdem ecclesiae multas a Curti nostra, quae eidem Villae adiacet, importunitates hactenus sustinuerunt, ex eo videlicet, quod tribus anni vicibus, quibus parochiani fideles pro consolatione defunctorum suae devotionis hostiam dominico Altari solent imolare, praefatae Curtis villicus ex eisdem oblationibus decem panes cum totidem obsoniis & amphoram cerevisiae sibi usurpare solebat: Ecclesia vero ex consuetudine mutuae vicissitudinis antiquitus propagata, dum avenae et siliginis in Curti nostra messis esset, sibi quotidie fasciculum sub eadem Curti nostra debere, & arborem in Nativitate Domini ad festum ignem suum adducendam esse dicebat. Cujus exactionis debitum hinc inde pro amore & reverentia Dei jam dictae ecclesiae ejusque pastori nostra auctoritate perpetua absolutione remittimus; statuantes tantum & confirmantes, ut pecora ad dotatum Domum pertinentia, si in agris pascualibus saepe dictae Curtis transitum vel etiam pastum necessarium habuerint, nulla incommoditate graventur. Quicumque ergo contra hanc nostrae pietatis distributionem aliquid moliri praesumpserit, sciat se auctoritate Dei ac nostra excommunicationis sententia usque ad satisfactionem perpetuo subjacere. Acta sunt haec anno dominicae Incarnationis M^o. C^o. LXXX^o III^o. regnante Friderico Romanorum Imperatore glorioso.

Das heißt auf Deutsch:

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Hermann der Zweite, von Gottes Gnaden Bischof von Münster. Die löbliche und höchst nachahmenswerte Einfalt der

Gläubigen, welche die Kirchen gegründet haben, hat mancherlei und vielfältige Verpflichtungen auferlegt, die aus der Verderbnis der Nachfolger von der Wurzel einer wohlthätigen Einrichtung in Zweige des habfüchtigen Forderns entartet sind. Daher müssen wir, die wir von Gottes Güte Gewalt erhalten haben, dem Fortgang der Zeit gemäß zu gründen und zu zerstören, die guten Gewohnheiten in ihrer Reinheit beobachten, diejenigen aber, die sich zu einer Belastung der Kirchen auswachsen, durch das Gewicht der Vernunft ersticken. Es sollen also alle Gläubigen, die heutigen wie die späterkommenden, wissen, daß die Kirche zu Ahlen und der Pfarrer derselben Kirche bislang viel Ungemach von unserem Hofe, der bei jener Ortschaft liegt, ertragen haben; nämlich daher, daß an drei Jahresenden, an denen die Pfarrgläubigen zum Troste der Verstorbenen dem Altare des Herrn eine Gabe ihrer Frömmigkeit zu weihen pflegen, der Schulte des genannten Hofes von diesen Opfergaben zehn Brote und ebensoviel Stücke Zukost, wie auch einen Krug Bier sich anzueignen pflegte: die Kirche aber behauptete, es stehe ihr auf Grund der von alters verbreiteten Gewohnung gegenseitigen Austausches, wenn auf unserem Hofe Hafer- und Roggenernte sei, täglich eine Garbe auf diesem unserem Hofe zu, und außerdem müsse bei der Geburt des Herrn (Weihnachten) zu ihrem Festfeuer ein Baum geliefert werden. Die Verpflichtung zu dieser Forderung erlassen wir aus unserer Machtvollkommenheit um Gottes Liebe und Ehre der genannten Kirche und ihrem Pfarrer durch immerwährende Befreiung; indem wir lediglich verordnen und festsetzen, daß das dem beschenkten Hause (Kirche) gehörende Vieh, wenn es auf den Weiden des mehrfach genannten Hofes Durchgang oder auch notwendige Weide findet, durch kein Ungemach beschwert werde. Wer sich demnach herausnehmen wollte, gegen diese Verteilung unserer Gnade etwas ins Werk zu setzen, der wisse, daß er beständig bis zur Wiedergutmachung durch Gottes Machtvollkommenheit und unseren Bannspruch unterliegen wird. Verhandelt ist dies im Jahre 1184 der Fleischwerdung unseres Herrn unter der Regierung Friedrichs, des ruhmreichen Kaisers der Römer.“

Was hier im blumigen Kuralstil als Gegenstand eines Streites und eines zeitgemäßen Urteils dargestellt wird, das gibt einen höchst lebendigen Einblick in frühe deutsche Rechtsgewohnheiten, die nur durch das Eindringen eines fremden Elementes sehr verwickelt geworden zu sein scheinen. Für uns ist zunächst die Erwähnung des Baumes wichtig, der zu Weihnachten von dem Schulden des bischöflichen Hofes an die Kirche und ihren Pfarrer zu liefern ist. Wozu hat der Baum gedient? Die Wendung „ad festum ignem suum“ gibt nicht ohne weiteres ein klares Bild. Übersetzen wir: „zu seinem (des Pfarrers) festlichen Feuer“, so erscheint es zunächst so, als ob der Baum beim Festfeuer verbrannt worden wäre. Wir hätten also hier den (meines Wissens bisher nicht, oder wenigstens nicht mit dieser Deutlichkeit belegten) Brauch des Wintersonnentwendfeuers, ausgeführt von dem Pfarrer der Kirche. „Festivus ignis“ braucht aber keineswegs diese Bedeutung zu haben; es kann ebenso gut heißen „Feuerfest“, was auch im Sinne eines Lichtfestes gedeutet werden kann. Wenn ferner für dieses Fest ein ganzer Baum geliefert werden soll, so wird er doch schwerlich nur als Brennstoff gedient haben; dann wäre es ja viel sinnvoller, eine bestimmte Menge, etwa ein Klafter Holz festzusetzen. Es ist durchaus denkbar, daß es sich um „einen Baum zum Lichtfest“ handelte, und daß wir hier wirklich das älteste Zeugnis für unsern Weihnachtsbaum haben — weit älter, als irgendein anderer Beleg. Daß ein „Feuerfest“ in dieser Weise mit einem Baume in Verbindung steht, zeigt uns noch das von Werner Köhler im Dezemberheft 1936 gebrachte Bild, das den elsässischen Nikolaus mit dem Feuertiegel auf dem Kopfe und dem Bäumchen in der Hand darstellt. Grundfänglich ist übrigens dieser Feuertiegel dasselbe, wie die Lichtkrone der schwedischen „Luzia“. Andernfalls kann man auch daran denken, daß der Baum als Ganzes abgebrannt wurde, etwa wie die „Funkenheze“ in Süddeutschland, und daß dann der Stamm als „Zulblod“ übrig blieb. Sicher war es ja ein „wintergrüner Baum“, also eine Tanne oder Eibe; so

könnten sogar die beiden Zeilen des bekannten Runenreimes einen inneren Zusammenhang haben:

Yr er vetrgrönstr vida, Vant er, er brennar, at svida —

„Eibe ist der wintergrünste Baum, es pflegt, wenn es brennt, zu sengen.“

Wenn gerade der P f a r r e r hier diesen zweifellos uralten Brauch ausübt, so kann uns das in dieser Zeit nicht verwundern. Denn gerade jetzt geht die Kirche dazu über, ihre Taktik zu ändern und einen früher bekämpften „heidnischen“ Volksbrauch für sich zu usurpieren. Und für das hohe Alter all der damit zusammenhängenden Rechtsgewohnheiten spricht der übrige Inhalt der Urkunde; in der Urkunde selbst wird er ja eine „consuetudo antiquitus propagata“, eine von alters verbreitete Gewohnheit genannt. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist das folgende: In Ahlen (einer Stadt im Münsterlande) haben der bischöfliche Hof, also ein im Besitze des Bischofs von Münster befindlicher großer Bauernhof, und die Kirche, vertreten durch den Pfarrer, eine Anzahl alter, wechselseitiger Rechte und Verpflichtungen. Der Hof hat der Pfarre während der Hafer- und Roggenernte täglich eine Garbe (fasciulus) zu liefern, außerdem zu Weihnachten einen Baum. Das Recht des Hofes ist weit merkwürdiger: der Schulte (Schulteiß) darf sich von den Opfergaben, die zu den drei Jahreswenden (Ostern, Pfingsten und Weihnachten?) in der Kirche zum Troste der armen Seelen gestiftet werden, einen erheblichen Anteil nehmen, nämlich zehn Brote (das dürften mindestens zwanzigpfündige westfälische Pumpernickel sein), ebensoviel „obsonia“, das ist Zuzost, insbesondere Fisch und Gemüse, und endlich ein Gefäß mit Bier, das wohl dem sechs Viter fassenden „Bullentopp“ entsprechen dürfte.

Daß diese Gaben an den drei Jahreswenden den Toten geweiht werden, erweist ihr hohes Alter; denn sie kennzeichnen sich dadurch ausdrücklich als etwas anderes, denn die üblichen Lebensmittelabgaben an Kirchen und Klöster. Wenn wir insbesondere die Gegengabe, einen Baum zum Festfeuer am Julfeste, in Betracht ziehen, so gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß es sich hier um eine Art von Gaben handelt, deren Ursprung in jenen Zeiten liegt, da noch kein Bischof in Mimigerneford (Münster) saß, sondern die Bruckern dort und in Ahlen auf ihre Weise der Gottheit dienten. Denn es ist längst nachgewiesen, daß sich die geistlichen Gewalten gerade dort einnisteten, wo ein altes heidnisches Heiligtum war. Für Mimigerneford ist das aus dem Namen und aus Grabungsbefunden längst nachgewiesen; für Ahlen ist es fast sicher, denn man leitet den Namen mit Recht von altsächsisch „Mahun“ her, das heißt „Heiligtümer“. Der geschichtliche Hergang war nun der: der Bischof nahm nach der Besitzergreifung mit dem Heiligtum auch den zugehörigen Hof in Besitz, der vorher dem Heiligtumswalter gehört haben mochte und wahrscheinlich den Rang eines Oberhofes hatte; in Münster wie in Ahlen hieß dieser Hof nach dem Bischof der „Bispinghof“ (Bischoppinghof); der Vasall des Bischofs (Bischoping) ist der „Villicus“ (Schulte, Schulteiß), der für den Bischof den Hof zu verwalten hat, dessen Einkünfte der bischöflichen Hofhaltung dienen. Nun haben zwischen diesem Oberhof und dem zugehörigen Heiligtum schon früher Wechselbeziehungen bestanden: an den drei germanischen Jahresfesten (Ostern, herbstliches Totenfest und Julfest?) werden im Heiligtum der „Minne“ der Toten Gaben geweiht, nämlich Brot und Bier, was ja das eigentliche Kultgetränk der Germanen war. Der Heiligtumswarter (Mahward), der Besitzer des zugehörigen Hofes ist, nimmt von diesen Gaben einen Teil für sich, gewissermaßen als „Kirchensteuer“; der bezeichnende Unterschied von der römisch-kirchlichen Methode ist freilich der, daß hier nur eine ganz bestimmte Menge von Speisen genommen wird, nicht mechanische Prozente, wie es bei dem römisch-kirchlichen Zehnten war. Der Wehrfester (Hofbesitzer) hatte dafür dem Heiligtum eine Gegengabe zu leisten, die, abgesehen von den bestimmt begrenzten Gaben zur Erntezeit, unmittelbar einer Feier beim Heiligtum diente: nämlich einen Baum zum festlichen Feuer an Weihnachten. Nur so ist der Austausch ausgesprochenen Kultgaben verständlich.

Es ist ja längst von der Wissenschaft anerkannt, daß bestimmte Abgaben an die Kirchen oft auf die entsprechenden Opfergaben an ihre heidnischen Vorgänger zurückgehen. Das allein macht in diesem Falle den sonderbaren Vorgang verständlich, daß zwei Stellen, die beide der Kirche gehören, nämlich dem Bischof von Münster, auf Grund uralter Gewohnheit sich gegenseitig Abgaben zu entrichten haben. In heidnischer Zeit war dieser Widersinn nicht vorhanden: damals war der Wehrfester, der Besitzer des Hofes, mit dem Mahward, dem Betreuer des zugehörigen Heiligtums identisch; es handelte sich nur um einen Austausch der Gaben vom Hof zum Heiligtum und umgekehrt. Bischof Hermann hatte im übrigen recht, wenn er im Jahre 1184, also etwa 400 Jahre nach der Gleichschaltung, diese Gewohnheit als überaltert hinstellte. Er wird freilich selbst kaum mehr gewußt haben, woher die Gewohnheit eigentlich stammte. Denn als die Gleichschaltung kam, da wurde, vielleicht nach Vertreibung oder Tötung des Besitzers und Weihwartes, der Hof Besitz des Bischofs; der „Mach“ aber wurde zu einem Kirchlein umgebaut und mit einem Pfarrer besetzt. An der „Front“, in unmittelbarer Berührung mit den Bauern, konnte man gewiß nur dann wirkliche „Bekehrungserfolge“ erzielen, wenn man den Übergang möglichst schonend gestaltete. Man nahm in der Kirche weiterhin die Gaben entgegen, die der Germane einst der Minne seiner Toten geweiht hatte, und münzte sie auf die „armen Seelen“ um; und der bischöfliche Schulte wird schon aufgepaßt haben, daß er von diesen Gaben seinen Anteil kriegte. Er stiftete dafür gerne seine täglichen Erntegarben und seinen Weihnachtsbaum; denn bei der durch die Kirche gesteigerten Opferfreudigkeit und auch bei der steigenden Zahl der Bauern war der reale Vorteil zunehmend auf seiner Seite. Wer die Zähigkeit und Dauerhaftigkeit bäuerlicher Gepflogenheiten kennt, der wird es ohne weiteres für möglich halten, daß sich ein solcher Brauch 400 Jahre und länger gehalten hat, zumal in damaliger Zeit. Daß dies dem armen Pfarrer schließlich zuviel wurde und er hilfesuchend zum Bischof lief, kann man ihm nicht verargen; und Hermann war denn auch gerecht genug, seinen geistlichen Vertreter dem weltlichen Vertreter gegenüber zu rechtfertigen.

Uns aber hat dieser Streit zwischen „Papst und Kaiser auf dem Dorfe“ zur Zeit des Kaisers Rotbart eine unschätzbare Nachricht zuteil werden lassen, die unsere enge Verbundenheit mit den Ahnen über weite Zeiträume hin sichtbar werden läßt.

Das Naherrücken ferner Vergangenheit: Die Zeit als Erlebnisreihe von „Groß-Generationen“.

Von Prof. Dr. phil., Dr. ing. h. c. Albrecht Schmidt, Frankfurt a. M.

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Weiß im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben“.
Goethe.

Die geschichtliche Erforschung des deutschen Ahnenerbes aus ferner Vergangenheit ist dank dem Führer heute eine Angelegenheit des ganzen Volkes geworden. Sie ist nicht mehr eine Angelegenheit der Wissenschaft allein. Das Herz des Volkes schlägt kräftig mit bei dem Streben der nationalsozialistischen Führung und der wahrheitsuchenden Wissenschaft, das glanzvolle Ahnenerbe aus dem Schutt der Jahrtausende, aus dem Nebel kirchlicher Zwecküberlieferungen wahrheitsgetreu in lebendiger Vorstellung wiedererstehen zu lassen. Gegenwartsmächtig, entsprechend der heroischen Weltauffassung aus dem gewaltigen Erlebnis des Weltkriegs und des unerhörten Wiederaufstiegs, und richtungsgebend dringt das große Ahnenerbe nun ins Herz des Volkes.

Aus diesem neuen teilnehmenden Verständnis im Volk für die nationale geschichtliche Forschung, aus dem Verständnis für „Blut und Boden“ (zur naturwissenschaftlichen rassebiologischen Wahrheit geworden), aus dem Verständnis für „Rasse und Blutverbundenheit“, für „Familie — Sippe — Volk“, für „Wahrheit und Vaterland und Einzigartigkeit¹ der deutschen Heimat“ erwachsen der geschichtlichen Forschung aus dem Volk heraus wertvolle Helfer und werden immer mehr Helfer erwachsen. Je inniger diese volkstümliche kameradschaftliche Verbundenheit zwischen Forschern und Helfern aus dem Volk ist, desto größer wird im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung der Schwung und der Erfolg der geschichtlichen nordischen Wiedergeburt, der Reformation aus Blut und Boden sein. Um so mehr wird die ungeheure Bedeutung der deutschen Vorgeschichte und der deutschen Geschichte nach der Zeitwende für unser Volk von ihm selbst erkannt: Die Besinnung auf deutsches Ahnenerbe macht endgültig frei von mehr als tausendjähriger hierarchisch-zweckdienlicher Erziehung im Sinne artfremden Minderwertigkeitsgefühls!²

Diese überragende Bedeutung des Erwachens der seelischen Kräfte aus unserer Vergangenheit rechtfertigt die Frage: Können weitere produktive seelische Kräfte, gewissermaßen „Imponderabilien“, wie sie bei allem produktiven „Finden und Erfinden“ auf technischen und allen geistigen Gebieten eine bedingende Rolle für den Fortschritt spielen³, erschlossen werden? Erschlossen werden sowohl zum Nutzen für die Geschichtsforscher selbst als auch insbesondere für ihre verständnisvollen Helfer aus dem Volk. Diese Frage ist nach Ansicht des Verf. unbedingt zu bejahen. Verf. glaubt dies sowohl aus der vieljahrzehntelangen Erfahrung in erfinderischen, technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Dingen folgern zu müssen, als auch insbesondere an dem Beispiel eigener jahrzehntelanger geschichtlicher Betrachtungsweise (insbesondere auf vielen Auslandsreisen in alle „geschichtlichen“ Länder) gezeigt zu haben, und zwar 1935 in der Zeitschrift der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft „Natur und Volk“ 65. S. 211—217 in einem Aufsatz: „Das Naherücken ferner Vergangenheit: Die Zeit als Erlebnisreihe von Großgenerationen“.

Die dort zum Ausdruck gebrachte Vorstellungsweise soll von der erdrückenden Anzahl der Einzel-Jahre im Ablauf der Zeiten aus fernliegender Vergangenheit freimachen, insbesondere den geschichtlich interessierten Laien. Freimachen von der Vorstellung „das ist ja alles so fern und lange her, daß es für uns doch unverständlich und deshalb bedeutungslos ist“, und zwar dadurch freimachen, daß der Zeitbegriff um das mehr als hundertfache nahegerückt, gewissermaßen dadurch verkürzt wird, daß man sich eine Umdeutung der Zeit in erlebte Überlieferungsabschnitte von Großgeneration (Großvater- bis Enkel-Erleben und -Überlieferung) zu eigen macht. Die Zeit, auf diese Weise gewissermaßen als biologisch-geschichtliche Erlebnis-Überlieferungsreihe gesehen, ist dadurch erfüllt von den damaligen lebendigen Trägern und Überträgern dieser Zeit. Die Vergangen-

¹ Wer die meisten Länder der Erde geschaut, wer also gewissermaßen „hinter die Kulissen“ gesehen hat, kann — auch nach Abzug des Moments der „Heimatliebe“ — objektiv nur zu der Überzeugung von der Einzigartigkeit der germanischen und damit auch der deutschen Landschaft im betonten Wechsel von Frühling, Sommer, Herbst und Winter kommen. Diese Landschaft im so betonten Wechsel der vier Jahreszeiten mußte den germanischen Menschen aus dem primitiven hellfarbigen Erbgut in seinen körperlichen und seelischen Eigenschaften entstehen und bestehen lassen.

² Wie es in dem Begriff vom „sünden- und schuldbeladenen Menschen von Geburt an“ zum Ausdruck kommt. Und auch zum Ausdruck kommt in dem erbärmlichen Wort, das man nur in Deutschland kannte für das, was nicht viel taugt, weil es aus der eigenen Heimat stammt: „Es ist nicht weit her.“

³ Siehe den Schlußteil in „Industrielle Chemie und ihre Bedeutung im Weltbild“ (A. Schmidt), 1934. (Verl. de Gruyter.) S. 762.

heit „von vor 3000 Jahren“ im Goethe-Wort eingangs liegt einem dann nicht mehr fern und ohne Interesse, sondern durch nur 20—30 Großgenerationen ausgefüllt, sehr nahe.

Inzwischen hat diese Verkürzung oder vielmehr dies Lebendigmachen des Zeitbegriffs vielfach Zustimmung (auch von der Erdgeschichte aus) gefunden. Deshalb und weil das „Deutsche Ahnenerbe“ mit der „Pflegstätte für Germanenfunde“ in volksverbundener Weise Wert auf die Mitwirkung von Helfern aus dem Volk legen, sollen die folgenden Ausführungen in „Natur und Volk“ näher kennzeichnen, wie es gemeint ist und insbesondere, wie sehr diese Umdeutung produktiv sein kann:

Die Geschichte wird von je in „Jahre“ eingeteilt; denn der jährliche Erdumlauf um die lebenspendende Sonne lenkt das Geschick des Menschengeschlechts. Bei der Kürze eines

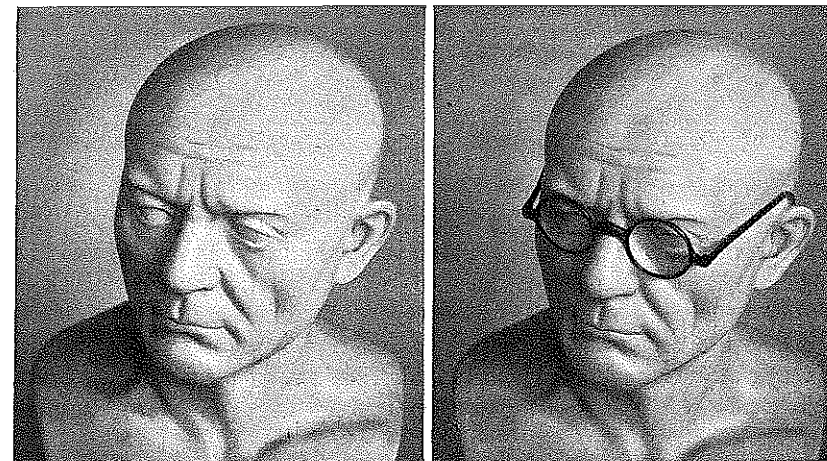


Abb. 1. Scipio Africanus. Marmorkopie der Bronzebüste in Neapel. Diese Büste eines Mannes vor 2000 Jahren könnte in jeder Aula in der Reihe heute lebender geistvoller Menschen stehen. — Abb. 2. Geradezu zum Typus eines „modernen“ Menschen wird diese Plastik des Altertums, wenn der Büste das heutige Attribut der Gelehrsamkeit, die Brille, aufgesetzt wird.

(Abb. 1—3 aus der Zeitschrift „Natur und Volk“ des Natur-Museums Sendenberg)

Jahres rückt uns aber diese Einteilung die Vorzeit in Fernen, die viel weiter scheinen, als sie — biologisch gesehen — sind. Wie fern scheint uns die Römerzeit in Deutschland (vor 2000 Jahren) zu liegen oder die germanische Vorzeit (vor z. B. 4000 Jahren), die altägyptische vor 6000 Jahren, die Zeit der Vulkan-Ausbrüche, die die Eisal-Menschen vor vielleicht 6—7000 Jahren erlebten, oder gar die ältere Steinzeit. Wir denken leicht: Was kann die Zeit, zu der ein Armin gegen die Römer gekämpft hat oder ein Widukind seinen deutschen Volkskrieg geführt hat, was können so entfernte Zeiten uns denn noch an lebendigen Werten geben? Uns, die wir es in Technik und Wissenschaft in scheinbar ungeheuren Zeiträumen so herrlich weit gebracht haben, daß wir uns den Menschen dieser vergangenen Zeiträume als weit überlegen fühlen.

Wir bedenken oft nicht: Der Mensch ist innerhalb der uns bekannten oder geahnten, scheinbar so langen Geschichtsräume derselbe geblieben. Die äußeren Formen, in denen er lebt, haben sich geändert, aber ihn nicht gewandelt. Trotz Fliegenkönnen, trotz Rundfunk. Ich pflege meinen Freunden das handgreiflich zu zeigen: Eine gute Büste des vor über 2000 Jahren lebenden Scipio Africanus, der — gegen seine Neigung — zwar Karthago zerstören mußte, im übrigen ein „Mensch“ im besten Sinne war, für Kunst, Wissenschaft, alles Edle begeistert, zeigt durchaus das Antlitz eines hochstehenden Menschen der Jetztzeit, eines Gelehrten (Abb. 1, 2).

Die Menschen weit zurückliegender Jahrtausende stehen uns in Wirklichkeit viel näher, als wir in mangelnder Erkenntnis und Überhebung glauben. Die herrlichen Worte unseres Führers über die uralten Menschheitswerte, die im ewigen, alles überdauernden Blut, in der ewigen Zelle „dauernder als Erz“ verwurzelt sind, das Zurückfinden des deutschen Volkes durch ihn zu diesen alten Eigen-Werten, ohne wirklich wertvolle neu hinzugekommene Werte aufzugeben, sie sind ja nichts anderes als der Ausdruck: Im Grunde bleibt der Mensch, was er war. Er ist es in der Spanne der kurzen uns bekannten Geschichte geblieben. Die heutigen Errungenschaften sind Außerlichkeiten und Unannehmlichkeiten (oft auch Unannehmlichkeiten), sie gehören nicht zum Wesen des Menschen. Dies beweist schon, daß das japanische Volk aus dem Zustand völlig andersartiger und für unsere Begriffe damals „unzivilisierter“ Lebensformen sich die „technische Kulturhöhe“ in noch nicht 60 (!) Jahren hat aneignen können! Zum Wesen des Menschen kann also die äußere, wenn auch noch so verwickelte Form nicht gehören, wenn ein Volk sie sich so rasch und so vollkommen zu eigen machen kann.

Die Geschichte in Abschnitten von „Groß-Generationen“

Ganz anders, und viel menscheitsverbundener treten uns aber auch entfernte Zeiträume entgegen, wenn wir uns ihre Geschichte nicht in den kurzen Abschnitten der „Jahre“ vergegenwärtigen, sondern in den natürlichen Abschnitten der „mündlichen Überlieferung“ vom Großvater zum Enkel. In solchen „Groß-Generationen“¹ gesehen, rückt die Vergangenheit um das 100- bis 130fache näher.

„Die Überlieferung“ hat sich oft dauernder als Erz und Stein erwiesen, daher ist die Einheit der mündlichen Überlieferung ein Begriff, der uns den wirklichen, natürlich-menschlichen Abstand der anscheinend so weit zurückliegenden Zeiten erschließt.

Was der Großvater erlebt, wie er seine Zeit erlebt hat, wird er dem Sohne und dem Enkel (selten auch noch dem Urenkel) schildern. Der Enkel wiederum erlebt seine eigene Zeit und überblickt somit insgesamt den Zeitraum von 130 Jahren (z. B. im Falle des Verfassers bislang über 140 Jahre) blutsverwandten Erlebens.

„Denkt“ man in Abschnitten solcher mündlicher Überlieferungen innerhalb von „Groß-Generationen“, wie schrumpfen dann die Zeiträume ein! Wie verschwinden die scheinbar tiefen Klüften zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Wieviel näher fühlt sich der gegenwärtige Mensch naturhaft blutmäßig dem Menschen fernster Vergangenheit verbunden, um so mehr dann, wenn eigener Heimathoden und die Naturverbundenheit zugleich von „Blut und Boden“ das vergangene Geschehen deutlicher und lebendiger machen!

Nur 9 solcher „Groß-Generationen“ (bei Annahme von 130 Jahren) füllen die rund 1100 Jahre bis gegen die Zeit Kaiser Karls aus. Nur etwa 15 Groß-Generationen die fast 2000 Jahre zurück bis Cäsar und damit etwa zur ersten schriftlich gewordenen germanischen Vorzeit. Nur etwa 40 Groß-Generationen erfüllen die etwa 5000 Jahre bis zurück zum Pyramidenbau oder noch weniger Groß-Generationen bis zurück zur nordischen Steinzeit. Wie beleben sich durch solche Vorstellung z. B. die zahlreichen Hünengräber im Frankfurter Wald! Um wieviel lebendiger und eindrucksvoller gerade in der heutigen deutschen Zeit wird das Bewußtsein, wie — blutmäßig gefühlt — wir von unseren Vorfahren in Besonderheiten und Eigenarten abhängig sind und es im Hinblick auf — biologisch gefühlt — so kurze Zeiträume ja auch sein müssen. Die Vergangenheit wird in diesem Sinne als Lehrmeisterin um so eindringlicher und lebendiger. Unsinnig,

¹ Diesen treffenden Ausdruck hat dem Verfasser der Leiter der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, Prof. R. Richter, vorgeschlagen.

völlig naturfremd muß uns schon dadurch das früher systematisch anerzogene Minderwertigkeitsgefühl vom germanischen „Barbarentum“ erscheinen. Wenn diese künstlichen, übergeworfenen Reize heute immer mehr fallen, so danken wir dies den Erforschern der germanischen Vorzeit, vornehmlich aber dem Genius unseres Führers, der wie kein anderer vor ihm die Stimmen des Blutes erkannte und dem Volk zum Bewußtsein brachte.

Es braucht kaum betont zu werden: Der Verfasser denkt selbstverständlich nicht daran, daß man Geschichte statt nach „Jahren“ nach „Groß-Generationen“ lehren oder lernen soll. Aber etwas anderes ist es, wenn es sich um das tiefere Verständnis einer längst vergangenen Epoche und um das Hineinversetzen in diese handelt. Denn schon allein aus diesem Verständnis heraus müssen neue Anregungen erwachsen, wie etwa aus einer, wenn auch nur teilweise begründeten, naturwissenschaftlichen Arbeitshypothese heraus. Ähnliches hat Verfasser in seiner langen, naturwissenschaftlichen und industriellen Laufbahn in analogen Fällen vielfältig erlebt und mit Erfolg technisch benutzt.

Um den inneren Wert solcher Vorstellung zu erweisen, wie es die Einteilung in Groß-Generationen ist, muß auch die Frage beantwortet werden, was gibt uns die „mündliche Überlieferung“ überhaupt? Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier erweisen zu wollen, wie oft mündliche Überlieferung die Archäologie auf die richtigen Wege geleitet, dem Spaten die Richtung gegeben hat. Zu betonen ist aber: Was der Geschichtsforschung nützt, muß auch für die allgemeine geschichtliche Vorstellung von lebendigem Wert sein. Damit rückt die „Überlieferung“ als solche in das allgemeine biologisch-geschichtliche Licht. Träger sind die einzelnen aneinandergereihten Generationen, die gelebt und mit an ihrer Geschichte gewirkt haben. Träger der Überlieferung wird damit auch die „Groß-Generation“. Wer also den hohen Wert der mündlichen Tradition als solcher anerkennt, muß auch den Wert der „Überlieferung durch Groß-Generationen“ anerkennen und damit auch einer Einteilung langer Zeitabschnitte in Groß-Generations-Abschnitte.

Beides: Achtung vor der „mündlichen Überlieferung“ und „Denken in Groß-Generationen“ haben die gleiche Wurzel. Das Einleben in eine Zeit¹, das Zurückversetzen in eine nur scheinbar weite, in Wirklichkeit so nahe Vergangenheit, wird durch solche Vorstellung gewissermaßen biologisch vermittelt². Zweifellos hat die Vorstellung in Groß-Generationen größeren psychologischen Wert als die Vorstellung in „Erdumläufen“, in trockenen „Jahreszahlen“. Man denke auch daran, wie eine „Familien-geschichte“ erst dann wirklich lebt und Bedeutung erst dann für die gegenwärtigen Familienmitglieder gewinnt, wenn man weiß, welche Geschichte die eigenen vorgängigen Generationen mitgeschaffen oder mitgetragen haben, unter welchen geschichtlichen Verhältnissen sie gelebt haben, wie es mit Land und Leuten um sie ausgefallen hat!

So nimmt man aus dem biologischen Denken heraus die mündliche Überlieferung selber ernstester und nützt somit der Forschung. Zugleich eröffnen sich Vorstellungen und Anregungen, die man sonst niemals gehabt haben würde.

Ein Beispiel aus eigenem Erleben: Nur veranlaßt durch Vorstellungen zuvor gekennzeichneten Art gelang es Verf. vor einigen Jahren, die Entstehung des bisher rätselhaft gebliebenen „Schlackenwalls“ an der keltisch-germanischen Fliehburg auf dem Donnersberg chemisch aufzuklären². Wie aber war Verf. überhaupt darauf gekommen? Lediglich aus dem Grunde: Der Zeitraum vor etwa 3000 Jahren war in seiner Vorstellung nicht eine Aneinanderreihung von vielen aufeinanderfolgenden, toten Einzeljahren und abstrakten Zahlen, sondern ein Zeitraum, ausgefüllt mit

¹ Darin liegt ja die große Kunst der großen Geschichtsschreiber wie Mommsen und der geschichtsschreibenden Künstler wie Felix Dahn, Birt usw.

² Pfälz. Museum, 50. Jahrgang — Pfälz. Heimatkunde, 29, 1933, S. 1—4.

nur einigen 20 Groß-Generationen „seiner“ pfälzischen Vorfahren in ihrem Heimatland! Ganz zwangsläufig mußte sich der Gedanke einstellen: Die damaligen keltisch-germanischen Leute, die den riesigen 6 km langen Steinwall, die Fliehburg für so viele Volksgenossen aus den weiten Ebenen, auf dem Donnersberg gebaut haben, können doch nicht so verschieden von den heutigen, nur zwanzig Großgenerationen später lebenden Menschen gewesen sein, sie waren nicht rohe Barbaren. Nun folgt wie ein chemischer Reaktionsverlauf¹ die sich von selber einstellende Gedankenfolge:

Was würde ein Heerführer der damaligen wie auch heutigen Zeit da oben auf dem riesigen Ringwall „militärisch“ zuerst getan haben? Was würde er getan haben, um in der ungeheuren, weithin sichtbaren Ebene die zwischen Donnersberg, Odenwald, Taunus und dem Rheinischen Gebirge wohnenden Volksgenossen stets in der Hand zu behalten? Genau dasselbe, was im Weltkrieg jeder Führer tat: Signalgebung auf weite Ferne. Wie möglich? und an welcher Stelle? Nur mit „Reisigfeuer“; der Schlackenwall kann also nicht, wie seither angenommen wurde, eine verbrannte Mauer („*murus gallicus*“) mit dicken Balken gewesen sein, die niemals eine rasche Verglasung geben; auch keine Metallschlacke aus metallurgischen Werkstellen herrührend. Was sagt das chemische Experiment dazu? Aus dieser Gedankenreihe folgt dann zwangsläufig der entscheidende Versuch: der dortige Porphyr verglast nur im Reisigfeuer, das höchste Hitzegrade erzeugt, niemals im Balkenfeuer eines „*murus gallicus*“, zu den eigenartigen, nur fälschlich als „Schlacken“ bezeichneten Stücken des Schlackenwalls. Erstaunlich ist, mit welchem militärischen Geschick und praktischen Sinn für „kultische“ Zwecke zugleich die beste Stelle da oben ausgesucht worden ist, sowohl zur Sicht, wie zur Verhinderung der Belästigung des großen Volkslagers durch Rauch und Dpfergestank.

Man sieht also, wie solche biologisch-natürliche und der uralten Zeit sich deshalb nahe-fühlende Vorstellung von nur wenigen Groß-Generationen zum mindesten zu fruchtbaren Arbeitshypothesen führen kann.

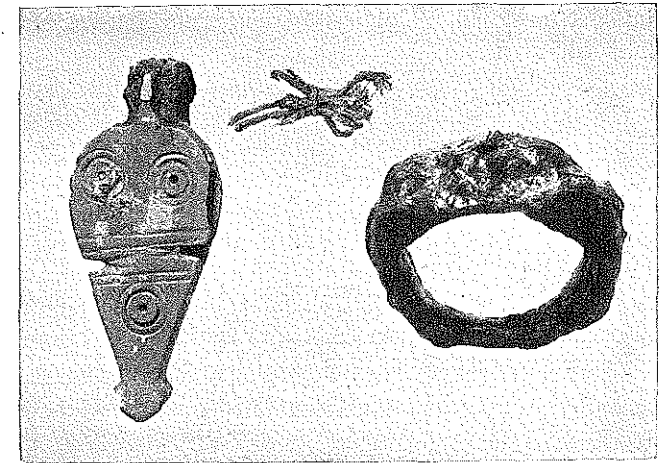
Ähnliches, nur in anderer Folge und Form, nämlich als Bestätigung, wie die Überlieferung von Namen (z. B. Flurnamen) viele Jahrtausende (weil nur ausgefüllt mit verhältnismäßig wenigen Groß-Generationen) überdauert, erlebte der Verf. an Ort und Stelle, als vor Jahrzehnten ein niedersächsischer Bauer² ein germanisches Urnensfeld durch Zufall beim Anschneiden eines tief (unter dem Mutterboden) liegenden Sandfeldes entdeckte. Die Brandurnen in großer Zahl, etwa aus der Zeit vor 3000 Jahren, saßen alle so tief (genau auf der Grenze zwischen dunklem Mutterboden und Sandboden), daß eine spätere Benennung mit den Flurnamen aus etwaigen Zufallsfunden heraus nicht in Frage kommen konnte. Die betreffende Ackerflur hieß aber von alters her und heute noch: „Kirdorf“, daneben „Richtort“ und etwas entfernter „Mlrun“. Das in den dicht daneben am Urnensfeld vorbeifließenden „Zwicken“ (?) Bach einmündende Bächlein heißt „Sünneniege“. Das Urnensfeld liegt bezeichnenderweise am Fuß der wohl uralten „Diedrichsburg“, der weitragenden Spitze des Wiehen-Gebirges. Die Diedrichsburg ist wohl eine Stätte, der altgeschichtliche Bedeutung im Cheruskerland zukommen dürfte. Umgebung, vergangene Geschlechter, vergangene Geschichte, Überlieferung: Wie werden sie unter so naturnaher biologischer Vorstellung bei solchen Ausgrabungsfunden lebendig!

Ein weiteres ähnliches Beispiel: Vor vielen Jahrzehnten gab dem Verf. und seinem dem „toten Latein“ abholden kleinen Jungen lediglich dies Vermögen, sich in die scheinbar so ferne Welt vor etwa 1800 Jahren, die Zeit der schweren Kämpfe der Römer mit unseren

¹ Genau so zwangsläufig, wie Verf. es in dem Werk „Industrielle Chemie in ihrer Bedeutung im Weltbild“, S. 748, bei der Auffindung des künstlichen Nebels und mancher anderer Erfindungen aus eigenem Erleben geschildert hat.

² Höfe Prasse und Leitwe bei Bakum-Melle (Provinz Hannover).

Abb. 3. Aufklappbare Bronze-kapsel und eiserner römischer Fingerring. Aus der Zeit der Kämpfe der Alemannen mit den Römern im Taunus (um 260 n. Chr.). Das Hautschleichen in der Kapsel hielt Haare zusammen, die inzwischen zerfallen sind. Länge der Kapsel (mit Scharnier) 3 1/2 cm. Beide Stücke in 1 m Entfernung voneinander gefunden.



Vorfahren, den Alemannen (um 260 n. Jm.), durch gleichjames Miterleben dieser Zeit als Erlebnisreihe von nur zwölf Großgenerationen hineinzubersehen, den Anreiz und dadurch den Anlaß, auf schon viel durchwühlter und viel begangener Stätte sogar noch ein „Doppel-Unitum“ im Brandschutt des Horreums, eines Kastells, zu finden. (Abb. 3.)

Ein kunstvoll gearbeitetes Bronze-Kapselchen, in dem sich noch die Haare des Liebchens nebst Hautschleichen befanden. Daneben ein römischer Fingerring (Abb. 3). Für denjenigen, der die weit zurückliegende Zeit biologisch als von nur vierzehn Groß-Generationen erfüllt erfährt, ein geschichtlich zeitnahe Erlebnis!

In „Wie weit kann man erfinden lernen?“ (Indust. Chemie, S. 762 ff.) hat Verf. die ungeheure Bedeutung dieses Hineinversehen „in Zeit und Verhältnisse“ nicht nur für das archäologische „Sehen und Finden“, das *δύνασται σκοπεῖν* (griech. = „schauen können“), sondern genau ebenso auch für das technische Erfinden.

Derselben lebendigen Auffassung einer weit zurückliegenden, in Wirklichkeit aber nahen Vergangenheit und damit der unbefangenen Wertung ihrer hohen Kulturgüter hat ja auch Teudt seine Erfolge an den Externsteinen zu verdanken. Ohne Respekt vor der mündlichen Überlieferung, welche uralte Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet, wären die wichtigsten Zeugen aus altgermanischer Vergangenheit niemals gefunden worden¹. So die Königsgräber Hoga in Schweden, Harjefeld, ferner Seddin (Prignitz, Mark Brandenburg), das germanische Grab von Pedatel in Mecklenburg, in dem Zwerge einen Braukessel hüten sollten, und in dem auch ein hervorragender Kesseltwagen gefunden wurde.

Was ist der letzte Grund gewesen, daß Schliemann und Dörpfeld den homerischen und den mykenischen Menschen so erdnahe gefühlt haben? Nur weil sie mit jugendlichem Schwung Jahrtausende übersprungen haben und deshalb auch die Schilderung Homers als eine Schilderung damaliger, uns heute noch biologisch verbundener Menschen von Fleisch und Blut und die uralten Überlieferungen aus Volksmunde für möglich, ja wahrscheinlich in ihrem Tatbestand hielten. Wer die sprühenden Schilderungen Dörpfelds hörte, muß von der innerlichen, eng menschlichen Verbundenheit dieses großen Archäologen mit den Menschen und ihrem Leben aus ferner Vergangenheit erfährt und geradezu biologisch beeindruckt werden. Wie ein Drama von heute erlebt man, wie er aus alten Sagen die mykenische Vergangenheit vor über 3000 Jahren durch den Spaten wieder erstehen läßt, wie er das wirkliche Phyllos des Nestor, wie er die altberühmt gewesene Quelle, die Enneafornos an der Akropolis zu Athen entdeckte, wie er das wirkliche Ithaka, die Heimat des Odysseus,

¹ Siehe auch M. v. Sondermühlen, „Auf den Spuren der Varusschlacht“ (mit einem Vorwort von Moltke). S. 46, Berlin 1888.

im Vertrauen auf mündliche Überlieferung (die „Schwarzwasser-Quelle“ Mavro neri) wiederzufinden glaubt.

Alles Schauen in die Vorzeit fließt bei den großen Archäologen im letzten Grunde aus der kaskadischen Quelle naturnaher Auffassung, wie sie bei allem Finden und Erfinden aus kleinsten ersten Anlässen zum Erfolg führt. Sei es beim archäologischen oder chemischen oder überhaupt jedem Erfinden auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst.

Durch die Linse obiger Betrachtungsweise gesehen, rückt alles Geschehen, das menschengeschichtliche ebenso wie übrigens auch der Ausklang der geologischen Zeiten, und ferner die rassebiologischen Zeiten, in den Brennpunkt des lebendigen Schauens und Einfühlens. Letzten Endes auch die Vorstellung und Begründung uralter Mythen, wie sie der geistvolle Daqu  in seinem Werk „Urwelt, Sage und Menschheit“ in das naturwissenschaftliche Wahrheitslicht zu rücken versucht hat.

Germanenfunde und ihr tieferer Sinn

Don Edmund Riß

Fragt den Samurai, warum er seine Ahnen verehrt! Er wird lächeln, wie Japaner lächeln, höflich, undurchdringlich, und dann wird er ebenso höflich antworten:

„Das ist unsere Religion, mein Herr Europäer. Sie ist das seelische Band, das uns mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft, sie ist der Nährboden unserer Ehre und unseres Stolzes, unserer leidenschaftlichen Liebe zu dem, dem wir gottgewollt angehören, zum Volke von Japan. Sie ist die ewig rinnende Quelle unseres unbändigen Hasses gegen alle Feinde unseres heiligen Landes, ist der kristallreine Born unserer Verschlagenheiten und Listen. Verstehen Sie mich, mein Herr Europäer? Sie ist der wichtige Antrieb der Seelen, der aus einem schwachen, ja aus einem kranken Samurai einen Helden ohne Kompromisse an Nerven und Zahnweh macht. Verstehen Sie das, Herr Europäer?“

Vielleicht wird er dies dem christlichen Europäer in dieser Form auch nicht sagen, weil er weiß, daß er so etwas nicht versteht. Es ist aber möglich, daß er neuerdings bei einem Deutschen eine Ausnahme machen würde. Hat das japanische Volk, vertreten durch seinen Kaiser, nicht dem Führer des Deutschen Reiches ein Samurai-Schwert als Geschenk überreichen lassen? Wissen alle Deutschen, was das heißt? Es steckt ein geheimes, verstehendes Lächeln hinter solchem Geschenk, das doch wirklich nicht allzu kostbar ist. Ein Stück Eisen nur! Ja, nur ein Stück Eisen, so hätte man noch vor wenigen Jahren gesagt oder mindestens gedacht. Aber damals war solch ein Geschenk ja nicht möglich, weil die Voraussetzungen für den Geber gefehlt hätten. Denn es ist ein kultisches, religiöses Geschenk, das nicht jedem gegeben wird.

„Hier!“ so ruft das Samuraischwert, „nimm mich, du Seelenträger aus artanderer Quelle, du unserem Denken Engverwandter, du Erwecker heldenhafter Ahnen! Du Volk, mit dem es sich vielleicht lohnen wird, eines Tages, vielleicht nach Jahrhunderten, um das Erbe der Erde zu fechten.“

Hatten wir denn unsere Ahnen vergessen?

Nein, das hatten wir ganz sicher nicht, aber den Fremden schien es so zu sein. Ein fremdes, artanderes Volk hat selten oder nie Gelegenheit, in die Seelentiefern des anderen Volkes zu schauen. Es hat auch nicht die Möglichkeit dazu, weil die letzten und tiefsten Quellen der Seele nur dem artgleichen Volksgenossen zugänglich sind. Deshalb war es möglich, daß uns viele unserer ausländischen Feinde und Freunde, und nicht nur in diesem Jahrhundert, für erledigt hielten, für verschüttet von fremdem Seelengut, für

unfähig, uns trotz gelegentlichen Aufbäumens zur eigenen Art durchzusetzen. Aber das war ein Irrtum der Fremden.

Wir hatten unsere Ahnen nie vergessen. Es schien nur so zu sein, weil sehr viele von uns sie vergessen hatten. Diese sehr vielen aber sind der Seele des Volkes ein Nichts, weil diese Seele selbstsicher und unerrückbar alle die göttlichen Werte, aber auch alle die gottgegebenen Fehler der Rasse durch die Jahrtausende trägt, von Keim zu Keim, und weil in jedem neugeborenen Kinde auch die Flamme Gottes wieder ans Licht steigt.

Wie die überstaatlichen Finsterlinge das wußten! Ja, sie hatten ein tiefgründiges Wissen um die eigene Art der Seele eines jeden Volkes. Sie wußten, daß sie nie Ruhe haben würden, sofern es ihnen nicht gelänge, die Stimme des arteigenen Blutes und damit der Seele zu unterdrücken und als minderwertig zu schelten, so, daß die Völker es endlich selbst glaubten. Sie wußten, daß sie jedes völkische Leben mit Dogmen, Kultbräuchen und mythischen Suggestionen verfolgen und bearbeiten mußten, vom ersten Schrei, den der neue Mensch dem Lichte entgegenrief bis in die Grube hinein, die Sippe und Freunde ihm als ewigen Frieden bereiteten. Aber soviel sie auch um die Seelen der artbewußten Völker zu wissen glaubten: In die abgründigen Tiefen der Urd-Quelle vermochten sie nicht zu dringen. Hier endete und endet noch heute ihre Macht.

Packte sie nie das Grauen, wenn ein sonst so gut und sicher abgerichteter deutscher Junge gerade dann ausbrach, wenn man es gar nicht mehr für möglich hielt? Hatte man ihm nicht von dem finsternen Hagen erzählt, der den strahlenden Siegfried feige und hinterhältig mit dem Speer ermordete, von dem Tronjer, der keine Liebe kannte, der streng und hart, ohne Glauben, fast als das Spiegelbild des Satans durch die deutsche Heldenwelt ging? Von dem einäugigen Burgunder, der sogar — furchtbar! — einen geweihten Diener Gottes, einen unschuldigen, frommen Mann, in die Donau schleuderte?

Feiger Mord ist unanständig, das weiß jeder deutsche Junge und jedes Mädel. Aber immer wieder geschah das Rätselhafte, was an dem guten Charakter der Jugend zweifeln ließ. Sie liebten Hagen Tronje, diese deutschen Jungen! Hagen, Hagen, das war ihr Traum, ihre stille Leidenschaft, die mitunter auch in trozigem, offenem Bekenntnis ausbrach.

In der Sprache unserer Jungen ist Hagen ein „feiner Kerl“. Und wir haben das wunderliche Bild, daß idealistische deutsche Jungen mit unbeirrbarer Treue und geheimnisvoller Liebe an dem harten, liebeleeren Mörder Hagen Tronje hängen.

Warum tun sie das, sie, die Jungen, denen Ehre und Anstand nicht erst gepredigt werden brauchen, weil es ihr Ahnenerbe ist, ohne daß sie es wissen?

Da haben wir schon die Antwort! Ohne daß sie es wissen! Gelehrt darf oder durfte es ja nicht werden, denn man kann es lehren als Ergänzung zum unbestimmten Ahnen der Jugend. Man irre sich nicht in der Wucht unserer Erberinnerungen, sie treffen auf bereite Seelen! Und die Jugend ahnte es immer, solange es Jugend in Deutschland gab, daß es mit Hagen etwas ganz Ungeheueres sein müsse. Sie hörte von ihren Erziehern, Hagen sei ein liebloser Mann gewesen.

Nein, dieser Mann verbrannte ja vor Liebe, ging an seiner Liebe zugrunde, an einer Liebe, die göttlicher Artung war, denn sie richtete sich unerrückt auf ein Ziel: Auf sein Burgundervolk, das in seinem König die Verkörperung fand ähnlich wie das Volk der Japaner in seinem Kaiser. Gewiß, das Volk, dem Hagens Liebe galt, war ein kleiner germanischer Stamm und nicht an Volkszahl mit dem deutschen Volke zu vergleichen. Trotzdem war es für Hagen die gottgewollte Gemeinschaft, die es durchzubringen galt auf dieser waffenklirrenden Erde, für die man auch den Mut haben mußte zu morden, und zwar zu morden ohne Erbarmen, weil es die Ehre verlangte, die neben der Freiheit

das wichtigste Lebensgut eines germanischen Volkes ist, ohne das es zwar dahinkümmern, nie aber leben kann. Und wenn der Ermordete tausendmal der strahlendste Held der damaligen deutschen Stämme war, und Siegfried war es und Hagen wußte es und hat ihn nie persönlich gehaßt, so war der Mord Notwendigkeit. Es gibt Fälle, in denen die bürgerlichen Wertungen versagen und ein Einzelner einmal Richter und Vollstrecker sein muß, nicht weil er blutrünstig und grausam ist, sondern weil die Ehre der höheren Gemeinschaft es aus göttlichen Gründen fordert. Ob aber die Gründe göttlich sind, ist nicht so schwer zu erkennen, weil das Göttliche jenseits von Zeit, Raum und Ursache liegt und alle aus ihm geborenen Handlungen sich auf göttliche Ziele richten: Auf die Erhaltung der Seele und des Lebens des Volkes.

Was aber unsere deutschen Jungen am tiefsten anrührt, das ist Hagens Untergang. Hagen war der einzige Mann, der darum wußte, daß der Burgunderzug über die Donau zum Untergange führen werde. Hagen warnte, aber er wurde nicht gehört. Der König befahl den Ritt ins Verderben, und damals mag zum erstenmal ein Lächeln über Hagens zerschrundenes Antlitz gehuscht sein. Nun wuchs dieser Mann endgültig zur Gottheit empor, weil er ohne Hoffnung, ohne eigennützige Regung bis zur Vernichtung vor seinem Volke stand, wie Gott es wünscht. Man sage nicht, so etwas habe Gott nie gesagt, und ich stelle da ein neues unbewiesenes Dogma auf! Nein, das tue ich sicher nicht, aber was ich sage, kann jeder sehen, der die Augen aufmacht. Jedes angegriffene Tier wehrt sich in aufblühendem Haß gegen seinen Mörder, rücksichtslos und ohne Erbarmen, zur Erhaltung seines Lebens und seiner Art. Es handelt gottdurchdrungen, so wie es die Gottheit in seinen Lebenswillen hineingelegt hat. Es kann nicht anders, als derartig gottverbunden zu handeln.

Dem Tier aber fehlt die Freiwilligkeit und die Erkenntnis seines Tuns.

Diese Erkenntnis, diese Freiheit zur Entscheidung, die nur dem Menschen, und nur diesem allein, gegeben ist, hatte Hagen Tronje. Konnte er sich nicht krank melden, der alte Herr, ehe es auf den verhängnisvollen Ritt ging? Kein Mensch hätte es ihm in seinen Jahren verübelt. War es doch kein Kriegszug, um den es sich handelte, sondern eine frohe, festliche Gastreise an einen fernen Königshof. Nie also hätte der Verdacht der Feigheit auf Hagen fallen können!

Der Tronjer aber wählte diesen Weg nicht, weil er erkannte, daß ein solcher Weg selbstisch und ungöttlich sei. Er wußte, daß das Göttliche jenseits der Selbstsucht liegt.

Deshalb wählte Hagen den Weg, den ihm seine göttliche Art riet. Wenn denn sein Volk nicht lieblich unsterblich sein durfte, so wollte er seine Seele unsterblich machen! Deshalb stand er unerschütterlich wie ein Eichbaum vor den Leuten seines germanischen Stammes und teilte den Untergang mit ihnen.

Von nun an aber schwieg die Gottheit nicht mehr. In den Seelen der Jugend wurde sie immer wieder wach von Geschlecht zu Geschlecht. Hagen, ja, das war einer! Das war der Ahn der eigenen Rasse, das war der Ungeheuere, der Gottverbundene! So fühlte die Jugend von Jahrhundert zu Jahrhundert, heimlich, in stolzen Träumen, ohne zu wissen, warum die Seele so wunderbar emporbrandete, sobald nur der ewige Name des Tronjers erklang.

Die Gottheit leuchtete aus fernen Jahrhunderten den Urenkeln in die Seelen und ließ sie ausleuchten an der Tat göttlicher Artung. Gewiß, in einem jungen Menschen des Stammes Sebulon oder Isachar wird die Seele nicht mitteleuchten. Dort sind die göttlichen Wertungen eben anderer Art. Jedenfalls sind sie nicht die unseren. Für uns aber hat Hagen die Gottheit gerettet!

Viele Hagen gibt es unter den deutschen Ahnen, und wir ahnten es längst, nur wir wußten es nicht.

Heute aber wissen wir es.

Damit es aber alle wissen sollen, deshalb wollen wir Hagens Schwert wiederfinden und unseren Volksgenossen schenken, wie die fremden Japaner uns das Schwert der Samurai gaben. Wir sind ihnen dankbar für ihre verstehende Freundschaft, mehr nicht. Wir aber wollen den Adel Gottes aus den Händen der Ahnen erben! Deshalb treiben wir Germanenfunde.

Die Bücherwaage

Carl Clemen, *Altgermanische Religionsgeschichte*. Röhrscheid, Bonn 1934. 121 Seiten und 29 Abbildungen auf 14 Tafeln. Kart. 6,80 RM.

Clemen würdigt die gesamten Quellen der germanischen Religion dabei auf heute umstrittene Fragen besonders eingehend. Häufig werden auch Teudt und Wirth genannt, aber nur um kritisiert und abgelehnt zu werden. Wir können eins zugeben: da heute vielfach Liebhaber und Laien sich mit der germanischen Religion beschäftigen, entsteht die Gefahr, daß bestimmte Vorurteile, die aus mangelnder Quellenkenntnis herzuweisen sind, sich einwurzeln. Clemens nüchterne Kritik und unbestechliche Darstellung der Quellen kann hier reinigend wirken. Zu bedauern ist, daß der gesamtindogermanische Gesichtspunkt, der gerade Clemen nicht fremd ist — wie auch in dieser Schrift die lehrreiche Behandlung der Valderfrage zeigt —, so sehr in den Hintergrund tritt. Die germanische Religion kann nur im Rahmen der gesamtindogermanischen Überlieferung gewürdigt werden. Es muß also der tragende Grund der Darstellung der germanischen Religion die Schilderung der urindogermanischen Religion sein, wie sie aus der übereinstimmenden Überlieferung der einzelnen indogermanischen Völker zu erschließen ist. Daß ein derartiges Kapitel in Clemens Schrift fehlt, ist ein Mangel; aber nicht der Hauptmangel. Sollte jemand aus einer tiefen Herzenssehnsucht heraus, um von germanischer Frömmigkeit sich ein Bild zu verschaffen, nach dieser Schrift greifen, der würde sich schwer enttäuscht fühlen. Die Haupttugend des Buches ist sein Hauptmangel: sie ist nüchtern, weil von einem Außenstehenden geschrieben, was folgender Satz beweist (Seite 116): „Und so war nur zu erwarten, daß sich die Germanen, wenn sie ihnen bekannt wurde, einer andern wirklichen Religion anschließen würden.“ Der ehemalige Theologe Clemen vertrat mit diesem Satz, daß er Theologe ge-

blieben ist. Wirkliche Religion (der Theologe nennt es *revelatio specialis* „besondere Offenbarung“) ist nur das Christentum, die germanische Religion ist aber keine „wirkliche Religion“. Für den Geschichtsschreiber der altgermanischen Religion Clemen ist die germanische Religion in der Tat keine wirkliche Religion: sie ist ihm fremd geblieben. Hier erhebt sich die ernste Frage, kann jemand das Wesen einer Frömmigkeit erfassen, die ihm selbst fremd blieb, nicht zum innern Erlebnis wurde? Wird nicht der Liebhaber, dem auch nur eine Göttergestalt, nur ein Mythos der Germanen zum Herzen sprach, mehr von ihrem Wesen wissen, als der beste Kenner sämtlicher Quellen und des gesamten gelehrten Schrifttums über diese Quellen? Der sokratische Nüchternheit Clemens setzen wir das Wahrwort Wilhelm Grimms entgegen: „Der Enthusiasmus hat niemals Unrecht.“ Wir müssen also feststellen: von wirklicher germanischer Religion ist in Clemens Buch nicht die Rede. Otto Guth, Bonn.

„Yggdrasil“ of *Verelddhouw*. Gen *Germaanse Cosmogonie*. Von August Heyting. Herausgegeben unter den Auspizien des Kelto — Germanischen Studienrings Yggdrasil. Mit 4 Tafeln. Verlag Trifos, Den Haag 1936. Einleitungsband. 4^o, 200 Seiten.

Hollands ansehnlicher Beitrag zur Vor- geschichtsforschung wird nun von einem Dichter vermehrt. In seinem vierbändigen hymnischen Behergedicht „Yggdrasil“ unternimmt August Heyting die Schilderung der Welt, wie sie nach der Auffassung unserer germanischen Vorfahren ausgesehen haben muß, das Ganze geschaut in dem Sinnbilde der neun Reiche umspannenden Weltesche Yggdrasil. Ihm schwebte eine Darstellung vor, „wie sie ein Barde oder Skalde zu geben vermochte, der in der Spätzeit des Heidentums alle germanischen Gebiete bereist, das dort Gehörte zu einem Ganzen verarbeitet und, ohne fremde Elemente ein-

zuschmuggeln, harmonisch ergänzt und abgerundet hat".

Um seine sachliche Berechtigung zu solchem Unternehmen zu erweisen, hat der Dichter zunächst einen Einleitungsband veröffentlicht, worin er in einer Anzahl Einzelstudien (Die Winterjohannwendfeier. — Baum- und Feuertienst. — Das germanische Element in Goethes Faust. — Die Walküren. — Die Rolle der Gewächse) die Ergebnisse seiner eindringenden Beschäftigung mit Problemen der nordischen Mythienforschung, der Ethnologie und des Brauchtums vorlegt und manche wertvolle Brücke zum Keltentum und Hellenentum schlägt.

Anknüpfend an das Wort aus holländischem Munde „Wehe dem Volk, das seine eigene Geschichte nicht kennt!“ sagt Heyting in der Studie über den Baum- und Feuertienst: „Es scheint mir in der Tat von der größten Wichtigkeit für ein Volk, seine eigene Geschichte zu kennen, das Wort Geschichte im weitesten Sinne genommen. Mancher gebildete Niederländer wird, wenn er solches liest, zustimmend nicken und dabei des Glaubens sein, er sei mit der Geschichte unseres Landes wohl vertraut. Und doch gibt es unter uns nur sehr wenige, die von der Geschichte, und was noch wichtiger ist, von der Kultur unseres Stammvolkes etwas wissen. Von seiner Kultur? Dieser Begriff liegt außerhalb der Vorstellungen unserer Volksgenossen, die unsere Voreltern in ihrem Dünkel allein als würfeln und trinkende Rohlinge in Tierfellen sehen.“

Heytings Werk ist in hohem Maße geeignet, einer solchen (vor nicht langer Zeit auch bei uns in gewissen auf Bildung Anspruch erhebenden Kreisen verbreiteten) Anschauung wirksam zu begegnen.

Dr. Hans Floerke.

„Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von O. A. Erich und R. Beil. Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1936. (Kröners Taschenausgabe, Band 127/128.) 872 Seiten mit 158 Abbildungen und 6 Karten. 6,50 RM.

Es gibt heute kein umfassendes Sachwörterbuch der deutschen Volkskunde. Man greift deshalb gerne nach dieser Neuerscheinung, muß aber bereits nach dem Lesen des Vorwortes der beiden Verfasser an dem Wert dieses ersten Versuches, den gesamten Wissensstoff der deutschen Volkskunde darzustellen, berechnete Zweifel hegen.

Die Verfasser geben zu, daß erst eine zweite Auflage der Aufgabe haben wird, die auf Grund der Rassenfunde erarbeiteten und neu auftauchenden Zusammenhänge in der deutschen Volkskunde aufzuzeigen. Warum hat man denn den Umbruch in der

Volkskundewissenschaft, ihre politische und rassische Neuausrichtung nicht bereits in dieser ersten Auflage berücksichtigt?

Abgesehen davon, daß also der Stand der heutigen Volkskundewissenschaft überhaupt nicht berücksichtigt wird, ist die weltanschauliche Haltung des vorliegenden Wörterbuches als zweifelhaft, zumindest aber sehr einseitig anzusprechen. So schreibt der Verfasser des Beitrages „Weihnachten“, nachdem er zugegeben hat, daß „im Weihnachtsfest neben antiken und frühchristlichen, auch starke Spuren angestammten Brautums und Glaubens“ stecken u. a. „neben hellen (christlichen) Gestalten stehen die dunklen dämonischen“. (Gemeint sind die Gabenbringer der Weihnachtszeit.) Für diese übliche Dämonisierung unseres arzeitigen Weltbildes sorgen weiterhin die Ausführungen unter den Stichworten Abwehrzauber, Analogiezauber, Dämonen, Rärm.

In der Einleitung geben die Verfasser vor, den Anschluß der deutschen Volkskunde an die Germanenfunde so eng gestalten zu wollen, wie es Jacob Grimm getan hat. Wie ist dann aber zu erklären, daß die Verfasser mit keinem einzigen Wort die Edda erwähnen, während man über das Buch Moses, über die jüdischen Chaldäer und über Abrahams Schoß spaltenlange Abhandlungen findet. Was haben die jüdischen Erzväter und was hat die Lourdes-Grotte in Frankreich mit deutschem Volkstum zu tun?

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch kurz den Stichworten zu, die sich mit dem deutschen Bauerntum befassen. In dem Beitrag „Bauer“ wird Hans Raumanns Theorie, wonach die bäuerliche Kultur nur aus gesunkenem Kulturgut aus der Stadt besteht, wieder hervorgeholt, wenn es dort heißt: „Viel städtisches Gut in Kunst, Dichtung und Musik ist seit dem Mittelalter in ländliches Gut verwandelt worden, wobei diese Wandlung manchmal ein Auflösen und Sinken bedeutete.“ In völligem Gegensatz zu der Raumannschen These stehen die Bemühungen der Verfasser, die Bedeutung der Odalsrune als Zeichen des unveräußerlichen Sippengutes und der Nachkommenschaft zu erklären. Ist etwa der Begriff des Odals, des von Gott als Lehen empfangenen Bodens auch in der Stadt entstanden und erst als „gesunkenes Kulturgut“ vom Bauern übernommen worden?

So verdienstvoll die Herausgabe dieses ersten Wörterbuches auch sonst sein mag, es kann heute im nationalsozialistischen Deutschland aus den erwähnten Bedenken heraus nicht empfohlen werden.

Friedrich Rehm.

Zeitschriftenchau

Kultur und Brauchtum

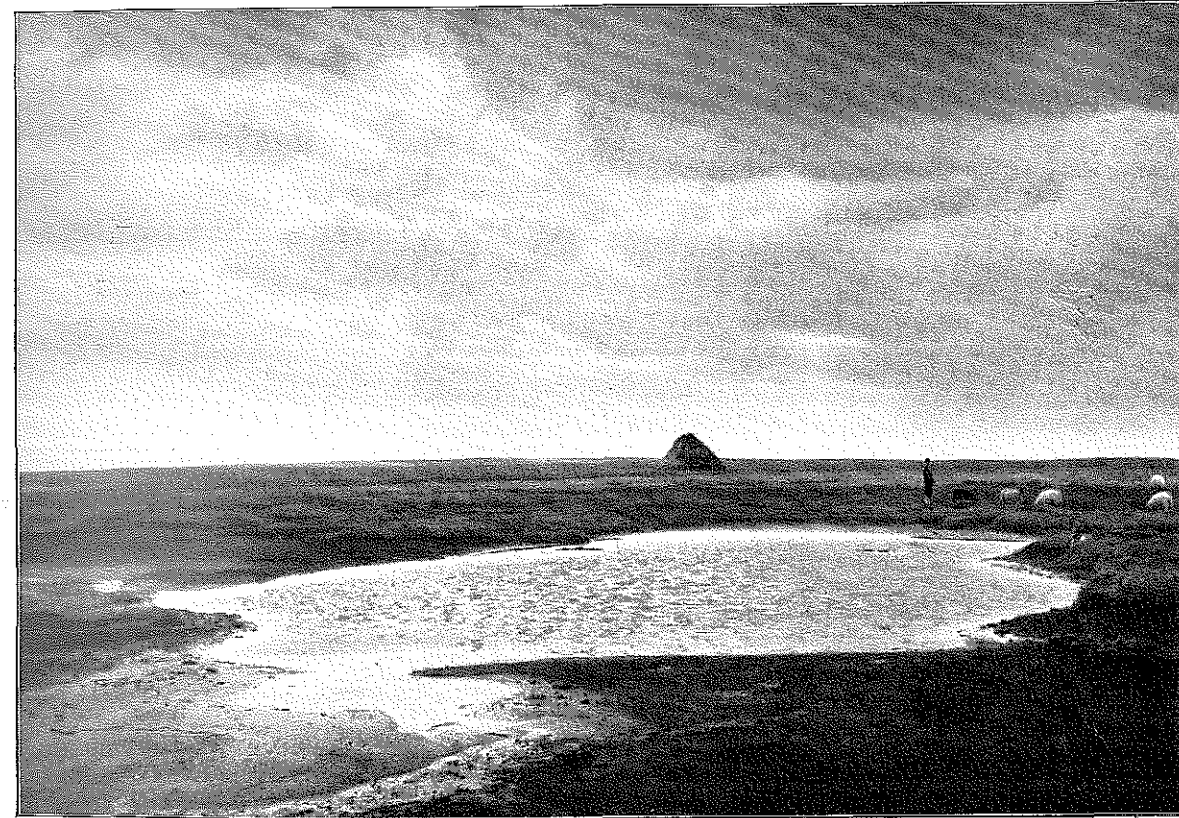
Rudolf Koll, Ein neues Germanenbildnis. Forschungen und Fortschritte. Berlin. 12. Jahrg. Nr. 31. Im Burgenland, etwa 10 Kilometer südlich der römischen Donaustadt Carnuntum, fand sich ein Kalksteinskulptchen, dessen Verwendung ungewiß bleibt. Werkstoff und Arbeit sind einheimisch. Die nur wenig beschädigte Plastik zeigt das ausdrucksvolle Porträt eines reifen Mannes mit ernsten, fast bitteren Zügen und wird durch den Haarknoten eindeutig als das eines Germanen bezeugt. Durch Vergleich mit dortigen Grabsteinen darf die Arbeit in das 1. Jahrhundert n. Z. gesetzt werden und ist damit eine der ältesten Germanendarstellungen. / Herbert Janluhn, Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Thorsberger Fundes. Ebenda, Nr. 29. Wie seinerzeit berichtet, hatte Verfasser nachgewiesen, daß der Thorsberger Fund kein einmaliges Siegesopfer, sondern eine jahrhundertlang im Gebrauch gewesene Opferstätte darstellt. Jetzt untersucht er die Frage, welchen Göttern die heilige Stätte geweiht gewesen sein dürfte. Die ältesten Funde sind vorwiegend Tongefäße, in denen z. T. noch die bäuerlichen Gaben nachweisbar waren. Dann folgt eine Zeit reichlicher, aber wenig wertvoller Weihgaben, besonders Metallgegenstände, und von etwa 300 n. Z. ab erscheinen kostbare, jedoch meist zerbrochene Einzelgaben als Weihstücke. In einer Runeninschrift steht der Göttername „Ull“, Zusammenhänge damit erscheinen gerade hier in Ungeln gehäuft. Die Niederlegung goldener Ringe deutet auf einen Freyrskult, der Name der Stätte auf Thor. Kultstätte, Dingplatz und Markt hängen stets aufs engste zusammen. Der Markt von Süderbrarup hat heute noch große Bedeutung, die Marktordnung wird nicht von der Polizei, sondern von der Kirche durchgeführt, der auch die Stättelgeldeer zufließen. Alles Anzeichen, daß die Kirche hier Erbe einer älteren Kultgemeinschaft gewesen ist. / Karl Waller, Das Østveder Kielboot. Manus. Verlag Rabitzsch, Leipzig. 28. Jahrg. Heft 3, 1936. An der friesisch-chauischen Küste hat man mehrfach recht kleine, in den Boden eingetiefte Wohnräume gefunden, so bescheiden, daß man sie kaum als

Wohnhäuser eines nachweislich uralten, bäuerlichen Kulturvolkes ansprechen konnte. In Øvinge z. B. lagen solche Erdwohnungen aus jächischer Zeit über den statlichen Bauernhöfen der vorausgegangenen Jahrhunderte. Wegen ihrer Unscheinbarkeit hat man sie für Nebengelasse gehalten, deren Hauptgebäude verschwunden sind. Der Befund von Flurstück „Satels“, Gemeinde Ørstedt, zeigt nun eine Lösung des Rätsels. Hier konnte ein regelrechtes Kielboot festgestellt werden, das mit einem Herd ausgestattet und zu einem Wohnraum überbaut war. Die Funde datieren es ins 2. Jahrhundert n. Z. Warum hier das Boot selbst zur Wohnung gestaltet war, muß dahingestellt bleiben, wohl aber führt das zu dem Gedanken, in den kleinen Erdbäusern Rojenhäuser, die Winterbehausungen von Schiffen zu sehen, wofür sich auch sprachlich und in den Sagas Stützen finden. / J. Becker, Der Waffenfund von Schwann (Mecklenburg). Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Rabitzsch, Leipzig. 12. Jahrgang, Heft 7, 1936. An der Warnow bei Schwann ist allmählich eine große Zahl von Waffen, von der Bronzezeit bis in die Neuzeit gefunden worden, unter denen die große Zahl schöner Wikingerwaffen besonders bemerkenswert ist. / Hans Zeiß, Fürstengrab und Reihengräberstätte, Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrgang, Nr. 25, untersucht die Entstehung der Reihengräberfelderhöfe mit ihren reichen Beigaben und Waffenausstattungen. Er sieht die Ursache in den prunkvollen Fürstenbeisetzungen der vorausgegangenen Zeit, die allmählich bei den Vornehmen Nachahmer gefunden haben. Die jüngsten Waffengräber dieser Art finden sich in Süddeutschland sogar in unmittelbarer Nähe von Kirchen und dürften wohl die Stifter derselben bergen.

Wirtschaftsfragen in germanischer Zeit

Walter Nowothnig, Zwei Bernsteinspeicher der Spätlatènezeit bei Breslau-Hartlieb. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 12. Jahrg., Heft 7, 1936. Hier fand sich eine Bernsteiniederlage von einzigartiger Größe, die ein bedeutender Mittelpunkt im Bernsteinhandel der Spätlatènezeit gewesen sein muß. In mehreren sorgfältig gegrabe-

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

nen Schachtanlagen waren insgesamt nicht weniger als etwa 30 Zentner Bernstein von kleinen bis zu über faustgroßen Stücken eingelagert. Zum Teil konnten Bearbeitungs Spuren festgestellt werden. Auf dem Fundgelände, das einen Raum von 50 zu 50 Meter umfaßt, wurden außerdem der Grundriß eines Rechteckhauses sowie weitere Pfostenspuren, Gruben und Scherben aufgedeckt. Eigenartig bleibt, wie ein solcher Wert, wie ihn dies Lager darstellt, einfach in Vergessenheit geraten konnte. / **Werner Boege, Zur Datierung der Trichtergruben auf dem Siling.** Ebenda. Die Trichtergruben auf dem Siling sind alte Steinbrüche, in denen der Werkstoff für die granitenen, durchlochten Mahlsteine gewonnen wurde, die man bisher stets für slawisch gehalten hat. Jetzt wurden dort bei Anlage eines Weges Scherben besonders kennzeichnender germanischer Tonware zusammen mit solchen Mahlsteinen gefunden, die bei der Durchbohrung zerbrochen waren, und außerdem ein kleines Rechteckhaus aufgedeckt, das den Arbeitern offenbar als Schutzhütte gedient hat. Danach reicht die Granitindustrie zur Herstellung solcher Mahlsteine bis ins 5. Jahrhundert n. Zv. zurück, und es scheint möglich, daß die Slaven diese durchbohrten Mahlsteine hier später als Steinbrucharbeiter in germanischen Diensten kennengelernt haben. / Erwähnt sei ferner **Oskar Albert Johansen, Die wirtschaftlichen Grundlagen des ältesten norwegischen Staates** in Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrg., Heft 27, 1936.

Zum Ursprung der Indogermanen

H. Agde, Die ältere sächsisch-thüringische Kultur. Mannus. Verlag Rabißsch, Leipzig. 28. Jahrg., Heft 3, 1936. Seit einiger Zeit hat sich ohne recht ersichtlichen Grund und entgegen bereits vorhandenen, schwerwiegenden Erkenntnissen die Auffassung verbreitet, nur die Schnurkeramiker seien die richtigen Indogermanen gewesen. Alle Arbeiten zu dieser Frage sind deshalb besonders wichtig. Dieser Auffassung nun arbeitet

eine geschlossene sächsisch-thüringische Gruppe heraus, die sich ebenso durch den Formenkreis ihrer Tonware als älter erweist als die verwandten schnurkeramischen Gruppen, wie durch ihre megalithischen Steinkistengräber, die bis an die Ganggräberzeit heranreichen, unter allen Umständen also sehr viel älter sind als die Hügelgräberkultur der Bronzezeit. Eine nahe Verwandtschaft mit der nordischen Großsteingräberkultur ist unverkennbar. Widers Theorie, daß die Schnurkeramik unmittelbar aus der mittelfeinsteinzeitlichen Dünenkultur dieses Gebietes hervorgegangen sei, bedarf noch schlüssiger Beweise. Die Schnurkeramiker siedeln als Bauern auf ausgesprochen schweren Böden, die mittelfeinsteinzeitlichen Fundplätze dagegen liegen auf den Sandern der großen Flüsse, erscheinen also kaum geeignet als Ausgangspunkt einer bäuerlichen Kultur. / **Klaus Raddatz, Ein oderschnurkeramischer Grabfund aus dem Kreise Prenzlau,** ebenda, stellt in diesem Fund sowohl Beziehungen zur jütländischen Heimat wie Einflüsse der böhmischen Gruppe fest. / **P. Grimm, Ein schnurkeramischer Zylinderbecher mit megalithischer Verzierung von Schraplau, Mansfelder Seekreis.** Ebenda. Der steilwandige Becher aus einem kleinen Steinkistengrabe zeigt zu zwei Dritteln ein kennzeichnendes Muster der frühen Schnurkeramik, zum letzten Drittel das der altmärkischen und nordwestdeutschen Megalithkeramik, gibt also wichtige Aufschlüsse über das Verhältnis der beiden Gruppen. Er ist ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Auffassung Rosinns und Abergss, die die Schnurkeramik in Mitteldeutschland im engsten Zusammenhang mit der nordischen Großsteingräberkultur entstanden dachten. Schraplau liegt inmitten jenes Gebiets, in dem allein sich die von jenen aufgestellte Frühstufe der Schnurkeramik findet. Gerade hier in Mitteldeutschland zeigt sich, daß keine Einzelgruppe als Indogermanen schlechthin bezeichnet werden kann, sondern daß sie alle miteinander zum großen nordisch-indogermanischen Kulturkreis gehören.

Gertha Schemmel.

Als die Krone an die Herzöge aus sächsischem Stamm fiel, da gelang es diesem kraftvollen und heimatverwurzelten Geschlecht, das Abendland dauernder, sicherer und zielbewusster unter seine Herrschaft zu bringen, als das der große Franke Karl vermocht. Erst mit Heinrich I. beginnt die große deutsche Reichsgeschichte.

Aus Selchow, Unsere geistigen Ahnen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. D. Maßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Bj. 1936 5700. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes e. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Blazmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

9. Jahrgang, Heft 2

Inhalt

- Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Germanischer Glaube. Von Dr. Gerhard Raab 33
- Bege und Grundlagen der Sinnbildforschung. Von Prof. Dr. Hugo Dingler . . 36
- Das Löwentor von Mykenä ein nordisches Kultsymbol. Von Dr. Walther Brewig . 41
- Die Gefittung der Kanariet als Schlüssel zum Ur-Indogermanentum. Von Otto Guth 50
- Rarefische Zauberbeschwörungen. Von Georg von Grönhagen 54
- Erwecker der Vorzeit: Felix Dahn 58
- Eugen Weiß † 60
- Bücherrwaage 61
- Hieb und Stich 62
- Fundgrube 63

Das Umschlagbild zeigt eine Heide in Norddeutschland, die seit Tausenden von Jahren unveränderte Landschaft germanischen Geschehens

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Blazmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12. Für unüberlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Februar

Heft 2

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Germanischer Glaube¹

Von Dr. Gerhard Raab

Auch in sehr wohlmeinenden und über die materielle Kultur der Germanen wohlunterrichteten Büchern findet man immer wieder ein merkwürdig unklares und unsicheres Hin- und Hertappen bei der Darstellung des germanischen Glaubens. Es sei zugegeben, daß die Glaubensüberlieferung der Germanen nur als ein beifpiellofes Trümmerfeld auf uns gekommen ist und daß seine Wiederaufdeckung daher große Schwierigkeiten bietet.

Um fo nötiger ist es aber, nicht nur die einzelnen greifbaren oder überlieferten Scherben immer von neuem zu beschreiben und hin und her zu wenden, sondern daneben auch von Zeit zu Zeit den Versuch zu machen, wie diese Bruchstücke sich etwa in einem großen einheitlichen Gedanken- und Entwicklungszug eingliedern und zusammenschließen lassen könnten.

So sei im folgenden als Erörterungsgrundlage einmal ein knappes, klares, festumrissenes Schema gegeben, das versucht, die Hauptlinien des germanischen Glaubens herauszuheben, unter Verzicht auf alle Einzelheiten (die jeder Kundige für sich an der passenden Stelle einreihen kann!), unter Verzicht auch auf mancherlei weitere eigene Gedanken und Beobachtungen, die das gewollt einfache Bild unnötig verwirren würden.

Den augenblicklichen Anstoß hierzu gibt mir übrigens der bei vielen Gesinnungsfreunden verbreitete Gedanke Richard Wagners, die Götterdämmerung der Edda sei als Sühne für die Schuld der Götter zu verstehen. Ich bin für mich überzeugt, daß dem heidnischen Germanentum eine derartige Idee völlig ferngelegen hat, daß aber trotzdem der Untergang der Götter, mag seine mythische Gestaltung noch so junger, für das Heidentum nicht allzu verbindlicher Zeit entstammen, seiner symbolischen Bedeutung nach aus dem innersten Kern des germanischen Glaubens erwachsen und nur daraus zu verstehen ist.

¹ Der Verfasser des bekannten Buches „Ewiges Germanien“ nimmt hier in ganz großen Linien zur Frage des germanischen Glaubens Stellung. Wir glauben, daß diese klaren grundsätzlichen Ausführungen dazu beitragen werden, in dieser von mancherlei Vorurteilen und gekünstelten Theorien verwirrten Frage einen einheitlichen und vom gesunden Empfinden getragenen Standpunkt zu finden.

Wie ich das meine, wird klar werden aus dem — wie gesagt: grob schematischen — Bild des germanischen Glaubens, das ich in den folgenden Punkten umreißen möchte:

1. Ausgangspunkt ist das Erlebnis der nördlichen Wintersonnentwende — Sinken, Kämpfen, Sterben und Neugeburt der Sonne, des „Lichtes der Lande“. Hieraus folgen die gleichsinnig sich ergänzenden Vorstellungen der Jahrwerdung aus dem Mittwinter, der Tagwerdung aus der Mitternacht (Zählen nach Nächten!), der Lichtgeburt aus der Finsternis, der Welterschöpfung aus dem Chaos „ginnungagap“ (die im Grunde nicht einmalig, sondern ewig neu und rhythmisch fortdauernd gedacht wird wie Jahr- und Tagwerdung!), des Lebens aus dem Tode (Wiedergeburt! Die Feste der Toten und ihrer Neubelebung im Winter gleichsinnig zur Wintersonnentwende!), des „Werde“ aus dem „Stirb“.

2. Hierbei wirkten stets zwei Mächte zusammen: die Sonne, bzw. der himmlische Lichtbringer, der Himmelsgott als männliches zeugendes und die Erde als weibliches mütterliches gebärendes Prinzip; das erste war Tag, Leben, Kampf, Wille, das zweite war Nacht (mit Mond und Sternen), Tod und damit Übergang zur neuen Geburt, Grab und Lebenswasser, ruhende Trächtigkeit, verborgene, erst durch den sterbend zeugenden Lichtbringer zu entbindende Fruchtbarkeit und Weisheit. In beider Zusammenwirken allein schöpften sie sich gegenseitig immer neu; in beider Zusammenwirken allein bestanden Saat, Wachstum und Ernte oder Geburt, Leben und Tod. Zwischen Tod und Geburt liegt die unsichtbare geheimnisvolle Brücke in diesem Kreislauf (Odins Wort an Valder auf dem Holzstoß!), diese Brücke wird gebaut in der „heiligen Ehe“ der Götter (und der Menschen), weshalb in Odin/Wodan wie in Freyja letztlich beides ruht: Leben und Tod, Tod und Leben.

3. Jenes Erlebnis der Wintersonnentwende führte zur Beobachtung des ganzen Jahreslaufes der Sonne (und damit, zumal in nördlichen Breiten, naturgemäß auch des gestirnten Nachthimmels) und der natürlichen Folge der Jahreszeiten im bauerlichen Jahr. Daraus erwuchsen die Jahresgliederung und das Festbrauchtum (im Grunde bis heute!), weiter die Menge der religiösen Sinnbilder (Bauernkalender) und endlich die den verschiedenen Jahreszeiten und Jahresabschnitten sich angleichenden Vielfältigungen und Abtönungen des einen Lichtbringers zu zwei, drei und mehr (bis zu zwölf) Göttern und ebenso der einen Mutter Erde zu einer Reihe von Göttinnen. Hierbei wurden in die verschiedenen Göttergestalten und in ihr Brauchtum eingeschmolzen einerseits die Feur-dämonen und die Feuerverehrung einer älteren religiösen Schicht aus der eigenen völkischen Vergangenheit, andererseits der Manismus, die Ahnenverehrung fremdrassischer Unterschichten oder Nachbarvölker¹.

4. Später erhoben sich dann diese Götter und Göttinnen mehr oder weniger über ihre alte, im Kern und Wesen naturreligiöse Grundlage und wuchsen sich aus zu übermenschlichen vorbildlichen (idealen) Verkörperungen hervorragender Wesenszüge, geistiger und körperlicher Eigentümlichkeiten des Germanentums (der suchende, forschende, rastlose, unbefriedigte, wandernde, zwiespältige, den Kampf, vor allem auch den Kampf der schöpferischen Eingebung liebende und schenkende Odin/Wodan; der ruhige, edelherziggetreue Wächter Heimdall; der derbe, unbedarfte Leistungsriese Thor/Donar; der „schimmernde“, freudige, zeugungsmächtige Freyr; der reine und lichte, klare und wahre, tragisch-sieghafte Baldr; die liebende und sich sehne, heilkräftige Freyja; die mütterliche, leidende und Geheimnis wissende Frigg; der rechtliche, tapfere, felsenfest an sein Wort gebundene Tyr/Ziu

¹ In spätester Zeit (nach und neben der unter Punkt 4 angedeuteten geistigen Ausgestaltung des Mythos) wurden außerdem besonders volkstümliche Gestalten und Szenen der Götterfagen in die Sternstellungen des nächtlichen Himmels hineingelesen, sie wurden verstimmt und solche Verstimmung konnte ihrerseits wieder auf die Göttervorstellungen zurückwirken und diese in Einzelheiten und Nebenzügen nach dem Sternbefund ausrichten. (Der Mythos als solcher ist aber stets viel älter als die Verstimmung. „Mer Verstimung geht der Mythos voran“, sagt D. S. Reuter, Germ. Himmelskunde, S. 278, ähnlich S. 314.)

usw.). Im Hintergrunde lebte aber stets die Ahnung, daß alle diese Götter und Göttinnen eigentlich nur Teile, Ausgliederungen, „Kinder“ des einen ursprünglichen „Mvaters“ waren, des Allgottes, der im Grunde gestaltlos und namenlos (oder, was dasselbe ist, unter buchstäblich zahllosen Namen und Gestalten) gedacht wurde, von Hause aus als „das Gott“ (in allen germanischen Sprachen war dieses Wort ja vor der Christianisierung nur *färlia*!).

5. Der wesentliche Ertrag des so aus den Jahreszeiten und aus dem germanischen Leben, aus dem Bauern- und Kriegerleben abgelesenen germanischen Glaubens waren die (übrigens unsere ganze arceigene Geistesgeschichte bis heute ursprünglich bestimmenden) Lebens- und Denkformen der ständig weiterstrebenden Wandlung und Bewegung (Kreis, Sonnenrad, Hakenkreuz!), des unaufhörlichen Werdens, Vergehens und Wiedewerdens, die Idee des durch Sommer und Winter, durch Leben und Tod, durch Heil und Unheil unendlich und schicksalhaft dahinrollenden Kreislaufes, und von hier aus der herbe Schicksalsglaube und das tragische Lebensgefühl des Germanen auf der einen Seite und auf der anderen deren Überwindung in der männlich freien und tatensfrohen vertrauensvollen Hingabe an die Mächte, die in jenem unendlichen Kreise wirken, in dem der Winter die notwendige Vorbedingung für den Lenz und für die Ernte des Sommers ist, und ebenso der Tod die Wurzel für das neue Leben, das währende Unheil der Ausgangspunkt für das kommende Heil (beides durchaus diesseitig gedacht!), das „Böse“ die unlösbar daran geknüpfte Ergänzung und Vermittlung zum „Guten“ (Götter und Riesen, Odins Raub des Dichtermets!). Und die Folgerung hieraus: nicht eine selbst- und tatverneinende stumpfe Ergebenheit in das Schicksal, sondern — wiederum im Einklang mit der ganzen Natur und in bewußter Verwirklichung jener alles durchwirkenden göttlichen Ordnung — ein freies, durch Sturm und Sonnenschein selbstgetreues Wachsenlassen und Ausreisenlassen des eigenen Wesens in der festen und heilsamen natürlichen Bindung der Sippe und die kämpferische Durchsetzung der eigenen Bestimmung in der Welt, die gewollte Vollendung des eigenen wesensverturzelten Schicksals bis zu seiner letzten (heldischen) Erfüllung im Tode (nicht anders wie die Götter des Ragnarök selbst!).

So — um damit zum Ausgangspunkt zurückzukehren — ist im großen gesehen die Götterdämmerung nur die eine natürliche Senkung in dem ewigen Rhythmus Werden-Vergehen-Wiederverden, Sommer-Winter-Lenz, Leben-Tod-Wiedergeburt. Alles geht vorüber und bleibt doch in seinem Kern, im letzten Grunde; alles Gewordene muß vergehen, um neu zu werden, auch die Götter. Das ist das ewige Weltgesetz, unendlich hoch über aller Schuld und Sühne, erhaben über menschliches Messen und Sinnen. So muß — ohne daß man da nach Gründen fragen kann — Mittgatt versinken, so müssen die Götter und die Riesen, polar aneinander gebunden, stürzen, damit neues Land und neue Götter verjüngt sich wiederfinden.

Alle diese Gedanken wurzeln in jener ersten Wintersonnentwende, die in der Urzeit einmal zum großen Erlebnis unserer Rasse wurde, als die Urberväter zum erstenmal im hohen Norden das Sinken, Kämpfen, Sterben und Wiedergeborenwerden der Sonne erschütternd schauten und bangend und hoffend mitempfanden. —

Ich weiß, daß diese Gedanken, die ich hier knapp und einfach zu formen versuchte, an sich nicht neu sind. Ich weiß auch die vielen verehrten Forscher und Denker (vor allem auch den ungern verstandenen, aber gern geschmähten Herman Wirth), denen ich sie nächst unseren Quellen in Edda und Sagas, in Brauchtum und Funden verdanke. Und nur weil ich immer wieder ringsum auf so außerordentliche Unklarheiten stoße auch bei denen, die über germanischen Glauben reden und schreiben, scheint es mir schließlich richtig, eine Klarheit, eine Wahrheit, die ich zu sehen glaube, einmal versuchsweise auf die kürzeste und einfachste Form zu bringen.

Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung

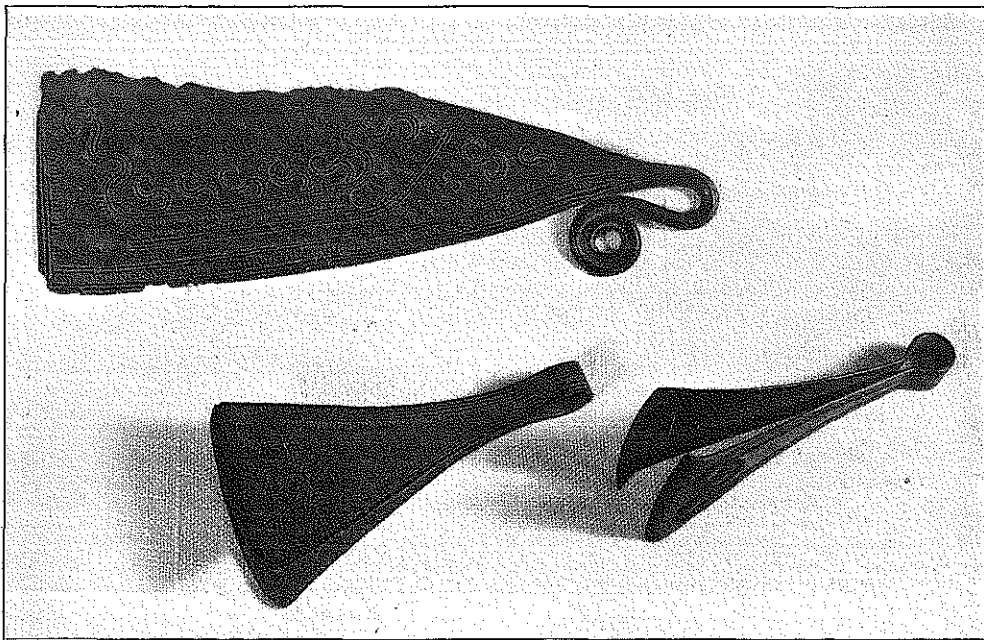
(Zur Methode der Paläoeypigraphie)

Von Professor Dr. Hugo Dingler, München

Alle Geschichte ist Deutung, und zwar Deutung gegenwärtig vorhandener Reste, wobei originale Reste und solche zweiter, dritter usw. Hand zu unterscheiden sind. Bestehen die Reste aus Quellen, die in einer verstehbaren Sprache abgefaßt sind, so ist ihre Verwendung zur Geschichtsschreibung meist unmittelbarer Art. Dennoch führt auch von ihnen aus der Weg zur Historie fast immer erst durch deutende Denksoperationen hindurch. Viel schwieriger liegt aber das Verhältnis bei Resten, die nicht in verstehbarer Sprache abgefaßt sind, ja nicht einmal selbst Sprache bedeuten.

Als der Frühmensch stellenweise seine Fähigkeit entdeckte, selbst Formen zu schaffen, da wurde diese zunächst zur Herstellung von Werkzeugen angewendet. Neben der zweckhaften Verwendung dieser Werkzeuge mag auch eine mehr spielerische aufgetreten sein, und dabei können Formen entstanden sein, die dem Menschen auffällig wurden, da sie ihn an sonstige ihm bekannte und wichtige Dinge „erinnerten“, an Gesichter und Körperformen vielleicht oder an gewisse Gebrauchsgegenstände. So hatte man die Möglichkeit der künstlichen Herstellung von „Nachbildungen“ entdeckt. Hier lag der Anfang der sogenannten Kunst.

Aber es ist noch das seelische Verhältnis des Menschen zu solchen Nachbildungen zu bedenken. Wenn wir in unserer heutigen analytischen Psychologie den Vorgang einer solchen künstlichen Nachbildung bewußt aufgliedern zu können glauben in das im Kopfe des Künstlers bestehende Zielbild der darzustellenden Form, in die willensmäßig geleiteten handwerklichen Handlungen, welche die Herstellung lenken, und wenn wir das fertige Kunstwerk in seinem reinen Wahrgenommenwerden sauber trennen von Empfindungen,



Rasiermesser (mit Schiffsdarstellung) und Haarzangen aus Bronze von niedersächsischen Fundorten. Um 1000 v. Chr. Geb. Hannover. Landesmuseum

Aufnahme: Dr. G. Bauer, München / Deutscher Kunstverlag, Berlin W 35



Nordische Tieftischgefäße aus Riesensteingravern Niedersachsens. Um 2000 v. Chr. Geb. Hannover. Landesmuseum

Aufnahme: Dr. G. Bauer, München / Deutscher Kunstverlag, Berlin W 35

Assoziationen, verstehenden und deutenden Gedankenbildungen, die sich damit verknüpfen, so war dies beim frühen Menschen noch ganz anders. Hier war das alles noch eine Einheit. Die Ethnologen berichten uns, wie für die Menschen des magischen Kulturkreises, etwa unberührte Stämme im Innern Australiens oder Südamerikas, auch heute noch ein äußerer Gegenstand mit den inneren Assoziationen, die sein Anblick beim Betrachter erregt, völlig zusammenfließt. Wie diese etwa beim Auffinden eines Besitzstückes ihres Feindes diesen selbst dadurch in der Gewalt zu haben glauben, indem das Assoziationserlebnis das Bild ihres Feindes, das sich beim Anblick des Gegenstandes in ihnen regt, völlig mit diesem Gegenstand verschmilzt. Nur so können ja die magischen Zauberpraktiken verstanden werden, welche diese Primitiven mit solchen Gegenständen vornehmen, und durch die sie ihrem Feinde zu schaden glauben. Wir erkennen also, daß die sauberen Abtrennungen, welche unsere Psychologie an einem solchen Vorgang vornimmt, daß besonders jene scharfe Scheidung in äußere und innere Erlebnisse, in ein Innen und Außen, erst die Folge genauer Begriffsbildungen erkenntnistheoretischer Art darstellen, die wir uns nach und nach geschaffen haben. Der sog. Primitive besitzt diese genauen Begriffsbildungen noch nicht. Diese liegen nicht im unmittelbaren Erlebnis selbst, sie sind Zutaten unserer denkenden methodischen Vernunft. Das unmittelbare Erlebnis ist stets eine noch unzergliederte Einheit, die äußeres und inneres Erleben umfaßt, und der frühe Mensch besaß nur dieses unmittelbare Erlebnis¹.

Von der Entdeckung der Fähigkeit zu künstlichen Nachbildungen aus sind nun zwei Entwicklungslinien möglich, die natürlich in Wirklichkeit nicht geradlinig zu verlaufen brauchen, sondern sich mannigfach überkreuzen, vermischen, gegenseitig ablösen können. Die eine führt im ganzen zum Streben nach immer besserer, vollkommener Nachbildung, es ist die Linie der bildenden Kunst. Die andere gelangt zu immer detailärmeren Bildungen, es ist die Linie des „Symboles“, die sich dann schließlich unter letztem Verzicht auf alle Ähnlichkeit zum „Zeichen“ weiterbilden kann. Zu dieser zweiten Linie, die uns hier vor allem beschäftigt, ist noch einiges zu sagen.

¹ Siehe hierzu meinen Vortrag „Der Glaube an die Weltmaschine und seine Überwindung“, Stuttgart 1932.

Der Mensch hat die Fähigkeit, in ganz einfache Gruppen von einigen „Strichen“, wenn sie geeignet liegen, etwa ein Gesicht oder eine menschliche Gestalt usw. „hineinzusehen“. Eine Nachbildung im Sinne der Kunst ist ja ein Gebilde, bei dem der Beschauer gar nicht anders kann als es als das aufzufassen, als was es gemeint ist (wobei wir von sog. futuristischen usw. „Kunst“-Auffassungen absehen). Anders bei der obigen zweiten Entwicklungslinie, die zum Symbol führt. Hier gelangen die Darstellungen leicht zu einem solchen Grade der Abstraktion, daß der uneingeweihte Beschauer nicht ohne weiteres weiß, was damit gemeint ist. Er müßte entweder es von Wissenenden lernen, es gelehrt bekommen, oder er muß es selbst erst erschließen, wobei diese Erschließung nicht sogleich völlig gesichert zu sein braucht.

Bildungen der eben genannten Art wollen wir zunächst mit dem Worte „Schema“ bezeichnen. Der psychologische Vorgang beim Umgang mit solchen ist folgender: Der Beschauer muß ein lebendiges Bild dessen, was das Schema bedeuten soll, schon in sich tragen. Er entdeckt dann beim Beschauen des Schemas in einem blickartigen geistigen Erlebnis, daß dieses Schema zu diesem Bilde „paßt“. Ist dies geschehen, so tritt bei öfterer Handhabung des Schemas eine immer stärkere Verschmelzung zwischen Schema und Vorstellungsbild ein. Diese besteht erstens darin, daß beim neuen Anblick des Schemas das Bild immer schneller, selbstverständlicher und zwingender sich einstellt, so daß er zunächst das Schema als Wiedergabe des Bildes „ansieht“ und es erst einer starken geistigen Anstrengung bedarf, um in ihm wieder eine Gruppe von Strichen zu sehen. Zweitens besteht die Verschmelzung darin, daß unwillkürlich Elemente des Bildes in das Schema selbst hineingelegt werden, so daß dieses reicher an Detail und wirklichkeitsnäher erscheint als es wirklich ist.

Das was wir hier aber als einzelne Momente des psychischen Vorganges darstellten, ist für den Primitiven volles und wirkliches Einheitserlebnis ohne kritische psychologische Aufspaltung.

Auf diese Weise können gewisse Linien oder Strichgruppen für eine Volks- oder Menschengemeinschaft zu Gebilden werden, mit denen sich bei ihnen fast zwangsmäßig gewisse Bildvorstellungen verknüpfen und in Zusammenhang mit diesen wieder andere Vorstellungsgruppen und Gefühlserlebnisse. Nur in diesem Stadium möchten wir solche Gebilde als „Symbole“ bezeichnen.

Nun ist die Grenzlinie zwischen echten Symbolen und vereinfachten Darstellungen keine genaue. Es gibt vereinfachte Darstellungen, z. B. von Gesicht, Menschengestalt usw., von denen man sich denken kann, daß sie zu verschiedenen Zeiten und Orten ganz unabhängig wieder neu entstehen können. Bei Zeichen, die nicht unmittelbar als Darstellungen kenntlich, die also schon echte Symbole geworden sind, mag es, zumal wenn sie einfach sind, ebenfalls möglich sein, daß sie unabhängig als Zeichen von neuem entstehen. Wenn aber dann mit solchen Zeichen sich dieselbe oder eine sehr verwandte Bedeutungssphäre verbindet, dann ist die Wahrscheinlichkeit unabhängiger Entstehung schon recht gering. Diese Wahrscheinlichkeit wird noch beträchtlich geringer, ja sinkt praktisch zum Nullwert, wenn die gleiche Erscheinung für mehrere sinnhaft zusammenhängende Symbole auftritt, also für eine zusammengehörige Gruppe solcher Symbole.

Ein weiteres praktisches und psychologisches Moment spielt hier noch herein. Wenn in der Zeit des Niedergangs deutscher Kunst nach dem Kriege Kunstgewerbler in ein Völkerkundemuseum gingen, um sich dort „Motive“ zu suchen, und Ornamente der verschiedensten Völkerschaften sinnlos sammelten und nachahmten, um sie kunstgewerblich zu verwerten, dann geschah hier eine Verwertung, die völlig frei von irgendwelcher Bedeutung der Zeichen war und ein rein spielerisches Verhältnis zu diesen Zeichen ausdrückt, die bei den ethnologischen Vorbildern wohl oft noch echten Symbolcharakter gehabt hatten, mindestens aus einer blutgebundenen Symbolbergangenheit heraus erwachsen waren. Solche Zeichenverwertung entbehrt natürlich auch der geringsten seelischen Verbundenheit

mit dem eigenen Volkstum. Solche Verzerrung des seelischen Verhältnisses zum Ornament kann nur entstehen, wenn neben völliger seelischer und blutsmäßiger Entwurzelung der Kunst äußere Umstände dies ermöglichen: nämlich leichte Zugänglichkeit der fremden Ornamentik sowie große Leichtigkeit in der technischen Verwertungsmöglichkeit derselben, wie sie die modernen technischen und industriellen Verfahren mit sich bringen.

In einer Zeit, wo die Herstellung von Ornamentik schon rein technisch eine schwierigere Aufgabe war, wo noch keine Massenindustrie spielend eine tausendfache Vervielfältigung erlaubte, wo ferner die gegenseitige Abgeschlossenheit der Stammvölker durch die Schwierigkeiten des Verkehrs eine unvergleichlich viel größere war als heute, war ganz von selbst Ornamentierung, wenigstens in ihrer ersten Wahl, eine fast immer sehr bedeutungsvolle und gewichtige Angelegenheit. Die Auswahl der zu verwendenden Ornamente muß damals eine viel mehr Nachdenken verursachende Tätigkeit gewesen sein, und solches Nachdenken allein schon bedingt, daß die Auswahl gewohnheitsmäßig eine viel sinnvollere sein mußte als heute. Das aber heißt, daß man damals wohl fast nur solche Ornamentik verwendete, die irgendwie „sinnvoll“ war, die auf den Zweck des ornamentierten Gegenstandes sich bezog, oder die aus dem letzten Lebenssinn entsprang, in dem der Gegenstand seine Einordnung finden sollte. Dies aber heißt wiederum, daß die Ornamentik im weiteren Sinn Symbolcharakter tragen mußte. Dabei verstehen wir das Wort Symbol so, daß auch Zeichen darunter fallen, die vielleicht ihren engeren Sinn bereits einzubüßen begonnen hatten, die aber noch von einer Art von „symbolischer Aura“ umgeben waren, welche sie vielfach wenigstens noch mit einem größeren Sinnbereich gelegentlich sogar „weltanschaulicher“ Art verbunden erscheinen ließen.

Dem frühen Menschen war das „Machenkönnen“ gewiß noch viel zu bedeutungsvoll, als ein formendes Tun schon aus seiner magischen Weltanschauung heraus viel zu bedeutungsschwanger und darum zu „heilig“, als daß er sich schon zu der Gedankenlosigkeit des heutigen analytischen Intellektuellen hätte „durchringen“ können und rein spielerisch diese Tätigkeiten auszuüben vermocht hätte. Er wäre ja niemals sicher gewesen, ob er durch willkürlich und spielerisch gewählte Ornamente unwillkürlich nicht irgendwelche böse Wirkungen magischer Art auf den Benutzer des Gegenstandes herbeigezogen hätte. So konnte er also nur Formen in der Ornamentik verwenden, die ihrem Sinne nach bekannt oder mindestens durch Tradition geheiligt war. Tradition konnte aber nur geheiligt sein, wenn sie einmal aus einer wirklich bedeutungsvollen Wirkung des Ornaments hervorgegangen war.

Die Psychologie lehrt uns, wenn wir ihre Prinzipien recht anwenden, daß an sich der Mensch überhaupt kein Zeichen, keine Form wählen kann, die wirklich „völlig bedeutungslos“ ist. Auch der analytisch denkende Moderne kann das nicht. Lassen wir einen Menschen irgendeine Form willkürlich wählen, dann ist dieser Wahlvorgang in der Seele der Versuchsperson stets irgendwie kausal bedingt. Daß er aus beliebig vielen, ihm zur Verfügung stehenden gerade diese eine Figur zeichnet, ist das Endglied einer Kausalkette, die zuletzt in den Tiefen des Unbewußten der Bp. verdammt. Irgendwelche Erlebnisreste, betonte Erinnerungen, Vorlieben, bewußte und unbewußte Absichten usw. lenken immer seine Hand, wenn er die Figur hervorbringt. Würde man auch diese seelischen Hintergründe in den Geltungsbereich des Wortes „Bedeutung“ hereinnehmen, so würde folgen, daß der Mensch bewußt und sehend überhaupt keine bedeutungslose Form wählen kann, nur bei „blinder Wahl“ wäre eine solche Wahl möglich.

Der Unterschied gegenüber der Schaffung eines echten Symbols ist der, daß bei einer willkürlichen Zeichenwahl in erster Linie nur individuelle „Bedeutungen“ vorliegen, so daß nur die Einzelperson selbst sagen könnte, was sie bei der Wahl gemeint hat. Beim eigentlichen Symbol aber muß die Bedeutung eine kollektive, d. h. im eigentlichen Falle eine volks- und blutgebundene sein.

Nun wird es verschiedene Arten von kollektiven Bedeutungen geben. Eine erste Gruppe sei die praktische genannt. Denken wir an bäuerliche Kerbhölzer, wo ein Einschnitt etwa ein Stück bedeutet, so haben wir ein Beispiel. Eine zweite Gruppe, die zur Ornamentik zu zählen wäre, soll gewisse Materialien oder technische Nebenwirkungen nachahmen. Dies ist z. B. der Fall, wenn an frei erzeugten Tongefäßen Schnüre oder Flechtstruktur angedeutet werden, die früher zur Gefäßherstellung notwendig waren, es jetzt aber nicht mehr sind. Es soll dann trotzdem äußerlich der traditionelle Eindruck erweckt werden. Auch zunächst unbeabsichtigte technische Nebenwirkungen des Herstellungsverfahrens können zu traditionellen Ornamenten werden usw. Alle diese haben aber dann eben ihre „Bedeutung“.

Nachbildungen, die direkt als solche erkennbar sind, fallen an sich nicht unter unseren Begriff des Symbols. Sie können aber trotzdem Symbole einmal gewesen sein, dann nämlich, wenn zur Zeit der Anwendung nicht nur die Nachbildung in ihnen gesehen wurde, sondern mehr, nämlich auch Bedeutungen, die nicht unmittelbar auch dem Nichteingeweihten erkennbar sind. Solche Umstände sind natürlich für uns äußerst schwer oder gar nicht mehr feststellbar. Darum ist auch diese dritte Gruppe nicht der geeignete Ansatzpunkt für die Symbolforschung. Solche Fälle können nur indirekt manchmal erschlossen werden auf dem Umweg über die nun folgende wichtigste Gruppe der eigentlichen Symbole im engeren Sinn.

Diese vierte Gruppe umfaßt Formen, die nicht in eindeutiger Weise sogleich als realistische Nachbildungen voll verstehbar sind, auch offensichtlich nicht unter die früheren Gruppen fallen, die aber aus verschiedenen Umständen erkennen lassen, daß sie mit Absicht und Sinn angebracht wurden, daß ihnen eine Wichtigkeit zukam. Solche Umstände liegen vor, wenn ersichtlich ist, daß der Ort oder Gegenstand der Anbringung auch sonst eine herausgehobene oder heilige Funktion oder Bedeutung hat, wenn eine regelmäßige Entsprechung zwischen dem Zeichen und der Funktion nachweisbar ist, wenn die Mühe und Sorgfalt oder die Häufigkeit der Anwendung unter bestimmten Umständen zeigt, daß es dem Erzeuger eine wichtige und bedeutungsgeladene Angelegenheit war, die Zeichen anzubringen. Dann können wir auf echte Symbole schließen.

Hier ist ein Wort einzuschieben über das Ornament. Nach dem Gesagten ist es mindestens sehr unwahrscheinlich, daß schon beim frühen Menschen ein Bestreben auftrat, etwa leere Flächen nur darum durch „Ornamente“ auszufüllen, damit sie ausgefüllt seien, d. h. durch Ornamente, die keinerlei inneren Bezug zu dem verzierten Gegenstand und seinem Benutzer hatten. Natürlich kann es einmal vorgekommen sein, daß ein Künstler aus reinem Betätigungsdrang seine Darstellungskunst bei solcher Gelegenheit in dieser Hinsicht beziehungslos walten ließ. Aber primär war dies wohl keineswegs oder nur sehr selten der Fall. Echte Darstellungen fallen ja nicht unter unsere Betrachtung. Dort aber, wo nicht unmittelbar vollverständliche Darstellungen auftreten, dürften primär nur die Fälle der obigen zweiten und vierten Gruppe vorliegen. In diesen Fällen werden also ursprünglich, wo nicht Gruppe zwei vorliegt, echte Symbole angebracht worden sein. Diese Symbole waren aber damit anfangs gar keine reinen Ornamente, sondern sinn- und bedeutungsvolle Formen. Erst wenn in einem späteren Stadium der Symbolcharakter sich zu verwischen oder vergessen zu werden beginnt, geht die symbolhafte Figurierung in Ornamentik über, die aber auch dann noch lange traditionsgebunden ist und noch eine symbolhafte Gefühlsaura mit sich trägt.

Diese Bemerkungen zum Begriff des Symbols sollen uns helfen, die Methodik genauer festzustellen, welche zur näheren Erschließung jenes großen Gebietes, der Paläoepigraphik dienlich sein kann, das uns Hermann Wirth in weiten Teilen neu eröffnet hat.

(Schluß folgt.)

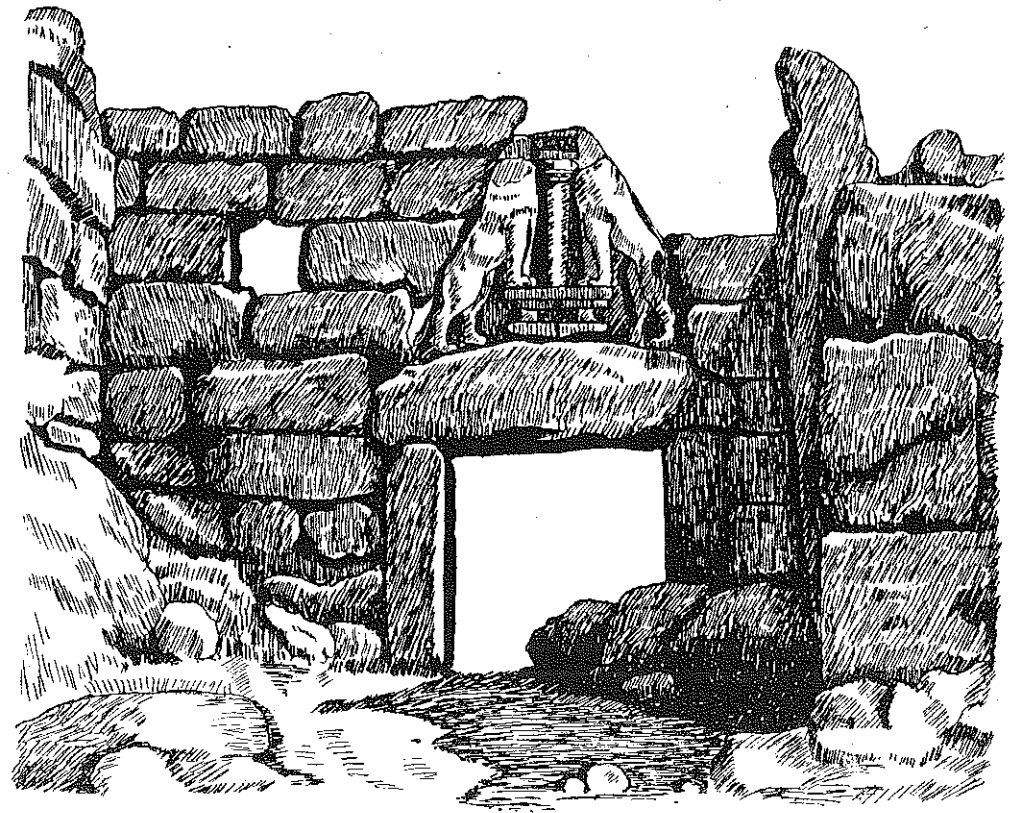


Abb. 1. Das Löwentor in seinem heutigen Zustande (Zudenbach, Kunst und Geschichte, 1. Teil)

Das Löwentor von Mykenä, ein nordisches Kultsymbol

Von Dr. Walther Brewitz

Mit 23 Zeichnungen des Verfassers

Das sogenannte Löwentor von Mykenä ist durch zahllose Abbildungen weltbekannt, und auch in verschiedenen Sammlungen — so in der des Instituts für Altertumskunde in der Berliner Universität — finden sich Abgüsse. Das Tor, das den Eingang zu der sagenberühmten Felsenburg von Mykenä bildet, besteht aus graugelbem Kalkstein, dessen Türsturz durch eine einzige gewaltige Platte gebildet wird. Um nun diese Platte durch das darüberführende Mauerwerk nicht zu sehr zu belasten, was die Gefahr des Einsturzes mit sich bringen würde, ist über derselben eine dreieckige Öffnung ausgespart, indem dort die Mauersteine schräg abgeschnitten sind und sich erst an der Spitze wieder berühren. Diese Öffnung ist wiederum durch eine leichtere Steintafel abgeschlossen, und auf ihr befindet sich die Löwengruppe, die den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll (siehe Abb. 1).

Auf einem altarartigen Unterbau erhebt sich eine Säule, deren eigenartige Form uns gleich noch näher beschäftigen wird, und die von zwei aufrechtstehenden Löwen flankiert ist, deren Vorderpranken auf dem Altar stehen. Daß es sich um Löwen handelt, ersieht man aus den Schwanzquasten, sowie aus den Mähnenresten an den Schultern und unter der Brust. Die Köpfe, die heute fehlen, waren der Materialersparnis halber aus einem be-

sonderen Stück hergestellt und angefügt. Aus der ganzen Anordnung der Gruppe ist anzunehmen, daß die Köpfe frei aus dem Relief hervorragten und dem Beschauer entgegenblickten. Man hat bisher die Löwen gleichsam als Torwächter oder etwa als heraldische Figuren, ähnlich den Schildhaltern der späteren Wappen, betrachtet. Letztere Auffassung ist schon deshalb zu verwerfen, weil sich zwischen den Tieren nichts zu Haltendes befindet, auch ist zu damaliger Zeit — die Skulptur stammt bekanntlich aus dem sogenannten ägäischen Kulturkreis, und zwar aus der mykenischen Periode, also etwa aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — an wappenähnliche Darstellungen noch nicht im entferntesten zu denken. Aber auch wenn wir die Löwen einfach als Torwächter auffassen, so bleibt doch die in der Mitte stehende Säule dabei gänzlich unberücksichtigt und unerklärt, wenn man nicht annehmen will, daß sie ein rein ornamentalisiertes Füllsel oder Beiwerk ist. Wir müssen daher, wenn wir nach einer Erklärung der ganzen Gruppe suchen, uns zunächst einmal die Säule etwas genauer ansehen. Schon beim ersten Blick springt uns die auffällige Tatsache ins Auge, daß die Säule, entgegen allen späteren Konstruktionen, sich nach unten hin verzüngt, daß also der stärkere Teil derselben sich oben befindet. Auf der Säule ruht über dem Kapitell eine viereckige Platte (der Abakus), und auf dieser Querschölzer, auf denen sich abermals ein Bauglied befindet. Offenbar ist hier ein Dach angedeutet. Versuchen wir nun durch Vergleichung mit anderen Funden aus dieser Zeit zu einer Erklärung dieses seltsamen Denkmals zu gelangen.

Die sogenannte ägäische Kultur, bestehend aus der kretischen, kretisch-mykenischen und rein mykenischen Periode, erstreckte sich von der jüngeren Steinzeit über die ganze Bronze- und teilweise bis in die Eisenzeit hinein, d. h. also etwa über das 3. und 2. vorchristliche Jahrtausend. Die Träger der kretischen Kultur waren Nichtarier, und nach dem sagenhaften phönizisch-semitischen Seeräuberkönig Minos, der mit seinen Piratenflotten das ganze ägäische Meer beherrschte, wird diese Kultur auch als minoische bezeichnet. Aber schon die frühmykenische Kultur (etwa 2000 bis 1600 v. Chr.) war im wesentlichen nordisch bestimmt. Ihre Hauptfundorte sind auf dem Festland Tiryns, Orchomenos und Mykenä, daneben Arne in Böotien und zahlreiche andere Plätze in Thessalien, Phokis, Mittel- und Südgriechenland, auf den Inseln vor allem die Orte Knossos, Phaistos, Hagia Triada, Ramares, Vaphio und Gurnia auf Kreta, Phylakopi auf Melos, ferner Rhpros, Thera, Kephallenia u. a. In Kleinasien gehört zu diesem Kulturkreis die I. bis VII. Schicht von Troja, von denen die VI. Schicht das homerische Troja ist.

Was zunächst die befremdliche Form der Säule (oben dicker wie unten) angeht, so stand man hier lange vor einem architektonischen Rätsel. Wenn wir uns aber die Megalithgräber der jüngeren Steinzeit auf den Balearen ansehen (siehe Abb. 2 und 3), so finden wir hier Pfeiler, die aus mehreren nach oben vorkragenden Einzelstücken bestehen, wodurch dann zugleich ein falsches Gewölbe (Kuppelgrab) erzielt wurde. So verbreiterten sich diese Pfeiler von unten nach oben und wurden dann später in Holz oder Stein in einem Stück und in der gleichen Form nachgebildet. Diese sonst unverständliche Gestalt der „verkehrten“ Säule, die sich nach unten hin verzüngte, verbreitete sich dann von den Balearen aus über das östliche Mittelmeerbecken und bildete hier als kretisch-mykenische Säule ein architektonisches Bauglied.

Wenn wir nun die Funde auf andere, der mykenischen Löwengruppe ähnliche Bildwerke untersuchen, so sind hier zunächst vier geschnittene Steine zu erwähnen. Auf einer Gemme von Mykenä (siehe Abb. 4) finden wir eine Säule, die einschließlich ihres eingekerbten Unterbaues eine auffallende Ähnlichkeit mit der Mittelsäule des Löwentores hat. Flankiert wird die Säule auf der Gemme zwar nicht von Löwen, sondern von Greifen, die aber in ganz der gleichen Haltung stehen wie die Torlöwen, nur daß ihre Köpfe nach rückwärts, also von der Säule abgewandt, gerichtet sind. An den Halsen sind die Greife an die Säule gefesselt. Ein Karneol von Zoro auf Kreta (siehe Abb. 5) zeigt gleichfalls die von Löwen

flankierte Säule, doch drehen hier die Tiere der Säule den Rücken und wenden derselben nur ihre Köpfe zu. Auf einer anderen kretischen Gemme (siehe Abb. 6) sehen wir die Löwen mit abgewandten Köpfen auf einem Postament stehen, auf dem jedoch die Säule fehlt, an deren Stelle oberhalb der Tierköpfe die Sonnenscheibe schwebt. Auf einem Sardonix von Mykenä (siehe Abb. 7) endlich findet sich wieder der geschweifite Unterbau

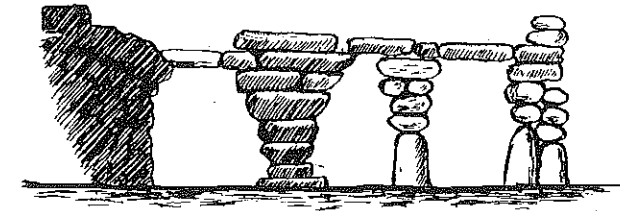


Abb. 2. Megalithgrab (Kuppelgrab) auf den Balearen mit Pfeiler aus Einzelstücken (Schuchard, Alteuropa).

mit den beiden Löwen, die diesmal dem Beschauer entgegenblicken und in der Mitte zu einem einzigen Kopf verschmelzen. Die Gruppierung von zwei Löwen oder irgendwelchen Fabelwesen um eine Säule ist also in diesem Kulturkreise etwas Wohlbekanntes, muß daher mehr als nur heraldische oder dekorative Bedeutung gehabt haben. Zwei Tiere um ein Mittelstück gepaart gibt auch ein Achat von Vaphio auf Kreta (siehe Abb. 8). Die

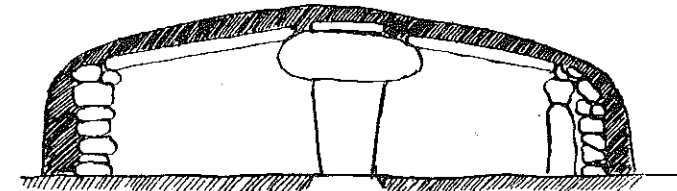


Abb. 3. Megalithgrab (Kuppelgrab) auf den Balearen mit Pfeiler aus einem Stück (Schuchard, Alteuropa).

aufrecht stehenden Tiere oder Dämonen sind völlig phantastische Geschöpfe mit Pferde- oder Eselsköpfen und einem sonderbaren, schuppigen Gewand, das am Kopf fest anschließt, unten aber vom Körper absteht. Ähnliche eselsköpfige Dämonen sind übrigens auch auf einem aufgefundenen Stück einer mykenischen Wandmalerei dargestellt. Das für uns wichtigste aber ist, daß auf dem besagten Achat zwischen den Dämonen auf einem Altar diesmal keine Säule, sondern eine Pflanze, offensichtlich ein Baum, steht, den die Dämonen anscheinend mit den hochgehobenen Rannen begießen wollen. Hier ist das Symbol schon etwas



Abb. 4. Gemme von Mykenä. Abb. 5. Karneol von Zoro.



Abb. 6. Gemme von Kreta (Milani, Studi e Materiali II)

flarer und deutlicher ausgedrückt und scheint „Leben“ oder „Fruchtbarkeit“ andeuten zu wollen. Ein ähnliches Schema zeigen auch zwei in den mykenischen Schachtgräbern gefundene aus Goldblech gefertigte Haarnadelköpfe, von denen der eine zwei Hirsche darstellt, deren Köpfe sich kreuzen (siehe Abb. 9), während auf dem anderen zwei Rachen sich

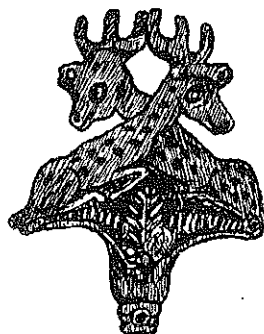
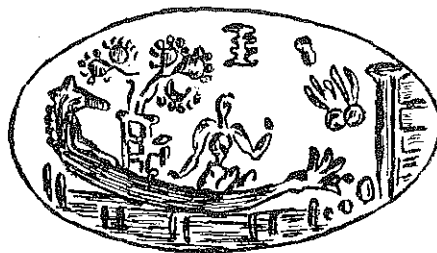
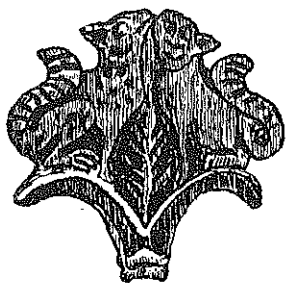


Abb. 7. Sardonyx von Mykenä. Abb. 8. Achat von Baphio (Milani, Studi e Materiali II). Abb. 9. Haarnadelkopf von Mykenä (Schuchard, Schliemanns Ausgrabungen)

gegenüberstehen, deren Köpfe sich berühren (siehe Abb. 10). Bei beiden Darstellungen findet sich der Baum als Mittelstück wieder.

Dass der Baum auch sonst in der Kunst dieser Periode keine geringe Rolle spielt, beweisen weiter Kleinfunde. Auf einem mykenischen Goldring (siehe Abb. 11) steht rechts ein Altar, aus dem ein Baum hervorsproßt, vor dem ein Mann in anbetender Haltung kniet — anders ist seine Gebärde wohl kaum zu deuten —, während in der Mitte eine Frau einen kultischen Tanz aufführt. Die Haltung der zweiten weiblichen Figur ist nicht ganz klar, doch scheint sie sich, ebenfalls betend, über einen Altar zu neigen. Auf einem Ring von der Insel Naxos bei Kreta (siehe Abb. 12) ist ein Schiff dargestellt, aus dem



10. Haarnadelkopf von Mykenä (Schuchard, Schliemanns Ausgrabungen)

11. Goldring von Mykenä (Lagrange, La crête ancienne)

12. Ring von Naxos (Athenische Mitteilungen 1910)

sich mastgleich auf einem Altar ein Baum erhebt, vor dem eine weibliche Figur in unbestimmter — vielleicht betender — Haltung sitzt. Wenn wir uns nun daran erinnern, daß das uralte Heiligtum des dodonäischen Zeus gleichfalls Schiffsgestalt hatte, und die heilige Eiche daselbst den Mastbaum darstellte, so ist die Ähnlichkeit mit der soeben beschriebenen Gruppe auf dem Ring von Naxos allzu auffällig, als daß es Zufall sein könnte. Überdies finden wir bereits auf einem Rasiermesser der Bronzezeit die Darstellung eines nordischen Schiffes (ganz ähnlich den späteren Wikingerschiffen), bei dem gleichfalls an Stelle des Mastes sich ein Gebilde erhebt, das nur einen Baum bedeuten kann (siehe Abb. 13).

Der Baumkult ist uralte und findet sich bei den meisten arischen Völkern. So bei den alten Indern der heilige Baum *Asoka* (der Kummerlose), bei den Griechen die Zeuseiche von Dodona, der *Olbaum* der Athena im Erechtheion u. a. m., bei den Germanen die

Weltesche *Ygdrasil* und ihr spätes Abbild, die *Jrminsul* der Sachsen. Der Baum war das Sinnbild der Unsterblichkeit, des Werdens und Vergehens, kurzum der Mutter Natur. Das spiegelt sich auch in den verschiedenen Sagen von der Entstehung der Menschen aus Bäumen wider. So sind nach urgermanischer Vorstellung die männlichen Menschen aus der Eiche (*ask*), die weiblichen aus der Erle (*embla*) entstanden, und so nannte der Araber die Dattelpalme den mit ihm zugleich erschaffenen „Bruder des Menschen“. Aber auch Verstorbene, besonders auf gewaltsame Weise Umgekommene, leben vielfach in Bäumen fort, so *Osiris* in dem aus seinem Grabe entsprossenen Erika-Baum, *Daphne* im Lorbeer, *Kypressos* in der Zypresse, die *Heliaden*, die Schwestern des *Phaeton*, in den „bernsteinweinenden“ *Pappeln*.

Wir können also wohl sagen, daß die in der ägäischen Kunst so häufig dargestellten Bäume ebenfalls eine kultische Bedeutung haben. Da wir nun bei den verschiedenen bis jetzt betrachteten, der Darstellung am Löwentor ähnlichen Tiergruppen als Mittelstück bald einen Baum, bald eine Säule finden, so dürfen wir wohl ferner Baum und Säule miteinander identifizieren und annehmen, daß die Säule entweder die Andeutung eines Tem-

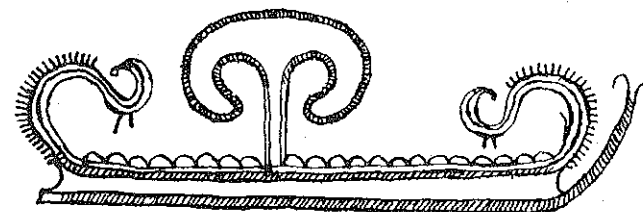


Abb. 13. Nordisches Schiff. Zeichnung auf Rasiermesser der Bronzezeit (Gophus Müller, Nordische Altertumsfunde)



Abb. 14. Ring von Naxos (Drerup, Homer)

pels oder wenigstens eines heiligen Bezirkes (*Temenos*), oder eine gleichsam vereinfachte und schematisierte Darstellung eines Baumes ist, wie z. B. die eben erwähnte *Jrminsul* wahrscheinlich in Säulenform (*sul* = Säule) einen Baum, nämlich die Weltesche, versinnbildlichte. Doch sehen wir uns nach weiteren Analogien in den Reichen der Funde um. Auf einem Ring aus Naxos (siehe Abb. 14) finden wir die beiden Löwen wieder, die sich an einem Berge emporrichten, auf dem eine Göttin steht, die deutlich als *Artemis* gekennzeichnet ist. Die Linke hält den abgeschossenen Bogen, denn daß der gerade Strich einen Bogen und nicht etwa einen Speer oder Stab bedeutet, wird durch die Haltung der rechten Hand, sowie durch den zurückgebogenen Oberkörper klar. Auch hier werden wir wieder auf die zeugende Naturkraft hingewiesen, denn diese verkörperte *Artemis* ursprünglich, so vor allem in Ephesos, allerdings auch auf die zerstörende Gewalt, die der abgeschossene Bogen andeutet. Also abermals das Symbol des Werdens und Vergehens. Die gleiche Göttin, durch den Bogen gekennzeichnet, erscheint übrigens auch in einem Relief, das sich — und das wollen wir scharf im Auge behalten — auf einer Grabstele in Mykenä gefunden hat (siehe Abb. 15). Aus den Schachtgräbern von Mykenä stammt die Darstellung einer nackten weiblichen Figur aus Goldblech (siehe Abb. 16), deren Kopf und beide Arme von Tauben umflattert werden. Nun wissen wir, daß neben Zeus in Dodona schon früh die *Ge*, die lebens- und fruchtspendende Erde, verehrt wurde, deren Priesterinnen „*Peleiaden*“ (Tauben) hießen, wie auch wirkliche, dem Zeus geheiligte Tauben dort gehalten wurden, deren Flug dem Zwecke der Weissagung diente. Wir dürfen also auch in der mykenischen weiblichen Figur sicherlich eine Göttin, und zwar wieder die lebensspendende Natur sehen. Daß eine solche Figur den Toten mit ins Grab gegeben wurde, läßt auf eine, wenn auch noch so vage und unklare Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, eines *Elysiums*, eines Jenseits schließen, das sich von dem schattenhaften Hadesdasein, von dem Homer berichtet,

wesentlich unterschieden haben muß. Die Vögel, und zwar immer in der deutlich erkennbaren Form von Tauben, begegnen uns auch sonst noch oft. So haben sich in Kreta drei auf einer gemeinsamen Unterlage stehende Terrakottasäulen gefunden (siehe Abb. 17). Oberhalb des Abakus liegen waagerechte Hölzer, die wir auch bei der Säule des Löwen-

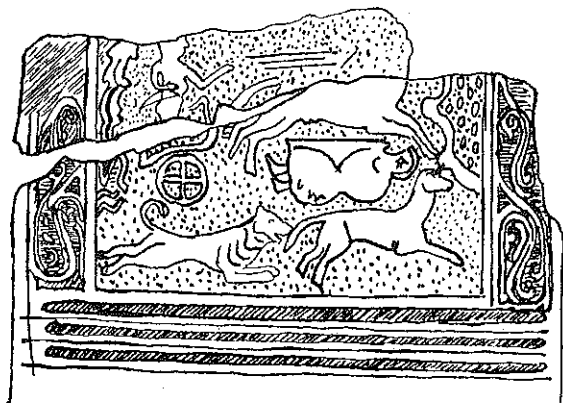


Abb. 15. Grabstele von Mykenä (Springer-Michaelis, Antike Kunst).



Abb. 16. Goldblech von Mykenä (Schuchard, Schliemanns Ausgrabungen).

tores finden, und die vielleicht ein Tempeldach andeuten sollen. Auf dem Gebälk sitzen abermals Tauben, also auch hier wieder eine Verknüpfung zwischen Säule und Naturgotttheit. Auch auf einem doppelhanteligen, schlankfüßigen Goldbecher, dem sogenannten „Nestorbecher“, aus den mykenischen Gräbern sitzen auf den beiden Hanteln kleine Tauben.

Sehr sonderbar und nicht ganz einwandfrei zu deuten sind eine Reihe von Darstellungen, die offenbar Gebäude bezeichnen sollen. Da sind zunächst eine Anzahl von Goldplättchen aus Mykenä, von denen eins hier näher beschrieben werden mag (siehe Abb. 18). Es

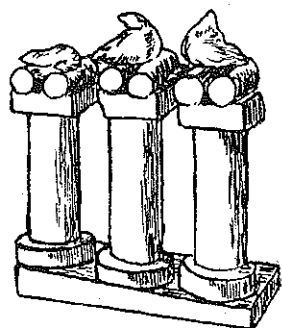


Abb. 17. Terrakotta-Säulen von Kreta (Lagrange, La crète ancienne).

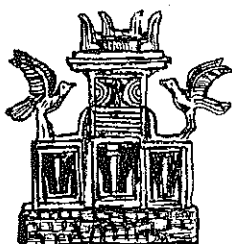


Abb. 18. Goldblech von Mykenä (Dreier, Homer).

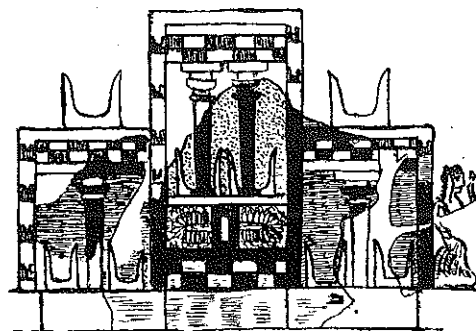


Abb. 19. Wandmalerei von Knossos (Lagrange, La crète ancienne).

scheint sich um einen dreiteiligen Bau zu handeln, in dessen drei Abteilungen sich je eine Säule in der uns bekannten, sich nach unten verjüngenden Form findet. Die Säulen stehen auf einem mit Hörnern verzierten Postament, und ähnliche Hörner finden sich auf dem erhöhten Dachaufbau des Mittelstückes. Auf den beiden Flügelbauten schweben wieder Tauben. Ein ähnliches, aber zahlreichere Einzelheiten enthaltendes Bauwerk zeigt ein Wandgemälde in Knossos, das in manchen Punkten jedoch von dem eben besprochenen mykenischen Goldplättchen etwas abweicht (siehe Abb. 19). Zunächst befindet sich in dem kretischen Wandgemälde die hörnerverzierte Dachkrönung auf den Seitenteilen, und die

Tauben fehlen dafür, aber auch hier ragt der mittlere Teil über die beiden anderen hervor. Dieser Mittelteil enthält zwei Säulen, die beiden Seitenteile je eine, welche letztere aber auf dem Boden direkt stehen und nur von leeren Hörnerpostamenten flankiert sind. Unter dem Mittelbau zeigt sich eine palmettenartige Zeichnung, die wohl einen Hof mit Bäumen darstellen soll, was um so wahrscheinlicher ist, als der Mittelbau oben und unten durch eine Leiste abgeschlossen ist, die kaum etwas anderes bedeuten kann als eine Mauer. Rechts neben dem Gebäude finden sich die Reste einer weiblichen Gestalt, die, wenn maßstabgerecht gezeichnet, nur eine geringe Höhe des ganzen Bauwerks anzunehmen erlaubt. Die Ansicht, diese Darstellungen seien Altäre oder Götterthrone, die Reichel¹ und nach ihm v. Sichtenberg² vertreten, wäre allenfalls für die mykenische Darstellung denkbar, schwerlich jedoch für das kretische Wandgemälde, das doch ganz offensichtlich einen ummauerten Kultbau mit bäumebestandenen Vorhof darstellt. Die Größe der danebenstehenden Figur beweist gar nichts, da es die damaligen und auch noch viel spätere Künstler mit den Proportionen nicht sehr genau nahmen. Die abgewandte, man möchte sagen uninteressierte Haltung der weiblichen Gestalt läßt es übrigens als sehr zweifelhaft erscheinen, ob sie überhaupt zu diesem oder zu einem etwa weiter nach rechts hin sich anschließenden, heute nicht mehr



Abb. 20. Teilgemälde vom Sarkophage von Hagia Triada (Lagrange, La crète ancienne).

erhaltenen Bilde gehört. Wir dürfen uns doch wohl getrost der Ansicht von Noad³ und anderen anschließen, die in diesen Darstellungen Abbildungen von Gebäuden — also doch wohl von Tempeln — von allen Seiten sehen wollen, wobei die Längsseiten gewissermaßen seitlich herausgeklappt und damit sichtbar gemacht werden.

Sehr interessant ist die farbige Darstellung eines Opfers — nach dem Gegenstand, auf dem sich das Bild befindet, ist wohl an ein Totenopfer zu denken — auf einem Sarkophage von Hagia Triada (siehe Abb. 20). Hier stehen am linken Rande des Bildes auf Postamenten zwei grün bemalte Pfosten, auf deren oben aufgesteckten Doppeläxten sich wieder Tauben befinden. Die Tatsache, daß die Pfosten in grüner Farbe und mit zackigen Rändern wiedergegeben sind, deutet fraglos darauf hin, daß sie Bäume darstellen sollen. Immer wieder also die gleichen Kultsymbole, der Baum, der ihn vertretende Pfosten (die Säule) und die Tauben.

Wir dürfen jetzt wohl behaupten, daß sich die Löwengruppe des mykenischen Burgtores harmonisch und lückenlos in die Reihe der zahlreichen Darstellungen gleicher oder ähnlicher Art, die wir oben beschrieben haben, einordnen läßt und mithin keine beliebige oder heraldische Gruppe, sondern vielmehr ein Kultsymbol waren. Es handelt sich um den uralten arischen Baumkult, der wiederum nichts anderes ist, als der Kult der zeugenden und zerstörenden Naturgewalt, die uns im späteren Mythos unter den Namen Ge, Rhea, Kybele, Dione, Artemis, Magna Mater u. a. entgegentritt.

Unweit der Burg von Mykenä liegt ein gewölbter Bau, den Schliemann, der erste Ent-

¹ Wolfgang Reichel, Vorhellenische Götterkulte.

² H. Freiherr von Sichtenberg, Haus, Dorf, Stadt. — Derselbe, Die ägäische Kultur.

³ Ferdinand Noad, Homerische Paläste.

decker, als „Schachhaus des Atreus“ bezeichnete, den wir jedoch heute als ein Kuppelgrab der mittelmikenischen Zeit erkannt haben. Auffällig ist die große Ähnlichkeit des Einganges zu diesem Kuppelgrab (siehe Abb. 21) mit dem des Löwentores der Burg. Hier wie dort der parallele Mauerang, der zum Eingangstor führt, nur daß der Gang (Dromos) zu dem Grabgewölbe der wesentlich längere (35 Meter) ist. Bei beiden Eingangstoren findet sich der gleiche aus einem Stück bestehende Türsturz und das darüber ausgesparte Dreieck,

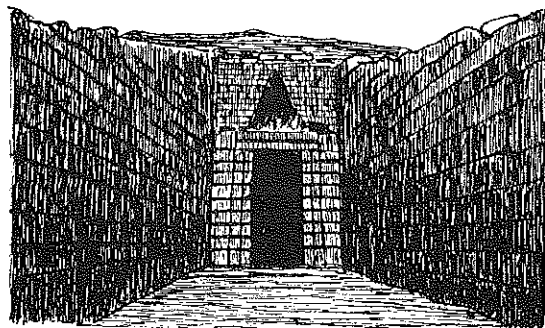


Abb. 21. Eingang zum Kuppelgrab von Mykenä (Dremp, Homer)

wahrscheinlich —, ebenso wie wir nicht wissen, wie die fraglos einst vorhandene Deckplatte über dem Grabestor beschaffen war.

Treten wir nun einmal auf einen Augenblick aus dem ägäischen Kulturkreis heraus und sehen wir uns eine zweite Löwengruppe an, die der mykenischen in der Anordnung, wenn auch nicht in künstlerischem Wert, zum Verwechseln ähnlich ist, nämlich den sogenannten Löwenfelsen (Arslan-taş) bei Hairyav-beli in Phrygien (siehe Abb. 22). Die aufrechtstehenden Löwen, die Säule auf einem Postament zwischen beiden, alles ist genau wie bei dem Löwentor von Mykenä, wenn auch, wie gesagt, die künstlerische Ausführung des phrygischen Denkmals weit hinter der mykenischen Löwengruppe zurückbleibt. Der phrygische Löwenfelsen ist aber ein Grabmal,

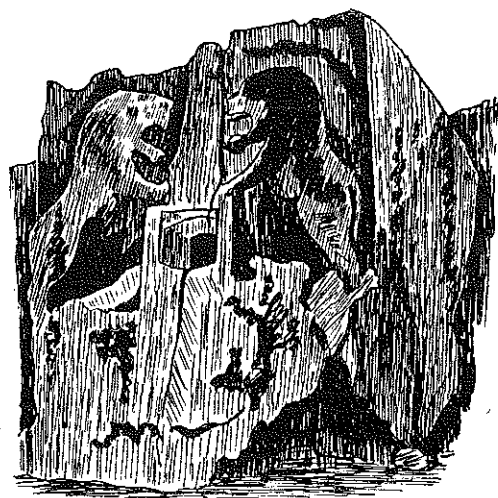


Abb. 22. Der Löwenfelsen von Hairyav-beli (Springer-Michaelis, Antike Kunst)

nur daß bei dem Löwentor die deckende Platte mit der Gruppe noch — wenigstens größtenteils — vorhanden ist, während sie bei dem Grabeingang heute fehlt. Dagegen hat man vor dem Grabeingang Reste von Säulen gefunden, die uns zeigen, daß der Eingang hier von zwei Säulen in der typisch ägäischen (kretisch-mykenischen) Form, d. h. also sich nach unten verjüngend, flankiert wurde. Wir wissen nicht, ob das Löwentor einst ebensolche oder ähnliche Säulen als Türpfosten besessen hat — erhalten ist nichts, und es ist auch wenig

klar, woraus hervorgeht, daß auch außerhalb des ägäischen Kulturkreises und bei anderen arischen Völkern die Kombination von Löwen und Säule in irgendeinem Zusammenhang mit dem Totenkult gestanden haben muß.

Dicht hinter dem Löwentor liegen aus frühmykenischer Zeit stammende Schachtgräber, in denen der enthusiastische Schliemann 1876 die Gebeine des Völkerfürsten Agamemnon und der Seinen entdeckt zu haben glaubte. Nach uralter arischer Sitte durften Gräber nicht innerhalb der Burg liegen, und in der Tat können wir feststellen, daß die Mauer der früheren Burg von Mykenä sich jenseits dieser Königsgräber entlangzog. Die spärlichen Reste der kyklopischen Mauern der älteren Burg lassen jedoch keinen sicheren Schluß

zu, wie dieselben im einzelnen verliefen, daß sie aber die Gräber nicht in ihren Bereich einbezogen, ist auch aus den Mauerresten noch ersichtlich. Die Schachtgräber, die wesentlich älter als die unsern der Burg gelegenen Kuppelgräber sind, lagen am Abhang des Burghügels und waren quadratisch in den gewachsenen Fels hineingearbeitet. Als dann das Burggebiet erweitert wurde, wurden die Gräber, die erheblich unter dem übrigen Niveau der Burg lagen, mit Erde überdeckt, so daß sie nunmehr tief unter die neugeschaffene Oberfläche zu liegen kamen. Um aber den Ort der alten Königsgräber zu respektieren, wurde das Gebiet derselben auf der Oberfläche kreisförmig abgegrenzt und die neue Mauer nicht über die Gräber, sondern im Bogen um dieselben oder, richtiger gesagt, um die kreisförmige Abgrenzung ihrer Oberfläche herumgeführt. Noch heute ist die halbkreisförmige Ausbuchtung der Burgmauer unmittelbar im Anschluß an das Löwentor deutlich sichtbar (siehe Abb. 23).

Wenn wir nun zum Schluß unserer Ausführungen uns noch einmal vergegenwärtigen, daß die Säule als Andeutung des Baumfalles und damit indirekt der schaffenden und zerstörenden Naturgewalt besonders gern auf Grabdenkmälern angebracht wurde, wenn wir

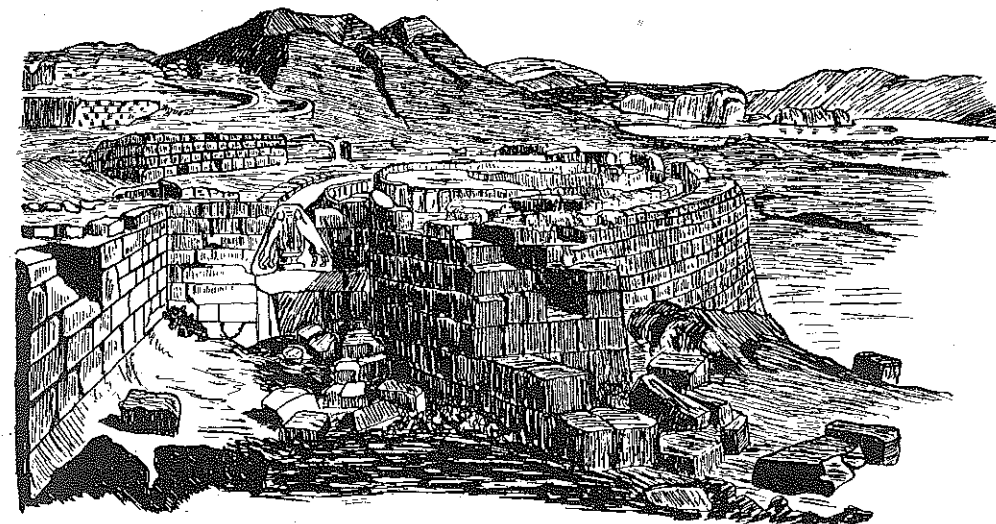


Abb. 23. Ansicht des heutigen Mykenä. (Eigene Skizze).

wissen, daß das dem mykenischen Löwentor ganz ähnliche Löwenrelief in Phrygien tatsächlich ein Grabmal war, wenn wir noch heute die sich sehr ähnelnden Anlagen des Burgtors mit dem Löwenrelief und des Eingangstores zu dem Kuppelgrab mit fehlendem Relief vor Augen haben, so liegt die Vermutung nahe, daß auch unser Löwenrelief nicht von Anfang an für das Burgtor bestimmt war, sondern vielleicht ursprünglich sich am Eingang der Schachtgräber befunden hat. Von hier mag es dann später, wahrscheinlich bei der Erweiterung der Burganlage und der Zuschüttung der alten Felsengräber, aus Gründen der Pietät oder um seines hohen Kunstwertes willen an seinen jetzigen Standort gebracht worden sein. Wenn auch diese Vermutung nicht zu beweisen ist, so können wir doch das eine sagen, daß die Symbolik der Löwengruppe sich weit mehr für ein Grabmal als für den Eingang zu einer Königsburg eignet, und daß die Verwendung der Gruppe für das Burgtor sich eher aus Pietät gegen ihren früheren Aufstellungsort, den Eingang zu den Schachtgräbern, die später der Erweiterung der Burg zum Opfer fallen mußten, als aus Mangel an künstlerischer Originalität und aus Deplacirtheit des Motives erklären läßt.

Die Gefittung der Kanarier als Schlüssel zum Ur-Indogermanentum

Don Otto Huth

In jedem größeren Werke über die europäischen Rassen findet man heute die Kanarier oder Guanchen (Sprich: Wandschen) erwähnt, die Urbewohner der Kanarischen Inseln. Im 15./16. Jahrhundert eroberten die Spanier diese Inseln; die Urbewohner wurden zum größten Teil ausgerottet, in die Sklaverei verkauft oder als Söldner nach Amerika verschleppt, wo sie u. a. gegen die Inka in Peru kämpften. Diese Eroberung der Kanarischen Inseln durch die christlichen Spanier ist eine erschütternde Tragödie, eines der schauerlichsten Beispiele für die Auswirkung der jüdisch-christlichen Seelenvergiftung europäischer Menschheit.

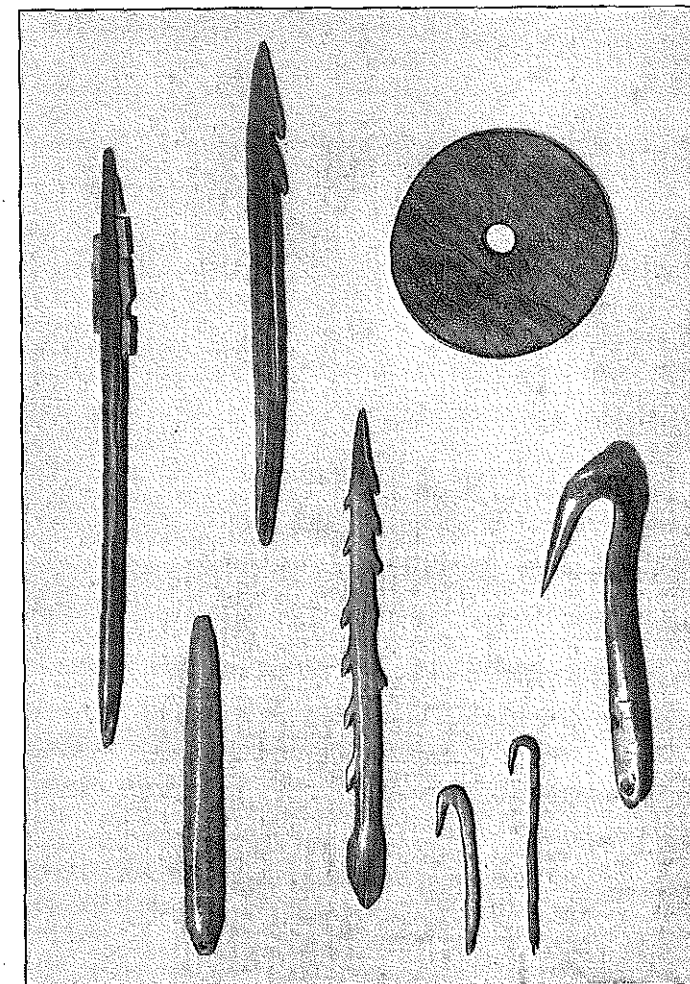
Nach übereinstimmenden Nachrichten aller Berichterstatter gehörten die Kanarier zur nordischen Rasse, und zwar vorwiegend zum fälischen Schlag der nordischen Rasse. Da die Kanarier, als sie von den Europäern entdeckt wurden, auf jungsteinzeitlicher Kulturstufe standen, ergibt sich, daß die fälische Rasse der Jungsteinzeit hellfarbig war. Weitere Erwägungen führen zu dem Schluß, daß auch die Cro-Magnon-Rasse, in der man die Urform der fälisch-nordischen Rasse sieht, blond gewesen sein muß. Damit ist angedeutet, worauf die große Bedeutung der Kanarier für die rassenkundliche Forschung beruht. — Reste der Kanarier sind zu Spaniern geworden, daher stammt das auch heute immer noch starke blonde Element auf den Inseln. Man schätzt die Blonden und Hellhäutigen auf etwa 8—11 Prozent der Bevölkerung.

Rassenkundliche Untersuchungen an Kanariern hat zuletzt Eugen Fischer unternommen; sein vorläufiges, auf Stichprobenartigem Nachweis beruhendes Ergebnis (eingehende Untersuchungen sind lange geplant) führt ihn zu der bereits mitgeteilten Folgerung, die er selbst folgendermaßen formuliert: „Durch den Nachweis daß das blonde Element der Kanarier auf Cro-Magnon zurückgeht, ist bewiesen, daß diese mindestens bei ihrem Auseinandergehen nach Nord und Süd schon blond war“ (Zeitschrift für Ethnologie, 62. Jg., 1931, Seite 271). Um neues Material für die Erhellung der Geschichte der Kanarischen Inseln zu gewinnen, unternahm 1930 Dr. Wölfel-Wien eine Reise in die Archive Roms und Spaniens, wo es ihm auch gelang, wertvolle neue Dokumente zu entdecken. U. a. konnte er feststellen, daß das eigentliche Kanarier-Archiv das spanische Archiv im Kastell von Simancas bei Valladolid ist. Die bisherigen Ber-

öffentlichungen Wölfels zeigen, daß es ihm zunächst darauf ankommt, zu beweisen, daß die Kanarier nicht völlig ausgerottet wurden. Die von ihm gefundenen Dokumente sollen bezeugen, daß die Ausrottung der Kanarier ein Märchen sei. Nun, die völlige Ausrottung der Kanarier konnte auch nach den bisherigen Kenntnissen von niemand vertreten werden, sie wird allein dadurch widerlegt, daß es blonde Kanarier noch heute auf den Inseln gibt. Diese Frage ist also ziemlich nebensächlich, wie ebenso die „lückenlose Chronologie aller Ereignisse“ (nämlich der Eroberung der Inseln) für die Kanarienforschung zwar nicht völlig belanglos, aber von untergeordneter Bedeutung ist. Was uns in erster Linie angeht, worüber jede neue Auskunft von größter Wichtigkeit sein kann, das ist die Erschließung der vernichteten kanarischen Gefittung!

Man gewinnt leider aus den bisherigen Mitteilungen des Dr. Dominik Joseph Wölfel über seine „Studienreise“ (Anthropos Bd. XXV, 1930, S. 711 ff.: „Studienreise in die Archive Roms und Spaniens zur Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte der Kanarischen Inseln“; vgl. seine Arbeit „Sind die Urbewohner der Kanarischen Inseln ausgestorben?“ in Zeitschrift für Ethnologie 62, 1931, S. 282—302) den Eindruck, daß für ihn Fragen, die vorwiegend kirchlich-apologetisches

Interesse haben, im Vordergrund stehen. Warum denn betont er so sehr, die Kanarier seien nicht ausgerottet worden? Daß das nicht der Fall ist, wissen wir längst. Aber wir wissen auch, daß die kanarische Eigenkultur völlig vernichtet wurde —: Warum hebt Dominik Joseph Wölfel dies nicht hervor? Was von den Kanariern übrig blieb, sind kümmerliche Reste. Der Adel der Kanarier — soweit er am Leben blieb — ging im Spaniertum auf. Das bestätigt auch Wölfel: „Ich kann die urkundlichen Beweise dafür führen, daß die Konquistadoren und Einwanderer zum großen Teil einheimische Frauen nahmen.“ „Weil alle Menschen besseren Standes nach Sprache und Sitte völlig Spanier waren und weil die Reisenden nirgends mehr einen Eingeborenen



Knöchengeräte und knöcherne Bierscheibe der mittleren Steinzeit aus Nord- u. Ostdeutschland (7000—4000 v. Chr.). Berlin, Staatl. Mus. f. Vor- u. Frühgeschichte. Aufn.: Dr. Silbe Bauer, Münch.. Deutsch. Kunstverl., Berlin W 35

Jungsteinzeitl. Feuersteinbeil mit erhaltenem Holzstiel von Niederreichstadt, Kr. Quersfurt. Um 2000 v. Chr. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz

fanden, außer unter den Hirten, darum waren die Kanarier ausgestorben.“ Nun, wenn der Adel sich rassistisch so stark mit den Spaniern vermischte, dann kann allerdings von einem Fortleben des kanarischen Adels nicht gesprochen werden. Die letzten echten Kanarier sind demnach in der Tat die eingeborenen Hirten und Bauern abgelegener Gegenden. Die übermäßige Betonung dieser Frage nach dem Fortleben der Kanarier entspringt einer bewußten oder unbewußten apologetischen Absicht. Die Christenheit soll von einer Schandtat möglichst reingewaschen werden. Ganz besonders liegen Dr. Wölfel jene Dokumente am Herzen, die die römische Kurie und die spanische Krone im Kampf für Recht und Schutz der Kanarier zeigen. Diese Dokumente nennt er „unvergängliche Ruhmesblätter der spanischen Krone und der katholischen Kirche“. Es handelt sich um Verfügungen, die einschärfen, daß die Kanarier, sobald sie sich taufen ließen, nicht mehr als Sklaven verkauft und schlimmer als Vieh behandelt werden durften. „Immer wieder“ sei der höchste Gerichtshof des Reiches von den Eingeborenen angerufen worden und „immer wieder“ hätten sie Recht und Schutz gefunden. Immer wieder also war das nötig! Wölfel selbst gibt zu: „Freilich sind damit die Roheiten und Grausamkeiten einzelner Konquistadoren ebenso dokumentarisch bezeugt.“ In dieser Beziehung genügten die bisher bekannten Tatsachen bereits vollauf. —

Trotz des eingeengten Gesichtskreises Wölfels ist seine Archivarbeit dankenswert, und es ist zu hoffen, daß er sein Material endlich veröffentlichen kann. Verdienstvoll allein ist schon, daß durch Fischer und Wölfel die Gelehrtenwelt erneut auf die große Bedeutung der Kanarienforschung hingewiesen wurde. So betont Fischer „die ungeheure Wichtigkeit der Cro-Magnon-Frage für die Anthropologie Gesamteuropas“. Aus der Steinzeit übriggebliebene Cro-Magnons sind aber die Kanarier. Und Wölfel spricht von dem „für das alte Europa und alte Nordafrika so entscheidenden Kanarierproblem“. Beide aber unterlassen es, auf die Bedeutung der Kanarienforschung für die gesamte Indogermanenforschung hinzuweisen. Ferner müssen wir feststellen, daß ihre Untersuchungen zu grundsätzlich neuen Ergebnissen nicht geführt haben, sie haben lediglich neue Beweise für längst Bekanntes beigebracht oder nebenfächlichere Einzelheiten genauer erschlossen. Die Kanarienforschung in Deutschland steht im wesentlichen noch da, wo sie der Westfale Franz Vöher hinbrachte und stehen ließ. Franz Vöher hat bisher von allen deutschen Forschern die größten Verdienste um die Kanarienforschung, und zwar sowohl um die Sammlung wie um die Darstellung und Auswertung des Quellenmaterials. Die große Begeisterung, mit der Vöher sich um die Kanarienerüberlieferung bemühte, wurzelt z. T. allerdings in einem Irrtum, in den der warmherzige Mann gleich bei seinem ersten Besuch der „glückseligen Inseln“ verfiel und den er zeitlebens festhielt. Vöher glaubte in den Kanariern Reste der Vandalen vor sich zu haben und spricht daher von den Kanariern als den „Germanen der Kanarischen Inseln“. Diese Annahme Vöhers erweist sich als falsch schon dadurch, daß die Kanarier auf durchaus jungsteinzeitlicher Kulturstufe standen. Manche der Erzeugnisse der Kanarier weisen sogar in Formgebung usw. in die ältere Steinzeit zurück. So sagt Hans Meher in einer archäologischen Untersuchung über die Kanarier (Bastian-Festschrift, Berlin 1896, S. 76): „Die steinernen Kunstzeugnisse der Guanchen sind größtenteils paläolithisch, in der Form identisch mit südfranzösischem Steingerät. Ihr übriger Besitz stellt ein geschlossenes Bild neolithischer Kultur dar.“ Es ist undenkbar, daß ein Germanenstamm, der längst die Bronzezeit hinter sich hat und auf eisenzeitlicher Kulturstufe steht, in die Absonderung geraten eine einheitliche, echte jungsteinzeitliche Kultur entwickelt. Mit Recht sagt also Eugen Fischer: „Die Phantasien von versprengten Vandalen bedürfen keiner Widerlegung.“ Aber sonderbar muß es anmuten, daß weder Fischer noch Wölfel Franz Vöhers Namen nennen, denn dieser Irrtum Vöhers beeinträchtigt seine Arbeiten doch nur wenig. Diese Arbeiten sind heute noch für die Kanarienforschung grundlegend. Insbesondere das zusammenfassende Werk Franz von Vöhers „Das Kanarierbuch. Geschichte und

Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln“ (München 1895) ist heute noch das beste Buch über die Kanarier in deutscher Sprache. Die Übereinstimmungen zwischen der Gesittung der Kanarier und der Germanen, die Vöher beobachtet hat, bestehen fast alle zu Recht; nur sind eben die Zusammenhänge, die sich daraus ergeben, anders zu deuten. Nicht sind die Kanarier Germanen, wohl aber Indogermanen oder besser Frühindogermanen. Denn alle Völker indogermanischer Sprache sind ursprünglich Völker nordischer Rasse; es ist daher erlaubt, nordische Rasse und Indogermanentum gleichzusetzen (Reche), also das Wort indogermanisch in einem weiteren Sinn zu gebrauchen als die Sprachforscher. Demnach haben wir bei der Erforschung der kanarischen Kultur nicht nur die germanische Überlieferung, sondern die Überlieferung des Gesamtindogermanentums zum Vergleich heranzuziehen. Dabei behält das Germanentum aber immer einen hervorragenden Platz, da wir in den Germanen den Kernstamm der Indogermanen zu sehen haben. — Es geht nicht an, um eines verzeihlichen und leicht ausmerzlichen Irrtums wegen das Werk eines verdienten Forschers totzuschweigen. Dies Verschärfen, das aus der Geschichte der Wissenschaften bekannt genug ist, ist in diesem Falle um so verwerflicher, als das Werk Vöhers leidenschaftliche Begeisterung für die Erforschung der nordisch-germanischen Vergangenheit zu erwecken vermag. Gehen die Arbeiten Fischers und Wölfels nur den Gelehrten etwas an, so ist das Kanarierbuch Vöhers vielmehr ein Volksbuch, das insbesondere die germanisch gesinnte Jugend lesen sollte.

Vöher war sich selbst völlig darüber klar, daß seine Arbeiten nichts Abschließendes sind. Sein Kanarierbuch beendet er mit einem „Aufgaben“ überschriebenen Abschnitt: „Ist nun damit die Untersuchung abgeschlossen? Gewiß nicht. Ich habe nur darauf aufmerksam gemacht, wo altes germanisches (lies: indogermanisches) Gold liegt: die Schätze müssen aber noch gehoben werden. Es eröffnet sich hier ein neues kleines Gebiet für (indo-) germanische Sprachforschung — noch mehr für (indo-) germanische Altertümer, insbesondere was das Rechts-, Staats- und Religionswesen betrifft —, aber auch die Kulturgeschichte und Anthropologie erhält einen höchst anziehenden Stoff. ... Noch mehr aber, als die Sprach- und Kulturforscher, sind die Poeten zu beneiden, denn sie erhalten in der Eroberungsgeschichte der kanarischen Eilande die ergreifendsten wie die herrlichsten Stoffe.“ Und dann skizziert Vöher, was der Forschung noch an Aufgaben bleibt. Auch diese Ausführungen mögen hier wiedergegeben werden, denn obwohl Vöher selbst u. a. inzwischen diese Aufgaben teilweise in Angriff genommen haben, sind sie doch auch heute noch nicht annähernd durchgeführt: „Nötig ist aber zuerst, daß für die Forschung eine festere Grundlage gewonnen wird. Es müssen von sicherer Hand alle Quellschriften, deren man habhaft werden kann, gesammelt und veröffentlicht werden, damit jeder selbst prüfe. Das aber reicht nicht hin. Es müssen die handschriftlichen Chroniken von Galindo und anderen, die noch auf den Kanarischen Inseln vorhanden, herausgegeben; — es muß dort in Archiven der alten Familien wie der Klöster und Städte, aber auch in den spanischen Archiven, nach den ältesten Nachrichten über die Kanarier gesucht und alles Urkundliche durchforscht werden; — endlich muß ein Kulturforscher, der auch mit Sprache und Rechtsaltertümern der (Indo-) Germanen wohl vertraut ist, nach den Inseln gehen und die Untersuchungen anstellen, die mir bei kurzem Besuch unmöglich waren. Gewiß, die Zunderfreude wird reichlich lohnen.“

Erkennen wir in den Kanariern keine Germanen, sondern Frühindogermanen, so wird die Bedeutung ihrer Überlieferung damit nicht herabgesetzt, sondern im Gegenteil gesteigert. Nicht in jahrhundert-, sondern in jahrtausendelanger Absonderung hat sich auf diesen entlegenen Inseln — einer „Völkerfalle“, die wegen der Meeresströmungen und Winde zwar vom Festlande mit einfachen Fahrzeugen leicht erreichbar, von der aber zum Festlande zurückzukehren unmöglich war — die uralte indische Gesittung fast ungeändert erhalten können, bis sie im 15./16. Jahrhundert vernichtet wurde. Die Gesittung der Kanarier ist

der Schlüssel zum Ur-Indogermanentum, denn die frühindogermanische Kultur hat hier kaum gewandelt aus der Steinzeit bis beinahe in die Gegenwart hinein sich erhalten. Abseits von den Umbwälzungen europäischer Weltgeschichte blühte fast unbekannt und ungestört auf den glücklichen Inseln uralte Gesittung, bis der Vernichtungsturm europäischer Eroberung sie zerstörte. Müssen wir diesen Vorgang glühend betrauern, so vermag doch das Bild der kanarischen Gesittung, das unter den Trümmern hervorleuchtet — dank den Nachrichten einiger Berichterstatter — uns zu beglücken und dem Forscher wertvolle Bausteine zu liefern bei der wissenschaftlichen Erschließung und Wiederherstellung der urindogermanischen Gesittung.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Löhner nebenbei in seinem Kanarienerbuch eine Widerlegung der Geschichtslüge vom „Vandalismus“ gab, indem er seiner Sittengeschichte der Wandalen, diese für Vandalen haltend, „eine Art Ehrenrettung der Vandalen“ vorausschickte (Kanarienerbuch Seite 462—466). Dieser Abschnitt hat seinen Wert für sich. Schon in seinem Reisewerk (Nach den glückseligen Inseln, 1876, S. 385) hatte Löhner den „Vandalismus“ als Fälschung entlarvt. 1876 erschien ein langes Dankschreiben des „Wiener slavisch-germanischen Klubs“ an Fr. v. Löhner für diese Ehrenrettung der Vandalen! Heute sollte auch dies Verdienst Löhners allgemein bekannt sein. Außer den genannten Werken gab Löhner noch heraus Antonio Viana, der Kampf um Teneriffa, Stuttgart 1883 und „Die Berichterstatter über die Kanarischen Inseln“ (umfassende, aber nicht abgeschlossene Quellsammlung, 562 Seiten) 1895 in drei nummerierten Exemplaren gedruckt, die sich auf den Staatsbibliotheken in Berlin, München und Wien befinden.

Karelische Zauberbewörterungen

Don Georg von Grönhagen

Karelien ist jene Provinz Finnlands, die vor allen anderen uralte Tradition und Überlieferungen gepflegt und erhalten hat. Allenthalben findet man hier Spuren, die von den Volksbräuchen der heutigen Zeit zurückführen in ferne Vergangenheit. Das ganze bäuerliche Leben ist noch durchsetzt mit heidnischen Sitten, der Anwendung von Zauberei und Beschwörungsformeln. Medizin und Evangelium führen heute noch einen stillen, aber hartnäckigen Kampf um Behauptung und Einbürgerung. Jahrhunderte- und jahrtausendealte Überlieferungen troken ihnen immer wieder. Im häuslichen Leben der Familie sind es vor allem die Frauen, die jene Formen am besten pflegen und sich zu ihnen bekennen. Hier in Karelien hat sich Heidentum und Christentum schier undurchdringlich verflochten. Mancher christlicher Feiertag wird in das Gewand eines der Heidenzeit stammenden Zeremoniells gekleidet. Besonders ist die vom Volk selbst angewandte Heilkunde voll von geheimnisreichen Beschwörungen, der Glaube an ihre Kraft tief im Bewußtsein verwurzelt.

Alte Frauen, die sich erkälten haben z. B., behaupten hartnäckig, daß ihr Zustand nur auf eine Versäumnis in der Einhaltung jener Gebräuche und Geseze, die von den Vätern eingegeben worden seien, zurückzuführen wäre. Die Heilung kann nur durch einen Zauberkundigen geschehen, der um das ganze Zeremoniell weiß, daß in solchen Fällen vorgeschrieben ist. Neben diesen gibt es auch sogenannte „weiße“ Frauen, die über die gleiche Macht verfügen.

„Alte Leute müssen besonders vorsorglich sein“, so sagen die karelischen Frauen, „weil das Alter besonders denjenigen Kräften ausgesetzt ist und von ihnen bedroht wird, die aus dem Erdboden steigen.“ Da die Friedhöfe meist um die Kirchen herumliegen, wedeln alte Frauen, wenn sie vom Kirchgang zurückkehren, sich dreimal mit einem Wacholderzweig zu, um die schädlichen Mächte zurückzuscheuchen, die beim Gang über die Friedhöfe von ihnen Besitz ergriffen haben könnten.

Eine Kranke geht in die Kirche und pflückt heimkehrend ebenfalls Wacholderzweige, die sie auf den Hof des Hauses wirft, während sie, das Haus betretend, langsam den Spruch spricht:

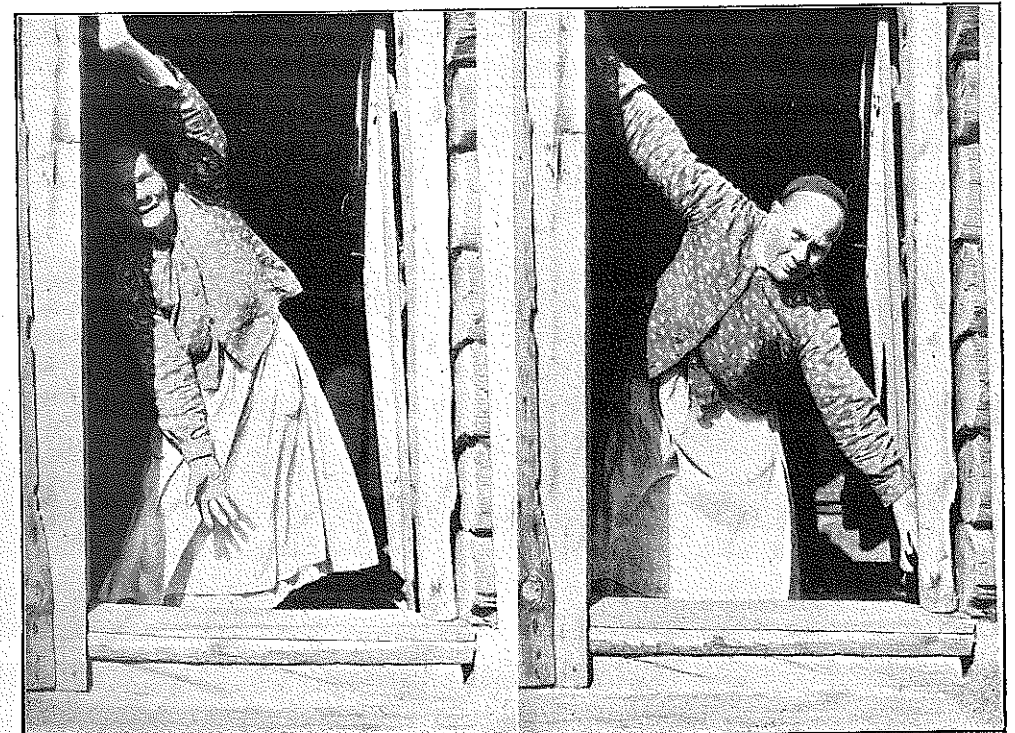
Weinend trage ich mein Leiden,
Bitter nagt an mir der Kummer.
Jammernd lehn' auf meinem Hof ich
An den Pfeilern meiner Hütte.
Höre mich, du treues Heimchen,
Herrscher du von Haus und Herde,
Schenk mir Hilfe und beglücke
Mich aufs neu mit deiner Liebe.

Abends geht sie dann in das Badehaus (Sauna) und murmelt vor sich hin:

Begrüßt seist du Dampf,
Begrüßt seist du Blut.
Dampf kommt vom Wasser,
Blut kommt vom Holz.

Darauf entkleidet sie sich, klettert auf eine der Holzstufen, die ansteigend den Raum bis zur Decke umgeben, am besten wählt sie die oberste Stufe, die sich unmittelbar unter der Decke befindet, besprengt den Platz, auf den sie sich setzen will, dreimal mit heißem Wasser, spuckt dreimal auf denselben Fleck und spricht:

Steig herab, Gott, in des Wassers Dampf,
Die Blut des Bades teil dir mit.
Segne mich mit neuen Kräften,
Schenke Frieden meinem Leibe.



Bannung der Hausgeister



Zubereitung eines Heilmittels aus Spiritus



Heilung einer Knochenkrankheit mit einem Stein

Nachdem sie ihren Platz eingenommen hat, gießt sie dreimal Wasser auf den glühenden Ofen und spricht vor sich hin:

Jenes Wasser, das ich schütte
Auf den Stein des heißen Ofens,
Wöge' in Honig sich verwandeln,
Und sei Balsam meinem Leiden.

Wenn diese ganze Prozedur ohne wirksame Folgen geblieben ist, glaubt die Alte, daß der Böse seine Hand im Spiele gehabt habe, indem er sich in den Dampf des Raumes verwandelt hätte. Darauf wird am folgenden Morgen das Badehaus aufs neue angeheizt und die ganze Prozedur wiederholt sich. Darauf muß eine der jungen Bewohnerinnen des Hauses der Alten ein Stück schwarzes Brot reichen, sodann dreimal um den Raum laufen, einen Krug voll Wasser auf der Schwelle entleeren und die Alte fragen: „Was ißt du denn da, Großmutter?“ „Ich esse den Dampf des Raumes.“ Dieses wiederholt sich abermals dreimal. Nun glaubt man, daß der Dampf, in dem sich der Böse verborgen, vollständig aufgezehrt sei.

Wenn aber auch nach diesen Beschwörungen sich keine vollständige Genesung zeigen sollte, so muß der Sohn der Kranken sich zu der „weisen“ Frau begeben. Während dieser Zeit heizt seine Frau heimlich die Sauna an, mit großer Sorgfalt dieses Tun vor den Nachbarn verbergend. Ist kein Bach in der Nähe, dessen Lauf nach Norden fließt, muß das Wasser zu diesem Bad aus einem Brunnen geholt werden, der im Norden des Hauses gelegen ist, in welchem die Kranke wohnt. Dieses Wasser muß aber unbedingt von einem Mann geschöpft werden und hergetragen sein, der, einer alten Sitte folgend, vom Verschluß seines Hemdes drei Stückchen schabend, diese in den Brunnen dem Wassergeist Wellamo zu werfen hat, dabei die Beschwörung murmelnd:

Opfer von des Hauses Mutter,
Bringe endlich ihr Genesung.

Die weise Frau begibt sich in das Haus, in den Händen ein Birkenrutenbündel haltend, das aus je dreimal neun Zweigen besteht, die auf dem Grund dreier verschiedener Besitzer gepflückt sein müssen.

Wenn alles vorbereitet ist, wird die Kranke in das Badehaus geführt, die weise Frau mit den Zweigen nach allen Seiten wendend und mit ihrem Spruch an Väinämöinen (den Haupthelden des Kalevala):

Alter, hehrer Väinämöinen,
Zeig dich uns, vom Schlaf erstehend.
Halte hier mit mir die Wache,
Daß, wenn ich das Werk beginne,
Ich an dir den Helfer finde.
Tritt zu uns, doch leis und heimlich,
Selbst die Türe darf nicht knirschen,
Noch die Bretter dieses Bodens.
Sanfte Blut die hilfereiche
Spende uns zu diesem Bade.
Hilf uns schnell, du Held der Helden.

Die weise Frau besprengt nun die auf den Stufen Sitzende oder Biegende, spuckt dreimal in die Birkenrute und beginnt mit derselben den Körper der Kranken vom Kopf bis zum Fuße zu bearbeiten, zuerst in der Richtung gegen den Lauf der Sonne, dann in der entgegengesetzten. Währenddessen hält sie lange Reden über die Krankheit und ihre Entstehung, alle Augenblicke tief Atem holend, und nach allen Seiten spuckend.

Zum Schluß beschwört die weise Frau die Krankheit, sich eilends in die Richtung davonzumachen, die sie ihr weisen werde.

Erwecker der Vorzeit

Felix Dahn

zu seinem 25. Todestage am 3. Januar

Der Sinn für deutsches Altertum war zwar seit den Tagen der Romantik bei uns wieder erwacht und hatte nicht zuletzt dem deutschen Nationalgefühl seit den Freiheitskriegen einen mächtigen Auftrieb gegeben, aber er bedeutete zunächst mehr eine Anregung zur wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Vergangenheit, die in den Brüdern Grimm ihre berufensten Vertreter fand. Wirklich vollständig dagegen war dieses Gebiet damals noch längst nicht geworden, abgesehen von unflaven, sentimentalen, ja falschen Vorstellungen, die über das Germanentum umgingen.

Breiteren Schichten die Liebe und Kenntnis unserer Vorzeit auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage vermittelt zu haben, bleibt für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts das Verdienst Felix Dahns. Er hat die Welt des Frühgermanentums dem Volke vor allem im Wege der Dichtung vermittelt, ohne jedoch das Recht der dichterischen Freiheit zu mißbrauchen. Nur wo es künstlerisch durchaus notwendig war, hat er geschichtliche Einzelheiten mehr verschönt als verändert. Im allgemeinen geben seine Dichtungen ein treues Bild der wirklichen Zustände. Nun steht zwar Dahn in dieser Eigenschaft nicht allein. Als dichterische Herolde der deutschen Vorzeit ragen neben ihm die durchweg älteren Karl Simrock, Gustav Freytag, Wilhelm Jordan, Wilhelm Heinrich Riehl und andere, sämtlich mit klingenden Namen. Aber bei keinem ist das Germanentum so innig verwachsen mit der eigenen Persönlichkeit der Verfasser wie bei Dahn. Er lebt völlig im Wollen und Vorstellen germanischer Weltanschauung, die er nicht etwa als seine eigene von außen her an seine Gestalten heranträgt, sondern die ihm aus der überreichen, selbst erschlossenen Welt der Vorzeit entgegenströmt. Er meistert nicht seinen Gegenstand, sondern der Gegenstand meistert, ja überwältigt ihn. Daraus quillt nun die wahre und echte Begeisterung seiner Dichtungen, die sich darum so ergreifend und packend dem Leser mitteilen — darum, nicht so sehr wegen ihres rein künstlerischen Inhalts, der durchaus nicht immer — das

müssen wir einräumen — bei Dahn auf der Höhe steht.

Und weil Dahn so voll und ganz in jener Zeit lebt, darum sieht und gibt er seine Gestalten auch menschlich, nicht als lebensferne Idealbilder oder Übermenschen, sondern ganz wirklichkeitsgetreu in allen ihren Vorzügen und Schwächen, die uns deshalb immer verehrungswürdig bleiben, weil ihre Träger eben unsere Ahnen sind. Darum ist Dahn auch weit entfernt, Kompromisse zwischen den Anschauungen seiner Gegenwart und der Vergangenheit zu suchen und sich dadurch den Blick für die geschichtlichen Tatsachen zu trüben. Er erkennt voll und ganz die weltgeschichtliche Überfremdung, die das Germanentum durch das Christentum erfuhr. Wo in seinen Dichtungen der Völkertwanderungszeit das Christentum auf den alten Götterglauben trifft, immer ist sein Herz bei Odin und Thor und an Seitenhieben auf das Christentum fehlt es nicht: „Wuotan, alter Götter und Wunschgott ... du weißt, ich bin der letzte übriggebliebene, der an dich glaubt“, sagt Dahn in der Vorgeschichte seines Romans „Von Chiemgau“, der im Jahre 500 n. Chr. spielt. Natürlich ist es kein naiver Kinderglaube, der den Dichter bewegt. Aber Dahn hat als erster den tiefen philosophischen Grundgehalt der eddischen Mythen erkannt, in denen die Götter nichts sind denn großartige Symbole nordischer Seelenkräfte.

Am gewaltigsten aber wirkte Dahn durch die Blut seiner nationalen Begeisterung. In dieser Beziehung hat er ohne Zweifel manchen Samen für die heutige Zeit gestreut. Man lese nur die Stelle im ersten Kapitel seines berühmten „Kampfes um Rom“, wo er den alten, im Herzen heidnisch gebliebenen Waffenmeister des großen Theoderich, Hildebrand, reden läßt: „Die Erde lieb' ich mit Berg und Wald und Weide und strudelndem Strom und das Leben darauf mit heißem Haß und langer Liebe, mit zähem Jörn und stummem Stolz. Von jenem Lustleben da droben in den Windwolken, wie die Christenpriester lehren, weiß ich nichts und will ich nichts wissen. Eins aber bleibt dem Mann, dem rechten, wenn alles andere dahin. Ein Gut, von dem er nimmer läßt. Seht mich an.

Ich bin ein entlaubter Stamm, alles hab' ich verloren, was mein Leben erfreute: Mein Weib ist tot seit vielen Jahren, meine Söhne sind tot, meine Enkel sind tot: bis auf einen, der ist schlimmer als tot: — der ist ein Welscher worden. Dahin und lang vermodert sind sie alle, mit denen ich ein fecker Knabe und ein markiger Mann gewesen, und schon steigt meine erste Liebe und mein letzter Stolz, mein großer König, müde in sein Grab. Nun seht, was hält mich noch am Leben? Was gibt mir Mut, Lust, Zwang zu leben? ... Was lobet hier unter dem Eisbart heiß in lauter Liebe, in störrigem Stolz und in trostiger Trauer? Was anders als der Drang, der unausstilgbar in unserem Blute liegt, der tiefe Drang und Zug zu meinem Volk, die Liebe, die lodernde, die allgewaltige, zu dem Geschlechte, das da Götter heißt, und das die süße, heimliche, herrliche Sprache redet meiner Eltern, der Zug zu denen, die da sprechen, fühlen, leben wie ich. Sie bleibt, sie allein, diese Volksliebe, ein Opferfeuer in dem Herzen, darinnen alle andere Blut erloschen, sie ist das teure, das mit Schmerzen geliebte Heiligtum, das Höchste in jeder Mannesbrust, die stärkste Macht in seiner Seele, treu bis zum Tod und unbezwingbar.“

So schrieb Dahn im Jahre 1859, da er den „Kampf um Rom“ begann. Es sind Worte, die heute nicht schöner gesprochen sein könnten!

Es war der Dichter Dahn, der in breiten Schichten des Volkes Liebe und Interesse für das germanische Altertum geweckt und damit an erster Stelle schon vor Jahrzehnten den Grund für das heute überall lebendige vorgeschichtliche Verständnis gelegt hatte. Allein über dem Dichter hat man nur zu leicht den Gelehrten, den Forscher Felix Dahn vergessen. Er selbst nannte sich in schöner Bescheidenheit einen Gelehrten zweiten und einen Dichter dritten Ranges. Doch wird man ihn auf beiden Gebieten um einen Platz vorrücken dürfen. Dahns Lebensarbeit galt in erster Linie der Wissenschaft, zu der er sich von Jugend auf, obwohl einer Künstlerfamilie entsprossen, hingezogen fühlte.

Felix Dahn wurde am 9. Februar 1834 zu Hamburg als Sohn des Schauspielers Ludwig Dahn und seiner Gattin Konstanze geb. Le Gay, gleichfalls einer später sehr gefeierten Bühnenkünstlerin, geboren. Drei Monate nach seiner Geburt folgten seine Eltern einem Ruf an das Münchener Hoftheater. So kam es, daß Dahn als Bayer groß geworden ist. Schon mit sechzehn Jahren bezog er die Universität und studierte

Jurisprudenz, Geschichte und Philosophie. In dem letzten Fach schloß er sich eng an seinen zeitweiligen von ihm verehrten Lehrer, den Hegelianer Karl von Brantl, an, ja er gedachte sogar eine Zeitlang, sich ganz der Philosophie zu widmen, alsbald aber gewannen Recht und Geschichte in ihm die Oberhand, und beide, in der Rechtsgegeschichte vereint, blieben sein eigentliches Hauptfach. Nach außen hin Angehöriger der juristischen Fakultät, hatte sich Dahn bewußt und von Anfang an der Lehrtätigkeit zugewandt. Obwohl ihm wegen seiner durchweg glänzend abgelegten Prüfungen eine hoffnungsvolle Beamtenlaufbahn offenstand, habilitierte er sich im Jahre 1857 an der Münchener Universität als Privatdozent. Als Leitmotiv seines ganzen späteren Schaffens brachte er im gleichen Jahre seine „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile“ heraus. Im Jahre 1863 wurde er als ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft nach Würzburg berufen. Schon zwei Jahre später hatte er das Hauptwerk seines Lebens, „Die Könige der Germanen“, begonnen, das ihn fast ein halbes Jahrhundert beschäftigte, bis es drei Jahre vor seinem Tode abgeschlossen vorlag. Staatsrecht, Verfassung und Geschichte des Frühgermanentums, die in dieser umfangreichen Arbeit zusammengestellt sind, bilden überhaupt Dahns liebtes Studiengebiet, und seine Forschungen sind, von Einzelheiten abgesehen, heute noch nicht überholt und nach wie vor eine wichtige Quelle für die deutsche Vorgeschichte. Ein zweites größeres Werk war die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“ (1881 bis 1887) in Dahn's Weltgeschichte. Von kleineren Arbeiten sind zu nennen „Feldzug und Rechtsgang der Germanen“ (1877), „Zum merowingischen Finanzrecht“ (1893) sowie „Die Alamannenschlacht bei Strassburg“ (1880), deren Auffassung sich allerdings seit Delbrücks grundlegenden Forschungen auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte nicht mehr aufrechterhalten läßt. Aber auch an volkstümlichen Darstellungen hat es Dahn, abgesehen von seinen Dichtungen, nicht fehlen lassen. So „Walhall“ (Germanische Götter- und Heldensagen), „Die Germanen“, eine kurze Zusammenfassung alles Wissenswerten über unsere Vorfahren, und „Armin der Cherusker“ zur 1900jährigen Jubelfeier der Schlacht im Teutoburger Walde. Auch in seinen sechsbändigen „Bausteinen“, einer Sammlung vermischter Aufsätze, hat er viele wertvolle Ergebnisse seiner Germanenforschungen, besonders auch auf dem Gebiet der Volkskunde niedergelegt.

Die Bücherwaage

Friedrich Alfred Schmid-Noerr, **Unserer guten Frauen Einzug**. Paul List Verlag, Leipzig.

Das Buch führt sich selber ein als eine „Romandichtung“ und gleichzeitig erhebt es den Anspruch, ein Mythos zu sein — „Das Märchen von der deutschen Weihnacht“. Ehe wir noch die erste Seite aufschlagen, drängt sich die Frage auf: ist es denn möglich, einen Mythos wie einen Roman zu dichten? Widerspricht solch ein Verfahren nicht vielmehr dem Wesen des Mythos grundsätzlich? Der lebendige Mythos ist gemeinsames Gut und Heiligtum des Volkes. Der Roman bleibt das Werk eines einzelnen; er bleibt der Kritik unterworfen und kann darum nicht, wie der Mythos zum tragenden Lebensgrund einer Gemeinschaft werden.

Es wäre schön, wenn man dem Volke den Mythos oder dem Mythos das Volk wiedergeben könnte. Aber wir müssen einsehen, daß das nicht geht. Auf gar keinen Fall kann ihn jemand „machen“, auch nicht mit viel Gelehrsamkeit. So scheint Verf. seine besondere Aufgabe darin gesehen zu haben, alle ihm irgend bekannten Motive aus der Mythendkunde der ganzen Welt zu verwenden — und zu mischen! Wir fühlen uns verpflichtet, dies als eine unzulässige, weil ehrfurchtslose Verfälschung des Mythos zurückzuweisen. Es geht nicht an, die Geschichte vom Sündenfall in ein Eddamärchen hineinzudeuten. Die Welt der germanischen Götter — eine Welt der Sünde und des Wahns ist ein bereits oft genug als solcher gekennzeichnetes Irrtum, der manchmal nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit aufzutreten scheint. Handelnde, redende, weisagende Tiere in der Dichtung empfinden wir bestenfalls als eine Kühnheit, aber im Märchen erscheinen sie selbstverständlich. Das Erlösungsbedürfnis des vorchristlichen Menschen macht Verf. sich zurecht aus Not und Verbrechen (der Götter, Riesen und Menschen), aus Prophetie (durch Mimirs Haupt und des Eichhörnchens Offenbarungen) und Opfertod (des Eichhörnchens). — Damit ist niemandem geholfen. Der Mythos ist verwässert und auch das Christentum ist seines eigentlichen Gehaltes, der Person Christi und seiner Lehre, beraubt.

Die Sprache Schmid-Noerr's ist von solcher Bildhaftigkeit und Farbigkeit, daß aus ihr ein

Erleben von so starkem, traumhaftem Wirklichkeitscharakter strömt, daß dahinter das mythische Erleben, das sinnbildliche hinter dem sinnlichen, völlig zurücktritt. So ist es besonders bedauerlich, daß der Verfasser seine reichen künstlerischen Möglichkeiten an einer ihm wie jedermann nicht zugänglichen Sache zu deren Schaden verschwendet hat.

Anne Marie Koeppen, **Das Erbe der Wallmodens**. Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.

Kein Zweifel, daß dieses Buch in allen deutschen Familien, in denen es sich auf dem Geburtstags- oder Weihnachtstisch einfinden wird, mit großer Freude und Begeisterung von alt und jung gelesen werden wird, wie Berichterstatte das in seinem Hause erleben konnte. Anne Marie Koeppen hat uns einen Bauernroman geschenkt, der nichts zu tun hat mit der berüchtigten Schollengeruch-Literatur, von der ersten bis zur letzten Zeile sauber und wahr, im spannenden Ablauf der Handlung durchglüht von leidenschaftlichem Troß, der ein Vermächtnis von Hermann Löns bewahrt: „Ein Psui dem Mann, der sich nicht wehren kann. Not kennt kein Gebot als das: Sla dood!“ Das ist das eine, das aus der Erinnerung aufsteigen wird, wenn uns das Buch später wieder zur Hand kommt: das Erlebnis der Freiheit und Eigengesetzlichkeit aus der Treue zum Boden, das uns wie eine Heimkehr anrührt. Das andere ist eine Empfindung wie aus einem reinen blauen Sommerabend, als Nachklang der Ohr's mancher Stellen, die wohl das Allereigenste der Dichterin sein mag. Hans Cl. Bauer.

Hans Christoph Schöll, **Die drei Ewigen**. Eine Untersuchung über germanischen Bauernglauben. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

In dieser, alles in allem, sehr zu begrüßenden Untersuchung wird die Dreiheit der „Mütter“ oder „Schwestern“ auf ihre Ursprünge zurückverfolgt, die wir im lebendigen Volksglauben, im Märchen, in der Sage und im Mythos immer wieder treffen. Schöll hat richtig erkannt, daß diese Dreiheit eines jener urgermanischen Glaubenselemente ist, die sich durch alle Glaubenswechsel hindurch am lebendigsten erhalten haben, weil sie erlebnismäßig am tiefsten in der Anschauungs- und Erlebniswelt des germanischen Bauernvolkes verwurzelt sind.

Das heroische Ideal des Germanentums, das Dahn in seinen Dichtungen wie in seinen wissenschaftlichen Arbeiten herausstellt, war seinem eigenen Wesen nicht fremd. Auf dem Würzburger Lehrstuhl traf ihn der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. Da er nach der alten bayerischen Wehrordnung nicht zum Militärdienst gelangt war, zog er als freiwilliger Krankenpfleger mit ins Feld. Er befand sich bei den bayerischen Truppen, die in der Schlacht bei Sedan den schweren und verlustreichen Sturm auf das Dorf Bazailles zu vollführen hatten. Als es zum Angriff ging, litt es Dahn nicht länger bei der Ambulanz. Er ergriff das Gewehr eines Verwundeten und eilte trotz seiner Rotkreuzbinde in die Reihen der Sturmkolonnen, obwohl gerade ihm, der zum Kriegsbeginn noch eine eigene Broschüre „Kriegsrecht“ für das deutsche Heer veröffentlicht hatte, sein Schicksal, falls er in Feindeshand geriet, bekannt sein mußte.

Im Jahre 1872 wurde Dahn auf den Königsberger Lehrstuhl berufen. Bald darauf vermählte er sich mit der auch als Schriftstellerin bekannten Theresie von Droste-Hülshoff, einer Nichte der berühmten Annette. 1882 kam er an die Universität Breslau. Hier war es ihm vergönnt, noch ein volles Menschenalter hindurch als Lehrer, Forscher und Dichter zu wirken. Er starb als Geheimrat am 3. Januar 1912.

Dahn hat in seinen heute noch sehr lesenswerten „Erinnerungen“ seine geistige und vor allem weltanschauliche Entwicklung geschildert. Seine Liebe zur germanischen Vorzeit wurde zuerst im bayerischen Chiemgau geweckt. Hier hat er, nach seiner eigenen Schilderung, als Knabe stets den größten Teil seiner Ferien verbracht, und fast wehmütig mutet uns diese Schilderung heute an. Damals um das Jahr 1850 war diese Landschaft noch ein völlig unerschlossenes Gebiet, das den Rauch der Lokomotive nicht kannte. Hier erfreute sich der Bauer in gänzlicher Weltabgeschlossenheit noch fast unverändert der uralten Sitten und Lebensgewohnheiten seiner bajuvarischen Vorfah-

ren. Dahn erzählt, wie er noch selbst im Einbaum, dem dort üblichen einzigen Wasserfahrzeug, zum Fischzug auf den Chiemsee gerudert sei.

Hätte Dahn das Jahr 1918 und die nationalsozialistische Bewegung noch erleben können, so wäre er unzweifelhaft nach seiner ganzen Persönlichkeit einer ihrer ersten Kämpfer geworden. Seine Dichtungen, besonders sein „Kampf um Rom“, müßten heute noch von jedem jungen Deutschen gelesen werden. Für seine heroische Weltanschauung, die er aus dem Germanentum gewann, ist ein Wort Emanuel Geibels überaus treffend, das Dahn selbst als Leitspruch seinem „Kampf um Rom“ voranstellt:

„Wenn etwas gewaltiger ist als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt!“

Dr. Wolfgang Hofmann.

Eugen Weiß †

Am ersten Julmond 1936 starb unser alter Mitkämpfer Eugen Weiß in Stuttgart-Rammstadt. Eugen Weiß ist allen Mitgliedern der Vereinigung vom ersten Tage ihres Bestehens an als einer der entschiedensten und rückhaltlosesten Verfechter des germanischen Gedankens bekannt geworden. Seine beiden Werke „Das Volk der Zimmerleute“ und „Steinmetzart und Steinmetzgeist“ (Verlag Eugen Diederichs in Jena) gehören zu den ersten Werken, in denen aus einem unmittelbaren seelischen Verhältnis zum Brauchtum und aus echtem Handwerksgeist heraus Wurzeln und Wachstum germanischen Wesens klargestellt worden sind. Dieser echte Handwerksgeist, verbunden mit einer urwüchsigsten und oft auch eigenwilligen schwäbischen Stammesart, kennzeichnete die ganze Persönlichkeit von Eugen Weiß, dessen allzu früher Hingang für die Freunde germanischer Vorgeschichte einen schweren Verlust bedeutet. Wir werden auf die Verdienste des Verstorbenen später noch näher eingehen.

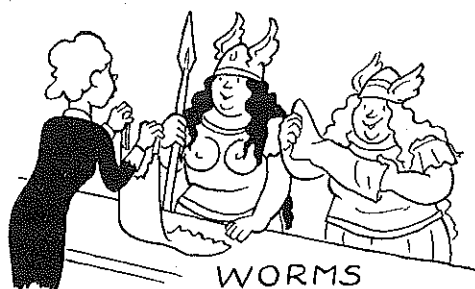
Es gab einst allgemeine Feste und Festbräuche, ehrwürdiger durch ihr Alter und erhebender durch die Weise der Religion, welche das Volk an bestimmten Tagen und recht oft im Jahre versammelten und erhoben, und deren Gemeinsamkeit und für alle gleiche Teilnahme reich ersetzten, was jetzt schöne Künste uns entgegenbringen. Jene Feste brachten selbst dem Bauernburschen höhere und menschenwürdigeren Freuden, als jetzt die sogenannten Gebildeten bei ihrer Eigensucht aus den gefüllten Sälen tragen.
Montanus, 1854.

Die Grundlage seines Forschungsweges kennzeichnet er mit folgenden Worten: „Man kann bei der Beantwortung dieser Frage unmöglich etwa von der religiösen Haltung des heutigen protestantischen Norddeutschland ausgehen, wie das oft in einer willkürlichen Einengung des Begriffes „nordisch“ geschieht. Wer weiß, wie tief in unserem gläubigen katholischen Landvolk die Verehrung „Unserer lieben Frau“ sitzt, dem kann es kein Zweifel sein, daß hier nicht raffisches Erbgut und andersartiger kirchlich-religiöse Tradition schließlich zu einer leidlich brauchbaren Mischung verschmolzen wurden, sondern daß beides aus denselben Urtiefen einer raffischen Einheit kommt. (Unnötig zu sagen, daß diese aus einer raffisch ausgebrochenen Haltung hervorquellende gläubig-fromme Verehrung „Unserer lieben Frau“ wenig zu tun hat mit einer dogmatischen Ausgestaltung des scholastisch-katholischen Lehrgebäudes.) Leider ist das letztere keineswegs „unnötig zu sagen“. Denn es gibt leider noch genug angebliche „Seiden“, die in ihr angebliches Seidentum ihre christlich-konfessionellen Scheuklappen unverändert mitgebracht haben und sich von den Eierchalen ihrer konfessionellen Herkunft nicht befreien können. — Was Schöll zusammenstellt, ist eine, schon stofflich ge-

sehen, sehr wertvolle Bereicherung unseres Wissens von den Glaubenselementen des deutschen Volkes, die nicht in irgendeiner, nur noch literarisch erfassbaren Vergangenheit einmal vorhanden waren, sondern die heute noch im ungebrochenen Volkstum leben, wenngleich ihnen immer noch die Annetierung durch eine stets auf der Lauer liegende fremdgeistige Macht droht. Diese Annexionsabsichten sind aber immer durch engstirnige Reherichter von der anderen Seite ungewollt befördert worden.

In der Grundhaltung ist Schölls Buch ein großer Gewinn; es wird uns noch öfter beschäftigen. Leider sind die zur Stützung seiner Einzelmeinungen sprachlichen Ausführungen zum großen Teil nicht haltbar. Das ist eine Erscheinung, die wir häufig beim völkischen Schrifttum unserer Zeit finden: das Verständnis für die gewachsene Gesetzmäßigkeit unserer Sprache ist noch wenig verbreitet, obgleich auch dies ein wesentlicher Bestandteil unseres Ahnenerbes ist. Auf die Dauer werden wir nur mit den scharfen und blanken Waffen der Wissenschaft den Kampf um unser völkisches Erbgut gewinnen. — Aber das ist für die Beurteilung dieses an sich verdienstlichen Werkes nicht entscheidend. Es soll nur ein Hinweis für die gern erwarteten weiteren Forschungen sein. Pl.

Hieb und Stich



Mitropäischer Humor

Die vorstehende „humoristische“ Zeichnung von Hermann Wille fanden wir in der „Mitropa-Zeitung“. Sie soll eine symbolische Darstellung der Herbstmesse in der „Nibelungenstadt“ Worms sein. Wike sollte man nicht zu erklären brauchen; hier aber bedarf es des Hinweises, daß die fetten und feizenden Frauen hinter dem Ladentisch offenbar Gestalten aus der Nibelungensage,

also etwa Kriemhild und Brünhild sein sollen. Ob sie dort als Käuferinnen oder Verkäuferinnen von Wollschachen auftreten, ist nicht festzustellen.

Wir haben gewiß nichts gegen den Humor, der eine echt germanische Charaktereigenschaft ist. Ob solcher „humoristischer“ Einfälle befallt uns aber doch leichtes Sodbrennen, was man in den ausgezeichneten Speisewagen der Mitropa ja eigentlich nicht kennen dürfte. Immerhin ist die in Worms spielende Nibelungentragedie die große Tragödie des Germanentums, die mindestens tausend Jahre lang allen germanischen Völkern wesentlicher Seelenbesitz gewesen ist. Also kein unbedingt geeigneter Gegenstand für schnoddrige Zeichnereinfälle. Nehmen wir an, es fände einmal in Oberammergau eine Mustermesse statt. Würde Herr Hermann Wille auch die dort beheimateten symbolischen Gestalten für seine witzigen Einfälle bemühen? —nn.

Die Fundgrube

Eiszeitliche Höhlenbewohner in christlichen Gräbern. Die Wohnhöhlen unserer Urnahmen sind Stätten alter Sagen. Kein Wunder, daß seit alters die geisterhaften unterirdischen Gemächer lockten, hier nach „Funden“ zu graben. Aber nicht immer blieben die fossilen Zeugen der Vorzeit der Wissenschaft erhalten. Oft grub man die Toten der Höhlen nach Glauben und Brauch wieder auf dem Gottesacker ein. Den eiszeitlichen Neandertaler entdeckte die Wissenschaft erst, als er sein Höhlengrab nach Zehntausenden von Jahren mit einer christlichen Ruhestätte vertauscht hatte.

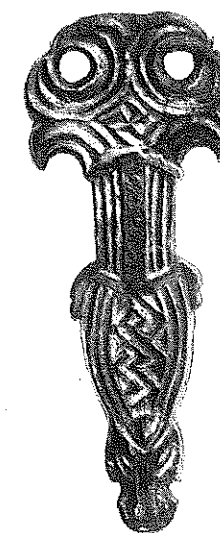
Kürzlich wurde eine neue, für die Vorgeschichte aufschlußreiche Wohnhöhle am eiszeitlichen Donaulauf aufgedeckt, in der — vor zwanzigtausend Jahren — die Mammut- und Höhlenbärenjäger bei ihren Wanderzügen weilten. Erst während der Ausgrabung dieser „Mammothöhle“ erfuhr ihr Entdecker, daß hier vor drei Jahrzehnten in einer genau bekannten Nische ein Höhlenmensch „mit auffallend starken Knochen“ bei der Freilegung des Höhleneinganges ausgehoben wurde. Damals nahm sich eine eilends vom kleinstädtischen Nachbarort herbeigerufene Kommission der Untersuchung dieses Falles wegen Mordverdacht an. Sie erkannte in Schädel und Gebein das Menschliche des Höhlenbewohners, und der Pfarrer erwies ihm in den Mauern des Friedhofes die Ehren einer christlichen Bestattung.

Nach den Aussagen der Augenzeugen, die heute noch über Ort und Lagerung des aufgefundenen Skelettes übereinstimmende Angaben machten, mußte es sich hier, nach wissenschaftlichem Ermessen, um die Bestattung eines eiszeitlichen Menschen handeln. Glücklicherweise bot diese Höhle noch die selten günstige Gelegenheit, die ursprüngliche Lagerstätte des Fossils genauer zu untersuchen. Wirklich fanden sich auch auf einer ausgedehnten Brandschicht der eiszeitlichen Höhlenbewohner noch mehrere Teile des starkknochigen Skeletts: ein kurzgedrungener Oberschenkelknochen, Rippen, Wirbel und schließlich das gewaltige Gebiß eines ... Höhlenbären. Nur das Schädeldach und die übrigen Gebeine fehlten, da sie bereits auf dem Friedhof des Ortes beigefügt waren.

Die menschliche Fürsorge für seine ordnungsgemäße rituelle Beisetzung verdankt

der ausgestorbene Höhlenbär freilich nur seiner allzugroßen Ähnlichkeit mit dem menschlichen Stamme, der Krone der Schöpfung. Einem christlich bestatteten Höhlenbären aber wird nun der Schöpfer der Welt auch eine himmlische Höhle als ewige Bleibe gewähren müssen. —dt.

Eine langobardische Gewandhefte. Die hier abgebildete goldene Gewandhefte (Fibel) aus Gold wurde in einem Langobardengrab zu Straß im Tale (Niederösterreich) bei einer Ausgrabung im Frühjahr 1935 gefunden. Das Grab aus der Mitte des 6. Jahrhunderts befindet sich in einem be-



trächtlichen Gräberfeld, das aber wegen des Weinbaus nur teilweise erschlossen werden konnte. Deutlich ist auf der Abbildung das (linksläufige) Hakentkrenz inmitten des Blattornamentes zu erkennen. Am anderen Ende ist ein für die langobardische Kunst bezeichnender Ansatz zum Flechtornament zu sehen (vgl. den Aufsatz von E. Schaffran in Heft 11/1936). Ob noch andere runenartige Zeichen vorhanden sind, mußte eine nähere Untersuchung ergeben.

Einsender Dr. Konrad Höfinger, Gobelburg, Niederösterreich.

Feuerräder im Odenwalde und Schwarzwalde. Im Anschluß an die Mitteilung über die Feuerräder an Ostern zu Lügde bei Pyrmont und bei Bratelsfel in Lippe (Ger-

Germanien



Monatshefte für Germanenkenner
zur Erkenntnis deutschen Wesens

manien 1933, S. 129 und 215) möge noch darauf hingewiesen werden, daß sich sowohl im Odenwalde wie auch im Schwarzwalde das Abbrennen von Feuerkränzen erhalten hat, allerdings nicht zu Ostern, sondern zu Fasnacht. So findet das Rollen eines strohumflochtenen brennenden Wagenrades in Langenbach bei Hirschhorn in Hessen statt, und ebenso führt diese alte Sitte noch in einem abgelegenen Winkel des lieblichen Elztals ein einsames Dasein. In der Nähe der Mündung des Bieberbaches in die Elz, westlich gegenüber der sich auf hohem Main erhebenden stattlichen Kirche von Elzach, pflegt das Elzacher Scheibenseuer zu brennen. Von dieser Höhe herab fliegen die glühenden Scheiben zu Tal, und von hier wird auch das große Rad gerollt. Wie bei Langenbach ist es ein Wagenrad, das mit Stroh umwunden und angezündet wird. Aber die Burtschen halten es nicht an einer durch die Rabe gesteckten Stange, so daß es langsam und würdig den Berg hinabwandelt, sondern es ist, wie es Sebastian Frant schon in seinem Weltbuch aus dem Frankenlande schildert: „Um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen es in vollem Lauf in das Tal laufen, was gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief.“ So rollt das golden glühende Rad den Berg herab, den Unebenheiten des Bodens folgend, bald sich erhebend, bald sich senkend. Eine goldene Spur, die lange nachglüht, läßt es am Berghange zurück. Es ist ein wunderbarer Anblick, der auf die Anwesenden einen großen Eindruck macht. (Vgl. die Mitteilung von Pfaff in der „Mannia“.)

Daß dieser schöne Brauch, ebenso wie der des erwähnten Scheibenschlagens oder -werfens auf eine alte Feier der Wiedergeburt des Lichts, des Steigens der Sonnenscheibe hinweist, ist so wahrscheinlich, wie überhaupt ähnliche Deutungen zu sein vermögen.

Frankfurt a. M.

R. Wehrhan.

Germanische Burganlagen als Verlobungspfade. Der Nachweis alter Burganlagen und Ringwälle, die als Verlobungspfade gedient haben oder noch dienen, scheint mir für die religiöse Bedeutung solcher Anlagen wie auch für den altgermanischen Verlobungsbrauch wichtig genug, Umschau nach weiteren Belegstellen zu hal-

ten. Bei der Nachforschung nach anderen Bräuchen bringt mich der Zufall auf einen solchen Beleg, der sich in Julius von Negelein, Die Haupttypen des Aberglaubens (= Weltgeschichte des Aberglaubens, II, Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1935. Seite 324), findet, wo es heißt: „Die steinumkränzten Grabstätten der Urzeit machten auf die späten Geschlechter einen großen Eindruck. Wenn sich in Draken ein Liebespaar für immer versprechen wollte, so trat es in den Odinsring, einen weiten Steinkreis, in dem einige Pfeiler noch aufrecht standen. Durch ein Loch, das sich in einem derselben befand, gaben sich beide die Hände. Dieses hieß das Odinsverlöbniß, dessen Bruch als besonders schändlich galt.“

Die Bewohner der Orkneyinseln, wohin uns der Brauch führt, sind germanischen Stammes. Odinsringe werden die gewaltigen Steinkreise genannt, die sich als „Grabstätten der Urzeit“ — vielleicht haben sie auch zu andern Zwecken gedient —, allüberall auf germanischem Boden erhalten haben. Der Name deutet darauf hin, daß sie religiöse Bedeutung hatten und Odin, dem höchsten germanischen Gotte (bei den Nordgermanen Odin, bei den Südgermanen Wodan genannt) geweiht waren.

Die ganze Überlieferung ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die hohe und heilige Auffassung, die unsere Ahnen von dem ehelichen Lebensbunde hatten. Wie tief sie im Herzen verwurzelt war und ist, zeigt, daß sich der sinnvolle Brauch bis heute erhalten hat, wie aus der Überlieferung von „Adams Grab“ zwischen Falkenhagen und Wöddersfeld in Lippe (vgl. Germanien 1935, Seite 212 f.) hervorgeht. Wenn J. v. Negelein in der obigen Mitteilung auch nicht angegeben hat, aus welcher Zeit der auf den Orkneyinseln geübte Brauch stammt, so ist doch sein Vorkommen auch im Norden ein redender Beweis dafür, daß es sich nicht um einen Einzelfall handelt.

Frankfurt a. M.

R. Wehrhan.

Berichtigung: In der Erklärung zu dem Umschlagbilde des Januarheftes hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Statt „Klimm“ ist natürlich zu lesen „Minne“.

Ein christliches Zeitalter konnte nur eine christliche Kunst besitzen,
ein nationalsozialistisches Zeitalter nur eine nationalsozialistische.

Adolf Hitler

(in der Rede auf der Kulturtagung Parteitag 1936)

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. S. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV; für den Anzeigenteil Dr. Bierguth, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. M. IV. Viertelj. 1936 5700. Bl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Aleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

9. Jahrgang, Heft 3

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Hagen. Von F. D. Plafmann	65	Osterbrauchtum im Rhein-Main-Gebiet. Von Dr. Carl G. Cornelius	84
Wege und Grundlagen der Sinnbildfor- schung. Von Prof. Dr. Hugo Dingler, München (Schluß)	69	Die Ortnng von Lemgo in Lippe. Von August Meier-Böke	86
Familie und Sage. Von Paul Zaunert . . . 76		Fundgrube	91
		Bücherwaage	94
		Vereinsnachrichten	96

Das Umschlagbild zeigt heffische Frauen, die am Ostermorgen das heilbringende Osterwasser schöpfen
(vgl. den Aufsatz von Dr. Cornelius auf Seite 84) Aufnahme Dr. Cornelius

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede
Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM
zusätzlich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu
richten. Erst bei Misserfolg wende man sich an den
Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr.
F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV
zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung,
Adolf-Hitler-Damm 12. Für unverlangt ein-
gehende Beiträge wird keinerlei Haftung über-
nommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

März

Heft 3

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Hagen

Ein angesehener deutscher Dichter hat kürzlich in einer Ansprache ausgeführt, die Helden unserer germanischen Vorzeit könnten wohl noch unsere Jungen begeistern, sie hätten uns aber als Ideale des Menschentums kaum etwas zu geben; hierin seien die Gestalten des Griechentums auch für uns der einzige und höchste Maßstab. — Was hier ausgesprochen wurde, das ist im Grunde noch die unausgesprochene Meinung unserer Gelehrten und jener Bildungsträger, die sich — meist ohne bewusste Ablehnung des „nationalen Wollens“ — ein für allemal an den Idealen der Antike ausgerichtet haben und sie zum Maße aller Dinge machen. In der Tat, wenn man unter „Menschlichkeit“ eine schöne Ausgeglichenheit versteht, wie sie eine Zeitlang auf der sonnigen Kulturinsel der Griechen möglich gewesen sein mag, und wenn man nach dieser Art der abgeklärten Ausgeglichenheit als dem höchsten denkbaren Endziel verlangt, so mag man mit jener Einschätzung unserer Helden recht haben. Und doch bleiben wir bei der Meinung, daß diese uns noch viel mehr zu geben haben, als nur eine vorübergehende Begeisterung für eine kampfesfrohe Jugend. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß mindestens tausend Jahre lang diese Helden die gemeinsamen menschlichen Ideale aller germanischen Völker gewesen sind; Ideale, die mit den Menschen selbst gewisse Wandlungen durchmachten, die aber in ihrem innersten germanischen Wesenskern so waren und blieben, wie sie einst gelebt hatten, und wie sie zu einem guten Teile ja auch geschichtlich nachweisbar sind?

Freilich sind es keine Ideale einer ruhigen Ausgeglichenheit, für die alle Spannungen und Härten des Lebens in der Ruhe der betrachtenden Überlegenheit aufgehoben sind. Im Gegenteil: die Auseinandersetzung mit den tragischen Konflikten und unausgleichbaren Härten des Lebens ist geradezu das Lebenselement dieser Persönlichkeiten, die unmittelbar und dauernd auf die Vorstellungswelt und die sittliche Haltung unseres Volkes eingewirkt haben, als irgendeine Persönlichkeit der Antike. Auch auf das Denken der geistig führenden Schichten unseres Volkes — bis diese sich an anderen Idealen auszurichten begannen und damit den inneren Zusammenhang der Nation zerrissen. Aber tausend Jahre lang hat das deutsche Volk in dem großen Heldenkönig Dietrich von Bern das Ideal

eines Volkskönigs und Führers erlebt und verehrt; es hat an diesem Idealbild die Züge immer mehr ausgefeilt und vielleicht auch vermenschlicht; und doch ist er der gleiche geblieben, der er schon für die zeitgenössischen germanischen Völker gewesen war, denn das Volk hat ihn nach seinem eigenen Herzen geschaffen. In Ober- und Niederdeutschland hat sich ein dichter Sagenkreis um ihn geschlossen; uralte Mythen wurden mit in diesen hinein versflochten; und es gehört zu den schönsten Erlebnissen der Forschung, zu beobachten, wie dieser Kreis allmählich mit denen um den jugendlichen Helden Siegfried und um den Untergang der kühnen Burgundenfürsten verbunden und zu einer überwältigenden Einheit menschlicher Größe und Tragik zusammengefaßt wird. Die geniale dichterische Tat liegt darin, daß das tragische Erlebnis der Völkerwanderung — der Untergang blühender Germanenvölker in fremdem Blute — zu einem menschlichen Erlebnis von allerhöchster innerer Wahrscheinlichkeit gestaltet und in den verschiedenen Kreisen zueinander in menschlichste Beziehung gesetzt wird. Die geschichtliche Tatsache des Unterganges der Goten findet jetzt ihre menschliche Begründung in dem Untergange eines Teils der Burgunder, und beide gehen wiederum ursächlich auf den tragischen Tod des lichten Siegfried zurück, in dem wiederum nach einer ansprechenden Vermutung Armins Tod in die Sage eingegangen ist. Das ist die große Tragödie des Germanentums; aus der völkischen Tragödie wird die menschliche — so greifbar und verständlich, daß uns weder der Jorn des Achilleus, noch alle Menschlichkeit einer odhysseischen Welt tieferes menschliches Erleben zu vermitteln vermögen.

Wenn wir aber, wie Nietzsche es angekündigt hat, wieder zu einem „tragischen“ Lebensgefühl kommen, das die Spannungen und Härten des Lebens bejaht, um sie durch Bollendung zu überwinden, so wird uns diese Welt von selbst wieder in ihrer wahren Bedeutung aufgehen, und wir werden jene Helden nicht als wilde Stürmer und Draufgänger, sondern als ewigen Ausdruck unseres eigenen menschlichen Wesens begreifen lernen. Aus all diesen germanischen Menschen mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihrer Treue und ihrem Eigenwillen aber ragt eine Gestalt heraus: Hagen von Tronje. Innerlich scheinbar unbewegt, schreitet er wie das düstere Verhängnis selbst durch die Tragödie; zuletzt aber ragt er wie ein eherner Fels über alle hinaus: der Mann, an dem das eiserne Schicksal selbst zerfällt, weil er es furchtlos erfüllt.

Kann man einen solchen Mann lieben? Edmund Riß hat diese Frage hier kürzlich bejaht und den grimmen Helden von Tronje zum Liebling der deutschen Jungen erklärt. Diese Auffassung hat Widerspruch gefunden; und es ist in der Tat schwer, einer Gestalt Liebe entgegenzubringen, die so gar nichts menschlich Gewinnendes zu haben scheint. Wenn die Jugend wirklich anders empfindet, so muß sie ein Wesen darin wittern, dem man Liebe ganz anderer Art schenken kann, als dem lichten Siegfried, dem ohne Frage die jungen Herzen gehören. Ihm gehören sie, weil er in der Jugendblüte arglos einem dunklen Schicksal erliegt. Jenem aber, dem Vollstrecker dieses dunklen Schicksals, gehören sie, weil auch er unter dem Zwange des unausweichlichen Verhängnisses handelt, weil er aber im Handeln Herr seines Geschicks bleibt und keinen Augenblick von seinem Wege weicht bis zum letzten Augenblick.

Dunkel und von dämonischem Zauber umwittert erscheint seine Herkunft. Die in Norwegen aufgezeichnete westfälische Sage meldet, er sei ein Bruder Gunthers gewesen, aber die Königin habe ihn nach dem Umgange mit einem Alben geboren. Im Nibelungenlied schimmert das noch durch: er ist der Sohn Aldrians von Tronje; ein Name, den man mit der Trojaburg in Verbindung gebracht hat, und der auch wohl wirklich auf einen alten Zusammenhang mit dem Totenhag und Ahnengeistern hinweist. Denn der Volksglaube, der die Bestandteile des alten Mythos oft getreuer bewahrt als die Sage in ihrer zeitbedingten Fassung, hat aus diesem alten Hagen den Freund Hein gemacht, der die Toten geleitet und ihr Schicksal erfüllt; und es ist bezeichnend, daß auch dieser ernste

Freund für uns kein Schreckgespenst und kein Theaterbösewicht ist, wozu man unseren Hagen fälschlich machen will. Hier hat sich der germanische Glaube an die unerforschlichen Schicksalsmächte mit einer Gestalt verbunden, die vielleicht zunächst nur in ihrem Namen einen Anknüpfungspunkt bot, die aber auch ihrem Wesen nach Wahlverwandtschaft damit zeigte.

In dem alten Liede vom Untergang der Burgunder ist Hagen (Högni) unter den drei Brüdern derjenige, der den Trug Attilas als einziger ahnt und vor der Reise warnt; als aber die Fahrt ins Verderben zu einer Ehrenfrage seines königlichen Bruders geworden ist, schreitet er aufrecht und bewußt mit in das Verderben. Es ist das Wunderbare an der alten Sagedichtung, daß seine Gestalt im Kerne auch dann unverändert bleibt, als das Motiv zur Fahrt ins Hunnenland durch die Verknüpfung mit der Sage von Siegfrieds Tod ein ganz anderes wird: jetzt ist es nicht der habgierige Hunnenkönig, sondern die nach Rache glühende Schwester der Könige, die die trügerische Einladung ergehen läßt. Die neue Fassung der Sage, wie sie in unserem Nibelungenliede erscheint, läßt ihn nicht mehr den Bruder des Königs, sondern seinen Gefolgsmann sein; aber sie hat ihm eine Rolle zugeteilt, wie sie undankbarer nicht gedacht werden konnte: er mußte der Mörder des lichten Siegfried sein und so das tragische Verhängnis selbst herbeiführen, das er später als Sieger überwindet. Und erst dadurch wächst seine Gestalt zu ihrer übermenschlichen Größe an: denn auch zum Mörder wird er nicht aus Neid, sondern als Vollstrecker des Gesetzes der Ehre und Treue, das zuerst durch Siegfried und Kriemhild selbst verletzt worden ist.

Im Liede schimmert das, was der eherner Held im Inneren fühlt und denkt, nur undeutlich durch; und doch gehört es zu seinem Gesamtbilde, wie es später in riesenhaften Umriffen hervortritt: Vielleicht hat er mit seinem Mannesherzen den jugendlichen Helden sogar heimlich geliebt, aber er weiß sehr bald, daß sein Auftreten dem Königshause schweres Verhängnis bringen wird. Der Fahrt zum Pfenstein, auf der die starke Brünhild durch Betrug gewonnen wurde, hat sich Hagen widersetzt; Siegfried aber hat sich aus Freundschaft für den Schwager am Betrüge zweimal beteiligt. Scheint das Herz des Tronjers von Liebe gänzlich ungerührt, so hat er doch als einziger echtes Verständnis für das Herz der betrogenen Königin, das nicht nur durch den offenbaren Betrug, sondern auch dadurch im Innersten verletzt ist, daß Siegfried seiner schönen Frau von dem Betrüge erzählt hat. Es ist das Gesetz der Ehre und der Ritterlichkeit, das ihm den Mörderspeer in die Hand drückt; er, der Unnahbare wagt es allein, das Leid eines tief beleidigten Frauenherzens zu rächen. Wenn er diese unausweichliche Aufgabe ohne Sentimentalität und scheinbar sogar mit fühlloser Grausamkeit erfüllt, so mag man daran denken, daß ein gewaltiger Wille unter Umständen, der Notwendigkeit gehorchend, ein natürliches Gefühl in das Gegenteil verkehren kann.

Er aber ist es nicht, der sein Schicksal mit Habgier beledet: den Hort, nach dem die trauernde Witwe gelüftet, versenkt er in den Rhein und bleibt weiter der eiserne Kanzler seines Königs. Die Einladung ins Hunnenland durchschaut er in ihrer wahren Absicht, wie er auch den wahren Sinn der zweiten Heirat seiner Todfeindin erkannt hat. Aber er läßt seinen König nicht allein in Feindesland fahren. Sein Verdienst ist es, daß der Zug fast zu einem Heereszuge wird; er führt als der unbestrittene Lenker des Burgundengeschicks selbst den Zug an die hunnische Grenze. Und hier ist es, wo ihm das Schicksal selbst fast in greifbarer Gestalt entgegentritt. Als er die Furt sucht, auf der er seine Könige und ihre tausend Knechte übersetzen kann, trifft er auf die Schwanenjungfern, die ihre Gewänder abgelegt haben und in der Donau baden. Der Raub der Gewänder zwingt sie zur Weissagung, und eine von ihnen ist ehrlich genug, dem Helden den Untergang aller Burgunden vorauszusagen und einzig dem Kaplan des Königs davon auszunehmen. Wer hätte den Mut, auf das so vorausgesagte Geschick die Probe zu machen, anstatt umzukehren oder die Entscheidung dem Laufe der Dinge zu überlassen? Hagen tut

weder das eine noch das andere: er will mit sehenden Augen seinen Schicksalsweg weiter-schreiten. Als Fährmann setzt er mit eigener Hand das Heer über den Fluß, und bei der letzten Fahrt stößt er den Priester ins Wasser. Wieder nimmt er, der allein Wissende, den Schein einer ruchlosen Tat auf sich; keiner schreibt ihm das Verdienst daran zu, daß der Pfaff doch noch schwimmend das rückwärtige Ufer erreicht, um nach Worms heim-zufehren.

Hagen aber sieht jetzt allein mit graufiger Klarheit alles was kommen wird, und er allein ist der Mann, dies Geschick von tausend Männern mit seinem eigenen zusammen-sehenden Auges zu vollenden. Ja, jetzt scheint ihn geradezu eine Fröhlichkeit zu über-kommen, die man an ihm sonst nie gekannt hat: er schließt Freundschaft mit dem heiteren und doch stürmisch tapferen Spielmann Volker, in dem der Dichter des Liedes sich selbst ein Denkmal gesetzt zu haben scheint; er reitet dem Zuge voran, als er nach dem heiteren Zwischenpiel in Bechlarn den Hunnenhof erreicht. Als „Trost der Nibelunge“ wird er von dem edlen König Dietrich begrüßt, der warnend auf die Lücke der Königin hinweist. Er weiß, daß er alle in den Tod führt; er weiß aber auch, daß von nun an seine Mannen und seine Könige ohne Wanken ihren Weg mit ihm gehen werden bis zum Ende. Und er hilft mit einer wilden Fröhlichkeit dies Schicksal selbst vollenden.

Der Held war wohl gewachsen, das ist wirklich wahr;
breit war er in der Brust, gemischt war sein Haar
mit einer grauen Farbe, die Beine waren lang;
drohend war sein Antlitz, er hatte herrenhaften Gang,

so läßt der Dichter den nordischen Helden in den Hunnenjaal eintreten. Die letzte graufige Tat war zugleich die letzte, grimmige Herausforderung an das Schicksal. Als sein Bruder Dankwart blutbefleckt die Nachricht von der Ermordung der Kriegsknechte bringt, schlägt Hagen dem Egelfinde das Haupt ab, mit dem ihm Kriemhild für die Sicherheit der Burgunden gebürgt hat. Er weiß, jetzt ist auch der bisher wohlgesinnte Egel sein Tod-feind geworden; das unentrinnbare Geschick verschlingt die Führer der Hunnen, den edlen Rüdiger und zuletzt die Kämpen Dietrichs mit sämtlichen Burgunden, die jetzt in der Todesnot ohne Wanken zu ihrem wahren Führer stehen. Gefällt und gefesselt, bleibt er doch der Sieger über seine grimmige Feindin, die ihm kein Wort mehr entlocken kann. Die männliche Freude, die den Todgeweihten erfüllt, klingt schon aus der Strophe des alten Liedes (die dort freilich noch Gunther spricht):

Nun hüte der Rhein den Recken-Zwisthort,
der schnelle den göttlichen Schatz der Nibelunge —
in wogenden Wassern das Wellchgold leuchte,
doch nimmer an Händen der Hunnenföhne!

Etwas verhaltener, aber immer noch im alten Geiste heißt es im mittellalterlichen Liede:

Nun ist von Burgunden der edle König tot,
Giselher der junge und auch Herr Gerenot —
Den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein:
der soll dir, Teufelinn, ewig verhöhlen sein!

Mit dem Todesstreich aus Frauenhand vollendet sich das harte Männergeschick. Es wird überwunden, weil es gewollt ist. Nicht blinde Willkür ist es für den Germanen, sondern Notwendigkeit, die im Gange der Weltordnung begründet ist. Nur wer sich annaht, diese Weltnotwendigkeit nach den Bedürfnissen eines eng abgesteckten persönlichen Lebenskreises zu messen; wer dem Germanen das Ideal der zufriedenen Ausgeglichenheit unterschieben will, kann hier von ungermanischen Einflüssen sprechen. Die innere Freude, die den tod-

geweihten Hagen erfüllt, ist das, was Nietzsche den „Amor fati“, die Liebe zum Schicksal nannte. Wenn wir auch den Träger einer solchen Liebe lieben können, so ist das freilich eine Liebe anderer Art, als man sie dem lichten Siegfried entgegenbringt. Aber auch sie gehört zum menschlichen Bilde dessen, was wir unser germanisches Wesen nennen. Und blicken wir den Helden unserer germanischen und deutschen Geschichte in die Seele, so werden wir bis in die neueste Zeit mehr als einen finden, der dem tragischen Urbilde des Hagen von Tronje ähnlich sieht. Plafmann.

Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung

(Zur Methode der Paläoeptigraphie)

(Schluß)

Von Professor Dr. Hugo Dingler, München

Mancherlei gewaltige Erlebnisse im Bereiche der Natur drängten sich dem frühen natur-verbundenen Menschentum auf. Wälder, Ströme und Berge erschienen ihm groß und bedeutsam und menschlichem Willen nicht untertan. Gewaltiger noch mußten Naturkata-strophen, wie Stürme, Gewitter und Erdbeben auf ihn wirken, die in ihrer Unregelmäßig-keit die Willkür unbvorstellbarer Kräfte ihn erleben ließen. Viele Völkerschaften sahen in diesen die Äußerungen übermenschlicher Gewalten, die ihnen die Willkür von Überwesen oder Göttern verkündeten. Aber irgendwann gab es ein Menschentum, welches das Gött-liche nicht so sehr in despotischer Willkür zu finden meinte, sondern in einer ewigen Ordnung und einem tiefsinnigen Gleichmaß. Hier melden sich schon letzte, blutsmäßig ver-anterte Seelenverschiedenheiten an. Solchem Volkstum mußte es eines Tages in seinen höchsten geistigen Vertretern, in einem Genius, bewußt werden, daß jenseits aller zufälli-gen Erscheinungen der Umgebung und des Wetters eine große rhythmische Ordnung in der Welt dem Schauenden sichtbar wird. Schon am Mondlauf konnte eine solche periodische Regelmäßigkeit, neben der alltäglichen von Tag und Nacht, erlebt werden. Es gab aber auf der Erde Zonen, wo ein noch unvergleichlich viel Gewaltigeres sich dem Erlebenden aufdrängte.

War die Mondveränderung nur ein, wenn auch großartiges Schauspiel am Himmel, so gab es hier einen Zyklus, der die ganze Erlebniswelt, das ganze Reich des Lebendigen, auch alles menschliche Sein und Tun, und auch die leblose Natur mit un-widerstehlicher und alles beherrschender Allgewalt in seinen gesetzmäßigen Wandel zog. Es war der Wandel des Sonnenjahres mit seinem ungeheuren Wechsel von Sommer und Winter, von Werden und Vergehen, wie er in den nördlichen Breiten, am stärksten wohl in der Nähe des Polarkreises erlebt wird.

Als gewisse Menschengruppen in der technischen Bewältigung der äußeren Dinge so weit gelangt waren, daß sie sich in diesen Breiten ansässig zu machen und zu halten ver-mochten — etwa nach der letzten Eiszeit —, da mußte diesen Menschen der genannte Zyklus zum allbeherrschenden Grundrhythmus ihres Lebens werden. Und hier muß denn auch die große Entdeckung gemacht worden sein, daß dieser Zyklus an der jährlichen Bahn der Sonne sich völlig widerspiegelt, ja in dieser seinen „Grund“ hat. Damit aber wurde gar bald die Sonne als die letzte Lenkerin dieses gewaltigen irdischen Wechselgeschehens erkannt und ihr Himmelslauf und ihre Stellung mußten das Maß des Jahresfortschritts werden. Von hier aus mußte sich von selbst der solare Jahreskalender in wohl im Laufe der Zeit steigender Verschärfung aufbauen.

Dies gesehen zu haben, ist der Ausgangspunkt von Herman Wirths umfassenden For-schungen. Es ist dem, der geschichtlich zu denken vermag, ganz klar, daß dieses Erlebnis

des allbeherrschenden Jahreszyklus und seiner Regiertheit durch die Sonne in dieser gewaltigen Eindringlichkeit nur und ausschließlich im Norden möglich war. Hier nur konnte und hier mußte sich dem damaligen Naturmenschen dieses Erleben eines allumfassenden zyklischen Werdens und Vergehens offenbaren, das offenbar von einer Macht gesteuert wurde, deren sinnliches Zeichen die Sonne war. In den südlicheren Breiten sind diese Wandlungen unvergleichlich viel schwächer, weniger eindrucksvoll und lange nicht so das ganze erlebbare Sein beherrschend.

Aber zwischen bloßem Erleben und dessen geistiger Verarbeitung ist noch ein großer Schritt. Erst wenn in diesen Breiten nun auch ein Volkstum saß, das die Fähigkeit zu ideeller Schau, zu anschaulicher und seelisch vertiefter geistiger Aufnahme und Verarbeitung solch gewaltigen Geschehens besaß, das sein Interesse nicht nur auf das enge Menschliche, sondern auf die große Natur richtete und in den menschlichen Dingen nur eine Widerspiegelung großen Naturgeschehens sah, und umgekehrt, erst dann konnte sich solches Erleben zu einer „Weltanschauung“ vertiefen. Saß aber ein Volk solcher Begabung in diesen Breiten, dann mußte notwendig eine geistige Lebensform sich bei ihm entwickeln, in der alles tiefere Denken über die Welt beherrscht war von diesem allumfassenden natürlichen Geschehen.

Hier aber liegt nun der zu beweisende Kernpunkt. Von den frühen Völkern dieser Zonen besitzen wir keine geschichtlichen Urkunden sprachlicher Natur. Das einzige, was wir haben, sind die Reste kultureller Äußerungen, von Gebrauchsgegenständen, von Formungen handwerklicher, baulicher und künstlerischer Art. Aus diesen allein und dem, was in Tradition, in Volksgebräuchen und späteren Aufzeichnungen darüber vorhanden ist, können wir Rückschlüsse auf ihre geistige Tätigkeit ziehen, wobei die Kontinuität sich durch die Überlieferung des Formenguts aufzeigen läßt.

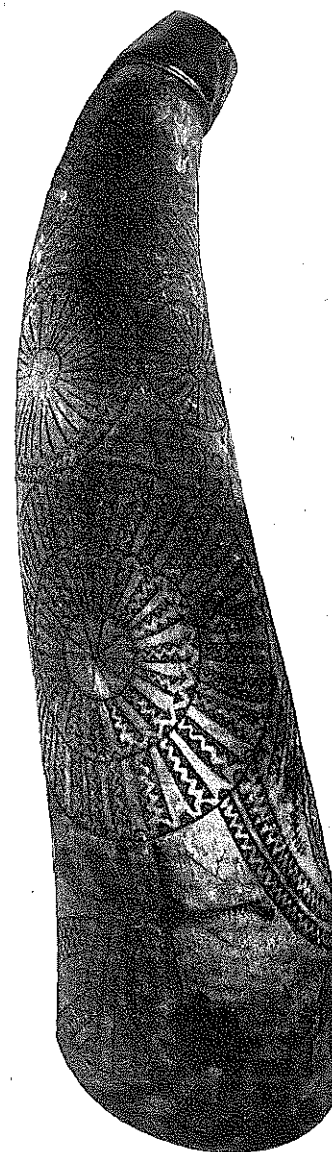
Wenn wir aber einmal verstanden haben, daß das gewaltigste Erlebnis dieser Völker der allbeherrschende Weltzyklus des Sonnenjahres gewesen sein muß, und wir finden nun in den genannten Resten immer wieder und überall Erscheinungen, die sich ohne Zwang und auf nächstliegende Weise als auf dieses Erlebnis bezüglich deuten lassen, so ist die stärkste in diesem Bereich überhaupt mögliche Wahrscheinlichkeit dafür gegeben, daß diese Deutung auch die richtige ist.

Es ist das weitere Verdienst Herman Wirths, solche Erscheinungen in einer erstaunlichen und geradezu erdrückenden Fülle überall aufgefunden und zusammengetragen zu haben. Damit ist der vollgültige Beweis gelungen, daß in der Tat in diesen nördlichen Breiten einst Völker saßen, denen der Sonnenjahreszyklus zu einem tiefsten Erlebnis wurde, das ihre Formgebung und damit ihr Denken weitgehend beherrschte.

Aber die Wirthschen Forschungen haben auch gar manches über die nähere Art ergeben, wie diese Völker den Jahreszyklus erlebten und wie sie ihn geistig verarbeiteten.

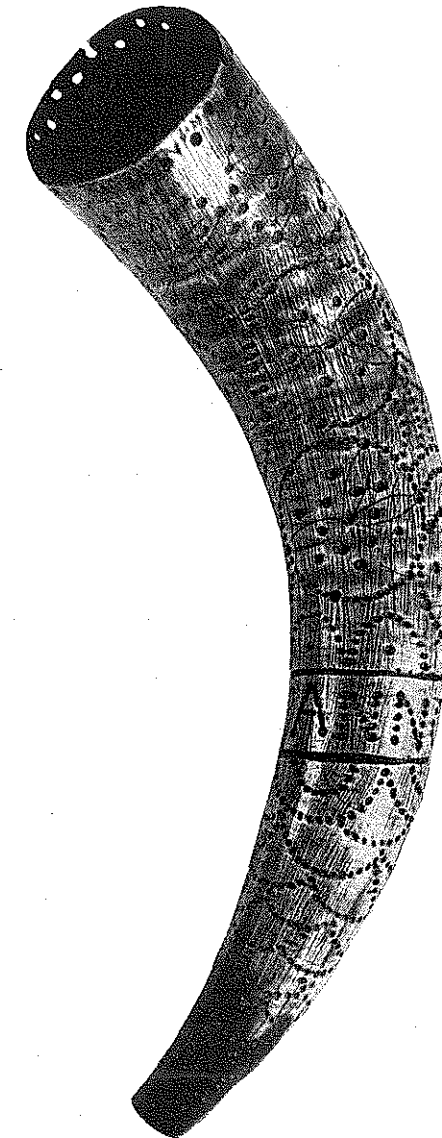
Indem der Sonnenlauf als kennzeichnend für den Wandel des Jahres erfaßt wurde, mußte sich wiederum in der Nähe des Polarkreises die Beobachtung aufdrängen, wie der tägliche Aufgangspunkt der Sonne am Horizont im Laufe des Jahres wandert. Hier und hier allein war die große Uhr des Jahres direkt ablesbar. In Breiten ferner, wo eine längere Winternacht eintrat, mußte das Erlebnis des neuen Lichtes unter den damaligen primitiven Verhältnissen von einer uns kaum mehr vorstellbaren seelischen Erschütterung begleitet sein, die den allesbeherrschenden Jahreszyklus noch eindrucksvoller machte.

Unzählige Zeugnisse, die Wirth beibringt, zeigen nun, daß diese allesregierenden Verhältnisse des Sonnenlaufs dort auch irgendwann einmal zu vereinfachten, schaumäßigen Darstellungen führten. Wir würden heute vielleicht von schematisierenden Darstellungen sprechen. Damals aber müssen solche linienhafte Darstellungen mit der ganzen Aura jenes gewaltigsten Grunderlebnisses umhüllt gewesen sein, d. h. sie werden im Geiste dieser Menschen Symbole gewesen sein. Ob diese schematischen Wiedergaben dieser Erlebnisse sich



Wärterhorn vom Beginn des 18. Jahrhunderts in Asien

Nus: Herman Wirth, Die Heilige Urchrift der Menschheit



Altes Wärterhorn mit sunbildlichen Zeichen (1706, Carlem)

in Ornamenten, in Fels- oder sonstigen Zeichnungen, in Gebrauchsformen, ja in Bauten und Tanzfiguren niederschlugen, immer mußte hinter ihnen das größte Naturerlebnis des nördlichen Menschen gestanden haben, in seiner alles, auch das Menschenleben umfassenden Bedeutung.

Daß sich dieses Erlebnis aber in Gestalt solch anschaulicher Linear Symbole niederschlagen konnte, das zeigt, daß hier eine Geistigkeit am Werke gewesen sein muß, welche die angeborene Fähigkeit besaß, gerade in dieser Weise schöpferisch zu wirken. Nun ist aber,

wie dem Methodiker sofort klar ist, diese Bearbeitungsweise von Erlebnissen sehr nahe verwandt zu derjenigen, wie sie später dort auftritt, wo idealisierende Schau, vereinfachende Zurückführung auf ideelle Verhältnisse und Gebilde sich bemerkbar macht. Kurz, wo das auftritt, was die Griechen dann in den Kernworten *Eidos* und *Theoria*, was beides ideenhafte Schau bedeutet, auszudrücken versuchten. Diese Fähigkeit zu solcher Schau, zur „Idee“ ist im historisch-literarischen Bereich greifbar aufgetreten: nur bei den Indern, den antiken Griechen und später bei den Westindogermanen des Mittelalters und der Neuzeit. Dort hat jene Fähigkeit zu gleichzeitig tiefsinnigen und nüchternen, von jeder Phantastik fernen philosophischen Weltbildern, ferner zur ideellen, theoretischen Geometrie und im Anschluß daran zur ganzen exakten Naturwissenschaft und Technik geführt. Im historischen Bereich waren es also die geistig führenden Völker des sogenannten arischen Völkerkreises, und nur diese, welche jene bedeutende Fähigkeit gezeigt haben. Es ist daher eine starke biologische Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eine Blutsverwandtschaft bestehen mag zwischen jenen Nordländern, die den Sonnenlauf schematisch zu symbolisieren vermochten, und den arischen Völkern. Eine kleine Nebenbeobachtung mag das unterstreichen. Wenn auch mehrere deutsche Stämme Denker hervorbrachten, in denen die Fähigkeit ideenhafter Schau besonders deutlich wurde, so sind die heutigen Schwaben oder Alemannen doch diejenigen, bei denen diese Fähigkeit wohl am häufigsten auftrat, wenn wir die deutschen Denker der letzten Jahrhunderte überblicken. Man denke nur an Kepler, Hegel, Schelling, Gregor Mendel, Robert Mayer und viele andere. Nun hat Professor Schwantes¹ den Nachweis bringen können, daß dieser Volksstamm noch im ersten Jahrtausend vor unserer Ara aus Südschweden (Schonen) nach Süden abgewandert ist. Hier liegt also der Beweis vor, daß in der Tat Völker, denen diese für das Ariertum charakteristische Fähigkeit in besonderem Maße eignete, früher im Norden saßen. Wir wissen leider nicht genau, woher die griechische Einwanderung ursprünglich ihren Ausgangspunkt genommen hat. Die Kontinuität geistiger Erbeigenart möchte den Gedanken nahelegen, daß auch diese aus jener nordischen Gegend und Verwandtschaft einst entsprungen sei. So kann auch die Vererbung geistiger Eigenschaften manche Fingerzeige geben, wenn dieser als solcher einmal genau bezeichnbar geworden ist¹.

Haben wir nun gesehen, daß es bei einer derart begabten Bevölkerung schon a priori sehr naheliegend ist, daß sie das für sie allbeherrschende Naturerlebnis in symbolisch-ideeller Denkweise auch in ihrer Formsprache zum Ausdruck bringt, so gewinnen die ausgedehnten Wirthschen Nachweise eines Formengutes jener nördlicheren Länder, das sich am einfachsten und zwanglos nach Richtung solcher Symbolik auffassen läßt, ein doppeltes Gewicht. Diese Nachweise werden verstärkt durch das, was wir oben über Symbolik im allgemeinen sagten.

Hier ist nun etwas über die Zeit der Entwicklung dieser Symbolik und den Gang dieser Entwicklung zu sagen. An sich ist ja schon der Nachweis, daß eine solche Symbolik dort einmal original entstand — und dieser Nachweis ist m. E. nach dem Gesagten absolut erbracht —, ein außerordentlicher Gewinn. Dieser Gewinn kann zunächst durch Unsicherheit über die Zeit in keiner Weise geschmälert werden. Daß diese Symbolik örtlich original war, dürfte durch die obigen geographisch-astronomischen Bemerkungen gesichert sein. Daß die Erfinder irgendwie zu dem Blutkreis der späteren Indogermanen gehören, dürfte durch die erbgeistige Kontinuität der Denkart sehr wahrscheinlich sein.

Die Geschichte der Entwicklung der einzelnen Elemente des Gesamtkomplexes dieser Symbolik wird erst durch sehr sorgfältige und sehr umfassende Studien etwas mehr geklärt werden können. Wenn wir sehen, wie etwa das klassische Griechentum in etwa drei bis vier Jahrhunderten die ganze Basis des exakten rationalen Denkens schuf, wie in einem

ähnlichen Zeitraum die Philosophie der Upanishaden geschaffen wurde, wie das sumerische Sexagesimalsystem oder die chinesische Kunst und andere Kulturkristalle in relativ enger zeitlicher und oft streng örtlicher Begrenzung durch eine geniale Höhengischt eines Volkstums entstanden, dann liegt die Möglichkeit nahe, daß auch hier der Kern dieser Symbolik (mit dem zugehörigen umfassenden Vorstellungskomplex, den man als „Weltanschauung“ bezeichnen kann) die Schöpfung eines zeitlich und lokal begrenzten genialen Aufschwunges eines einzelnen Volkes war. Immerhin ist aber dieser Komplex so umfassend, daß die Entwicklung auch in mehreren solchen zeitlich vielleicht weit getrennten genialen Einzelstößen erfolgt sein kann. Man könnte versuchen, einzelne solche Stöße abzugrenzen. Eine erste, sehr frühe Etappe muß das mehr phänomenologische Aufmerksamwerden auf die große Jahresrhythmik und die Entdeckung ihrer Analogie zum Kreislauf des Menschenlebens gewesen sein. Eine weitere Stufe wäre die Entdeckung des genauen Zusammenhangs dieses Rhythmus mit den Eigentümlichkeiten des jährlichen Sonnenlaufs. Wieder eine Stufe würde die Entdeckung der Möglichkeit der symbolischen Darstellung von einigen Hauptzügen dieses kosmischen Geschehens sein: Etwa des kleinsten Tagesbogens (des „Mr“), des Gesichtskreises mit seiner radiären Einteilung (Scheibentafel u. dgl.) der Jahressonnenbahn (die Wurmlage u. dgl.) u. dgl. Von da ab kann sich dann die Entwicklung mehr aufgespalten haben, da, nachdem sozusagen „das Prinzip“ entdeckt ist, die Weiterbildung nicht mehr so sehr der höchsten Erfindergabe bedarf. Dagegen wäre wiederum ein prinzipiell neuer Schritt die Erfindung von Monatszeichen aus diesem Gedankenbereich heraus. Diese letztere kann allerdings vorbereitet gewesen sein, wenn schon vorher einzelne Symbole für gewisse besonders bemerkenswerte Jahrestelle (z. B. für die Wintersonnenwende) sich eingebürgert hatten. Wer die Hunderte von Stabkalendern in schwedischen Museen gesehen hat, mit ihrer Fülle von Linearzeichen, oder die Ornamentik an alt-schwedischem Hausrat, der weiß, daß hier tatsächlich eine geistige Atmosphäre schon lange geherrscht haben muß, in der solche Symbolik zu Hause sein konnte. Wirth hat ja die spärlichen Reste von nordischen Scheibentafelndern noch aufzuzeigen vermocht. Da dies alles Holzwerk war, so kann die Abwesenheit früherer solcher Artefakte nichts widerlegen.

Ein wiederum prinzipiell neuer Schritt wäre dann die Verwendung der Monatszeichen zu einer Art Lautschrift als Runenreihe, wie sie Wirth mit vielen guten Gründen annimmt, indem er auch zuerst eine plausible Deutung für die Entstehung vieler Runenformen und zugleich für deren Anordnung untereinander und längs des Horizontes, d. h. in ihrer Verbindung mit den Monaten, vorzubringen vermag. Diese Verwendung als Lautschrift bedeutete dann zuletzt die Gewinnung des Runenalphabets, wie sie etwa seit dem 2. Jahrhundert n. A. gesichert ist.

Alles dies bedarf natürlich noch sorgfältigster und umfassendster Erforschung. Aber es bedurfte der wahrhaft genialen Schau Herman Wirths, um einmal den großen, gleichzeitig kühnen und nüchternen, gleichzeitig so phantasievollen und auch so plausiblen Gedanken einer solchen Entwicklungsmöglichkeit zu fassen. Aber die Fundamente scheinen mir gelegt und, wie hier zu zeigen versucht wurde, gesichert. Daß Wirth diesen großen ersten Grundriß der Entwicklung nordischer Geistigkeit zugleich mit einer Fülle untermalender und illustrierender Hypothesen historischer, ethnographischer, linguistischer Art umrankte und so gleich schon ein volles farbiges Gemälde zu liefern versuchte, müssen wir dem Menschen seiner Art, der der Fähigkeit zur bildhaften Schau auch im Bereiche des nicht wirklich gesicherten manchmal dichterisch Herr über sich werden läßt, zugute halten, und ihm danken für seine genialen Anregungen und Hypothesen, wenn wir auch wünschen und fordern müssen, daß stets eine strenge Trennung festgehalten wird zwischen dem, was durch genau aufweisbare Methoden gesichert werden kann, und dem, das nicht gesichert ist. Aber ein Mensch, der diese Schaukraft nicht besäße, würde uns auch nicht jene große Einsicht in das Sicherbare geschenkt haben, die er uns gab. Möchten viele junge Kräfte sich finden, die die schöne Auf-

¹ Für die Geschichte der Fähigkeit der ideenhaften Schau darf ich auf meine „Geschichte der Naturphilosophie“ (170 Seiten), Berlin 1932 bei Junfermann & Dünhaupt, verweisen.

gabe auf sich nehmen, an der Erforschung und Sicherung dieses Gebietes weiter zu arbeiten¹.

Zur Praxis dieses Weiterforschens darf vielleicht noch folgendes bemerkt werden: Herman Wirth hat aus der Literatur und den Museen sozusagen der ganzen Erde ein ungeheures Material seit vielen Jahren zusammengetragen und gesichtet. Dieses Material hat ihm die tatsachenmäßige Grundlage geliefert zu seiner ersten großen Zusammenschau in „Der Ausgang der Menschheit“, Jena 1928. Hier schälte sich zum ersten Male ein einheitlicher und zusammenhängender Gedankengang heraus, der einen roten Faden in dem Meere von überlieferten Formungen und Gestaltungen darbot. Ich habe im Vorstehenden darzulegen versucht, von welch fundamentaler und tragender methodischer Wichtigkeit auf diesem Gebiete gerade der einheitliche und zusammenfassende Grundgedanke ist, von dem aus erst eine Ordnung, eine deutende und beurteilende Übersicht in diesem Labyrinth möglich wird. In der Tat, wenn wir die trotz aller bedauerlichen Verluste noch vorhandenen Reste frühzeitlicher Formungen überblicken, dann wird man die eben benutzten Worte „Meer“ und „Labyrinth“ gerechtfertigt finden. Zwar hat man schon lange und im 19. Jahrhundert, nachdem meist aus den fürstlichen Karitätenkabinetten sich Museen entwickelt hatten, sogar mit steigendem Eifer von diesen Resten vieles zu erhalten getrachtet (wozu es bei der steigenden Umgestaltung unserer Kulturformen durch die Technik allerhöchste Zeit war). Aber der Gesichtspunkt, unter dem diese Reste zusammengetragen und betrachtet wurden, war meist allein derjenige der *Altertümlichkeit* dieser Gegenstände. Der Kunsthistoriker unterschied dann gewisse Stile der Ornamentik, man stellte Verwandtschaften gewisser Formen untereinander fest und suchte aus solchen Verwandtschaften vielleicht Entwicklungsreihen und kulturelle Abhängigkeiten zu gewinnen. Aber von einer Deutung solcher Formen oder gar von einer einheitlichen Deutung einer großen Gruppe von solchen war kaum die Rede. Es traten vielleicht hin und wieder einzelne Spuren davon auf, die aber fast stets nur mit zögernder Angstlichkeit sich bemerkbar machten und mit größtem Mißtrauen betrachtet wurden. Von hier aus wird eigentlich das Verdienst Herman Wirths erst voll ersichtlich.

Diese für das letzte Jahrhundert so charakteristische Angstlichkeit entsprang aus dem positivistischen Zeitgeist, der nur das wahrhaben wollte, was unmittelbar mit Händen zu greifen war. Symbole sind aber als solche ihrem Wesen nach nicht mit Händen zu greifen. Wenn wir nur das anerkennen wollen, was direkt mit Händen zu greifen ist, dann verzichten wir mutwillig gerade auf jenes geistige Erstgeburtsrecht der indogermanischen Rasse, das in ihrer Fähigkeit zur Idee und zur Schau besteht, und unterliegen jener öden Vordergrundsmentalität², wie sie bis 1933 die deutsche Wissenschaft unter fremdem Einfluß über fünfzig Jahre völlig beherrschte. Aus dieser Mentalität und Zeit ist ja auch der sogenannte „Bastiansche Völkergedanke“ entsprungen, der die auch damals schon auffälligen Gemeinsamkeiten der frühen Formgebung in großen Völkerkreisen dadurch erklären wollte, daß der frühe Mensch beim „Spielen mit Formen“ sozusagen automatisch immer auf die gleichen Gestalten habe stoßen müssen. Wir können schon rein biologisch mit Sicherheit sagen, daß die Entwicklung des menschlichen Gehirns in den letzten zehntausend Jahren sich nicht sehr viel geändert haben kann. Dazu genügen, wie wir aus biologischen Experimenten wissen, 400 Generationen nicht. Wir dürfen also ruhig annehmen, daß die damaligen Menschen der Anlage nach genau so gescheit waren wie wir heute. Nur in der technischen Lebensbewältigung, deren Fortschritt auf einer sehr großen Anzahl von Einzel-erfindungen beruht und notwendig nur schrittweise und in zeitlichen Abständen erfolgen

¹ Ich darf im übrigen darauf hinweisen, wie schöne Bestätigungen mancher Wirthschen Positionen Walter Büß im alt-indischen Bereiche mit strengster wissenschaftlicher Methode feststellen konnte.

² Siehe meinen Aufsatz „Zur Philosophie des Dritten Reiches“ (Zeitschrift für Deutschkunde, 48. Jahrgang, 1934, Heft 9).

kann, waren sie gegen uns weit zurück. Demgegenüber bedeutet die Bastiansche Auffassung eine Verkündung dieser frühen Menschen, welche allen biologisch bekannten Tatsachen widerspricht. Darum können wir sicher sein, daß jene Menschen mit ihren einfachen Mitteln genau so sinnhaft gehandelt haben wie wir, daß den Erwachsenen eine ebenso große Fülle von Erlebnissen und damit Vorstellungen zur Verfügung stand wie uns. Wenn vielleicht auch der Pithekanthropus oder Eoanthropus vor etwa einer Million Jahren zuerst bemerkte, daß er künstliche Kraker und Striche auf weiches Material machen könne und dabei auf Zufälligkeiten und Spiel angewiesen war — von dem Menschen vor zehntausend Jahren kann das gewiß nicht mehr gesagt werden. Wenn dieser bestimmte Linear-gestalten und Formen immer wiederholte, dann war das kein kindisches Spiel mehr, dann wußte er, warum er das tat. Dann waren dies sinnhafte Gebilde oder aus solchen hervorgegangen, waren Symbole. Der empiristische Positivismus, der seit der englischen Aufklärung das Denken Westeuropas banalisiert und für den Einbruch des Chaos reif gemacht hat, der trotz seiner damaligen kritischen Verdienste der Vater aller der Denkrichtungen geworden ist, die Europa jetzt bis an den Abgrund geführt haben (Abwendung von der Idee, Vernichtung der griechischen Wissenschaft, um ein chaotisches jüdisches Surrogat an deren Stelle zu setzen, sensualistischer Solipsismus, Milieuthorie, utilitaristische Ethik, mammonistische Nationalökonomie, Marxismus), ist es gewiß nicht wert, daß wir wegen ihm unsere Vorfahren vor wenigen tausend Jahren zu kindischen Idioten stempeln. Im übrigen ist die Welt der möglichen einfachen Linearformen sehr viel reicher als diejenigen meinen, welche sagen, daß man beim Spielen mit solchen immer auf die gleichen verfallen müsse. Wo aber gar an verschiedenen Stellen nicht nur gleiche Einzelformen, sondern ganze Gruppen von gleichen Einzelformen in fast gleicher Anordnung auftreten (wofür Wirth eine sehr große Anzahl von Beispielen bringt), dort ist schon die sozusagen rein mathematische Wahrscheinlichkeit, daß es sich um voneinander unabhängige Bildungen handelt, phantastisch gering, — um so mehr, wenn diese Gruppen jeweils mehrfach auftreten und die äußeren Umstände nahelegen, daß ihre Sinnhaftigkeit einem analogen Geistesbereich angehört (nämlich etwa einem religiös-weltanschaulichen Bereiche). Hier liegen die exakt zu nennenden Beweismöglichkeiten der Grundzüge der Wirthschen Auffassung.

Allerdings muß die Beachtung derjenigen Umstände, die man nicht mit Händen greifen kann, immer einer besonders genauen und strengen Kontrolle unterliegen. Nur so kann verhindert werden, daß sie nicht in Phantastereien ausartet. Die Mittel zu dieser Kontrolle liegen aber vor, und zwar derart wirksam, daß sie alles nicht wirklich Begründbare auszuschalten, das wirklich Begründbare aber auch wirklich sicherzustellen vermögen: Sie bestehen in der strengen Methodik¹. Gerade in der Sinnbildforschung haben wir ein Gebiet vor uns, in dem man bei streng methodischer Überlegung, wie sie oben durchgeführt wurde, durchaus in der Lage ist, über das hinauszugehen, was man mit Händen greifen kann und doch auf streng gesichertem und festem wissenschaftlichen Boden zu wandeln.

Die Sinnbildforschung Herman Wirths ist in ihren wesentlichen Zügen, wie sie oben dargelegt wurden, in der Tat methodisch voll sicherbar. Sie hat zum ersten Male Sinn und Ordnung in jenes unübersehbare Meer von Formen gebracht, welches uns die Reste der Vergangenheit etwa seit der letzten Eiszeit darbieten. Sie hat gezeigt, daß es eine frühe Kulturwelle gegeben hat, welche diese Symbole in immer neuen Abwandlungen über weite Bereiche der Erde trug. Sie bildet nun endlich einen festen Kristallisationskern, von dem aus die Forschung unter steter, immer neuer Kontrolle, Vergleichung und Sichtung weitergeführt werden kann. Von hier aus wird sich nach und nach immer sicherer auch entscheiden lassen, was zu dem Bereich dieser Kulturwelle gehört, was nicht.

¹ Wie ich sie in vielen Schriften für die strengen Wissenschaften genau entwickelt habe.

So ergeben sich nun vor allem zwei Hauptrichtungen, in denen die Forschung sich weiterentwickeln wird. Die erste liegt in dem immer weiteren Ausbau des Wirth'schen Lebenswerkes, der Sammlung allen palaeoepigraphischen Materials und dessen immer tieferer Durchforschung nach allen Richtungen. Der Atlas zur „Heiligen Urschrift“ hat schon reiches Material veröffentlicht, aber, da nicht alles veröffentlicht werden kann, so muß eine Zentrale für diese Forschungen vorhanden sein, bei welcher das Material zusammenströmt und verarbeitet wird. Die zweite Hauptrichtung der Forschung aber wird darin bestehen müssen, speziell in unserem deutschen Raume alles noch Erreichbare an alten Formungen festzuhalten und zu sammeln. Man kann sich denken, daß viele junge Kräfte bald mit der Kamera durch unsere alten Dörfer, Städte und Gemarkungen ziehen, um diesem Werke zu helfen, nachdem sie etwa darin geschult worden sind, wie man alte Formungen so feststellt, daß das Bild mit den zugehörigen Notizen wissenschaftlich sicher und genau verwertbar ist. Diese letztere Forschungsrichtung, Heimatforschung unter den von Herman Wirth erarbeiteten Gesichtspunkten, wird uns dann in einer Reihe von Jahren eine Fülle von Material an die Hand geben, das dann durch seine Bearbeitung nach geographischen und stammlichen Gesichtspunkten uns heute wohl noch ungeahnte Blicke in die Kultur unserer Vorfäter ermöglichen wird¹. Die verdienstvolle Tätigkeit von SS-Sturmbannführer Weigel, der heute schon nach Wirth'schen Gesichtspunkten in deutschen Landen sammelt, bietet zu dieser letzteren Forschungsrichtung einen verheißungsvollen Beitrag und einen Anfang zu einer besonderen Heraushebung dieses Gebietes.

Familie und Sage

Don Paul Zannert

Die erste Sage, die ich in meinem Leben hörte, wurde uns Kindern vom Vater erzählt. Der hatte sie von seiner Mutter. Und sie wurde uns nicht unter dem Namen „Sage“ überliefert, sondern einfach als eine von den Geschichten, wie sie die Großmutter erzählt hatte. Es war eine Begebenheit mit einem Werwolf, die sich in der Nähe des urgroßelterlichen Hauses zugetragen haben sollte.

Später, als ich selber den Spuren der Sage im Volke nachging, begegnete es mir des öfteren, daß ich vom Sohn oder der Tochter, die derselben Generation wie ich angehörten, an den Vater oder die Mutter gewiesen wurde. Aber auch, daß die Erzählungen der Alten von ihren Kindern ergänzt oder in Fluß gebracht wurden: „Früher hast du doch noch das und das dabei erzählt ...“

Die Sage erscheint aber nicht nur oft als ein Erbgut gewisser Familien, sie ist vielfach noch enger mit ihnen verbunden. Ein Glied der Familie ist unmittelbar an dem Ereignis, von dem die Sage berichtet, beteiligt. Ein Unglücks- oder Todesfall im Hause hat sich in einem Vorgesicht, Vorspuk, Vorzeichen angekündigt. Einer von den Angehörigen hat eine Begegnung mit einem Spuk gehabt. Eine Tochter hat als Magd in einem Haus gedient, wo der Hausherr ein Erz- und Ober-Freimaurer war usw.

Man kann noch weitergehen und feststellen, daß in sehr vielen Fällen die Familie und ihr Gedeihen oder Verderben, ihr Sitz und Besitz, Haus und Hof und Acker, im Mittelpunkt der Sagenhandlung stehen, ihr eigentliches Thema sind.

¹ Vielleicht darf ich hier auf die vortreffliche Zeitschrift „Volk und Scholle“, Zeitschrift des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat, Landschaft Rheingrafen-Raffau-Hessen (herausgegeben von Landschaftsleiter Min.-Rat Ringshausen in Darmstadt), hinweisen, die eine Menge sehr interessanter Beiträge in obigem Sinne bringt. Siehe im letzten Jahrgang u. a. die Aufsätze von Heinrich Winter über Symbolik im Fachwerkbau und im Krappuk.

Das tritt z. B. gleich sehr greifbar zutage, wenn man die große und auf uralten Vorstellungen beruhende Gruppe der Wiedergängersagen daraufhin genauer ansieht. Da ist z. B. die charakteristische Gestalt der toten Mutter, die wiederkommt zu dem weinenden Säugling, ihn auf den Arm nimmt und stillt (so in hessischen und rheinischen Sagen). Das Motiv ging dann auch in unsere Märchen über, es tritt z. B. in dem Grimmschen von „Brüderchen und Schwesterchen“ auf, in der nordischen Überlieferung unter anderem in der isländischen Volkserzählung von der „Riesin im Steinboot“ („Isländische Volksmärchen“, übersetzt von Hans und Jda Naumann, Nr. 24). Eine andere Frau hat keine Ruhe im Grabe, weil das Erbe unter die Kinder ungerecht verteilt ist (s. meine „Rheinlandsagen“ II, 209), eine dritte, weil sie der Kirche großes Gut vermachte, die nächsten Anverwandten aber in Armut hinterlassen hat (Hessen-Raffauische Sagen, S. 321). Hat jemand ein Gelübde getan und stirbt er, bevor er es erfüllte, so muß er solange im Hause umgehen, bis die Hinterbliebenen es für ihn ausführen; eine häufige Sage, nach der also eine derartige Verpflichtung sich in der Familie forterbt. In enger Verbindung mit dem Wiedergängerglauben steht die bekannte Gestalt der Weißen Frau. Sie ist auf dem Boden des Toten- und Seelenglaubens erwachsen. Oft erscheint sie verwünscht. In vielen Fällen hat sie eine Schuld zu verbüßen, häufig Kindesmord oder Selbstmord. Die Tragik einer Einzelseele, ein Schicksal, in das aber jedesmal auch die Familie unlöslich verflochten ist. Derartige Erscheinungen von Wiedergängerinnen werden auch heute noch geglaubt. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine solche an der Todesstätte dem nächsten Anverwandten begegnete. Er hat es mir selbst erzählt, nie hat ein Sagenbericht mich erschüttert wie der. Hier stand das Sagenerlebnis völlig im Kreise des Familienchicksals.

Die Weiße Frau ist aber in vielen Sagen mehr als eine Einzelseele in der Generationenreihe, sie ist die Verkörperung des Schicksals der Sippe selbst. Sie erscheint in vielen Häusern jedesmal, wenn der Tod eines Familienmitgliedes bevorsteht, nach mancher Sage aber auch vor glücklichen Ereignissen, besonders vor der Geburt eines neuen Sprosses. Die im Detmolder Schloß soll eine lippische Gräfin sein, die auf dem Sterbette gewünscht hat, ewig an aller Freude und allem Leide ihrer Familie teilnehmen zu können.

Diese Ahnfrauen also werden zu Genien, Schutzgeistern der Geschlechter, zu Sippen-seelen. Die eigentliche seelische Wesenheit ist in dieser Grundschicht des Glaubens eben diese Sippenseele; das einzelne Menschenleben, die Einzelpersönlichkeit nur ein Teil von ihr, ein Glied, ein Kapitel der Sippengeschichte. Die Weißen Frauen in dieser Vorstellungswelt sind den nordischen Fylgjen zu vergleichen, den „Folgerinnen“, die dem leiblichen Menschen innewohnen, als Schutzgeister mit ihm sind, sich nachts in der Traumwelt von ihm lösen, ihm kurz vor seinem Tode erscheinen, und wenn er stirbt, auf ein Glied der nächsten Generation übergehen.

Dem einzelnen Menschen, der sich vollendet und wissend wird, kommt immer mehr von der Tatsache dieser Sippenseele zum Bewußtsein, er erkennt immer deutlicher, wie sein Einzelsein durch dieses Sein einer höheren Ordnung, das mit ihm zur Welt kommt und in ihm weitergeht, bestimmt wird.

Diese Kollektivseele, und nicht die Vorstellung der Einzelseele, ist jedenfalls in unserem Volksglauben das Ursprünglichere und Richtungsgebende gewesen. Nach der zeitweiligen Atomisierung des seelischen Lebens durch das rationalistische Denken und die großstädtische Zivilisation melden sich die noch verbliebenen Reste dieser aufbauenden Grundkraft jetzt wieder um so stärker.

In engem Zusammenhang mit diesem Vorstellungsbereich stehen auch die Hausgeistersagen. Wie in unserm Sprachgebrauch das Wort „Haus“ geradezu in die Stelle von „Familie“, „Geschlecht“ treten kann, so gehörten Haus und Hof, der Familienbesitz, das Familiengut, gleichsam mit zum Familienkörper. Zumal für die Fälle gilt das, wo eine Familie

jahrhundertlang in dem gleichen Besitz sesshaft war. Und da sind allemal die günstigsten Vorbedingungen für Sagenbildung und -erhaltung gegeben.

Bei vielen Berichten können wir die Entstehung der Hausgeistfrage beobachten. Zu Sachborn in Oberhessen, zwischen Marburg und Treis, wird von einem Pächter erzählt, der konnte sich auch nach seinem Tode nicht von dem Hofe trennen. Wie bei Lebzeiten zeigte er sich zwischen seinen Deuten bei der Arbeit, und wo er erschien, ging es nochmal so flott. Wenn in der Scheune ein Knecht beim Garbenherunter schaffen eine geworfen hatte, warf er die zweite. Die Hofleute kannten ihn und nannten ihn bei seinem Namen, Kurt. Er machte aber einen strengen Unterschied zwischen denen, die vom Hofe waren, und denen, die nicht dazu gehörten. Als einmal ein fremder Knecht rief: „Kurt, wirf“, da nahm er den selber und warf ihn die Tonne hinab.

Man sieht also hier die Sage vom Hausgeist aus dem Totenglauben hervorgehen. Die Sorge um das Werk, in dem er sein Lebenlang geschafft hat, und der Schaffenstrieb lassen dem Toten keine Ruhe. Oder, von der Seite der Nachlebenden erlebt, stellt es sich auch so dar: Es ist von seiner Art, von seinem Wirtschaften soviel in die Hof- und Feldarbeit, die Arbeitsstätten und Gerätschaften übergegangen, daß er überall da fortlebt.¹

Erzgebirgische und vogtländische Sage redet von einem Kobold, dem sie den Namen Heigüßl (Heugüßel) beilegt, und der vielerlei Verrichtung im Haus, besonders im Stall übernimmt. Diese „Güßel“ sind nach dem dortigen Volksglauben die Seelen ungetauft verstorbener Kinder. Die Sippenseele, die Hausseele hat sie gleichsam wieder zurückgenommen. Wo sie sich zu schaffen gemacht hatten, sah man wohl hernach eine Spur im Staube wie von kleinen Kinderfüßen. Aber dann wird auch wieder erzählt: Als eine Bäuerin einmal auf dem Boden Heu in die Schürze raffte und dabei ein Güßl mit erwischte, da hatte es ein ganz altes, runzliges Gesicht und einen langen Bart.

Dieser Kobold ist gern um die Kinder, umhegt sie, scheint sie bisweilen zu beunruhigen, spielt mit ihnen. Wenn das Kind im Schlafe lacht, so sagt die Mutter: „'s Güßl taltt (tändelt) mit'n.“ Ein sehr viel sagender Zug im Volksdenken. Man kann das Weiterwirken und -bilden des Ererbten, des Haus- und Familiengeistes in den jungen Seelen nicht feiner und treffender ausdrücken.

Die Familienzugehörigkeit und Vertraulichkeit zeigt sich vielfach auch in den Namen, die dem Hausgeist beigelegt werden: Heinzchen, Singel, Chimke (aus Joachimken), Niß (aus Nikolaus), Petermännchen usw. Ebenso bezeichnend sind seine Lieblingsplätze: am Herdfeuer oder hinterm Ofen, oder im Dachgebälk. Nimmt man daher zu einem Neubau vom Balkenwerk des alten Hauses, was noch brauchbar ist, so nimmt man auch den Hausgeist mit (Mr. Jahn, Volksagen aus Pommern und Rügen, 105, 113, 116 f.). Man wird dabei an die ersten Inselniederer erinnert, Männer wie Ingolf vom Dalfjord und Thorolf Mosstrarslegg, die ihre Hochstiftsäulen mitnahmen und sie, als das Neuland in Sicht kam, über Bord warfen; dort, wo die ans Land trieben, wollten sie sich anbauen. Von Thorolfs Hochstiftsäulen heißt es ausdrücklich, daß Thors Bild darein geschnitten war.

Es ist sehr wohl denkbar, daß vor und neben solchem Kult von Göttern im Hause ein Kult von Ahnen herging.

Balken als Sitz von Seelen und göttlich verehrten Wesen dürfen uns nicht befremden. Das Holz ist dem Germanen nicht totes Material. Der Baum ist ihm die mächtigste Verförperung der Wachstumskräfte. Menschenleben und Baumleben gleichzusetzen, ist seinem Empfinden etwas ganz Natürliches. Auch in der freien Natur draußen wird nach seinem Glauben der Baum oft zum Aufenthalt einer Totenseele, eines geisthaften Wesens.

Aus dem Eichenkamp, der das Gehöft umstand, oder aus dem Eichenbestand, den sich die Dorfgemeinde erhielt, stammte das Bauholz des alten niederdeutschen Hauses. Daß diese Gehölze oft zum Wohnsitz von Geistern wurden, von deren Günst das Gedeihen der Hof-

¹ Die annehmbarste Erklärung für das Wort „Kobold“ ist „Hauswast“.

bewohner und ihrer Wirtschaft abhing, bezeugt uns u. a. eine alte niederrheinische Sage aus dem 15. Jahrhundert (s. meine „Rheinlandsagen“ I, 201). Die „witten Frauen oder heiligen Holden“ (auch „selige Frauen“ und „gute Holden“ genannt) wohnen da auf und bei Buschmannshof „unter der Erde und unter krausen Büschen und Bäumen“.

Auch die Verknüpfung von Schicksal eines Hauses und Geschlechtes mit dem Wachstum eines bestimmten Baumes kennt unsere Sage; dergleichen wird z. B. von Hohenlandsberg im Steigerwald, ferner von der pfälzischen Burg Lindelbrunn und einer westerwäldischen auf dem Hohenfelsbachkopf erzählt. Wie tief solche Vorstellungen in unserm Volksdenken wurzeln und wie auch in neueren Zeiten noch um solche Bäume sich echtste Familiensage bilden kann, davon haben wir einen ansprechenden und lebendig gefühlten Bericht von jemand, bei dem man ihn wohl wenig vermutet, von Goethes Werther in seinem Brief vom 1. Julius (im 1. Buche), wo er von seinem und Rottens Besuch auf dem Pfarrhofe in St. ... und den schönen Rußbäumen dort schreibt: „Der jüngere dort hinten“ — so erzählt der Pfarrer — „ist so alt als meine Frau, im Oktober fünfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Es war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Male hier in den Hof kam ...“

Die Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes ein Bäumchen zu pflanzen, hat sich, zumal bei bodenständigen Geschlechtern, lange erhalten, im Aargauischen wurde sie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ziemlich allgemein geübt. —

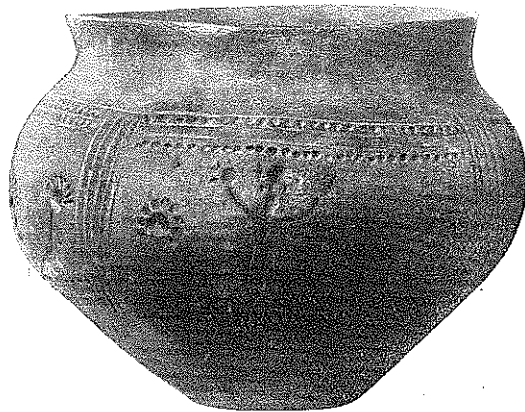
Ganze Gruppen von Sagen, an denen sich vielfach Verflechtung mit dem Wohl und Wehe der Familie, mit ihrem Reichwerden und Verarmen beobachten läßt, können hier nur gestreift werden: die Geschichten z. B. von der glückbringenden Hausotter oder Ratte mit dem Krönchen, von dienstbaren Geistern in Tiergestalt, wie dem Drachen oder Hühnel, die mitunter vererbt und in die Aussteuer mitgegeben werden; vom spiritus familiaris, von Heftalern, von vergrabenen Schätzen, von reichen Erzadern, die von Bergknappen gefunden wurden, u. a. Da hören wir ferner von Verfall und Vergeudung des Familiengutes durch Spieler und Trinker. Da spuken die Bauern, die den Grenzstein verrückt und den Nachbarn Ackerboden abgepflügt haben, die falschen Landmesser und die Meineidswörer, die das Erbland und die Allmende geschmälert haben.

Nicht minder bekommt die ganze so üppig ins Kraut geschossene Zaubersage ihren ursprünglichen Standort, ihre festeren Umrisse wieder, wird uns in ihrem Zusammenhang mit dem alten Volksleben greifbarer, wenn wir sie in die Welt der altheidischen, landsässigen, bodenständigen Familie hineindenken, in die Zeit, da diese Familie allerwegen noch ein unverkümmerter vollentwickelter Organismus war. Man kannte und übte allerlei Wetter- und Fruchtbarkeitszauber, griff zu magischen Mitteln in Liebesangelegenheiten und Männerstreit, trieb Heilzauber für alles, was zur Sippe gehörte, was gleichen Blutes war, trieb Schadenzauber gegen Feinde der Sippe und des Stammes, wünschte und hexte ihnen und ihren Kindern, ihrem Vieh und ihrer Wirtschaft Siechtum, Mißwachs und Unfall an, und mußte zugleich zu zauberischer Abwehr ebensolcher Angriffe von der Gegenseite gerüstet sein. Das ganze magische Getriebe war bei all seiner Vielgestaltigkeit und steten Gefahr der Entfesselung wild-chaotischer Instinkte doch einer natürlichen gewachsenen Lebensordnung eingegliedert und durch sie in Schranken gehalten.

Die Zersetzung und Inflation des heidnisch-germanischen Zaubersystems erfolgte erst durch das massenhafte Eindringen spätantik-orientalischer Verfalls- und Gärungsprodukte und dann vor allem seit dem späteren Mittelalter, seit dem 13. Jahrhundert etwa, durch die riesenhaft aufschwellenden Vorstellungen vom Teufel und seinem Reich. Er zog die

Zauberfrauen der alten heidnischen Zeit, oder vielmehr deren Nachfahren, fast völlig in seinen Kreis, ihr Bild wurde entstellt und aus den alten Sippenzusammenhängen herausgerissen.

Man findet in der neueren Sage noch gelegentliche schüchterne Andeutungen, daß auch Zauberei sich vererben kann. Kann; es ist also nicht etwa die Regel. Sie wird ja zünftig betrieben, übertragen, gelehrt. Pflanzte sich aber, wie alles Zünftige, doch nicht selten auch im Erbgange fort. Nur daß man, weil sie nun zum größten Teil als etwas Verdammliches erschien, es meist nicht offen sagte. Doch traute man z. B. in Westfalen den Erbschmieden noch bis ins vergangene Jahrhundert besondere Heilkräfte zu; sie konnten gewisse Krankheiten durch Anblasen „böten“.



Urne aus einem eisenzeitlichen germanischen Sippengrabe zu Quedlinburg bei Halberstadt, den Aufstieg aus dem Grabe durch Sonnenlauf-Symbolik darstellend

Nach: German Wirth, Die Heilige Urchrift der Menschheit

Besonders in abgeschlossenen, für sich lebenden Volksgruppen und -grüppchen hielt sich manches dieser Art. Man sieht es z. B. an den Sagen der Inseln auf Sylt, die E. P. Hansen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufschrieb, zum Teil nach Erzählungen, die er in seinen Jungensjahren von der alten Maiken Nix Taten gehört hatte. Maiken hatte es noch mit eigenen Augen gesehen, wie die Maren Wullis sich in einen Seehund verwandelte und so ein Schiff an den Strand lockte. Diese Maren Wullis aber war eine Freundin und Jüngerin von Maikens eigener Großmutter, die auf eben die Art vor den Schiffen herzuschwimmen und sie an den Strand zu ziehen verstand, und auch Stürme machen konnte. Die Pantoffeln, mit denen die Alte das tat, hatte Maiken von ihr geerbt — so erzählte sie den Jüngens —, aber sie wußte sie nicht mehr zu gebrauchen ... Indessen sie war so voller Heimlichkeiten und Aberglauben, sie mag ihnen wohl nicht alles gesagt haben, was sie wußte, und noch dies und das getrieben oder probiert haben in diesem Fach, wovon sie nicht sprach. Sie erscheint wie ein Ausläufer alter magischer Erbanlagen.

Einen sehr wertvollen und von der Forschung immer noch nicht völlig erschlossenen Teil unserer Volksüberlieferungen bilden die Sagenkreise von den elbischen Geistern und elbenhaften Naturwesen. In den Zeiten, in denen sie entstanden, müssen Familienbewußtsein und Sippenzusammenhang sehr stark an der Gestaltung des Weltbildes beteiligt gewesen sein, denn von da aus wird das Denken über diese dämonischen Gewalten in der Umwelt

und Landschaft des alten Stammvolkes in hohem Maße bestimmt, und von diesem Lebenszentrum her ist vieles in der Gestaltung der Elbensage zu begreifen. Die Geister dieses Schlags suchen häufig neugeborene Kinder, Wöchnerinnen, aber auch die großen Söhne und Töchter der Menschen in ihre Gewalt zu bringen. Es kommt zu Liebschaft und Ehe zwischen Menschen und elbischen Wesen. In großen Nöten wird solchen Geistern ein Glied der Sippe, ein Kind angelobt und geopfert (ein altes Motiv, das oft noch als Märchenanfang vorkommt). Häufig auch kommt es zwischen Menschen und Elben zu Verfeindungen und Racheakten, wie zwischen zwei Nachbarsippen.

Sehr viel wird andererseits erzählt von freiwilligen wechselseitigen Besuchen und Dienstleistungen. Elbische Wesen treten in das Gesinde des menschlichen Haushalts und umgekehrt. Kundige Bäuerinnen oder Edelfrauen werden zur Hilfe gebeten bei Elbinnen, die in Kindesnöten sind. Ein ganzes Zwergenvolk kommt in die Wochenstube des Schlosses oder Gutshofes und feiert da eine lustige Hochzeit; es ist wie ein bunter heiterer Traum von guter Vorbedeutung für die kommenden Geschlechterreihen der Sippe.

Und die Menschen empfangen dann oft aus Elbenhand Geschenke, die als Glückskleinode sorgsam in der Familie aufbewahrt und fortgeerbt wurden. So die drei Stäbe, die eine Gräfin Ranzau von den Unterirdischen zum Dank für ihren nächtlichen Wehnmutterdienst erhielt und die sich unter ihrem Kopfkissen in Gold verwandelten. Die kleine schöne Zwergin, die sie abgeholt hatte und wieder zurückgeleitete, händigte ihr die Gabe ein mit dem Rat: „Aus dem ersten laß einen Hering, aus dem zweiten Rechenpfennige, aus dem dritten eine Spindel machen. Und offenbare die ganze Geschichte niemandem auf der Welt außer deinem Gemahl. Ihr werdet zusammen drei Kinder zeugen, die werden die drei Zweige eines Hauses sein. Wer den Hering bekommt, wird viel Kriegsglück haben, er und seine Nachkommen; wer die Pfennige, wird mit seinen Kindern hohe Staatsämter bekleiden; wer die Spindel, wird mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein.“ —

Einer aus dem Hause, Josias Ranzau, der den Hering aus dem Golde der Unterirdischen erbt, ließ sich einen Degengriff daraus machen, durchsocht mit der Waffe unzählige Kaufhandel und Schlachten, und wurde in französischen Diensten schließlich Marschall. Warum und wie er sich von jenem Glücksbegen trennte und wie es ihm danach erging, steht in den schleswig-holsteinischen Sagen zu lesen.

Wir sind damit unvermerkt in eine andere große Sagengruppe gekommen, für die wir uns die Bezeichnung „geschichtliche Sagen“ angewöhnt haben. Und wir vermuten, daß auch hier die Familie in der Sagenbildung eine Rolle spielt. Wir finden diese Annahme bestätigt, sowie wir uns in diesem Sagenbereich umsehen. Wir bekommen den Eindruck, daß sie hier geradezu im Mittelpunkt steht. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, daß für jede historische Sage, die sich überhaupt findet, der Lebenskreis Familie ein Hauptmotiv hergegeben hat, und daß jede Sage nun von daher „erklärt“ werden muß. Aber es ist gar nicht zu verkennen, zumal wenn man in das Mittelalter zurückgeht, wie sich hier ein Grundstock bildete aus der Sage um die Geschlechter, die die Führung hatten oder sonstwie Volks- und Stammesart kraftvoll verkörperten. Das gilt sowohl von den Herrscherhäusern, die im alten Reich einander ablösten, den sächsischen Liudolfingern, den Saliern, Staufsen, Welfen, Habsburgern, wie auch von den führenden und hervorragenden Familien in den einzelnen Stammesgebieten, Landschaften, Gauen.

Zu den häufig wiederkehrenden Motiven in diesen geschichtlichen Sagen gehören daher Ursprung des Geschlechtes, Taten, die zu seinem Aufstieg führten und die ihm inwohnende Kraft bekundeten, Gründung von Stammsitzen, Wappen der Familie, Weissagungen, Träume und Vorzeichen von kommenden Schicksalen, wunderbare Rettung aus großer Gefahr, jahrelange Kriegs- und Pilgerfahrt des Hausherrn, Verschollensein und Heimkehr, Ehe-Frrungen und Verdächtigung treuer Ehefrauen, übergroße Freigebigkeit und Wohl-

tätigkeit frommer fürstlicher Hausfrauen, wogegen der sparame Gatte einschreitet (Otto der Große und Edgitha, Landgraf Ludwig und die heilige Elisabeth), Zwist unter Geschwistern, namentlich Halbgeschwistern, oder zwischen Vater und Sohn oder Stiefsohn, Erbstreit, Machtkampf zwischen Brüdern oder Vettern und zwischen rivalisierenden Sippen, Begebenheiten mit dem Gesinde, den Gefolgsleuten, Vasallen.

Mehrere geschichtliche Einzelgestalten desselben Hauses wachsen dabei oft zu einer Sagenpersönlichkeit zusammen. Ein bekanntes Beispiel dafür sind die beiden Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. Auch in der mittelalterlichen Sage von Herzog Ernst von Schwaben, der sich gegen seinen kaiserlichen Stiefvater erhob, flossen Gestalten wie Ereignisse aus dem salischen und dem sächsischen Königshause zusammen. Das Typische der Familienschicksale sowie der Anlagen, Anschauungen und Charakterzüge, nicht die historisch-politische Seite der Ereignisse, war für die Menschen, die das Geschehen in der Erlebnisweise der Sage auffaßten, das Wesentliche.

Auch wo die Sage sich in deutlicher sozialer Begrenzung entwickelt, wenn sie, wie es oft geschieht, sich innerhalb bestimmter ständischer oder Wirtschafts- und Berufsgruppen bewegt, so z. B. in Kreisen des landsässigen Adels, des Rittertums, der Stadtbürgerschaften, der Fischer und Seelente, der Berg- und Hüttenleute, der Jäger, Forstleute und Waldbereiter, der Sennen, der Soldaten usw. — immer wird man beobachten können, daß die Sagenbildung da am reichsten und wurzelkräftigsten ist, wo diese Gewerbe und Berufe und Ständegruppen von bestimmten Sippen getragen wurden, sich in ihnen forterbten. Eigentlich ständisches Leben kann sich ja überhaupt nur da entfalten, wo es sich in Familien fortpflanzt; sie sind die Träger der Tradition, auf der sich das Wesen der natürlichen und echten Stände aufbaut.

Auch die großen geschichtlichen Ereignisse, die Wendezzeiten im Gesamtschicksal der Nation, die großen Kriege, Glaubens- und Machtkämpfe und revolutionären Bewegungen konnten für den Hauptteil des Volkes erst zur Sage werden, wenn und wie sie in den engeren Lebenskreis der heimischen Wirtschaft, Dorfschaft und Landschaft eintraten und eingriffen, in das Blickfeld der Familie. Das gilt wenigstens für die Zeiten, in denen sich die Hauptmasse der bisher aufgezeichneten Sagen bildete. Nur einzelne überragende Gestalten der mittelalterlichen Kaiser- und Reichsherrlichkeit und wieder Träger der neuzeitlichen Großmachtbildung wie Friedrich und Josef der Zweite sind davon ausgenommen. Unser Volk lebte bis in die neue Zeit hinein mehr in seinen Teilorganismen, den Familien und den Gruppen, die sich daraus aufbauten, den Bauerschaften und Stadtgeschlechtern, Gauschaften und Stämmen, Arbeits- und Berufsgruppen.

Und wie das räumliche war auch das zeitliche Schauen der Sage dadurch begrenzt, daß sie in der Tradition der Familie und sonstiger Bluts- und Lebensgemeinschaften stand. Sehr oft reichen in ihr die Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten nicht über die Zeiten des Großvaters und allenfalls Urgroßvaters hinaus. Was sich jenseits dieser Grenzen des Familiengedächtnisses bewegt, fließt zu allgemeineren Vorstellungen, wie denen der „Schwedenzeit“, „Russenzeit“, „Franzosenzeit“, eines „Türkenkrieges“ oder den noch unbestimmteren eines „großen Krieges“ zusammen. Alle typische Sagenbegebenheiten, wie die von der Weibertreue und andere Belagerungsagen, von der Überlistung des Feindes durch vorgetäuschte reiche Vorräte, von seiner Vertreibung durch Bienenkörbe, von Verrätereien und ähnlichem, alte Erbstücke der Sagenüberlieferung, werden in den Gesichtskreis der letzten drei, vier Generationen mit hereingenommen und dem innerhalb dieses Kreises liegenden und noch gewußten Geschichtsvorrat eingeordnet und angepaßt.

Was bedeuten nun alle diese Feststellungen für unsere Erkenntnis des Wesens der Sage? Wir sehen, daß die bisher gangbaren Begriffsbestimmungen nicht ausreichen: Erklären

wir die Sage bloß als einen „mündlichen Bericht und Deutungsversuch einer merkwürdigen Begebenheit oder Erscheinung, die als wirklich gelten und geglaubt werden“ — als „Belegerzählung für die primitive Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und Glaubensüberlieferung des Volkes“, oder ähnlich —, so bleiben wir in Abstraktionen stecken und lassen zudem ungeklärt, was eigentlich unter „Volk“ verstanden werden soll. Es fehlt bei dieser Betrachtungsweise etwas Wesentliches oder wird nicht genug betont und klargemacht, nämlich das organisch Bedingte der Sage. Die Tatsache, daß sie in ihrem Werden und Wesen immer gebunden ist an eine konkrete Menschengruppe, die eine natürliche, gewachsene Einheit ist. Nur aus einer solchen Gemeinschaft des Blutes, die einheitlich denkt, fühlt und will, wächst die Sage, und nur für sie und in ihr gilt und lebt sie wirklich. Solche Lebenskreise, solche Organismen, mit denen die Sage wächst, von deren Wachstum, inneren Kräften und Schicksalen sie uns sprechen will, sind Familie und Sippe, Stamm und Volk.

Und wir müssen auch hier die tatsächlichen Verhältnisse, unsere deutsche Wirklichkeit, ins Auge fassen, wie sie sich gestaltet und gewandelt hat. Die alten Gemeinschaften, mit denen die Sage entstand, die Sippen und ihre Gruppierungen in Stämmen, Arbeits- und Wirtschaftsverbänden, sind vielfach aufgelöst oder gelockert und durcheinandergeschoben, durchkreuzt durch spätere geschichtliche Entwicklungstendenzen und äußere Einflüsse. Was wir heute an Sage haben und Sage nennen, das sind daher größtenteils Überlieferungsbruchstücke; die einzelne Sage ist meist nicht etwas Abgeschlossenes, für sich Bestehendes wie das Märchen. Sie läßt sich in vielen Fällen vergleichen etwa mit den einzelnen Angehörigen eines Trupps von Dorfleuten, die bei einem Volksfest in einen Menschenstrom gerieten, auseinanderliefen und einander suchten.

Sie entspricht, wenn man sie neben die nordisch-isländische Saga stellt, der sie nach Namen und Ursprung nächst verwandt ist, nur einem Fragment, allenfalls einem Kapitel aus dieser. Zu derartig einheitlichen festgefügt durchgebildeten Lebensberichten ganzer Sippen hat es in der deutschen Entwicklung nicht mehr kommen können — oder sagen wir genauer, zu ihrer literarischen Fixierung in einer ihrem Wesen völlig gemäßen Prosaform, die aus der mündlichen Erzählung übernommen wurde. Sie wurden bei uns in ihrem Wachstum gestört oder in andere literarische Formungen einbezogen. Daß es aber auch bei uns in mündlicher Überlieferung ähnliche große Lebenszusammenhänge gab und noch gibt, in die sich das Einzeldasein und Einzelerlebnis als ein Glied einfügt, davon legen unsere Sagen in ihrer Struktur Zeugnis ab. Und nicht nur das, bei einzelnen geschlossenen Volksgruppen oder -grüppchen finden wir noch Beispiele eines saga-ähnlich die ganze Sippe umfassenden Sagenzyklus, so bei den Sylter Friesen die Geschichte der Sippe Bünig, die mit dem Freiheitshelden und großen Piraten Bidder Bünig endete (Friesische Sagen, herausgegeben von Hermann Lübbing, S. 69—76). Hier sehen wir wieder sehr eindrucksvoll den organischen Zusammenhang, in dem die Sage gewachsen ist.

Der höchste, den andern Blutsgemeinschaften übergeordnete, sie umschließende Organismus, die Lebensinheit Volk, verwirklicht sich bei uns erst jetzt ganz. Mit einer Stärke wie nie zuvor wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihm von uns Gegenwärtigen erlebt. Ganz naturgemäß strömt von daher auch seinen Teilorganismen neue Kraft zu, wird der Sinn für sie, für Familie, Bauer- und Bürgerschaften, Gausleben und Stammes- und ihre Sage, ihre Lebenszeugnisse neu belebt. Aber am stärksten ist das Erlebnis der Blutsverbundenheit in der Großfamilie Volk, und alle neue Sagenbildung wird dadurch mitbestimmt werden.

Osterbrauchtum im Rhein-Main-Gebiet

Das Ahnenerbe germanischer Bauern lebt in den Osterfitten unserer Tage

Von Dr. Carl G. Cornelius

Ostern, die Feier der Wiedererweckung des Lebens, des Sommer sieges über die wachstumfeindlichen Winterkräfte, ist ein tief im Brauchtum unserer nordischen Ahnen wurzelndes Fest. Weihe der Erde und des Wassers, Kult des Lichtes und des Feuers, Segnung der aus dem Ei kommenden Fruchtbarkeit reichten sich schon bei dem indogermanischen Urvolk um die Frühlingsgöttin Ostara, und diese Züge trogten im Lebensraum des deutschen Bauerntums dem Ansturm der Jahrtausende, oft kaum verändert, bis auf den heutigen Tag. Im Rhein-Main-Gebiet sind hauptsächlich die Bräuche um das Osterwasser und das Osterei noch üblich, während die Osterfeuer, denen einst das Kloster Lorsch zum Opfer fiel, im Rückgang begriffen sind oder sich zeitlich verlagert haben. Das Schöpfen von Osterwasser dagegen aus den lebensfrisch plätschernden Bächen der Heimat wird an vielen Orten noch heute geübt, so im Hüttenberg in Großrechtenbach oder bei Gießen in Großen-Buseck und in vielen Dörfern des Hinterlandes. Vor Sonnenaufgang soll das Osterwasser geschöpft werden, und strengste Stille muß dabei herrschen, wenn es Heilkraft besitzen soll. Schön und tiefempfunden ist die Erklärung aus der germanischen Sagenvelt, die die Wassertropfen als Tränen ansieht, die von den Felsen und Steinen geweint wurden, als Balder, der Götter Gütigster, starb. Deshalb lindern die in ehrfurchtsvollem Schweigen empfangenen gottgeweihten Tränen auch der Menschen Leiden und besonders die der Augen. Bis zum kommenden Jahr heben an vielen Orten die Bauern dieses



Lebensbaum und andere Sinnbilder schmücken die Ostereier in Hessen. Auch mit Sprüchen werden sie beschrieben.

Aufnahme Dr. Cornelius



Wasser in verschlossenen Steinfrügen im Keller auf, während die Mädchen sich gleich am Bach oder an der Quelle mit dem in bestimmter Richtung geschöpften Naß waschen, wovon die Haut rein und schön werden soll.

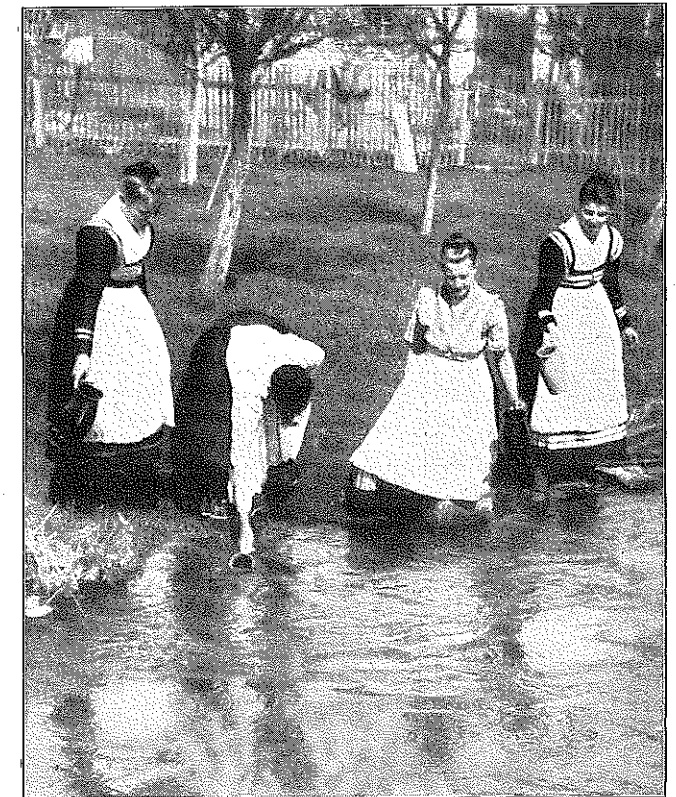
Die vielfältigsten Bräuche jedoch ranken sich in der Osterzeit um das Ei, an dem ja die Geburt neuen Lebens in unmittelbarer Form augenfällig wird. Aus dem arischen Persien der vorchristlichen Zeit ist das Eier-schenken beim Frühlingsfest

Eierwerfen in Rheinhessen. Hartgekochte Eier oder solche aus Holz werden an den Osternachmittagen um die Wette in die Luft geworfen.
Aufnahme Wochenblatt der Landesbauernschaft Hessen-Rassau

ebenso bezeugt, wie aus Gräberfunden für die Germanen des 3. Jahrhunderts. Unsere Bilder zeigen verschiedene Formen dieses Brauchtums, wie wir sie heute noch im Rhein-Main-Gebiet antreffen, und auch das Bemalen der Eier ist aus germanischer Zeit überliefert, wo es mit Labkraut geschah. Beachtenswert ist endlich die Verbindung des Eier-schenkens mit den z. B. in der Schwalm geübten „Mädchenversteigerungen“, die ebenfalls auf den ewigen Sinn der Wiedergeburt allen Lebens hindeutet.

In Buchenau, Kreis Biedenkopf, wird am Ostermorgen das heilbringende Osterwasser geschöpft.

Aufnahme Dr. Cornelius



Die Ortung von Lemgo in Lippe

Sichtpunkte um St. Nikolai

Don August Meier-Böke

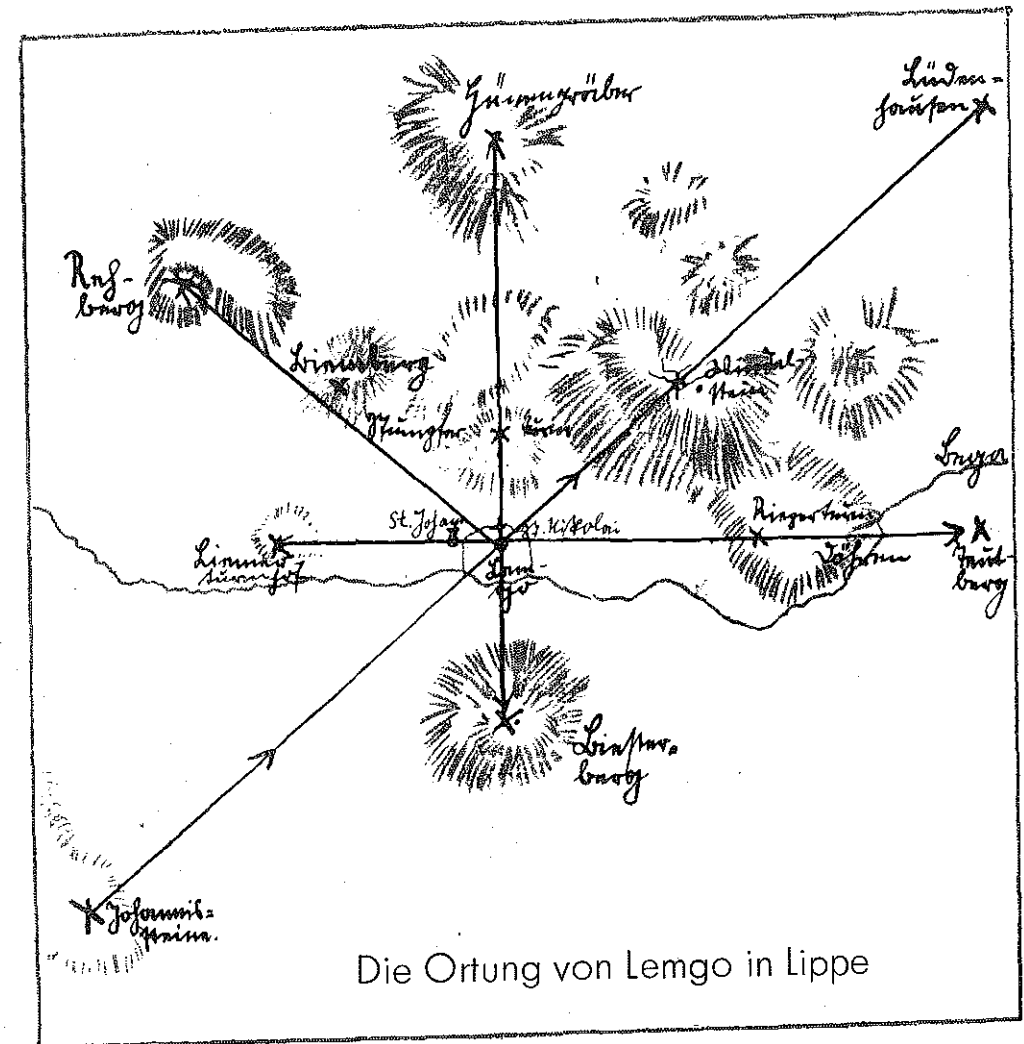
Das Rathaus: Das Lemgoer Rathaus, dessen bauliche Anfänge etwa bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, fällt durch außergewöhnliche Länge und gute Nord-Süd-Einstellung seiner Achse auf. Im Kern handelt es sich um einen Hallenbau von 46 Meter Länge, aus dessen Mitte ein Vorbau auf den westlich vorgelagerten Markt hinauspringt. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß hier der Fall vorliegen mag, daß ein mittelalterliches Städt Rathaus über dem Grundriß eines Vorgängers nach Art der alten Königshallen erbaut worden ist, wie sie das Völkerwanderungsalter in Stein überlieferte und wie sie kürzlich vor den Toren Hannovers in erstaunlicher Länge ausgegraben wurde. Im Grunde genommen ist das Lemgoer Rathaus ein bürgerliches Dielenhaus. Auch für diese läßt sich eine auffällige Häufung der Nord-Süd-Einstellung (bzw. Ost-West-Ausrichtung) feststellen. Ich verweise im engeren Raum auf die alten Meierhäuser von Langenholzhausen, die diese Einstellung belegen. Als schrifttümliches Beispiel erinnere ich an das Wertgedicht des Rig in der Edda, wo von dieser Erscheinung die Rede ist.

Das Straßenbild: Der räumlichen Richtgestalt des Lemgoer Rathauses entspricht das Straßenbild mehr oder weniger getreu, bei dem die drei Hauptverkehrswege der Altstadt und die beiden der Neustadt ungefähr westöstlich verlaufen und in der Mitte rechtwinklig durch eine Nord-Süd-Richtung des Verkehrs überschritten werden, die im Norden, hinter dem städtischen Krankenhaus bis zur Höhe hinauf, etwa der Pollinie gleichläuft, während die Verlängerung der Mittelstraße bis zum Biemerturmhof im ganzen genommen westliche Richtung zeigt.

Das alles erscheint eindrucklich auf der Karte der Landesaufnahme 1:25000. Ich habe versucht, den Teutischen Satz, wonach in „weiten Teilen Germaniens der auf astronomischer Beobachtung beruhende Brauch einer Nord- und Ost-Einstellung heiliger Bauten und anderer öffentlicher Stätten in ihrem Verhältnis zueinander geübt worden ist, und wonach auch Einstellungen auf die Orter der Sonnenwende und andere Ortungen nachweisbar sind“, auf Lemgo anzuwenden. Bei dem allgemeinen Anspruch des Teutischen Satzes mußte er hier Anwendung finden, wo schon der äußere Anschein für ihn war.

Geschichte: Von Häusern in „Limego“ ist bereits um 1149 die Rede. Die Siedlung auf dem trockenen, etwa 1 Kilometer langen Flachrücken über der sumpfigen Beganiederung muß urgeschichtliches Alter haben. Germanische Besiedlung ist durch Urnenfriedhofsanlagen auf der Luher Heide nachgewiesen. Die Lage mußte ihn von Anbeginn her auszeichnen, und der Name weist den Ort denn auch als Gaumittelpunkt aus.

Erfundet man beim Kenner die geschichtlich bemerkenswerten Punkte in und um Lemgo, so wird er ohne Zögern die Kirchen St. Johann und St. Nikolai in Hinsicht auf gottesdienstliche Gepflogenheiten nennen. Die Marienkirche ist als Neustadtkirche spätere Erscheinung, was auch für alle Klöster und Kapellen gilt. Der bekannte Lemgoer Klätschenmarkt, der alljährlich vom 5. bis 7. Julmond unter Teilnahme weiter Umgebung abgehalten wird, scheint mit Namen und Abhaltungszeit auf germanische Vorgänger hinzuweisen. Nach Jung (Germ. Götter und Helden in chr. Zeit) wählten frühe Kirchengründungen häufig den heiligen Nikolaus als Schutzpatron. Nikolaus hat aber bekannte Beziehungen zum Anecht Ruprecht, der von der neueren volkstümlichen Forschung als getarnter Wodan erkannt werden konnte. Wodans Umzüge sind an die weihnachtliche Zeit gebunden, womit die Zeit des Klätschenmarktes also auch nicht zufällig zu sein scheint. Über die Beziehungen des Täufers und des Evangelisten Johannes zum „warmen“ und „kalten“ Johannistag und zu den beiden Festen der germanischen Sonnenwende am 21. 6. und 22. 12. braucht



nichts weiteres ausgeführt zu werden. Der Kirchplatz St. Johann vor dem Tore deutet noch heute durch Mauereingegung und Erdüberhöhung auf einstige öffentliche Zusammenhänge hin.

Ost-West- und Süd-Ortung von St. Nikolai: Regen wir nun Winkelmaß und Lineal an diese beiden ältesten kultischen Orte an, die etwa 750 Meter voneinander entfernt sind, so wird sichtbar, daß St. Johann (mit kaum meßbarer kleiner Südabweichung) mit St. Nikolai auf der Ost-Westlinie liegt. Mit dieser Tatsache der Bandtschaft wird man sich zunächst abzufinden haben, wenn man das weitere dem Urteil unterwerfen will. Dieses Weitere ist die Tatsache, daß die Mittagslinie von St. Nikolai etwa 50 Meter westlich des von der trigonometrischen Vermessung mit 221,2 ausgezeichneten Höchspunktes des Biesterberges vorbeigeht. Diese Abweichung braucht kein Meßfehler der Alten zu sein, da das Mal ebenfugot dort stehen konnte, wo der Biesterberg von der Mittagslinie getroffen wird und wo die Höhenlage nur um ein paar Meter geringer ist. Der Biesterberg war nun im Mittelalter einer der bekannten vier Freistühle im Lande der Rose, ein Befund, der wiederum auf gemeinschaftliche Gepflogenheiten an dieser Stelle in alter Zeit hinweist.

Ortung der Landwehrtürme: Der verdienstvolle Erforscher der Lemgoer Landwehr, Ernst Weißbrodt, nennt als sogenannte mittelalterliche Turmhöfe der alten Hansestadt sieben: den Rieperturmhof im Osten, an der Dörentruper Straße, mit dem Gröchtenthof als Vorwerk, den Biemerturmhof im Westen, an der Straße nach Herford, zwei „Stumpfe Türme“ im Norden, je einen an der Straße nach Hohenhausen und Lierdissen, den Neuen-Turmhof an dem Wege nach Blotho zwischen Matorf und Entrup, und den Turmhof auf dem Biemberg an der Salzuffer Straße. Als ungeeignet für unsere Zielsetzung scheiden von vornherein aus der nicht sichtbare, im Grunde gelegene Gröchtenturmhof, der Neue-Turmhof, der im Namen spätere Errichtung verrät, und aus eben demselben Grund der jüngere der beiden nördlich gelegenen „Stumpfen Türme“, der im Forstort 53 oberhalb Verlorenland gelegene. Der ältere „Stumpfe Turm“ lag oberhalb des Krankenhauses am Hohenhauser Weg. Wenn Laubke einen Turmhof gehabt hat, wofür die Beweise fehlen, so scheidet auch er wegen ungünstiger Sichtlage aus. Der nur als Flurort bezeugte dritte „Stumpfe Turm“ zwischen Leese und Herforder Straße, für den sich nicht sagen läßt, in „welchem Verhältnis er zu dem nur einen Kilometer davon entfernten Biemer Turm gestanden hat und sich bei dem Mangel aller sonstigen Nachrichten nicht mehr feststellen läßt“, scheidet wegen örtlicher Nichtmehrbestimmbarkeit aus unseren Untersuchungen aus. Es bleiben mithin noch die vier Turmhöfe „Biemer-“, „Rieper-“, „Biemberg-“ und „Stumpfer Turmhof“ am Stönebrink oberhalb des Krankenhauses. Weißbrodt schreibt: „Die Landwehrtürme liegen so, daß sie sich mindestens mit dem benachbarten Turme durch Signale in Verbindung setzen konnten; der Gröchtenturm war gewissermaßen nur ein Außenwerk des Rieperturmes. Von allen andern konnte man die Landwehr weithin überblicken und sich mit den andern Turmhütern und den eigentlichen Stadthütern durch Zeichen verständigen.“ Für uns erhebt sich die Frage, ob diese Signalstationen erstmalige mittelalterliche waren oder schon ältere Vorgänger im Wehrsystem des germanischen Dorfes hatten, das an dieser Stelle zu vermuten ist. Wir wissen im allgemeinen, daß Germanien befestigte Ortschaften besaß.

Gegen wir wieder Winkelmaß und Lineal an, so überrascht es uns, den Biemer- und Rieperturmhof auf einer genauen Ost-West-Linie anzutreffen (Nikolai). Verlängern wir noch weiter östlich, so treffen wir an der Reißschiene entlang genau auf den 305 Meter hohen Teutberg bei Lierdissen, der im Namen wiederum auf germanische Gemeinschaftsgesplogenheiten, auf einen Versammlungsplatz hinweist. Die Entfernung Biemerturm-Rieperturm beträgt 7,25 Kilometer, Rieperturm-Teutberg sind 9,5 Kilometer. Abweichung 0 Grad. Diese verhältnismäßig lange Linie könnte ein Ausdruck für die Bedeutung Lemgos als Gaumittelpunkt sein. Nicht ganz einfügen will sich der so gezogenen Ost-West-Linie der St. Nikolai-Kirchplatz. Die Rieperturmlinie weicht um etwa 1 Grad ab (der Turm stand an der früher südwärts vorbeiführenden Straße), die Biemerturmhoslinie um 1½. Derartige Meßfehler kommen auch sonst vor. Dr. Köhrig nimmt bei seinen ostfriesischen Ortungsbeispielen sogar einmal ausnahmsweise 2,5 Grad an. Da in unserem Falle die Abweichungen beide gleichsinnig sind, ist anzunehmen, daß der ursprüngliche Sichtpunkt etwa 50 Meter nördlich des heutigen Kirchturmes St. Nikolai gelegen hat. Die Genauigkeit der übrigen bisherigen Befunde läßt diesen Schluß zu.

Bemerkenswert auf dieser Ost-West-Linie ist der Forstort Döhren, östlich des Rieperturmes, über der Bega, ein Name, der in Dörentrup wiederkehrt und der, wenn Teudt recht hat mit seiner Namensdeutung, auf einen altgermanischen Turm hinweisen könnte. Derartige Hinweise ergaben sich für Teudt vergleichsweise für den Dörenberg bei Sternberg, für Kirchdornberg bei Bielefeld (im 12. Jahrhundert Thornbergon) und für die Dörenschlucht, wo er ein Heerlager wahrscheinlich machen konnte.

Polortung von St. Nikolai: Zieht man von St. Nikolai die Nordlinie, so

trifft sie auf die Stelle des alten „Stumpfen Turmes“ am Stönebrink oberhalb des Krankenhauses, überquert die höchste Fläche der Luher Heide, überzieht die Lierdiffer Becke zwischen den beiden Luhen und endigt auf der Höhe westlich von Meierford auf dem Berge auf einem höchstwahrscheinlich frühbronzezeitlichen Friedhof mit einem halben Dutzend noch erhaltener Steinhügelbestattungen. Ob in den Benennungen der Luhen ein Hinweis auf Loh = heiliger Hain zu sehen ist, bleibt unerweislich. Bemerkenswert ist noch die Bezeichnung der Nordtür von St. Nikolai als sogenannte „Brauttür“. Diese Sonderstellung unter mehreren Eingängen, die zugleich auch eine künstlerische ist (wie auch anderswo), weist auf früher hier vollzogene Trauungen. Man stellte den schöpferischen Lebensbund nach altgermanischer sinnbildlicher Gefplogenheit unter den Schutz der in dieser Richtung vorgestellten Gottheit. Die Nordeinstellung altheiliger Bauten ist darum wahrscheinlich auch die ältere. Sie weist auf den Nordpol der Welt, in die Richtung der Weltachse, die das All trägt, die ein Sinnbild zugleich der Weltordnung ist und als Firmament anschaulich vor die Herzen der Gläubigen gestaltet hingestellt wurde. Dies sind die naturgegebenen Grundlagen germanischer Glaubenshaltung. In späterer Zeit wurde der Wohnsitz des Teufels „nach dem Norden verlegt, und die Neubefehrten mußten mit gerunzelter Stirn und zorniger Gebärde nordwärts gerichtet dem alten Glauben absagen“ (Bieden-kapp, Der Nordpol als Völkerheimat, Jena, 1906, S. 153). Köhrig (Heilige Linien durch Ostfriesland, Aurich, 1930, S. 15/16) weist auf die ostfriesische Sitte hin, bei besonders feierlichen Anlässen die Kirche von Süden, d. h. also mit dem Gesicht nach Norden zu betreten, ferner auf eine Anzahl Gotteshäuser mit vermauerten Süd- und Nordeingängen. In unserer Gegend besitzt die Langenholzhauser Kirche einen vermauerten Nordeingang, die zu Talle einen vermauerten Südeingang. In Talle zeichnet sich die Nordseite zudem durch den hier angebrachten Petrus sowie eine mit dieser Richtung in Verbindung stehende Teufelsfrage aus.

Sonnwend-Ortung: Bei Untersuchung von Sonnenortungen muß eine höhere Fehlergrenze eingesetzt werden, da wir unsicher sind, ob die Alten nach dem Mittelpunkt, oberen oder unteren Scheibenrand richteten. Ferner ist die Überhöhung des Gesichtskreises zu berücksichtigen. Die Sonnenaufgänge beanspruchen vom ersten Erscheinen bis zum Löschen einen verhältnismäßig langen Horizontstreifen. Genaue Berechnung ist nur dann möglich, wenn ein bestimmtes Mal noch vorhanden ist. Köhrig rechnet die Fehlergrenze bis zu + — 6 Grad.

Für Lemgo liegt der Aufgangsort der Sommerjonnwend hinter dem Windelstein. Für unsere Erdbreite (52 Grad) liegt diese Stelle 131,9 Grad, im Jahre — 2000, also zu Beginn der Bronzezeit, 132,8. (Nach Niem, Azimut und geogr. Breite, Germanien 1932, S. 5/6.) Bringen wir den Zelluloid-Winkelmeßer mit dem Mittelpunkt über St. Nikolai, so trifft die 129-Grad-Linie auf die auffällige Wegespinne auf der kleinen Hochfläche links vom Tr.-P. 346,9. Hinter diesem Punkt mußte das Himmelslicht voll am Wendetage erscheinen, und hier dürfen wir das Mal der Urzeit vermuten, das die Landschaft kennzeichnete. Wegespinnen sind auch bei den Teudtschen Ortungsbeispielen wiederholt als Hinweise für Ortungsmale in Anspruch genommen (S. 207). Solche lebhaften Bewegungen nach Stellen, deren „Beschaffenheit und Benutzung in der späteren Zeit oft keinen zureichenden Grund hat“, sind die alten Wege, auf denen das Volk sich nach den heiligen Punkten hinbegab, um die festliche Stunde gemeinschaftlich zu begehen. Auch Friede machte derartige Wegespinnen als Ortungsstellen wahrscheinlich. Unsere „Spinne“ auf dem Windelstein hat in der Tat keine gegenwärtige forstwirtschaftliche Bedeutung.

Der Name Windelstein: Preuß steht seiner Deutung in seinen Lippischen Flurnamen völlig hilflos gegenüber. Kein Wunder, da er eigentlich nur naturgegenständliche Ableitungen gelten lassen will, entsprechend der Einstellung des naturwissenschaftlichen Zeitalters, in dem er lebte. Im Raum Lippe verzeichnet er Windelsteine: „Anhöhe bei

Blomberg, in der Feldmark Lemgo und bei Schlangen" (S. 160). Er vermag mit Lübben nur auf „Wendeltreppe“ hinzuweisen, ohne zu erklären, was eine solche denn mit einer Anhöhe zu tun hat. Wir gehen kaum fehl, wenn wir hier den seltenen Fall vermuten, daß sich in einem Flurnamen der Gegenwart die Erinnerung an uralte sonnwendliche Gepflogenheiten erhielt. Ich deute Windelstein als Wendestein der Sonne am Tage der Sommerumkehr.

Bemerkenswert sind weiterhin die Forstorte „Nordkuhle“, „Teufelsküche“, „Pferdeställe“ und „Migpütte“ nordwestlich des Windelsteines. Auch bei Hameln befindet sich am vermuteten Mal der Sommer Sonnenwende eine „Teufelsküche“, die Teutd als „Hegentküche“ deutet. Das Doppelverfahren der Kirche ist bekannt: entweder wurden die Orte heidnischer Gottesverehrung durch Kirchen oder Kapellen entgöttert, oder aber man satanisierte sie, indem man sie zu Teufelsorten machte, in gleichem Sinne wie die alten Götter. In der „Migpütte“, die unterhalb des Males entspringt und alttheilige Bedeutung gehabt haben mag, liegt eine gewisse Verächtlichmachung. Es könnte damit ähnlich verfahren sein wie mit der heiligen Quelle namens Glühthing zwischen Marsberg und Canstein, in die noch heute das Volk im Vorbeigehen hineinzuspucken pflegt.

Die Johannissteine bei Lage: Im weiteren Verlauf des Erkannten habe ich das Lineal auch nach Südwest angelegt und traf zu meinem nicht geringen Erstaunen auf die bekannten Johannissteine bei Lage. Von hier aus gesichtet, liegt die erwähnte Wege spinne am Windelstein unter der 130-Grad-Linie. Die nordöstliche Verlängerung unter diesem Winkel traf ebenfalls auf einen kultischen Ort, auf die Kirche zu Büdenhausen. Mag dieses Zusammentreffen Zufall sein, so ist die Lage der Johannissteine schwerlich zufällig zu deuten. Noch heute pflegt die Lager Jugend ihre Osterfeuer an diesen Steinen, den größten im Lande, abzubrennen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß sie früher aufrecht standen. Teutd stellte für die Johannissteine eine West-Ost-Ortung mit der Kirche zu beiden fest (Abw. 0,5 Grad). Mir will scheinen, als seien diese landschaftlich auffälligen Steine der ursprüngliche Sichtpunkt und der Windelstein von hier aus als Sonnenwende punkt benannt worden, Lemgo aber hernach unter dieser wichtigen Jahresteilungslinie angelegt. Der Name Johannissteine ist ein weiteres Glied in der Kette belegender Merkmale. Warum sonst sind diese Steine diesem Kirchenheiligen geweiht? Es bleibt nur der Sonnenwendtag im Sommer mit seinen kultischen Gepflogenheiten, der zu dieser Benennung Anlaß geboten haben kann. Die Entfernung Johannisstein—Windelstein ist 12 Kilometer, die von Lemgo—Windelstein 3,5 Kilometer.

Es bliebe zu untersuchen eine Ortung in der Richtung des Untergangs der Sonne am Sommerwendetage. Die 132-Grad-Linie trifft im Nordwesten den Rehberg (Höhe 215,1), eine vorspringende Bergkuppe, die in Teutds Beispielen auf der wichtigen Nord-Süd-Linie Osterholz—Grottenburg—Hiddeßer Bergwarte—Wilder Schmied im Wiehengebirge liegt, wo Teutd ein Heiligtum mehrerer Hundertschaften mit dem Alod in Papenhausen vermutet (B. S. S. 89, 126 u. 174, Ortungsbeispiel I). Die Höhe trägt heute noch ein einzelnes frühbronzezeitliches Hügelgrab, durch Einlandung können weitere zerstört sein. In Betracht käme als Mal aber auch der Biembergturmhof (Höhe 182,8), der dritte der eingangs als in Betracht kommenden mittelalterlichen Landwehrtürme erwähnte. Seine Sicht unter 136 Grad hält sich innerhalb der von Köhlig begründeten Fehlergrenze. Damit wären sämtliche Landwehrtürme der alten Hansestadt als bedeutungsvoll im Sinne urgeschichtlicher Ortung erwiesen, was für den Wahrscheinlichkeitsgrad einer Theorie wesentlich ist. Ich will nicht unterlassen, auf eine ähnliche Häufung (vermutlicher) urkultischer Benennungen zwischen Biemberg und Rehberg hinzuweisen: „Himmelsaupt“, „Düsterfiet“, „Langenheide“. Der Düsterfiet könnte mit dem Untergang des „Himmelshauptes“ in Zusammenhang stehen. Die Preußische Ableitung der „Himmels“-Namen von Himbeere erscheint dem unwahrscheinlich, der in Teutds Germanischen Heiligtümern die Erörterung

über den „Moffenberger Himmel“ nachlas (S. 228). Mönkeberg und Stifstholz, ebenso wie die Gutsbezeichnung Papenhausen sind kirchliche Zweitbenennungen. Das zweimalige Zusammentreffen Lemgoer Ortungslinien mit Teutdschen Richtungen muß, da es sich unbefangen ergab, als wichtiges Für gewertet werden.

Sinn der Ortung: Wie im alten Island (teils noch im vorigen Jahrhundert) und Norwegen der Bauer seine Tages- und Jahressonnenuhr in der Landschaft besaß, die er durch Male irgendwelcher Art festlegte, so wird auch der alte Lemgoer Adalbauer am Gesichtskreis die Punkte des Sonnenstandes markiert haben, die für Tageszeiten und Jahreszeiten von Wichtigkeit waren. Mittags blickte er die Sonne genau senkrecht über dem Viesterberge an. Ging die Sonne hinter dem Windelsteine auf, so wußte er, daß Mittsommer war, erschien sie hinter dem Döhren (Kieperturm) so nahm der Frühling bzw. der Herbst seinen Anfang. Darüber hinaus konnte durch Lichtzeichen Nachricht über weitere Räume nach dem Teutberge gegeben werden, wenn eine größere Versammlung stattfinden sollte.

Mancher wird bei der Deutung der mittelalterlichen Landwehrtürme als Fortsetzer der Vorzeit den Kopf schütteln. Demgegenüber sei auf die Diederbergwarte, Ziegenbergwarte und die Detmolder auf dem Hiddeßer Berge hingewiesen, deren schlotartige Innenbeschaffenheit nur einen Sinn haben, wenn man Luftschächte von Brandstapeln darin erkennt. Und warum sollen die Hanseaten in Lemgo nicht hervorragende Geländepunkte, die seit ältester Zeit der Himmelsbeobachtung dienten, für ihre Verteidigungszwecke ausgezeichnet haben? Das Gesetz der Fortläufigkeit (Kontinuität) darf m. E. auch hier angewandt werden. Mit dem reinen „Verteidigungscharakter“ der Landwehren ist das überhaupt so eine Sache. Weißbrodt schreibt: „... überhaupt geschieht der kriegerischen Bedeutung der Landwehr in den Urkunden keine Erwähnung ... Zu einer ausreichenden Besetzung der Landwehr war natürlich die Zahl der wehrfähigen Bürger zu gering.“ Die Maibolke, ein Bach mit tiefem Bett, bildet im Osten die Außengrenze. Auch sonst macht die Landwehr mehr den Eindruck einer Besitzumschließung als einer Verteidigungsanlage. Vielleicht sind die Flurumgänge nur Wiederaufhebungen uralter germanischer gottesdienstlicher Begehungen wie auch anderswo: entlang der Gemarkungsgrenze. Unsere Alten liebten es, ihre Gerechtsame mit Wällen abzutheilen. Von hier aus gesehen, d. h. also vom Standpunkt einer erstmaligen Ortungsanlage an den natürlichen Grenzen, ergeben sich auch Gründe für das Fehlen der Turmhöfe im Süden der Stadt, ein Befund, der Weißbrodt zu Fragestellungen Anlaß bot.

Alles in allem: der Meßbefund der Karten im Verein mit Namensgebung und geschichtlicher Wertung der erwähnten Geländepunkte macht eine Ortung von Lemgo nach urgermanischen Gepflogenheiten wahrscheinlich und erhebt die Betrachtung zu einem Ergebnis germanischer Gesittungshöhe in der Vorzeit.



Zum Rätsel vom Ei. Auf die in der Juli-Nummer vorigen Jahres von mir gegebene Anregung hin, dem Rätsel nachzugehen, hat in der Oktobernummer schon Herr Dr. Blatzmann mehrere ihm zugegangene Zuschriften aus dem Leserkreise veröffentlicht, die z. T. sehr merkwürdige Parallelen zu der von mir mitgeteilten unterelbschen Form des Rät-

sels enthalten, uns zugleich aber noch tiefer in den ewig sprudelnden Born uralter Volksvorstellungen hineinführen.

Auch mir sind viele Briefe von Lesern zugegangen, die das Rätsel in den verschiedensten Gestalten kennen. Im Einverständnis mit der Schriftleitung bin ich heute in der Lage, den Inhalt der Zuschriften wiederzugeben.

Aus Ostfalen liegt nur ein Zeugnis vor. Frau E. Hohmann, Charlottenburg, berichtet, daß sie das Rätsel von ihrem Vater gehört habe, der es wieder seiner aus der Gegend von Calvörde stammenden Mutter verdankt. An der Wasserkante hat Herr (oder Frau?) M. Kunze in Burg auf Fehmarn das Rätsel in der Kindheit (um 1900) in genau der gleichen Gestalt (also „Dintje Petintje“) kennengelernt. Frau Elsa Stoltenberg in Barsbed bei Schönberg hat das Rätsel schon von ihrer Großmutter gehört; in Wagrien und der Probstei lautet es:

Ente Petente ligt op de Bank.

Ente Petente falt ünner de Bank.

Dor kenen de Burn mit Haken un Staken, Kunnen Ente Petente liders nich raken.

Ganz ähnlich lautet das Rätsel, wie Frau D. Hammerich 1884 es in der Schule zu Kiel-Gaarden von andern Kindern gelernt hat:

Henter Petenter leeg up de Bank,

Henter Petenter füll ünner de Bank.

Können jöben Soldaten mit Haken un Staken, Kunnen doch den Henter Petenter ni maken.

Eine Nachricht, die sehr weit zurückgeht, gibt eine 90jährige Dame aus Kiel, Fräulein L. Boie, zum besten. Sie lernte das Rätsel 1854 (!) von einer 1790 in Melldorf geborenen Tante, deren Mutter aber aus Hannover stammte und in früherer Kindheit aus England herübergekommen war. Die Sprache ist aber hochdeutsch; das beweist, daß das Rätsel schon vor 150 Jahren aus dem Volksmunde ins Hochdeutsche übertragen wurde:

Holter di Holter lag auf der Bank,

Holter di Holter lag unter der Bank.

Da war kein Doktor in ganz Engelland,

Der Holter di Holter heilmachen konnt.

Das Rätselwort Holter di Holter hat mit Dintje Petintje nichts mehr zu tun, es weist vielmehr schon nach Westfalen hinüber, woher die meisten Zuschriften stammen. Dort ist das Rätsel überall verbreitet, die Form des Rätselwortes ist überall ähnlich. Frau Mathilde Hammerjen in Dissen hat es von ihrem 1797 geborenen Großvater gelernt, der Superintendent in Oldendorf, Kreis Melle, war:

Hümpel di Bümpel up de Bank,

Hümpel di Bümpel raf de Bank.

Is keen Dokter inn'n ganzen Land,

De Hümpel di Bümpel kureeren kann.

Herr R. Gr. in Bethel bei Bielefeld kennt es von Kindheit an in hochdeutscher Form:

Rumpel-Bumpelchen lag auf der Bank,
Rumpel-Bumpelchen fiel von der Bank.

Und ist kein Doktor in Engelland,

Der Rumpel-Bumpelchen wieder heilmachen kann.

Aus seiner Heimat, dem Münsterlande, teilt Herr G. H. Advena, Privatgelehrter in Kiel, zwei Formen mit. Eine der alten Leute:

Drümelken lagg upp de Bank;

Drümelken feel aff de Bank;

Is geen Köning in ganz Engelland,

De Drümelken weer maken kann.

Und eine der Kinder:

Hümpelken, Bümpelchen upp de Bank;

Hümpelken, Bümpelken aff de Bank;

Is geen Dokter in ganz Münsterland,

De Hümpelken Bümpelken weer maken kann.

Frau H. Schröder in Selsenkirchen kennt von ihrer 1848 in Freienohl geborenen Mutter das Rätsel in der gleichen Gestalt, nur lautet das Rätselwort „Höppelken Bööpelken“. In bemerkenswerter abweichender Form kennt Herr Vermessungsrat Groth in Nordhausen das Rätsel von einem Dienstmädchen, das 1905 bei ihm in Olpe in Stellung war und aus dem benachbarten Dorfe Oberneger stammte:

Hüppelkin Büppelkin (das i lang!) upper der Bank,

Hüppelkin Büppelkin unger der Bank.

Is keen Mensch in ganz Brabant (!),

De Hüppelkin Büppelkin heelen kann.

Und nun noch eine Form aus dem Schwabenland, die im Rätselwort von allen übrigen abweicht, durch den Strophenbau und die Worte Bank und Doktor, aber auf gleiche Herkunft weist. Frau Fanny Hoffmann in Heidelberg hat es vor mehr als fünfzig Jahren von der in der Nähe von Stuttgart geborenen Kindergärtnerin ihrer Söhne gehört:

Wirgele wargele auf der Bank,

Fäll's herunter, ist es krank.

Ist kein Doktor aufzutreiben,

Der dem Wargele kann verschreiben.

Das Rätsel ist also mit den in Skandinavien geborenen deutschen Stämmen über Holstein südwärts gewandert bis zum Neckar. Es lebt aber auch noch im hohen Norden. Denn Frau Präsident Zimmermann in Karlsruhe hat, wie sie mir schreibt, von einer norwegischen Volkskundlerin erfahren, daß es auch in Norwegen heute im Volke noch umläuft.

Die älteste Form des Rätselwortes steckt ohne Zweifel in dem unterelbisch-holsteinischen Dintje Petintje (Humpeth Dumpeh), und der Hinweis D. Suffer's auf Grimms Mantje Mantje Timpeteh, sowie der von Frau Zimmermann beigebrachte Name des Karlsruher Kuitgebäcks Dambedei scheint mir auf einen indogermanischen Götternamen zurückzuführen, der in Litauen im 16. Jahrhundert als Dje mpatis = Erdherr auftaucht (pati auch im Sanskrit = Herr). Daß dieser sich im Fischermärchen als Wassergott und Freund der Fischer zeigt und in Karlsruhe, von Alemannen eingeführt, mit dem hl. Nikolaus verschmilzt, wäre nicht weiter verwunderlich. Denn der hl. Nikolaus, nach der Legende ein Bischof von Myra in Kleinasien im 4. Jahrhundert, ist nicht nur Patron der Kinder und daher noch heute so beliebt, sondern auch Schutzherr der Schiffer und Fischer (daher die vielen Nikolaiskirchen im deutschen Norden); so konnte der Timpeteh der Fischer leicht zum Kinderfreund Nikolaus werden. Aber der Timpeteh ist der viel ältere!

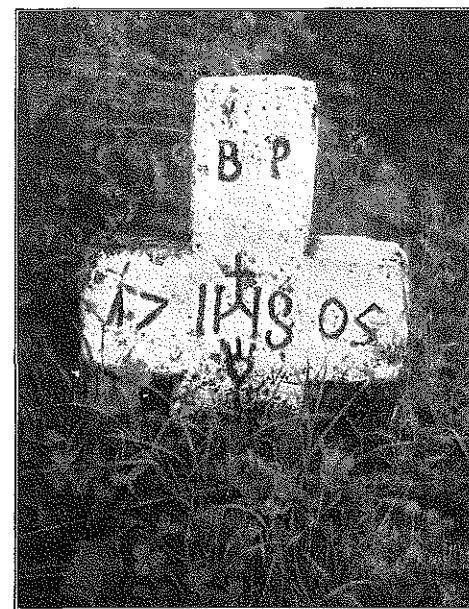
Dr. Hermann von Staden.

Anmerkung: In dem seinerzeit von mir in diesem Zusammenhang erwähnten altdeutschen Liede von der „Königin von Engelland“ heißt die zweite Zeile richtig: „Von dem mere unz an den Rin“ (nicht „von der Elbe“).

Lehm und Leim. Wie in „Germanien“, 4. Folge, Heft 1, S. 4 (nach Gust. Meckel), berichtet wird, hieß „der germanische Vorläufer des Ralles als Bindemittel und als Wandbestrich ... Leim“, eine Bezeichnung, die sich im modernen Englisch mit derselben Bedeutung neben ihrer Bedeutung „Klebemittel des Tischlers, Buchbinders usw.“ als „lime“ erhalten hat. Jedoch ist uns auch noch im Deutschen des späten 17. Jahrhunderts das Wort „Leim“ für plastische und lebende Erde (unser heutiges „Lehm“) überliefert: Christoff Weigel nennt in seinem 1698 erschienenen „Ständebuch“ in der Überschrift zur XIX. Abteilung seines Buches die „den Leimen, Doon und Ralch zu mancherley Nutzen verarbeitenden Stände“. Wie weit Weigel das Wort im eigentlichen Text seines Buches etwa für „Rall“ verwendet, konnte ich bisher nicht nachprüfen.

Werner Stief, Berlin.

Grabstein aus der Sendlinger Bauernschlacht. In der Nähe von München erinnern noch verschiedene Funde an die Bauernschlacht bei Sendling, das heute mit München vereinigt ist. Hier erlitten am



Aufn. Archiv Gudenberg

25. Dezember 1705 die aufständischen Bayern eine Niederlage durch die Österreicher. Unter den vielen Bayern, die damals gefallen sind, war auch Balthasar Pauli, ein Bauernführer, auf dessen Grab der hier abgebildete Denkstein steht. Bemerkenswerter als das bekannte Christuszeichen JHS ist das darunter stehende Zeichen, das die schematische Darstellung einer Hand erkennen läßt, die, wie es bei sinnbildlichen Darstellungen öfter vorkommt, nur drei Finger zeigt. Dies Zeichen ist aus der Rune Y weiterentwickelt, die wir noch als altbairisches Grabzeichen erhalten haben. Über die Hand als Grabzeichen hat Herman Wirth ausführliche Untersuchungen angestellt; in die Sagenwelt ist sie, worauf Plakmann an dieser Stelle schon hingewiesen hat, als die aus dem Grabe wachsende Hand eingegangen. Das hier abgebildete Grabkreuz ist ein besonders deutliches Beispiel für diese Vorstellung; die „Hand“ wächst hier unmittelbar aus dem Grabhügel empor.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Ein neues Zeichen der deutschen Apotheken. Seit dem 1. Oktober 1936 gibt es in ganz Deutschland keine jüdischen Apotheken mehr. Im Zusammenhang damit hat der Reichs-apothekenführer, SA-Oberführer Schmierer, für den gesamten Stand ein neues Wahrzeichen angeordnet. An die Stelle des Symbols der Schlange tritt von jetzt ab die germanische Man-Rune. In wenigen Wochen werden sämtliche deutschen Apotheken damit gekennzeichnet sein.

Wodans-Erinnerung in der Handwerker-Dichtung. J. Warncke, „Handwerk und Künste in Lübeck“, 1912, gibt S. 140 ein spätmittelalterliches Handwerker-Festspiel der Bäcker zu Lübeck wieder, das eine Erinnerung an den germanischen Gott Wodan enthält. Im Spiel tritt der nordische Sagen-

held Sterfader auf; er scheidet mit Kaiser Karl und unterliegt. Da ruft er aus:

„Hellige wode, nu len mi din perð,
Lat mi henriden, it bün't wol werð“,
worauf er „berfwimelt“.

Werner Stief, Berlin.

Die Bücherwaage

Pfeffer, C. A., **Venus und Maria, eine Eichendorff-Studie.** Widukind-Verlag, Alexander Bock, Berlin 1936. 47 Seiten. 1,30 RM.

Wir haben hier öfter auf die enge Verbundenheit von Dichtung und Mythos hingewiesen. Wenn es uns heute wieder gelingt, den Anschluß an den verlorenen germanischen Mythos zu gewinnen, so verdanken wir das auch unsern großen Dichtern. Obwohl bisher meist verkannt, muß Eichendorff zu unsern größten Dichtern gezählt werden. Eben diese Erkenntnis zu verbreiten und damit endlich dem deutschen Volke das Werk Eichendorffs bekanntzumachen, ist Pfeffers tiefdringende Studie geeignet. Wie ein Stab oder Stop germanischer Zeit mutet uns Eichendorff an, ein echter Volksänger und Seher, der nicht einem Teil des Volkes gehört, sondern — wie man endlich einsehen sollte — dem ganzen deutschen Volke. Wie wenige neben ihm traf Eichendorff in seinen Liedern den Volkston. Sein gewaltiges dichterisches Werk hat seinen tiefsten Sinn darin, daß es die mythische Welt zu beschwören vermochte. Dies zeigt Pfeffer, dessen Studie zugleich grundsätzliche Bedeutung hat für die Frage nach dem Verhältnis von Volkstum und Christentum.

Dr. Otto Guth-Bonn.

Roman, W., **Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen.** Dritte Auflage, Volksausgabe. H. Böhlau Nachfolger, Weimar. 282 Seiten. 4,80 RM.

Dies prächtige Werk kann man ein Heimatmuseum in Buchform nennen. Der große Druck, die vielen ausgezeichneten Bilder und Zeichnungen machen es zu einem echten Volksbuch, so daß die neue billige Volksausgabe sehr zu begrüßen ist. Man findet genaueste und zuverlässige Beschreibung von Haus und Hof, Pferd und Herdgerät, Feldarbeit, Viehhaltung, Spinnen und Weben usw. im alten Nieder-

sachsen. Auch der Sinnbildforscher kann hier natürlich manches entdecken. Da sind die wunderbaren Herdrahmen mit den beiden Pferdeköpfen (Seite 69), Kesselhafen mit „Verzierungen“, nämlich achtfachstrahligen Stern u. a., dann die Jahreskucheneisen (Seite 106 ff.) und manches mehr.

Dr. Otto Guth-Bonn.

von Leers, Johann, **„Das alte Wissen und der neue Glaube“.** Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. Preis 2,40 RM. brosch.

Das neueste Werk von Johann von Leers nennt sich „Das alte Wissen und der neue Glaube“. Wie bereits der Titel verrät, handelt es sich um eine weltanschauliche Kampfschrift. Leers sagt in dem einleitenden Abschnitt u. a.: „Biel entscheidender als alle Feststellungen, daß unsere Vorfahren dieses oder jenes Werkzeug, auch schon gehabt hätten“, ist die Feststellung, in welcher geistigen Ebene sie gelebt haben. Auf dieser Ebene fällt die Entscheidung im weltanschaulichen Kampf.“

Mit diesen Worten ist im Wesentlichen Inhalt und Aufgabe des kleinen Werkes umrissen. Es genügt heute nicht mehr, nachzuweisen, daß die Völker nordischer Rasse schon in ihrer Frühzeit eine hochentwickelte Bauernkultur hatten. Unsere weltanschaulichen Gegner verschärfen sich heute hinter ein letztes Bollwerk, nämlich hinter die Behauptung von der „heulenden Daseinsangst der Germanen vor selbst-erfundenen Dämonen“ und der geistigen Kulturüberlegenheit des Orients. Zur Widerlegung dieser Lüge und zum Nachweis, daß die Weltanschauung der Germanen nicht „primitiv“ und dämonengläubig war, bedürfen wir neben den Ergebnissen der sogenannten „exakten Wissenschaftler“ wie Frühgeschichtler und Literaturhistoriker auch der Hilfe des Mythologen, Sagen- und Sinnbildforschers.

Friedrich Rehm.

Marcel Brion, **Theoderich, König der Ostgoten.** Mit 16 Bildseiten in Kupfer-tiefdruck und 2 Karten. Societätsverlag, Frankfurt a. M. 1936. Ganzleinen 6,80 RM. Ein besonderer Vorzug des gut ausgestatteten Werkes ist seine geistvolle und lebendige Darstellung, die sich wie ein Roman liest, ohne daß man es jedoch zu der immer noch steigenden Hochflut der biographischen Romane rechnen dürfte. Es bringt vielmehr ein selbständiges und erlebtes, aus den Quellen selbst kritisch und methodisch erarbeitetes Bild, und das mit jener liebevollen Anteilnahme, die nicht mehr nach gut oder böse im einzelnen zu fragen braucht. Stau-nenswert ist immer wieder die geschichtliche Wahrheitsreue, mit der die deutsche Volks-sage, aufgezeichnet vor allem im Nibelungen-lied, Charakter und Persönlichkeit Theode-richts in der Gestalt Dietrichs von Bern überliefert hat; das wird auch hier wieder deutlich, obgleich Brion sich nur einmal und mehr nebenbei darauf bezieht. Eine ein-gehende Beleuchtung dieses Tatbestandes mag einem Deutschen aufgehoben sein. Brion hat bei der Rekonstruktion des staatsmänni-schen Denkens seines Helden nicht umhin gekonnt, einige nur von der eigentlich fran-zösischen Geistesgeschichte her verständliche soziologische Gesichtspunkte anzuwenden; aber sie drängen sich niemals in den Vorder-grund; und die Deutung Brions, welche allein die Rätsel seiner Persönlichkeit und Staatsführung aufzuhellen vermag, bleibt bestehen: Theoderich, in allem über seiner Zeit stehend und dabei zutiefst in dem volk-haften Erbe seines nordischen Stammes wurzelnd, war wohl der erste, der als Deut-scher ein „Reich“ zu schauen vermochte; die Geschichte seines Aufstiegs ist zugleich die Geschichte der Bewußtwerdung dieses Bildes. Zum Schicksal wurde ihm zuletzt die Unver-einbarkeit der Rassen, Räume und Völker, welche später auf tragische Weise bestätigt wurde durch das Geschick des Heiligen Römi-schen Reiches.

H. C. Bauer.

Woltmanns Werke, bearbeitet und her-ausgegeben von Otto Reche. I. Band, Poli-tische Anthropologie. Leipzig 1936, Justus Dörner-Verlag.

Soeben erscheint der erste Band der Neu-ausgabe der drei Hauptwerke Ludwig Wolt-manns, die Prof. Otto Reche besorgt. Diese Neuausgabe ist höchst erfreulich, sind doch Woltmanns Werke, die seit langem völlig vergiffen sind, für die nordische Bewegung grundlegend. Neben Reche, der sich der gro-ßen Mühe unterzogen hat, das Werk Wolt-manns neu zu bearbeiten, durch den Fort-schritt der Vererbungs-wissenschaft und Ras-

senkunde erkennbar gemordene Unzulänglich-keiten zu beseitigen, haben wir dem Ver-leger Justus Dörner zu danken, der diese Neuausgabe der drei Hauptwerke Woltmanns angeregt und ermöglicht hat. Vorangestellt ist der Ausgabe eine Einleitung Reches, aus der man den Menschen Woltmann kennen-lernt.

Otto Guth.

Dr. Walther Linden, **Luthers Kampfschriften gegen das Judentum.** Ver-lag Klinckschmidt & Biermann, Berlin W. 62.

Daß Luther, der im Grunde seines Her-zens überzeugter Judengegner war, durch seine Bibelübersetzung nicht wenig zur Ver-breitung jüdischen Geistes beigetragen hat, gehört zu dem tragischen Schicksal, das dem Deutschen mit seiner religiösen Überfrem-dung nun einmal gegeben ist. Um so er-freulicher ist es, den alten Kämpfen in sei-ner unzweideutigen Art über die uns heute so brennend gewordene Frage reden zu hören. Linden scheidet den Schriften selbst eine ausführliche und sehr lehrreiche Unter-suchung voraus über die Lage, in der die christliche (sprich arische) Welt sich zu Luthers Zeit gegenüber dem Judentum be-fand. Geht Luther auch zunächst von seinen theologischen Gesichtspunkten, der notwen-digen „Widerlegung“ der jüdischen Lehre aus, so spürt man doch überall das aller-dings erst halbberufene Rasseempfinden durch. Sind es auch theologische Räte, die ihm der scheinbare Unterschied zwischen den alttestamentlichen und den zeitgenössischen Juden verursacht, so mutet es doch fast modern an, wenn er den Grund in einer rassistischen Versumpfung der Juden wittert: sie hätten sich mit Zigeunern, Tataren und anderen Völkern vermischt und seien nur noch „die getriebene Rasse, garstige Gese, verdorrter Schlamm, schimmlichte Grund-suppe und mofichter Pfuhl vom Juden-tum“. Für die Auseinandersetzung mit dem Judentum ist das Buch deshalb wichtig, weil es gründlich auf die Geschichte des abendländisch-jüdischen Weltkampfes in der früheren Zeit eingeht.

Pl.

Otto Guth, **Die Fällung des Lebens-baumes.** Die Befehrung der Germanen in völkischer Sicht. Widukind Verlag Alexander Bock, Berlin-Lichterfelde.

Dies kleine, aber äußerst inhaltreiche Buch zeigt an Hand einer Reihe urheidnischer Symbole, wie die völkische deutsche Seele selbst seit tausend Jahren durch Verfolgung ihrer Sinnbilder bedrängt wurde. Es wird viel dazu beitragen, die feindlichen Mächte, die heute noch den Tod unserer deutschen Seele wollen, zu erkennen und dadurch un-schädlich zu machen.

Pl.

Vereinsnachrichten

10. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

Die 10. öffentliche Tagung findet in der Pfingstwoche vom 18. bis zum 21. Mai 1937 in Gelsenkirchen statt.

Die Wahl einer Stadt des Ruhrgebietes als Tagungsort findet ihre Begründung darin, daß in diesem urgermanischen Lande eine große Anzahl von germanischen Altertümern erhalten ist, die wegen ihrer Lage im alten Ruhr-Bippgau von besonderer Bedeutung sind. Das westfälische Ruhrland ist trotz der dort herrschenden Industrie ein Land großer Naturschönheiten und ungebrochener germanischer Überlieferung.

Neben den Vorträgen ist die Besichtigung des für die germanische Vorzeit wichtigen Römerlagers bei Haltern, der dortigen germanischen Stätten und anderer germanenfundlicher Denkmäler vorgesehen.

Der ursprüngliche Plan, die Tagung in Gießen abzuhalten, mußte wegen des plötzlichen Ablebens von Professor Sommer aufgegeben werden.

Ein ausführlicher Tagungsplan wird in der nächsten Folge veröffentlicht.

Herkunft und Sinn des Lichterbaums. Von dem Aufsatz von Otto Guth in Heft 12/1936 von „Germanien“ ist eine größere Anzahl von Sonderdrucken hergestellt worden. Die Sonderdrucke sind zum Preise von —30 RM. (Voreinsendung) durch das Deutsche Ahnenerbe, Berlin D 27, Raupachstraße 9, zu beziehen.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volk ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, verständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will; und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß, und den der Gute gern befriedigt.

Goethe

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Bierguth, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: F. F. Koehler, Leipzig O 1, Printed in Germany. D. N. IV. Bj. 1936 5700. H. Nr. 3.

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Leudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Aleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hiltlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 4

Inhalt

- Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Deutsches Ahnenerbe — das Ahnenerbe. Von SS-Hauptsturmführer o. Prof. Dr. W. Wüst 97
- Volkstum, nicht Machtkunst, Grundlage von Forschung und Museum der bildenden Kunst. Von Hofrat Prof. Dr. F. Strzbgowski 99
- Die Kapelle von Drüggelte bei Soest. Von Dr. Werner Müller. 103
- Die Bevölkerungsbichte im alten Germanien. Von Kurt Pastenaci 110
- Altgermanische Bodenvorratswirtschaft. Von Edmund Reiß 113
- Fundgrube 119
- Aus der Landschaft 120
- Zeitschriftenchau 122
- Bücherrwaage 124
- Frage und Antwort 126
- Bereinsnachrichten 127

Das Umschlagbild zeigt eine fränkische Hierscheibe aus Niederbreisig im Rheinland sie stellt den „Oberen“ und „Unteren“ dar. (Aufnahme: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hiltlerdamm 12. Für unbenannt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

April

Heft 4

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Deutsches Ahnenerbe — Das Ahnenerbe

„Ahnenerbe“ — „Erbe der Ahnen“ ist heute schon für viele Tausende Deutscher und Nicht-Deutscher nordischen Blutes ein Begriff und mehr als ein Begriff geworden: nämlich ein Erlebnisinhalt und eine Forderung. Ein Erlebnisinhalt: denn das, was seit unserer Kindheit als das Erbe zahlloser Geschlechterfolgen bei uns im Unterbewusstsein ruhte, das Gefühl, daß wir in unserem Sinnen und Trachten die Erben einer unvorstellbar langen Geschlechterreihe sind, das ist heute durch eine wahrhaft neu ausgerichtete Wissenschaft in uns zum Wissen und zum vollen Bewusstsein geworden. Wir lassen nicht mehr jene lebensfremde und unserem lebendigen Sein feindliche Irrlehre gelten, daß wir „Menschen“ oder „Kulturmenschen“ erst durch den Einbruch einer fremden Weltanschauung und Staatsauffassung geworden seien; daß die eigenen Ahnen, von denen uns kaum dreißig bis vierzig Geschlechterfolgen trennen, gewissermaßen nur die eine Hälfte unseres Wesens hergegeben haben, während die andere, und zwar die bessere, uns von irgendwelchen fremden Sendlings aufgepfropft und zum untrennbaren Bestandteil unseres Wesens gemacht worden sei.

Weil wir das ablehnen und weil wir dagegen mit aller Entschiedenheit die Bluts- und Geistesinheit aller Geschlechterreihen bejahen, darum verwerfen wir auch jene ausgeklügelte Lehrmeinung, daß wir „Deutschen“ etwas ganz anderes sein sollen als die „Germanen“, von denen wir Deutschen abstammen, und daß den Deutschen vom Germanen grundlegende und wichtige, angeblich neu hinzugekommene Wesensbestandteile scheiden. Mit solchen besangenen und böswilligen Behauptungen soll ja nur erreicht werden, daß der Deutsche die Einheit des Blutes vergiftet und seine geistige und seelische Heimat überall anderswo suchen soll, nur nicht bei seinen eigenen Ahnen. Und damit soll das Wort „deutsch“ seines eigentlichen rein germanischen Inhaltes beraubt und im eigentlichen Sinne bastardiert und das deutsche Volk auf eine Stufe mit solchen Völkern gestellt werden, von denen man sagen kann, daß sie weder Römer, noch Gallier, noch Germanen, sondern ein neues Erzeugnis aus der Retorte der Weltgeschichte seien.

Für uns ist das Ahnenerbe eine blutsmäßige, geistige und seelische Tatsache, die alle Geschlechterreihen umfaßt, die „deutschen“, die „germanischen“ und darüber hinaus jenes Urvolk, das wir als „Indogermanen“ bezeichnen. Unser Ahnenerbe reicht also weit hinaus über jene Zeit, die man in willkürlicher Verengung des Begriffes als die „deutsche“ bezeichnet; es umfaßt alle geistigen und seelischen Werte, die als Erbteil des Blutes von jenem Urvolk und seinen Abzweigungen im Laufe der Jahrtausende geschaffen worden sind. Als Bewohner und Bewahrer des indogermanischen Kernlandes erheben wir Anspruch auf die gesamte Erbmasse, die je aus diesem Kernlande in die Welt hinausgetragen worden und im Spiegel der indogermanischen Sprache und Kultur und der davon beeinflussten Sprachen und Kulturen wiederzuerkennen ist.

Aus diesem Grunde rufen wir alle die Völker zur Mitarbeit an der Verwaltung unseres Ahnenerbes auf, die gleich uns Deutschen des uralten heiligen Vermächtnisses Erben sind. Wir rufen sie auf, mit uns, den Bewohnern eines der Kernländer des Indogermanentums, gemeinsam die Schätze zu heben und sich auf die Werte zu besinnen, die die gemeinsamen Ahnen uns hinterlassen haben. Dies Ahnenerbe soll und wird die lebendige Waffenschmiede sein gegen jene Mächte der Zersetzung und Verfälschung, die heute in der Welt den Kampf gegen das Blutechte, Gewachsene und lebensgerecht Gewordene entfesselt haben.

Dieser hohen gemeinsamen Aufgabe unmittelbaren Ausdruck zu verleihen, nennen wir uns von nun an

„Das Ahnenerbe“.

Die von uns herausgegebene Schriftenreihe wird weiterhin die Bezeichnung „Deutsches Ahnenerbe“ führen. Das soll besagen, daß in ihr wir Deutschen kraft unserer Sprache und unseres Geistes als Wahrer des Ahnenerbes wirken wollen.

Berlin, am 15. März 1937.

Der Präsident des Ahnenerbes:

SS-Hauptsturmführer o. Prof. Dr. W. Wüst,

Dean der Philosophischen Fakultät der Universität München.

Der Reichsführer SS Heinrich Himmler hat in seiner Eigenschaft als Erster Kurator des „Ahnenerbes“ e. B. folgende Berufungen und Ernennungen verfügt und vollzogen:

Zu Mitgliedern des Kuratoriums:

1. Reichsstatthalter Gauleiter Dr. Alfred Meyer, Münster.
2. SS-Standartenführer Erwin Mehner, Berlin; Siegelbewahrer des Reichsbauernrates,

zum Präsidenten:

SS-Hauptsturmführer o. Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, Dean der Philosophischen Fakultät der Universität München,

zum stellv. Präsidenten:

SS-Standartenführer Dr. Wilhelm Riefelin, Berlin, Hauptabteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers,

zum Reichsgeschäftsführer:

SS-Untersturmführer Wolfram Sievers, Berlin.

Der stellvertretende Kurator ist wie bisher SS-Brigadeführer Dr. Hermann Reichle, Berlin, Stabsamtsführer im Reichsnährstand.

Außerdem hat der Reichsführer SS den SS-Obersturmführer Prof. Dr. Herman Wirth, Marburg, als Mitbegründer des „Deutschen Ahnenerbes“ zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Volkskunst, nicht Machtkunst Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst

Von Hofrat Prof. Dr. J. Strzygowski, Wien

Als wir „Volkskunst“ noch Bauernmöbel nannten, die um Jahrhunderte zu spät Stilsformen der „hohen Kunst“ festgehalten zeigen, da war es am Platze, von gesunkener Hochkunst zu sprechen und die geschichtliche Zeit mit dem alten Orient und Rom an den Anfang zu stellen. Heute aber läßt sich allmählich absehen, daß die Volkskunst in ihren Voraussetzungen weit in vorgeschichtliche Zeit zurückgeht und was wir an Machtkunst kennen, einst aus dem Boden der Volkskunst hervorgegangen ist. Wir dürften also sehr vorsichtig im Gebrauche des Schlagwortes „Gehobenes Volksgut“ werden, weil es allmählich zweifelhaft erscheint, ob die Machtkunst jemals etwas, dessen Kern in seelischen Werten steckt, heben konnte. Jetzt erst wird begreiflich, warum die alte Art der Kunstgeschichte die Formfragen in den Vordergrund stellen und an der humanistischen Ästhetik festhalten konnte: Die Macht steigert die Ausdrucksmittel, d. h. die Form; seelische Werte selbst aber hat sie nie geschaffen. Und darauf kommt es doch in aller Kunst im Kern ausschließlich an.

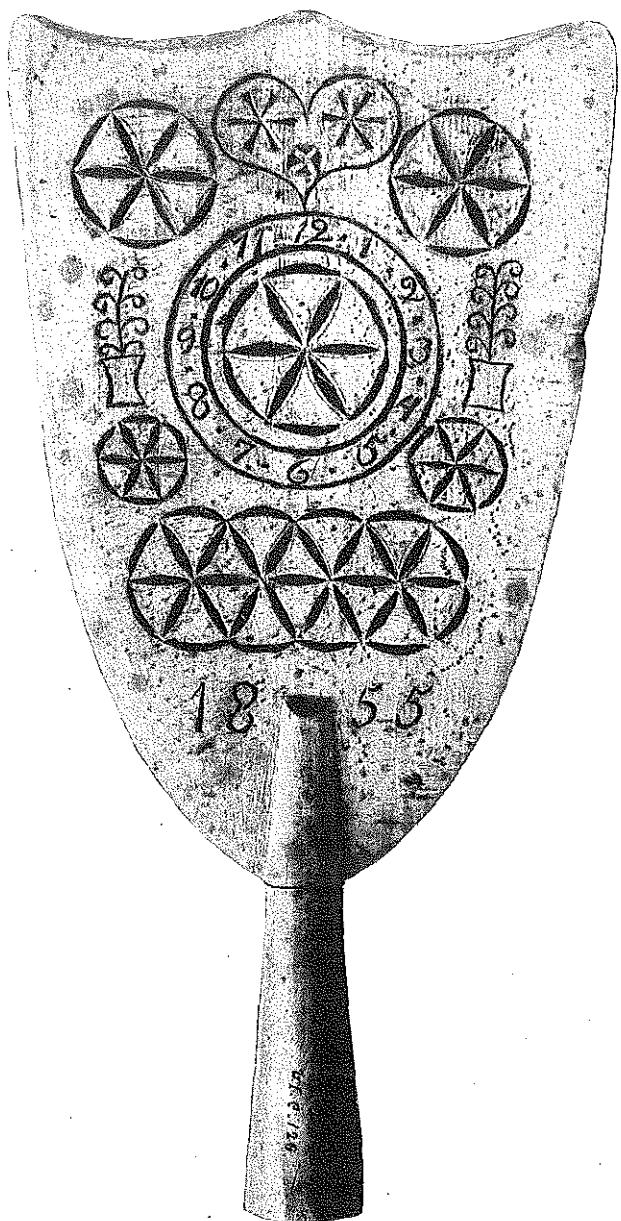
Das überraschendste Ergebnis der letzten Arbeiten über Volkskunst, soweit sie nicht einfach auf Europa oder noch einen engeren Kreis beschränkt bleiben, sondern beobachtend und vergleichend den ganzen Norden des Erdkreises, in der alten Welt also Eurasiens vom Pol bis zu den den Mittelgürtel abtrennenden Gebirgen, den Alpen bzw. dem Himalaja, umfassen, ist, daß die Volkskunst, soweit sie z. B. noch bis vor zwei Geschlechtern in den Westprovinzen Chinas üblich war, über alle Geschichte hinweg unmittelbar an die Kunst der nordischen Kunstströme anschließt¹. Wir kommen mit der Volkskunst viel weiter als die an die erhaltenen Scherben und Werkzeuge anknüpfenden Prähistoriker, wenn wir von der bis heute, insbesondere in Frauenhänden lebenden Überlieferung, über die geschichtlichen Jahrtausende hinweg zurückschließen auf die Zeit vor Ausbildung der Macht im Mittelgürtel². Dann geht uns endlich auch auf, welche ungeahnte Bedeutung der Norden für die Entfaltung des Seelenlebens der Menschheit hatte und daß es gerade auf diese Erkenntnis ankommt, wenn man z. B. die geistige Welt der Indogermanen höherstellt als unsere heutige sogenannte Kultur³. Es wäre die vornehmste Aufgabe der Germanen und der Deutschen im besonderen, zum Bewußtsein zu bringen, was die Entdeckung der Entstehung der Seele und ihre hohe Würdigung im Norden für die Entwicklung von Menschentum und Menschheit bedeutet. Von der Bildenden Kunst aus, die über anschauliche und alte Denkmäler verfügt, läßt sich das fürs erste vielleicht deutlicher sehen als von irgendeiner anderen Lebenswesenheit aus.

Man kann beobachtend und vergleichend durch die Waltergestalt, die Schicksalslandschaft, das Kokoto und dergleichen Zeitgestalten der sogenannten hohen Kunst seinen Weg von Westeuropa, etwa Deutschland, über Hellas nach Iran, Indien, China genommen haben und überlegen, wie solch weite Verbreitung zu erklären sei: ob, wie die Humanisten annehmen, vom Mittelmeere aus oder vom Osten nach dem Westen vordringend, und wird — geht man nachträglich erst einmal auf die Volkskunst über — außer Zweifel stellen können, daß es sich um eine gebende Mitte Hellas und Iran handelt, die ihre Kraft vom

¹ Vgl. Forsch. u. Fortschr. 11 (1935), S. 65 f.

² In zwei Vorträgen in der Gesellschaft für ostasiatische Kunst im Garnachhaus in Berlin (Ostasien im Rahmen der drei nordischen Kunstströme) am 9. 2. und auf Veranstaltung des Preussischen Ministeriums des Kultus und Unterrichtes an der Preussischen Hochschule für die Bildenden Künste in Karlsruhe (Alte Indogermanenkunst und letzte Volkskunst) am 19. 2. 1937 habe ich an der Hand langer Reihen von Lichtbildern auf die Notwendigkeit der Beachtung dieser Tatsache eindringlich hingewiesen.

³ Siehe meine Bücher von 1936 „Aufgang des Nordens“, „Spuren indogermanischen Glaubens“ und schon 1926 „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas“.



Sinngehalt in der Volkskunst: Ein Schwingelbrett von Mönchsgut auf Rügen
(Aus Herman Wirth, Die Ura-Linda-Chronik)

Norden her empfängt. Der Lebensbaum, die Fisch-Vogelgruppe, gewisse Jahreslaufspiele und dergleichen mehr führen eine zu eindringliche Sprache, als daß an den Zusammenhängen Zweifel bleiben könnten. Die Forschung, die mit solchen Erfahrungen rechnet, wird in Wertreihen zu denken beginnen und sich nicht mehr mit der oberflächlichen Geschichte in Denkmalreihen begnügen. Sie wird die bestimmenden Kraftfelder der Entwicklung der Bildenden Kunst selbst und nicht mehr die höfischen, kirchlichen und Bildungskreise oben an stellen; sie wird nicht nur nach den Versteinerungen in den sogenannten Stilen suchen, sondern deren Werden aus volkstümlichen Voraussetzungen erkennen, im Bauen z. B. aus

den Gewohnheiten von Holz, Rohziegel und Zelt. Auf diese Art wird sie als bestimmend für das kurze geschichtliche Ende jene Urzeiten der Erdgürtel und Nordströme feststellen, in der die Geleise gelegt wurden, die dann in der geschichtlichen Zeit zu Ende laufen. Die Forschung dürfte letzten Endes nicht mehr mit dem Altorientalischen, sondern mit dem Norden beginnen und eindringlicher als alle Machtfragen von Hof, Kirche und Bildung jene seelischen Grundfragen behandeln, die den einfachen schlichten Menschen wertvoller erscheinen lassen als den Machtmenschen, den wir bisher planmäßig herangebildet haben. Die Forschung sollte in dieser Richtung vorangehen; aber sehr bald werden ihr die Museen folgen müssen.

Das „Museum“ war einst vielleicht die kennzeichnendste Errungenschaft des historischen Humanismus. Die Kunstsammlungen fingen auch bei uns mit Ägypten und Mesopotamien an, stellten Hellas und Rom in den Mittelgrund und gingen dann erst auf den Norden Europas über. Wenn aber heute für unsere geistige Einstellung maßgebend das Wort „Ahenerbe“ auftaucht, so fragen wir erstaunt, ob denn der historische Humanismus blind gewesen sei, als er Hellas schlankweg mit dem alten Orient zusammenkoppelte, Fran ganz beiseite ließ und die „Gotik“, statt sie mit Hellas in Zusammenhang zu bringen, als eine Art französischen Dialekt des Romanischen ansah. Wo blieb da unser Ahenerbe? Wir müßten heute, sollte man auf den ersten Blick meinen, unsere Museen geradezu auf den Kopf stellen, um die Rechte der eigenen Heimat zur Geltung zu bringen.

Glücklicherweise ist dies nicht in dem Umfange notwendig, daß kein Stein auf dem andern bleiben dürfte, weil selbst die verstocktesten „Römlinge“ längst haben zugeben müssen, daß Hellas den alten Orient völlig aus dem Felde schlug und Rom — rein künstlerisch genommen — überhaupt nur von Hellas lebte. Die Folge davon ist, daß die griechische Kunst in unseren Museen einen hohen Rang einnimmt. Daran läßt sich anknüpfen. Das ist jenes Stück Norden, das bisher allein die Anerkennung fand, die diesem gebührt: nordisches Ahenerbe an die Küsten des Mittelmeeres getragen. Es wird sich also nur darum handeln, den eingefleischten Irrtum auszutreiben, der glaubt, die griechische Kunst sei eine Schöpfung des Mittelmeerkreises. Gewiß, daß sie die menschliche Gestalt und den Stein verwendet, ist erst am Mittelmeere in sie eingeströmt; aber wie dieser Rohstoff und die Gestalt seelisch und formal ausgewertet werden, das ist rein indogermanisch. Kein Mensch wird ein altorientalisches Kunstwerk mit einem griechischen verwechseln.

Wir könnten eine Stichprobe der Art der Umordnung unserer Museen im Sinne der Voranstellung des Ahenerbes in den staatlichen Museen in Berlin machen. Es ist aufreizend, das Herzstück dieser Museen, die Sammlungen auf der Museumsinsel so umzustellen, daß die Bildende Kunst in ihrer wahren Entwicklung, d. h. nicht gesehen vom Machtstandpunkt des Mittelmeerkreises erscheint, sondern vom Nordstandpunkt des zukünftigen Deutschen. Man wird einem Forscher, der seit einem Dritteljahrhundert an dieser Aufgabe arbeitet, gestatten, darüber freimütig seine Meinung zu äußern — abermals, denn die Sache stand schon einmal 1926 in den Preuß. Jahrbüchern, CCIII, 2, S. 163 f., unter der Aufschrift „Das Schicksal der Berliner Museen“ vom gleichen Verfasser zur Überlegung. Auch da sollte der Vierjahrplan die grundlegende Änderung vorsehen.

Die Frage spitzt sich wie seit dreißig Jahren heute noch auf die Einordnung der großen, an Bedeutung vom Nordstandpunkte dem Pergamenischen Altare überlegenen Mischatafassade zu, die man im vorderasiatischen Museum, und zwar in der islamischen Abteilung untergebracht hat. Dadurch wird jeder Möglichkeit eines zeitgemäßen Neuaufbaues der staatlichen Museen dauernd ins Gesicht geschlagen. Ich war schon 1926 mit dem leithin verstorbenen Th. Wiegand durchaus einig darin, daß diese Riesenschaufassade in einen eigenen Einbau zwischen dem Stülerbau des Neuen Museums und die Neubauten des Vorderasiatischen bzw. den Saal der römischen Architektur vor dem Pergamonmuseum gehöre. Der Raum dafür ist heute noch ausgespart; eine Brücke führt darüber hinweg, die griechische Kunstwelt mit der vorderasiatisch-hellenistisch-römischen verbindend. Dorthin gehört

ein Saalbau, der die Mchattafassade aufzunehmen hätte und alles, was jetzt aus vor-islamischer Zeit aus dem arischen Orient durch Ausgrabungen zutage kommt. Schon die Funde in Mesiphon, jetzt in der islamischen Abteilung verschwindend, gehören in den Saal der Mchattafassade. Dieser Plan hatte 1926 bereits den Weg in die Zeitungen gefunden. A. Ruhn hat ihn in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 28. Mai 1926 zur Sprache gebracht. Der darauf bezügliche Brief Wiegands ist in meinem Besitze.

Die Bildende Kunst ist in einem erschütternden Ringen zwischen dem arzeitigen Wesen des Nordens und dem alles Volkstum niedertretenden Machtwesen des Mittelmeerkreises auf uns gekommen. Die Völker nördlich der Alpen sollten allmählich gut zu machen suchen, was an der eigenen Heimat verbrochen wurde. Wozu haben wir Museen? Um den Jammer der Vergangenheit für alle Ewigkeit vor die Augen unserer Nachkommen zu stellen? Söhnen, wie es der Völkerbund tut, einreden wollen, daß unsere auf der Mittelmeerüberlieferung fußende sogenannte Kultur einzig und allein das geistige Gut sei, das wir erhalten und pflegen müßten um jeden Preis?



Sinngehalt in der Volkskunst: Bayerische Truhe mit dem Sechsstern und der Stunden- und Jahresteilung
(Aus Herman BIRTH, Die Ura-Sinda-Chronik)

Es gibt drei Stufen in der Entwicklung der Kunst, die wir die europäische nennen: die erste, die indogermanische, die in Hellas und Iran auftritt und zuerst durch Alexander, dann von Rom und Byzanz vernichtet wird; die zweite, die mit der Völkerwanderung anhebt, also germanisch ist und in der sogenannten Gotik zur vollen rein nordischen Entfaltung gelangt, dann aber durch die Gegenreformation fast zum Aussterben gebracht wird, und endlich die dritte, die letzte, an Rokoko und Romantik anknüpfend, die gebrochen wird durch die Akademie und eben den historischen Humanismus, den wir jetzt endlich abschütteln müssen.

Forschung und Museum werden, wenn sie sich in Zukunft auf den Standpunkt der Heimat stellen wollen, Hellas, Iran und die Gotik in den Vordergrund und den Machtstammbaum, den sie bisher betonten, zurückrücken müssen. Mit der Umstellung der Mchattafassade wird dazu auf der Museumsinsel in Berlin der entscheidende Anfang gemacht werden können. Sie steht in den Sammlungen der Welt einzig da, wie ich das schon in der Festschrift gezeigt habe, die 1904 bei Eröffnung des Kaiser-Friedrich-Museums erschien und jetzt erst recht in dem eben erschienenen Werke „Ancient Art chrétien de Syrie“.

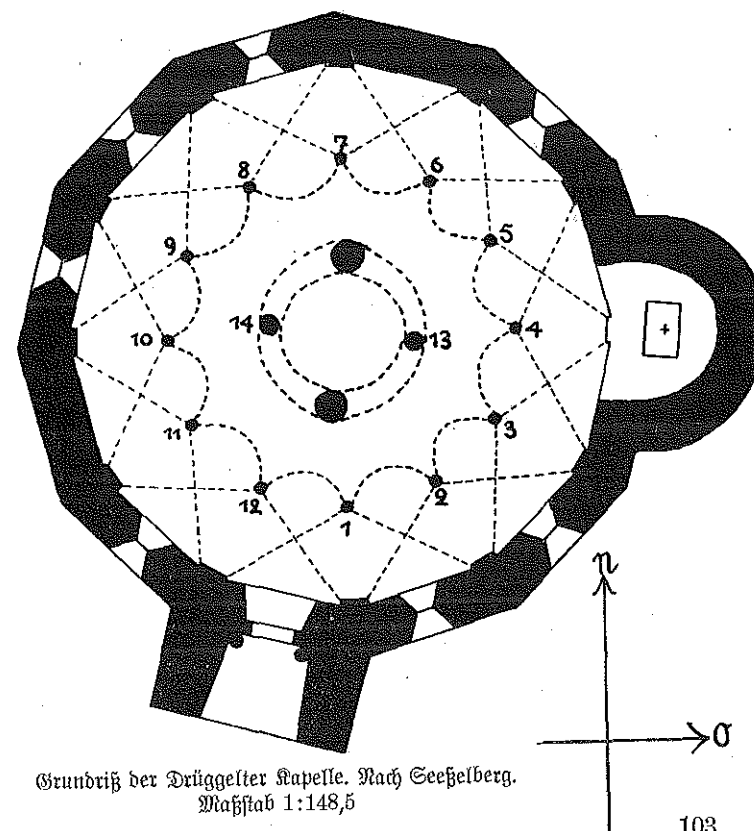
Aber die Umordnung der Mchattafassade kann nur das Wahrzeichen einer neuen Zeit werden. Dann erst begänne in aller Ruhe die Durcharbeitung unserer Bestände von neuen Gesichtspunkten aus. Um nur eines hervorzuheben: Es ist ein Jammer, wie völlig unzurechnungsfähig wir mit den Werken Dürers, z. B. umspringen. Da hängt das höchste Gut deutscher Indogermanenkunst, Dürers Selbstbildnis von 1500, in der alten Pinakothek zu München, im Durchgang zwischen zwei Türen in einer Ecke, als wenn der Beschauer überzeugt werden sollte, daß er sich bei der Besichtigung ja nicht sammeln und versenken dürfe. Nicht anders ist es mit dem Hauptwerk Dürers von 1511 in Wien, dem Beginn des jüngsten Gerichtes bei Anbruch der Morgenröte. Auch das hängt im Durchgang und wirkt schreiend wie ein Farbenplakat, weil das Licht nicht bunt abgedämpft ist. So geht es doch nicht weiter, wir müssen Dürer in das Allerheiligste unserer Museen hängen und dem Besucher schon durch die Würde des Raumes und die Art des Hängens eindrucksvoll klar machen, um was es sich da im Rahmen deutscher Kunst handelt.

Die Kapelle von Drüggelte bei Soest

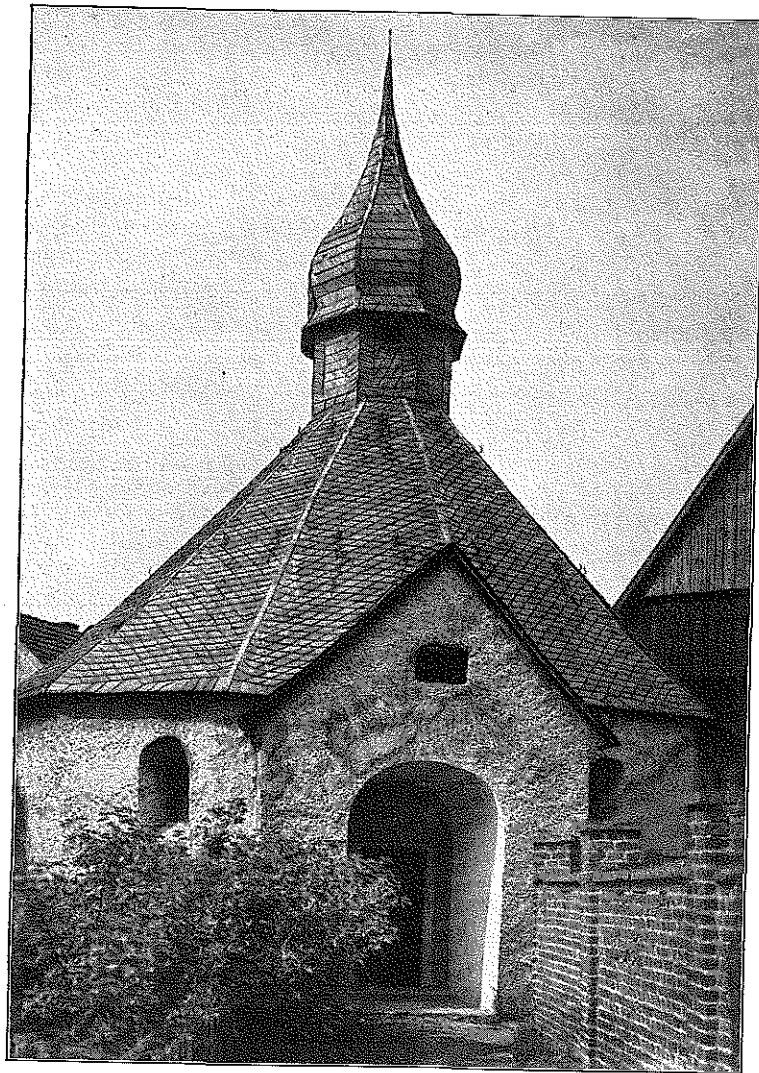
Dr. Werner Müller

Neun Kilometer südlich von Soest, unmittelbar am Gang des Möhnetales, liegt zwischen den Höfen des Dörfchens Drüggelte eine Kapelle. Häuser und Scheunen verdecken den kleinen Bau; vom Tale her sieht der Wanderer nicht einmal das spitze Türmchen. Erst hinter einer großen Einfahrt findet der suchende Blick das Heiligtum, das in seiner Form so seltsam von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden absticht.

Wie der Grundriß ausweist, bildet die Außenmauer ein fast regelmäßiges Zwölfeck mit nach Süden gewandter Tür. Die Wandstärke beträgt 1,00 Meter, die Länge jeder Seite 2,35 bis 2,50, der Durchmesser 10,50 Meter, die Höhe bis zum Dachrand etwa 4,00 Meter. Das Fundament ist nur 0,25 Meter tief in den Boden geführt. Ein Schieferdach mit Achtecktürmchen krönt den ganzen Bau. Innen wird die Umfassungsmauer von einer halbmeterhohen Steinbank umzogen, außerdem sind die Ecken durch vorspringende Pilaster verstärkt. Der Raum selbst wird durch zwei Säulenkreise gegliedert. Den inneren



Grundriß der Drüggelter Kapelle. Nach Seefelberg.
Maßstab 1:148,5



Die Drüggelter Kapelle von Süden
Aufn. Dr. Wiedemann (Deutscher Kunstverlag)

Ring bilden zwei schwere gemauerte Pfeiler und ebenso viele gedrungene, kurze Säulen (13 und 14). Diesen Kern umzieht ein größeres Rund von zwölf schlanken Säulen, dem schließlich als letzte Umfassung die Mauer folgt. Die vier Innenstützen verbindet ein Kuppelgewölbe, das sich in Rundbogen auf seine Träger herabsenkt. Im Scheitelpunkt ist diese Kuppel oval durchbrochen; ob von Anfang an oder erst später, ist schwer zu entscheiden. Als Überspannung zum zweiten Säulenkreis und zur Außenwand schließen sich wulstig gewundene Halbkugeln an. Licht erhält dieser Innenraum durch sieben schiefachsigen Rundbogenfenster, deren Schwellen reichlich 2 Meter hoch über dem Fußboden liegen.

Nach Osten öffnet sich eine halbkreisförmige Apsis, die einen Zwölfeckwinkel so umfaßt, daß die beiden Winkelseiten zur Hälfte verschwinden. Die Wandführung bricht ungefähr in der Mitte ab und geht mit einer Drehung von 90 Grad in die Apsismauer über.

Sehr eigenartig sind die Gewölbstützen. Jede Säule ist ein Stück für sich, geprägt von

der unendlichen Wandelbarkeit eines urchimlichen Handwerks. Es fehlt auch die leiseste Andeutung von Schablone. Der Schaft ruht auf einer sehr steil profilierten Basis, bei der Grundplatte und unterer Wulst durch Geblätter verbunden sind. Die verschiedensten Formen dieses Verbindungsstückes wechseln sich ab: Sporne, Mößchen, Knöpfe und Blätter. Die eigentlichen Säulenkörper werden von Würfelskapitellen gekrönt, der einzigen Knaufform romanischen Stils, die einheimisches Gut darstellt und deren Vorbild in der Antike fehlt. Lediglich bei Säule 2 scheint die jonische Volute durchzuschlagen. Die Schildbogenflächen sind mit Ornamenten und Figuren bedeckt, mitunter auch zu Tierleibern und Gefichtern ausgeformt (10 und 14), in buntestem Wechsel, den allein die lebendige Überlieferung eines unerschöpflichen Motivenschatzes schafft.

Die Betrachtung des Innenraumes hinterläßt den Eindruck einer vollendeten Zweckwidrigkeit. Die Fülle der Stützen steht in keinem Verhältnis zur Last und zerreißt die ohnehin mäßige Bodensfläche in eine Unzahl Einzelstücke. Nirgends kann das Auge frei schweifen; stets wird es von Säulen und Pfeilern abgefangen. Sogar die Apsisöffnung wird blockiert. (Säule 4.) Der Blick des amtierenden Priesters geht nicht wie in Langschiffkirchen ungehindert in die Tiefe des Raumes zur Gemeinde, sondern stößt auf ein Durcheinander grauer Steinwalzen. Man begreift den Sinn der baulichen Anlage nicht, die der Form des christlichen Gottesdienstes so wenig Rechnung trägt.

Die Prüfung der geschichtlichen Quellen gibt für eine Deutung nicht viel aus. Die Urkunden erwähnen die Kapelle zuerst 1217 bzw. 1227. Der Verkauf eines Hofes des Grafen Gottfried von Arnsberg wird bestätigt apud Druglete vor vielen Zeugen (1217); ebenso wird eine Lehnresignation in die Hände desselben Grafen vollzogen iuxta capellam Druglete (1227)¹. Der Name

ging damals also auf die Kapelle. Ob er sich auch auf die Höfe bezogen hat, wie es heute der Fall ist, wissen wir nicht. Erst 1338 können wir einen Hermannus, dictus de Druchelhte, feststellen². Das ist alles, was uns die Urkunden vermitteln.

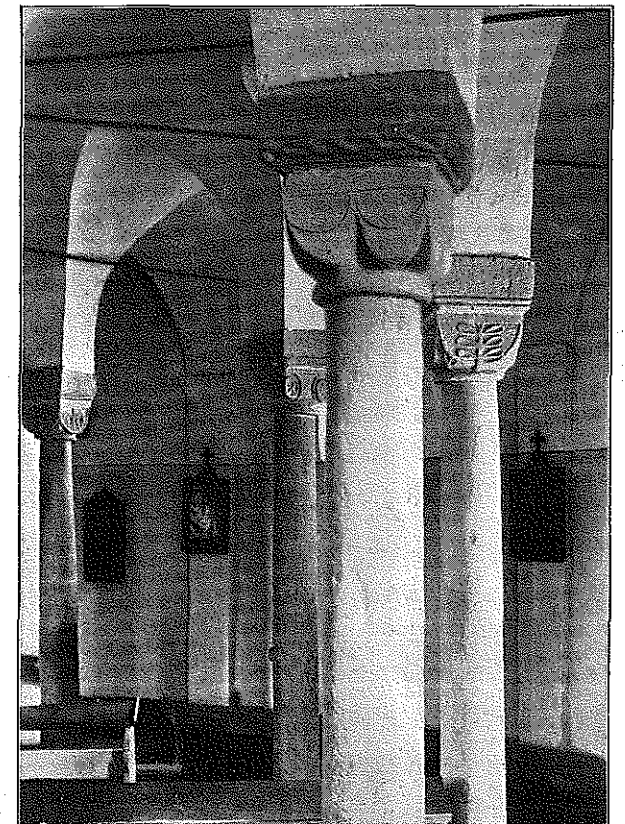
Die erste wissenschaftliche Theorie, die über das Kirchlein herfiel, beruhigte sich bei dem Ordnungswort „Laußkapelle“³. Diese Ansicht wird heute abge-

¹ Seiberh, Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen, Arnsberg 1839, I, 190, No. 148 und III, 442, No. 1082.

² Ebenda II, 269, No. 662.

³ Lappe, Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, Essen, 1823/24, I, 17.

Innere der Drüggelter Kapelle.
Säule 12, 1, 2 und 3 sind sichtbar
Aufn. Weigel



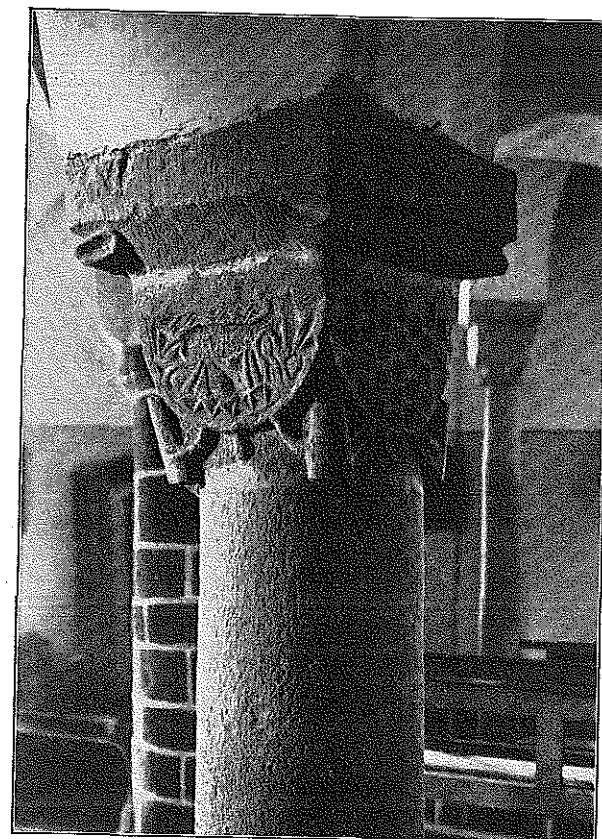
lehnt. Auf der einsamen Höhe, eine halbe Stunde vom nächsten Gotteshaus (in Körbede) entfernt, hatte ein solches Baptisterium keinen Zweck¹.

Dann hat man nach dem Vorgange von Giefers² den Drüggelter Bau mit den Nachbildungen der heiligen Grabkapelle in Jerusalem zusammengestellt. Eine Deutung, die sich heute mit einigen Abwandlungen allgemeiner Anerkennung erfreut. Giefers schreibt das Werk Soester Bauleuten zu, die auf gemeinschaftliche Kosten der Umwohner gearbeitet hätten³. Benkert macht Graf Gottfried von Arnshausen zum Stifter, was zu dem sonstigen Bild des Grafen passen würde, denn Gottfried hat sich an der Kreuzfahrt von 1217 be-

teiligt und ist durch eine Unzahl frommer Schenkungen bekannt geworden⁴. Auch die landläufige Stil датierung paßt in diesen Rahmen: man setzt die Kapelle als romanisches Werk in den Beginn des 12. Jahrhunderts.

Aber gerade diese Stil датierung ist der erste schwere Anstoß an dem wenig begründeten Hypothesengebäude. Darauf hat Witte zum ersten Male hingewiesen⁵. In seinem Vortrag auf der Versammlung des Hanseatischen Geschichtsvereins in Köln 1925 führte er aus, daß „die ganze, so ungeheuerlich altertümlich anmutende Erscheinung dieser Kapelle“ auf die Umsehung nordischer Holz- und Kerbschnittmuster in Stein zurückginge. Die Säulen und Kapitelle müßten von Steinmetzen gemeißelt sein, die „nordische Holzarchitektur kannten“. Witte erinnerte an die ganz ähnlichen Kapitelle in der Krypta des Domes von Lund.

Wer einmal vor den Säulenkäufen gestanden hat, kann das Wittesche „ungeheuer altertümlich“ nur bestätigen. Es ist, als ob alle herkömmlichen Stilbeziehun-



Kapitel der Säule 13
Aufn. Weigel

gen und Fachausdrücke versanken vor der urwüchsigen Unbeholfenheit und Roheit dieser Werkstücke.

¹ Über Baptisterien in Deutschland s. Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst I, 1856, 31/32. Ferner Heider, Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundkapelle zu Hartberg in Steiermark, Mitteilungen der Kaiserl. Königl. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale I, 1856, 53 ff.

² Giefers, Drei merkwürdige Kapellen Westfalens, 2. Aufl., Paderborn 1854, 27/28.

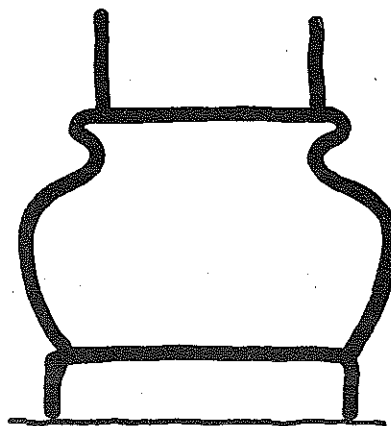
³ Ebenda 29.

⁴ Benkert, Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 54, 1896, 127 ff.

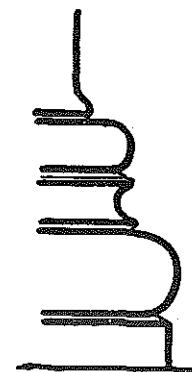
⁵ Witte, Über die künstlerischen Beziehungen zwischen den westlichen Hansestädten und Schweden-Gotland um das Jahr 1200. Vortrag auf der 48. Jahresversammlung des Hanseatischen Geschichtsvereins in Köln 1925; Bericht in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde 41, 1925/26, 37.

Und jede genaue Untersuchung kommt zwangsläufig zu dem Witteschen Ergebnis, daß hier ein Holzschnitzer am Werk war und seine Kerbschnittarbeit in Stein übertrug, so gut und so schlecht es ging. Die ungeübte, beinahe kindliche Technik verweist uns in die Anfänge dieser stoffwidrigen Arbeitsweise. Das Mattenmuster der Säule 13 (im Bild rechte Kapitellseite) zeigt deutlich, wie dem Künstler die Meißelführung nach unten verrutscht ist, und die Rastchen breiter geworden sind als beabsichtigt.

Die Umsehung des Schnitzstils in Hartstoff — Metall oder Stein — ist ein besonderes Merkmal nordischen Kunstwillens. Sie erliegt seit der Karolingerzeit südlichen Fremdeinflüssen, die eine materialgerechte Steinbearbeitung einführten. Ein flüchtiger Vergleich mit den entsprechenden Werkstücken des benachbarten Soest (St. Petri) zeigt den Unterschied zwischen der sicheren Glätte des ausgereiften romanischen Stiles und der Uraltertümlichkeit der Drüggelter Säulenköpfe. Zwar warnt Lübke davor, sich „durch die un-gemeine Roheit der Skulpturen beirren zu lassen“; der Bau besitze „alle Eigentümlichkeiten des ausgebildeten romanischen Stiles — Eckblatt, attische Basis, Würfelkapitell“ — und sei deshalb in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verweisen¹. Aber damit geht er am



Querschnitt durch die Drüggelter Säulen-basis. Annäherung an Krugform. Lediglich vom künstlerischen Gefühl bestimmter Schattenriß



Attische Basis. Aus Kreisbogen zusammen-ge stellt. Im Gegensatz zum freien Schwung des germanischen Säulenfußes mathema-tische Schablone. Nach Seeßelberg 23 u. 84

Wesentlichen vorüber, dem Stilcharakter, und klammert sich an Einzelheiten, wie sie angeblich erst in der Stauferzeit auftauchen sollen.

Und auch bei der Datierung solcher Einzelheiten legt eine schärfere Durchprüfung Risse frei. Die Eckblätter sind ein Charakteristikum des 12. Jahrhunderts; aber Nachbildungen des jonischen Kapitells, wozu Säule 2 zu rechnen wäre, finden sich nur in der Frühzeit des Romanismus, nie nach dem 11. Jahrhundert². Von attischer Basis kann keine Rede sein; die Säulenfüße sind durchweg krugförmig gestaltet. Und seit Seeßelbergs bahnbrechendem Werk³ wissen wir, daß die gefäßartigen Säulenbasen nicht aus dem attischen Halb-kreisprofil abzuleiten sind, das an bestimmte Maße gefesselt ist, sondern allein aus einem Formgesetz, das auch in der germanischen Töpferei Ausdruck fand. Rein attische Profilierungen, die auf genauem Studium der antiken Vorbilder beruhen, sind Mißgeburten an unkünstlerischer Geschraubtheit; ein stetes Zeugnis für die Verwurzelung des echten „romanischen“ Stiles im germanischen Altertum. Auch das Würfelkapitell gehört zu diesem

¹ Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipzig 1853, 226/27.

² Otte, Handbuch der christlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters, 5. Auflage, 1883/84, II, 32.

³ Seeßelberg, Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker, Berlin 1897, 22 ff.

nordischen Erbgut; ist es doch nichts anderes als die steingewordene Erinnerung an den Würfelknauf des heimischen Holzbaus¹. Ein weiterer nordischer Zug in der Architektur der Kapelle sind die Tonnengewölbe. In den Holztonnendecken der Säle und Gerichtsläuben unserer mittelalterlichen Rathäuser hat sich diese gemeingermanische Überspannungsmethode weiter erhalten².

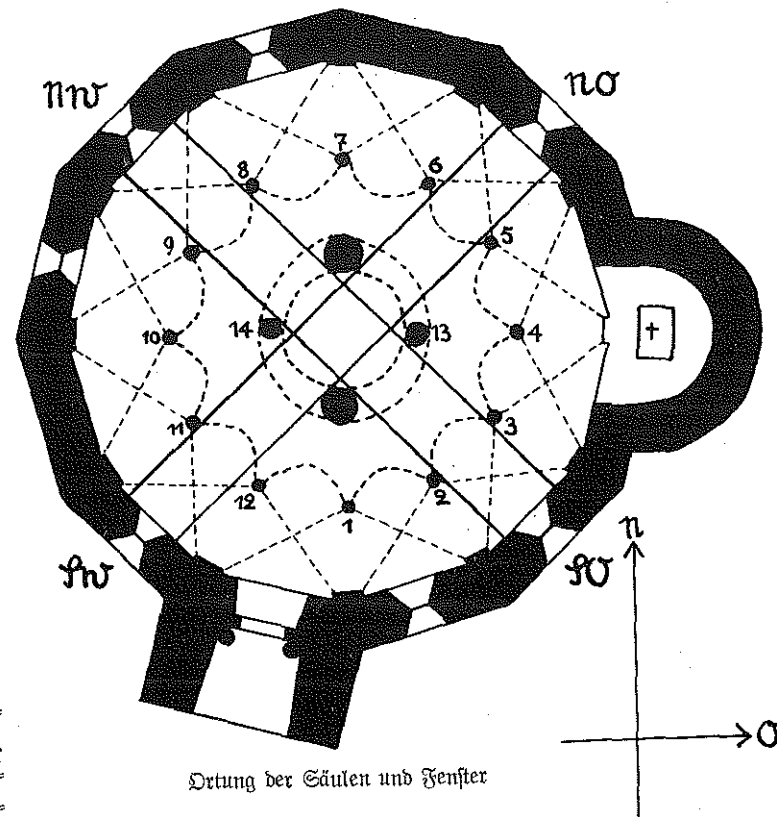
Um zum Schlusse zu kommen: eine Stilbatierung auf Grund von Einzelstücken in Ornament und Architektur ist bei der gar nicht abzuschätzenden Tiefe des „romantischen“ Stiles gewagt; gewiß unrichtig, wenn der allgemeine Stilcharakter nicht in das übliche Entwicklungsschema hineinpassen will.

Für den Zeitanfang des Kirchleins ist noch eine zweite Tatsache von Wichtigkeit: der Nachweis eines jüngeren Anbaus, als welchen wir die Apsis anzusehen haben³. Dafür spricht zunächst die Verschiedenheit des Baustoffes. Während die Kapelle aus dem heimischen Haarmergel aufgeführt ist, besteht die Apsis aus Grauwacke. Das mit Sandstein eingefasste Apsissenster ist rechteckig, nicht rundbogig wie die übrigen Lichtöffnungen. Weiter fällt die unharmonische Verbindung mit der Kernmauer ins Auge. Von innen gesehen, wirken die Seitenstümpfe und die mitten vor der Nische stehende Säule recht unorganisch. Zudem ist auf dem Scheitelpunkt des Apsisbogens deutlich ein Pilasteransatz erkennbar (Bild 3 zwischen Säule 3 und 4), der mit der stumpfen Unterfläche in den Raum hineinragt, und der nur durch den Wegbruch der einstigen Mauer mit dem Pilastervorlager zu deuten ist. Wäre bei der ersten Ausführung des Baues die Apsis geplant gewesen, so hätte man den Gewölbegurt mit der Wand verschmolzen und den unschönen Absatz vermieden. Nicht zuletzt fänden durch diesen Anbau auch die Verankerungen im Gewölbe ihre Erklärung. Sie gleichen eine Störung des statischen Gleichgewichtes in der Gesamtstruktur aus, die auf einen tiefen Eingriff in den Baukörper zurückgehen muß. Der jüngere Apsisansatz ist ein außerordentlich wichtiger Fingerzeig. Denn es dürfte außer allem Zweifel sein, daß diese Erweiterung aus christlicher Zeit stammt. Unverkennbar ist die für christliche Heiligtümer kennzeichnende Ostung; abgesehen davon, daß dieses Halbrund der einzige Standort für einen Altar ist. Und die unharmonische Verknüpfung mit dem zwölfeckigen Kern spricht vernehmlich für die damalige Notwendigkeit, die bereits vorhandene „Kapelle“ christlich aufzurühen⁴.

Wenn nach all dem die angeklebte Apsis auf die Missionsperiode deutet, so rückt der übrige Bau in die vorchristliche Zeit hinauf, also mindestens ins 6. Jahrhundert, denn die ersten planvollen Befehrungsanläufe in Südwestfalen fallen in die Regierung Bischof Kuniberts von Köln (623—663). Der von Barczat vertretene Zeitanfang für die Urpetrikerche in Soest, das erste Gotteshaus Westfalens — 630 — hat jede Wahrscheinlichkeit für sich⁵. Damit ist für den Zweck des ursprünglichen Gebäudes nichts ausgesagt. Es liegt nahe, seine Deutung im religiösen Bereich zu suchen nach dem bekannten Missionsgrundsatz, heidnische Tempel nicht niederzureißen, sondern in christliche Andachtsstätten umzuwandeln⁶.

Und hier tritt uns aus der Form des Innenraumes eine überraschende Lösung entgegen. Stellt man sich unter das zweite Fenster rechts von der Tür, so weicht der Säulen-

wirrtwar plötzlich einer klaren Ordnung. Wie bei einem Beyerbild fügen sich die Glieder zu einer sinnvollen Einheit zusammen: ein meterbreiter Gang öffnet sich plötzlich von einer Wand zur anderen und die Stützen treten nach rechts und links beiseite. Überrascht steht man vor diesem Schauspiel. Des Rätsels Lösung bietet die Kompaßmessung: das zweite Fenster rechts der Tür ist nach Südosten gerichtet, auf den Sonnenaufgang zur Winterwende; entsprechend die gegenüberliegende Öffnung nach Nordwesten, d. h. nach Sonnenuntergang zur Sommerwende. Am Montag des 21. Julmond fallen die Strahlen des über dem Arn-



Ortung der Säulen und Fenster

berger Wald heraufkommenden Lichtes quer durch das Innere auf die gegenseitige Wand.

Dieser Lichtfall läßt sich noch heute beobachten, wenn auch die ersten Abschnitte des Sonnenaufganges von dem Dach einer 50 Meter entfernten Scheune verdeckt werden. Im Nordosten und Südwesten vervollständigen zwei weitere Fenster die Ortungslinie zum Rechteck. Nur ist der Säulengang etwas schmaler als in der Nordost-Nordwest-Richtung. Diese Verbindung von Sommerjonnentwendeaufgang (Nordosten) und Winterjonnentwendeuntergang (Südwesten) ist heute jedoch verbaut von Wohnhäusern, die im Nordosten bis auf wenige Meter an die Kapelle herantreten und Beobachtungen unmöglich machen.

Es sei ausdrücklich gesagt, daß der Säulenwald lediglich in diesen beiden Richtungen Durchblicke frei läßt; jede andere Linie ist verstellt. Eine kleine Verschiebung des innersten Stützenringes hat dieses architektonische Kunststück zuwege gebracht. Die beiden Pfeiler und mit ihnen die Säulen 13 und 14 sind aus der genauen Nord-Südeinstellung des äußeren Kreisdurchmessers (1 > 7) nach rechts herausgedreht. Eine Unregelmäßigkeit, die als Folge der ungewöhnlichen Pfeilerdicke anzusehen ist. Hätte man statt ihrer schlanke Säulen verwendet, so wäre die verwickelte Stützenverteilung überflüssig gewesen. Man hätte auch dann die inneren vier Gewölbeträger auf die Himmelsrichtungen einpassen können, ohne den Lichtstrahlen den Weg zu verlegen. Weshalb man die Harmonie der Anlage den schweren Pfeilern zuliebe opferte, ist vorläufig noch nicht zu bestimmen. Nur eine genaue Untersuchung des Ganzen kann hier weiterhelfen.

Wie dem auch sei, die geschilderte Ortung rückt den Bau eindeutig in eine Zeit, die germanisches Gut lebendig formte. Klar spiegelt sich hier das nordische Weltbild mit seiner Betonung der Sonnenwendepunkte. Die Kapelle gehört in die große Sippe germanischer Kalenderdenkmäler, die von den Steinsetzungen des Neolithikums an bis zum Untergange

¹ Otte, a. a. O. II, 34.

² Bod, Die germanische Gotik, München 1932, 6.

³ Zuerst nachgewiesen bei Bentert, Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, 133/34.

⁴ Schon von Lappe bemerkt: Die Altortümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, I, 18.

⁵ Benterts Vermutung, daß die Kapelle als Nachbildung des Heiligen Grabes erst 1447 bei dem Anfall an das Kloster Paradies mit Apsis versehen worden sei, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. (Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, 135/36.) Abgesehen davon, daß man solche Grabkapellen sogleich mit Altarstandort ausrüstete, zeigt St. Michael in Schleswig als unbestreitbare Kopie des Jerusalemer Halbrundes ganz andere Formen.

⁶ Barczat, Soests Stadtbild in seiner Entwicklung, Heimatblätter der Roten Erde 1921, Sonderheft Soest, 242.

⁷ Papst Gregor I. (590—604) an Abt Mellitus von Canterbury über die Befehrung der Sachsen in England.

des Heidentums alle Jahrhunderte des ungebrochenen Nordens begleiten. Die Form der Jahressonnenmesser ist denkbar verschieden. Bald werden die Hauptpunkte des Horizontes mit Steinen angemerkt, bald mit Stäben, bald sind es einfache Holzscheiben mit Kerbschnitten am Rande¹. Die Drüggelter Kapelle ist ein solcher Jahresmesser in Gebäudeform. (Schluß folgt.)

Die Bevölkerungsdichte im alten Germanien

Don Kurt Pastenaci

Von der Bevölkerungstärke und Siedlungsdichte im alten Germanien hat man sich bisher in wissenschaftlichen wie in Laientreisen ganz verschiedene Vorstellungen gemacht. Die einen glaubten, mit einer sehr starken, die anderen mit einer sehr geringen Bevölkerung rechnen zu müssen und beide Ansichten schienen sich durchaus wissenschaftlich belegen und begründen zu lassen.

Bei den antiken Schriftstellern fanden sich mehrfach Zahlenangaben, bei denen die Kopfstärke einzelner germanischer Stämme allein bis in die Hunderttausende ging. Nach Plutarch sollen die Kimbern, Teutonen und Ambronen mehr als 300 000 wehrfähige Männer gezählt haben. Eine ähnliche Zahl nennt Livius, der ja doch als Geschichtsschreiber sich bis heute noch einer großen Achtung erfreut. Drosius hat sogar behauptet, daß die drei wandernden Stämme 480 000 Krieger gehabt hätten. Aus Cäsars Bericht konnte entnommen werden, daß Ariovist bei der Entscheidungsschlacht von Besontio 150 000 bis 200 000 Krieger unter seinem Befehl gehabt habe. Für die Usipeter und Tenctherer gibt Cäsar eine Kopfstärke von 430 000 Menschen an. Der Kaiser Claudius will 320 000 gotische Krieger „vernichtet, zermalmt und ausgerieben“ haben. Wenn alle diese Angaben — und es lassen sich noch andere ähnliche hinzufügen — zutreffen, dann müßte das Germanenvolk außerordentlich menschenstark gewesen sein und etwa eine Bevölkerung gehabt haben, wie Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts, also vielleicht 40 Millionen.

Die Gegenrichtung, insbesondere vertreten durch den Historiker der Kriegskunst Hans Delbrück, hielt diese Riesenzahlen für unmöglich und rechnete, gestützt auf allgemeine militärische, wirtschaftliche, geographische und völkerkundliche Gründe sowie auf das damalige Ergebnis der vorgeschichtlichen Forschungen, mit einer sehr geringen Besiedlungs- und Bevölkerungstärke. Dabei folgte Delbrück den Angaben des Cäsar und des Tacitus sowohl in bezug auf die Mitteilung, daß die Germanen sich weniger von Ackerbau als durch Viehzucht ernährten, als auch in bezug darauf, daß das alte Germanien zu einem sehr großen Teil mit Wald bestanden und versumpft gewesen sei. Seine Berechnungen führten ihn dazu, eine Bevölkerungsdichte von vier bis fünf Menschen auf den Quadratkilometer anzunehmen und Stämme wie die Cherusker und die Chatten auf 25 000 bis 40 000 Seelen, worunter sich 5000 bis höchstens 8000 wehrfähige Männer befanden hätten, zu schätzen. Nach dieser Rechnung hätten in dem Raum zwischen Rhein, Nordsee, Elbe, Saale und Main höchstens etwa 600 000 Germanen zur Zeit des Arminius gelebt.

Von dieser Anschauung ausgehend, mußte Delbrück den Bericht des Tacitus, nach dem

Arminius im Jahre 15. n. Chr. ein acht Legionen — also rund 80 000 Mann — starkes Römerheer in offener Feldschlacht geschlagen hatte, für eine Fabel halten, denn unter Arminius fochten ja nur die Truppen des Jstiväonenbundes der — immer nach Delbrück — im Höchstfalle 60 000 Mann hätte aufbringen können. Selbst unter der Voraussetzung, daß alle wehrfähigen Männer des Jstiväonenbundes rechtzeitig zur Schlacht hätten versammelt werden können, eine Voraussetzung, die Delbrück sehr mit Recht verneint, mußte ein Sieg des großen Cheruskers mit 60 000 Mann über 80 000 Römer als unwahrscheinlich gelten. Verständlich, daß Delbrück die durch Tacitus übermittelten Gefechtsberichte auf das Heldengedicht eines römischen Offiziers, des Pedo Albinovanus, zurückführte und für wertlos erklärte.

Die Forschungsergebnisse, auf die Delbrück sich stützte, entsprachen dem Wissen des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Seit 1910 aber hat die Spatenforschung ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der Siedlungsfunde ist stark gestiegen und erst recht die der Funde von Gräberfeldern.

Wert und Wichtigkeit einer wenigstens annähernden Kenntnis der Bevölkerungsdichte im alten Germanien zu den verschiedenen Zeiten kann nicht zweifelhaft sein, denn je nachdem, ob viel oder wenig Menschen darin wohnten, muß sich die Ausdeutung sowohl der antiken Nachrichten, wie auch ganzer Fundgruppen ändern. Vielleicht wird die Vorgeschichtsforschung einmal in der Lage sein, genauere Auskünfte zu geben. Gegenwärtig lassen sich nur schätzungsweise Zahlenangaben machen. Sie stützen sich auf allgemeine Grabungsbefunde und auf die wenigen bisher untersuchten vor- und frühgeschichtlichen Friedhöfe.

Bekanntlich sind im Laufe der Jahrtausende durch Straßen- und Hausbau, durch Pflug und Spaten, durch Spitzhacke und Sprengpulver außerordentlich viele Zeugen uralter Vergangenheit zerstört worden. Ein Beispiel für viele: Von den Großsteingräbern der jüngeren Steinzeit zählte man im Jahre 1846 im Regierungsbezirk Lüneburg noch mehr als 200. Im Jahre 1914 waren davon nur noch 14 erhalten geblieben. Man rechnet schon sehr hoch, wenn man annimmt, daß heute noch 5 v. H. der ehemals in Niedersachsen vorhandenen Großsteingräber übriggeblieben sind. Da es heute noch etwa 300 Gräber in dem Gebiet mehr oder weniger gut erhalten gibt, müssen vor vier Jahrtausenden mehr als 6000 vorhanden gewesen sein. Jedes dieser Gräber hat aber einst die Toten einer menschenreichen Sippe aufgenommen. Da in Niedersachsen im dritten Jahrtausend v. Chr. ja nicht nur das Volk der Großsteingrabkultur lebte, sondern ausweislich der Funde auch Teile des Volkes der Schnurkeramik, so muß das Land recht stark besiedelt gewesen sein.

Über die Bevölkerungsdichte von der Steinzeit bis zur Eisenzeit kann man sich ein ungefähres Bild machen, wenn man hört, daß nach der von Hans Müller-Brauel im Jahre 1908 durchgeführten Aufnahme der vorgeschichtlichen Denkmäler im Kreise Geestemünde dort noch 55 Steingräber, 1081 Hünengräber und 44 Urnenfriedhöfe vorhanden oder bekannt waren. Die von dem gleichen Forscher für den Kreis Lehe bei der Bestandsaufnahme 1910/11 festgestellten Zahlen waren: 52 Stein-, 698 Hügelgräber und 22 Urnenfriedhöfe. Das von Dr. R. Stampfuß erforschte Hügelgräberfeld von Diersfordt besitzt eine Länge von fast 2 Kilometern bei einer Breite von rund 250 Meter. Im Kreise Kleve wurde ein anderes Gräberfeld von mehreren Kilometer Länge und vielen tausend, hauptsächlich eisenzeitlichen Hügeln festgestellt. Zahlreiche andere Gräberfelder sind nur zum kleinen Teil angeschnitten und untersucht worden, z. B. das von Larre in Südjütland, das über tausend Hügel der Periode I der Eisenzeit enthält. Gewiß wurden diese Friedhöfe oft lange Zeit hindurch, nicht selten länger als ein Jahrtausend, ständig belegt, aber sie zeugen doch davon, daß die Bevölkerungsdichte im alten Germanien nicht so gering gewesen sein kann, wie Delbrück annahm.

¹ Die Bedeutung dieser Jahressonnennutzen hat Herman Wirth endgültig klargestellt. Für alles Nähere muß auf sein Werk verwiesen werden: Die Heilige Urschrift der Menschheit, Völkerungswerk, Leipzig 1931 ff., 177 ff. Seine Entdeckungen sind hier als bekannt vorausgesetzt. Vor allem die Scheidung der nordischen Kalender in eine arktische und nordatlantische Gruppe, von denen die erste auf die Hauptstimmelsrichtungen (N, W, S, O) eingestellt ist, die zweite auf die Zwischenrichtungen (NO, NW, SO, SW). Eine der zahlreichen Verköpplungen beider Messungen ist die Drüggelter Kapelle. Der große Säulenring vertritt die arktische Ordnung (N, W, S, O), die Fenster die nordatlantische (NO, NW, SO, SW).

Genauere Berechnungen lassen die langobardischen Friedhöfe zu. Dieser Stamm bestattete Männer und Frauen auf verschiedenen Gräberfeldern, wobei den Männern Waffen mit ins Grab gelegt wurden. Ein solcher Waffenfriedhof, der bei Harsfeld liegt, wurde von Dr. Wegewitz-Harburg zwischen 1927 und 1929 genauer untersucht. Die Ausgrabungen ergaben, daß auf diesem Friedhof allein nach sehr vorsichtiger Schätzung mindestens 10 000 Langobardenkrieger bestattet worden sind, die weitaus meisten im letzten Jahrhundert v. Chr. In den beiden von den Langobarden besiedelten Gauen, dem Bardengau und dem nördlich davon liegenden Gau Moswidi, wurden bisher sieben langobardische Waffenfriedhöfe festgestellt, sicher nur ein Teil der ursprünglich vorhandenen. Wenn man den Friedhof von Harsfeld einer Berechnung zugrundelegt und dabei ein Durchschnittsalter der Bestatteten von 40 Jahren annimmt, so kann man die Bevölkerungsstärke der Langobarden in diesen beiden Gauen für das erste Jahrhundert v. Chr. mit genügender Sicherheit auf rund 100 000 Menschen ansetzen. Die Langobarden haben aber nicht nur diese beiden Gaue bewohnt, und Tacitus bezeugt ausdrücklich, daß dieser Stamm zu den an Menschenzahl schwächeren unter den Germanenstämmen gehört habe. Er sagt im Kapitel 40 seiner „Germania“: „... Dagegen macht die Langobarden ihre geringe Anzahl berühmt: Von zahlreichen mächtigen Völkern umgeben, leben sie in Sicherheit, nicht durch Unterwürfigkeit, sondern durch Kampf und kühne Tat.“

Schon diese eine Berechnung ergibt, daß die Bevölkerungsdichte im alten Germanien wenigstens fünf- bis sechsmal so stark war, als Delbrück angenommen hat. Leider lassen sich ähnlich brauchbare Schätzungen für andere Stämme bisher kaum durchführen. In dem schmalen Küstenstrich zwischen Bremerhaven und der Mündung der Oste, konnte R. Waller bisher elf Gräberfelder der Chauken, die freilich nicht annähernd so stark belegt waren, feststellen. Die Friedhöfe der Cherusker scheinen nach den bisherigen Forschungsergebnissen kleine Sippenfriedhöfe gewesen zu sein, die, da sie nur Brandgrubengräber nahezu ohne Metallbeigaben — es fanden sich nur kleine Bronzebruchstücke und Fibeln — enthielten, zum großen Teil unbeachtet vernichtet worden sind.

Günstiger liegen die Verhältnisse bei den Alamannen der Völkerwanderungszeit. Allein in Württemberg — also nur in einem Teil des alamannischen Siedlungsgebietes — wurden bisher rund 800 Reihengräberfriedhöfe gefunden, die mit bis zu 800 Toten belegt waren. Nimmt man an, daß jeder dieser Friedhöfe die Toten einer Markgenossenschaft aufnahm und daß nur ein Teil der ursprünglichen Friedhöfe bisher bekannt geworden ist, so kann man sich ein ungefähres Bild von der Besiedlungsdichte machen.

Auf dem alamannischen Friedhof von Mengen bei Freiburg i. Br. wurden in den Jahren 1932/33 rund 250 Gräber untersucht, die mit einer einzigen Ausnahme dem 6. Jahrhundert angehörten. Da nur ein Teil der Gräber untersucht worden ist, muß das Dorf, das zu diesem Friedhof gehörte — wieder ein Durchschnittsalter von 40 Jahren zugrunde gelegt —, mehr als 100 Einwohner gehabt haben. Überträgt man diese Berechnung auf 800 Friedhöfe im württembergischen Gebiet, so ergibt sich eine Mindestbevölkerung von 100 000 Menschen. Dabei bleibt immer zu beachten, daß ja nur ein Teil der Friedhöfe bekannt und untersucht worden ist.

Da sich auch die Siedlungsfunde außerordentlich vermehrt haben und da einzelne Grabungen eine beachtliche Siedlungstätigkeit über mehr als 1500 Jahre hinweg ergaben, kommen Forscher wie Professor Dr. Tachenberg-Leipzig oder Dr. H. Schrollner-Hannover zu dem Ergebnis, daß in dem Raum zwischen Rhein, Nordsee, Elbe und Main zur Zeit des Arminius 4 bis 5 Millionen Germanen gelebt haben müssen. Etwa 25 bis 30 Menschen auf den Quadratkilometer! Danach kann man ohne weiteres annehmen, daß die Stämme des Ostwäonenbundes 400 000 bis 500 000 kampfkraftige Männer aufstellen konnten, von denen freilich nur ein Teil — im Höchstfalle 100 000 Mann — bei der Ausdehnung des Ostwäonenlandes und den Gelände- und Wegeschwierigkeiten rechtzeitig

zur Schlacht vereint werden konnten. Arminius hat, wie meine Untersuchungen ergeben haben (den näheren Nachweis siehe in meiner Arbeit: „Das viertausendjährige Reich der Deutschen“, 2. Auflage, Verlag „Brücke zur Heimat“, Berlin 1936), eine eigene, der damaligen Lage angepasste Heeresordnung durchgeführt. Diese ermöglichte es ihm, an sein etwa 50 000 Mann starkes Kernheer soviel Landsturm- und Landwehrverbände heranzuziehen, daß er auch die acht Legionen des Germanicus schlagen konnte und geschlagen hat.

Die ungefähre Berechnung der Bevölkerungsstärke ist aber nicht nur für die Klärung der militärischen Vorgänge, sondern auch für den mit anderen Mitteln und Gründen zu führenden Nachweis, daß unsere Vorfahren über sehr große, einheitliche Staatswesen verfügten, von entscheidender Wichtigkeit. (Auch darüber habe ich in der angeführten Arbeit die nötigen Belege gegeben.)

Altgermanische Bodenvorratswirtschaft

Von Edmund Riß

Cäsar und Tacitus sind bedauerlicherweise fast unsere einzigen Quellen, die einige, wenn auch unklare Angaben über die Form und die Bewirtschaftung des bäuerlichen Bodens in altgermanischer Zeit bringen. Auch stammen diese spärlichen Nachrichten aus einer geschichtlichen Periode, die den beiden römischen Autoren kein völlig richtiges Bild germanischer Wirtschaftsordnung geben konnte, weil fast alle die Völker, über die sie berichten, in Bewegung begriffen waren. Sie waren meistens nur Abzweigungen aus einem Heimatstamme droben an der Ostsee oder gar aus der skandinavischen Halbinsel, der aus Raum-mangel seinen Jugendfrühling in die Weite schickte, um sich selbst mit dem Schwert Raum zum Leben zu schaffen, auch im Kampfe mit blutsverwandten Stämmen. Cäsar schließt daraus, die Germanen seien eine Art von gefährlichen Raufbolden gewesen, die in Wirklichkeit Raum genug gehabt hätten, die es aber nicht hätten lassen können, in unberechenbarer Weise plötzlich zum Schwert zu greifen und über den Nachbar herzufallen. Der große Römer scheint recht zu haben. Er weiß sehr genau, daß die germanischen Stämme, mit denen er zu tun hat, für römische Begriffe Land in Hülle und Fülle hatten, er kennt die Einödstreifen, die in bedeutender Breite, meistens bewaldet, zwischen den Volksräumen der einzelnen Stämme lagen, weiß jedenfalls auch, daß selbst zwischen Einzelhof und Einzelhof noch unbebautes Land lag, das erst in Kultur genommen werden konnte, ehe man sich aus angeblichem Landmangel auf den Nachbar stürzte, um diesem sein Land zu entreißen. Vermutlich hat aber Cäsar wenigstens das eine genau gewußt, daß nämlich die breiten Ödlandstreifen, die echten solitudines, gerade zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten angelegt worden waren, daß sie außerdem natürlich zur Sicherung gegen plötzliche Überfälle, gleichsam als sturmfreies Vorfeld dienen sollten.

Auch Tacitus berichtet Ähnliches, mit einem gewissen Staunen, denn der Römer, der von der Möglichkeit des Bestehens einer gut durchdachten bäuerlichen Wirtschaftsform bei den „Barbaren“ keine Ahnung hatte, es sich wohl auch nicht denken konnte, daß es so etwas gäbe, kommt zu der wunderlichen Charakterisierung seiner Gegner, man könne sie nicht so leicht dazu bringen, den Boden zu pflügen und die Ernte abzuwarten. Dafür seien sie schnell bei der Hand, den Feind aufzurufen und rühmliche Wunden zu verdienen, weil sie der Ansicht seien, durch Schweiß etwas zu erringen, sei faul und feige, wenn man es durch Blutvergießen erringen könne.

Die Erzählungen der beiden Römer könnten einen guten Deutschen von heute beinahe dazu bringen, Herrn Faulhaber zu glauben, der ja, vermutlich nicht zuletzt auf Grund dieser Berichte, die Germanen für faul hält und der Ansicht ist, erst durch den heilsamen

Zwang der Befehrungszeit, die Messe zu hören, hätten sie sich an das Frühaufstehen gewöhnt. Dennoch haben nach Julius Cäsar die Reichsfeinde des Imperiums bestimmt zugeteilte Acker gehabt, und wer Acker hat, muß früh aus den Federn, das weiß jeder Bauer. Aus dem hell. gall. 6 cap. 22 geht klar hervor: Magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt.¹ Die Verteilung erfolgte also durch Volksbeamte, aber das „alio transire cogunt“ hat der gute Römer ohne Zweifel falsch verstanden, wenn auch sicher etwas Ähnliches der Brauch war, wie wir später sehen werden. Mindestens hatten die Germanen um ihr alleinstehendes Haus einen Hof, denn „suam quisque domum spatio circumdat“² sagt Tacitus in der Germania 16. Wie Karl Mübel in seinem Werk „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande“ sagt, heißt solch eingefriedigter Hof im altisländischen „Gardr“, bei Wifilas steht dafür „Gards“, was dem lateinischen hortus und dem griechischen chortos entsprechend sei. Damit dürfte auch neben dem Arbeitshof der Hausgarten zum festen Bestandteil der germanischen Hofstelle gehört haben. Glücklicherweise wird Tacitus noch etwas klarer als Cäsar, denn er erzählt: „Die Ackerfluren wurden in einem der Zahl der Gebauer entsprechenden Umfange von der Gesamtheit abwechselnd besetzt, sodann verteilten sie dieselben unter sich nach Verhältnis ihrer Würdigkeit.“

Sollte also die Sitte, die Acker abwechselnd zu benutzen und zu bebauen, tatsächlich bestanden haben, was ich nur für die Weidestellen für möglich halte, so war der Endzustand doch die abschließende Ackerverteilung. Dieser Endzustand aber ist das Wesentliche. Daß noch während oder kurz nach Abschluß eines Raumkrieges der siegreiche Stamm sofort an eine endgültige Verteilung des eroberten Gebietes ging, ist kaum anzunehmen. Dagegen ist es möglich, daß die einzelnen Bauernfamilien des siegreichen Stammes zunächst gewissermaßen herumprobiert haben, wo es dem einzelnen am besten gefiele, wo guter Boden war und wo eine ergiebige Quelle floss. Dem abrückenden Neusiedler, der sich einbildete, anderswo einen schöneren Platz für seine Hofstelle gefunden zu haben, folgte ein anderer, der sich freute, daß der Acker des Vorgängers vom vergangenen Jahre her schon vorbearbeitet war. Bald aber griffen, wie Cäsar auch berichtet, die oberen und niederen Führer ein. Die oberen verteilten die Sippenfiedlungen, die niederen die Einzelsiedlungen, und dann war, unter Berücksichtigung der „Würdigkeit“, also wohl der Leistungsfähigkeit der einzelnen Familien, der Endzustand erreicht: Das Land war verteilt.

Dies Land war aber von weiten Einöden umschlossen, und nicht allein das Land eines ganzen Stammes, sondern auch, im kleineren Maßstabe, das der Sippenfiedlungen und Einzelhöfe. Cäsar ist der Ansicht, dies sei ein Zeichen kriegerischer Tapferkeit eines germanischen Volkes. Hierin dürfte er sich, wenigstens in diesem Zusammenhange, sehr irren. Es könnte eher als Zeichen einer gewissen Friedfertigkeit gelten, daß man vom Nachbar möglichst weit weg wohnen wollte, getrennt durch einen breiten Urwaldstreifen, der niemandem gehörte oder doch mindestens beiden gemeinsam. Denn es ist wohl klar, daß es besitzloses Land zwischen zwei benachbarten Stämmen, zwischen zwei benachbarten Sippenfiedlungen oder Einzelhöfen gar nicht geben konnte. Das Land lag nur verfügbare bereit da zur späteren Verteilung.

Leider sagen uns die beiden römischen Schriftsteller nicht, wie denn im einzelnen die Zuteilung von Land vor sich ging. Hierüber haben wir erst spätere Quellen, etwa aus dem 7. und 8. Jahrhundert. Von der Abgrenzung einer Hofstelle erzählt die lex Baju. Ll. III, S. 313/14 in dem Text, den Karl Mübel bringt: „Si autem curte adhuc cinctus non

fuerit, ille, qui defendere voluerit, jactet securem...“¹ Es wird also das Beil — oder der Hammer — geworfen, und zwar „contra meridiem, orientem atque occidentem“.² Das ist eine klare Angabe, die leider etwas unklar wird, wo es sich um die Abgrenzung nach Norden handelt. Da heißt es nämlich, nach Norden entscheide der Schattenwurf. — „Ut umbra pertingit, amplius non ponat sepem.“³ Praktisch dürfte dies nur bedeuten, daß die Nordgrenze dicht hinter dem Rücken des Hammerwerfers hinlief. Wir finden also hier den Hammerwurf als Mittel und als Recht, die Grenzen der bäuerlichen Höfe abzusetzen. Da wir das geheimnisvolle Hammerwurfrecht nicht allein in Deutschland, sondern auch in Skandinavien finden, so ist anzunehmen, daß dies Recht in der germanischen Welt weit verbreitet war und uralte ist, daß es zur Zeit des Zusammenstoßes mit den Römern unter Cäsar schon bestanden hat, daß aber der Römer von dieser ihm unverständlichen Art, zu messen, keine Nachricht hatte. Sie und ihr Recht hatten aber lange Jahrhunderte Geltung und wurden noch in den skandinavischen Ländern bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts geübt, wie Karl Mübel in dem obengenannten Werke im 4. Kapitel schreibt. Dies Hammerwurf- oder Schnatrecht war ein Recht, geboren aus langer Erfahrung und vorausschauendem Geist. Zum Hammerrecht gehören die Einöden, und zwar vom Einzelhof beginnend bis zur Stammesmark. Die Ackergrundstücke eines Einzelhofes lagen mitunter weit von der Hofstelle entfernt, waren auch unregelmäßig, meistens schmal und lang, kurz, sie boten ein Bild, das, auf eine Karte gezeichnet, nicht gerade nach kluger Voraussicht aussieht. Die Einteilung wäre auch töricht gewesen, wenn das Hammerwurfrecht nicht dafür gesorgt hätte, daß die Ackerverteilung sinnvoll wurde. Jeder Bauer hatte nämlich das Recht, mit dem Hammer Zuschläge in die Mark hinaus, in die Söländerei hinaus zu setzen, dort „Plaggen zu stechen und Potten zu setzen“, das Frühlingsheu zu mähen und auch auf dem Hammerland zu roden. Dennoch gehörte ihm das Hammerland nicht zu eigen, denn nach der ersten Mahd war das Land gemeinsame Weide. Daß dieses Recht sich lange Zeit erhalten hat, beweisen uns einige Berichte selbst des 16. und 17. Jahrhunderts. In Grimm, Rechtsaltertümer, Seite 56 ff., werden solche Beispiele angeführt. Der sächsische Bauer erhob den Anspruch, so weit der Hammerwurf reiche, dürfe der Bauer von seinem Erbkampe Plaggen oder Heide mähen. Aus Stube, Geschichte des Hochstiftes Osnabrück 1872 II, Seite 804, geht hervor, daß Heimschnatrecht und Hammerrecht gleich gesetzt werden. In einem Streit im Jahre 1621 wird hier der Grundsatz aufgestellt, jeder Eingeseffene dürfe in der Mark, soweit er zum Hammerwurf und Plattenmatt berechtigt sei, Felgen pflanzen, auch Potten setzen. Auf Deckers Wiese bei Dortmund — Akten des Dortmunder Archivs Mspt. 87 — trat nach dem ersten Schnitt Weidegang der Bauernschaft ein. Es gab also in der Tat eine wechselweise Nutzung des Bodens. Sollte aber gerade in diesem Punkte Cäsar seine Gewährsleute nicht mißverstanden haben? Der germanische Bauer vererbte zwar seinen Acker auf den Sohn, den Hammerzuschlag dagegen durfte er nicht vererben, der war nach der Heuernte Gemeindeländ, wurde also wechselnd benutzt. Cäsar hat also wohl diese richtige Meldung ohne weiteres auch auf den Acker bezogen. In Wirklichkeit durfte ein wegziehender Bauer nur seinen Hof und seinen Acker verkaufen, den Hammerzuschlag durfte er nicht verkaufen, ja er durfte nicht einmal Entschädigung für etwa dort geleistete Rodungsarbeit verlangen. Sie galt, da sie auf Hammerwurfland ausgeführt war, zugleich mit der Arbeit, die auf Eigenland geschehen war, als mitaufgelassen.

Noch im Jahre 1114 war das alte Hammerwurfrecht so stark im Bewußtsein der Bauern verankert, daß z. B. die Gemeindegossen von Schwyz gegen den Abt von Einsiedeln Klage erhoben, weil dieser nicht dulden wolle, daß die Bauern Zuschläge — also wohl Hammerwurfzuschläge — zu ihren Eigenäckern im Söländ (heremus) in Anspruch näh-

¹ Wenn aber der Hof noch nicht befestigt ist, so werfe der, der ihn verteidigen will, das Beil ...

² gegen Süden, Osten und Westen ...

³ Die Einzäunung soll nicht weiter gehen, als der Schatten reicht.

¹ „Behörden und Fürsten teilen für je ein Jahr den Geschlechtern und Sippen, die sich zusammengetan haben, so viel und so gelegenes Ackerland zu, wie sie für gut halten, und nötigen sie im nächsten Jahre, anderes zu übernehmen.“

² „Ein Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum.“

men. Dieser Anspruch ging nicht etwa dahin, ihr Eigentum aus dem heremus zu vermehren, sondern nach der Väter Sitte lediglich einen Zuschlag in die Mark hinaus zu setzen, den sie nutzen wollten. Daß im 12. Jahrhundert ein Gebiet noch nicht abgemarkt gewesen sein sollte, scheint fast unglaublich, aber es kann so sein, daß die Abmarkung durch fränkische Beamte schon vor Jahrhunderten einmal erfolgt war, daß diese Marken aber im Laufe der Zeit verschwunden waren, sei es, daß die Laubbäume heimlich gefällt oder daß die Grenzsteine auf andere Weise verschwunden waren. Die Gegend des Klosters Einsiedeln, um die der Rechtsstreit ging, lag jedenfalls zur Zeit der Klage im heremus, in der grenzlosen Einöde. Wenn auch nicht ausdrücklich gesagt ist, daß es sich um Zuschlagsforderung mit dem Hammer handelte, so muß es sich damals um einen ähnlichen Rechtsbrauch gehandelt haben, der den uralten Brauch des Hammerwurfes zur Grundlage hatte.

Die Entscheidung des Königs fiel übrigens gegen die Bauern und zugunsten der Kirche aus, wie nicht anders zu erwarten war. Sie interessiert aber in diesem Zusammenhang nicht.

Die Odlandstreifen bestanden vorzugsweise aus Waldgebieten, wenigstens dort, wo sich die Grenzen zwischen Stammesländern bildeten. Jedenfalls schlossen sich nach Rübels die großen solitudines, wie an der Hessen-, Thüringer, Sachsen-Grenze, am Harz, zwischen Argen- und Schuffengau, alten Stammesgrenzen oder Gaugrenzen an. Weit ausgedehnte Odwäldungen, wie sie Cäsar beschreibt, lagen also nur an den Stammes- und allenfalls an den Gaugrenzen. Ebenso aber hat es gewisse Streifen unbebauten Landes zwischen den Geschlechtsdörfern gegeben, jedenfalls bestanden sie, wie Rübels berichtet, noch im 16. Jahrhundert im Dithmarsischen.

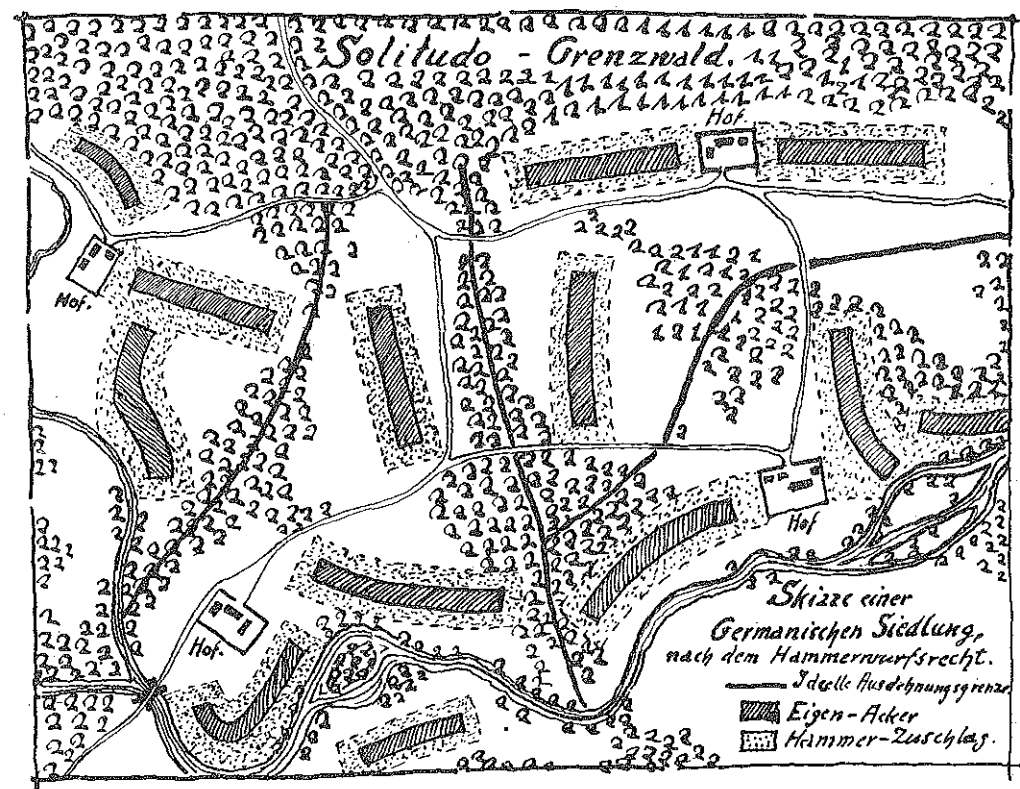
Die Chroniken der fränkischen Mönche sagen also, wenn sie von weiten Einöden sprechen, etwas aus, was an sich der Wahrheit entspricht. Aber sie schweigen darüber, daß es sich um bäuerliches Gemeinland handelte, nicht um herrenloses Land. Nun könnte jemand sagen, dies bäuerliche Vorratsland könne wohl zwischen den einzelnen Dörfern und Höfen gelegen haben, die wüsten Urwäldungen dagegen, die echten solitudines im Sinne Cäsars, seien tatsächlich herrenlos gewesen, und der Germane habe höchstens den Wildreichtum ausgebeutet, ohne sich im übrigen um den Wald zu kümmern. Das ist zweifellos nicht der Fall gewesen. Die Germanen beuteten ihren Wald nicht lediglich in Form raubbauender Jagd aus. Das Gegenteil ist der Fall. Glücklicherweise ist gerade hierüber ein Beweis erhalten, und zwar aus einer ostpreussischen Quelle. Der Chronist Christian Hartknoch schreibt in seinem Buche „Altes und neues Preußen“, Seite 128, daß den Goten des heutigen Ostpreußens, die noch im 13. Jahrhundert von den benachbarten Polen mit dem echten Namen „Goten“ benannt wurden, der Wald heilig gewesen sei und die Tiere darinnen ebenfalls. Reiche Bestände an Elchen und Auerochsen bargen die ostpreussischen Wälder, und die gotischen Heiden, die in Ostpreußen wohnten, kannten nicht nur die Jagd, sondern auch die regelmäßige Pflege der jagdbaren Tiere.

„Es wird ihnen alle Winter viel Fuder Heu zugeführt, damit sie sich, wenn ein harter Winter ist, erhalten können.“

Das berichtet Hartknoch, und er berichtet einfach etwas, was für einen Germanen selbstverständlich war. Der Germane liebte den Wald und die Tiere, die von Gott geschaffen waren gleich ihm, und er pflegte sie als echter Weidmann, wie es noch heute als selbstverständlich von jedem Jäger geschieht.

Der deutsche Wald war also kein Niemandsländ, das von fremden Mönchen ohne weiteres weggenommen werden durfte. Er war ein gehegtes Wildgebiet, außerdem Vorratsland für ganze Stämme.

Ich füge nun eine kleine Skizze bei mit einer Eintragung von Einzelhöfen samt ihren Äckern und Hammerzuschlägen, mit den zwischen den einzelnen Bauernhöfen liegenden Odländereien und mit einer größeren solitudo als angenommene Stammesgrenze. Außerdem habe ich mit starken schwarzen Strichen die ideellen Ausdehnungsgrenzen einer bäuer-



lichen Familie angedeutet, also die Grenze, innerhalb derer durch fortgesetzten Hammerwurf auch für Kinder und Enkel genügender Acker- und Weideboden gewonnen werden konnte. Wie aus der Lex Baju. bekannt ist, wurde die Hofstelle durch Hammerwurf nach Westen, Süden und Osten abgegrenzt. Da nach Norden der Schattenfall — wahrscheinlich der des werfenden Mannes — entschied, so kam nach Norden ein wesentlicher Zuschlag nicht zustande, so daß bei einer Wurfweite des Hammers von 50 Meter ein Hof- und Gartenraum von 50 mal 100 Meter entstand, was einem Grundstück von 5000 Quadratmeter oder etwa 2 Morgen entspricht. Es ist klar, daß ein derartiges Grundstück ein vernünftiges Maß für Haus, Stall, Scheune und Garten abgab. Es entsprach den bäuerlichen Bedürfnissen und würde es auch heute noch tun. Die Acker dagegen lagen durchaus nicht dicht am Hause. Der Hammerwerfer ließ sie sich von den principes, die Cäsar nennt, übertragen, und zwar als vererbbares Eigentum. Rund um solchen Acker lag, auf Hammerwurfweite von den Ackergrößen entfernt, die Nutzwiese, die dem Bauern nicht vererbbar gehörte, auf der er das Frühlingsgras hauen, aber auch roden durfte. Vermutlich galten nach einigen Generationen derartige auf Hammerwurfland gerobete Ländereien als Eigentum, als „eressen“. Ein derartiger Hammerwurfzuschlag war in seinen Ausmaßen nicht unbeträchtlich. Nehmen wir einen Eigenacker von 300 Meter Länge und 50 Meter Breite bei etwa rechteckigem Grundriß an, so beträgt der Flächeninhalt dieses Ackerstückes 15 000 Quadratmeter oder rund 6 Morgen. Der Hammerwurfzuschlag von der Ackergränze aus gemessen ergibt dazu die schöne Wiesenfläche von 45 000 Quadratmeter oder rund 20 Morgen. Man sieht daraus, wie wichtig für den germanischen Bauern der Nutzungszuschlag mit dem Hammer gewesen ist, man erkennt aber auch die Gründe, warum die Eigenäcker mit Vorliebe lang und schmal geschnitten wurden. Der Hammerwurf wurde bei solcher Form der Eigenäcker besonders extragreich.

Auf der Kartenskizze sind nun in jedem ideellen Ausdehnungsabschnitt drei Ackerstreifen mit ihren Zuschlägen aus Hammerwurf eingezeichnet. Jeder dieser schmalen und langen Acker, die scheinbar so sinnlos verstreut und weit voneinander entfernt lagen, konnte nun als Stamgrundstück für eine neue Hofhaltung von drei Söhnen dienen, die also — der germanischen Sitte entsprechend — sich räumlich nicht von Sippe und Familie zu trennen brauchten, wenigstens so lange, als genügend Vorratsland innerhalb der Ausdehnungsgrenzen vorhanden war. Die durch Rodung und Urbarmachung vergrößerten und dann ererbten Ackergrundstücke konnten nun von den Söhnen und dann von den Enkeln durch Hammerwurf wieder erweitert werden, so daß erst nach Ablauf von etwa hundert Jahren der verfügbare Raum endgültig aufgeteilt war. Anschließend daran oder auch schon einige Zeit vorher wird man auch zu Hammerwürfen in die solitudo hinein übergegangen sein, um weiteren Lebensraum für die heranwachsenden jungen Bauern zu schaffen. Natürlich gingen der Nachbarstamm und die Nachbarsippe ebenso vor, und es konnte eines Tages nicht ausbleiben, daß auf solche Weise der Zusammenstoß der Belange erfolgte. Grundsätzlich waren die Odlandstreifen um die Stammesgebiete echte Einöden. Es müssen aber, wie Karl Mühl schreibt — er beruft sich dabei auf ein Diplom Sigberts II. aus dem Jahre 648 — auch die Rechtssphären der Odlandstreifen abgegrenzt sein, die von beiden Seiten her zu achten waren. „In der selben“, so schreibt Mühl, „durfte weder Weidevieh austreten, noch durfte das gejagte Wild dorthin verfolgt werden, noch durfte dort Holz geholt werden... Gleichwohl mußte auch hier eine Art Grenzschutz ausgeübt werden. Es konnte unmöglich das Unbestimmte gelten. Linien mußten auf beiden Seiten existieren, die weder der einzelne noch das Weidevieh überschreiten durfte. Um diese Linien zu sichern, diente gleichfalls der Hammerwurf.“ Mühl berichtet dann weiter, daß der Sippengenosse, der seinen Nachbarn von der anderen Sippe unbefugt die solitudo benutzen sah, den Hammer schleudern durfte, und zwar von seiner eigenen rechtmäßigen Grenze aus in die solitudo hinein. Traf er den Nachbar mit dem Hammer, so lag keine „Meintat“ vor, sondern vollberechtigte Ausübung des Hammerwurfrechtes. Der Hammerwerfer hatte nur die Verpflichtung, den Hammer liegen zu lassen. Seine heimliche Entfernung wurde mit Ausstoßung aus der Gemeinschaft bestraft, ja, die ganze Sippe des Werfers wurde für friedlos erklärt. Vor der Versammlung der beiderseitigen Genossen mußte der Betreffende dann die Berechtigung zum Hammerwurf dadurch erweisen, daß er von seinem Standpunkte aus den Hammerwurf in die solitudo hinein wiederholte, zum Beweise, daß nicht Meintat, also Mord oder Körperverletzung, sondern Recht vorlag. Der Volksgenosse, der hierdurch die Probe seiner Gewandtheit und Kraft bewies, den verlorenen Hammer wiedergewann und so die Volksgenossen vor der Notwendigkeit bewahrte, ihn zur Bestrafung auszuliefern, wurde geschmückt und mit Jubel nach Hause geleitet. Also auch hier, an den Grenzen der solitudo, gab es ein Recht, das auf dem Hammer gegründet war, ein Recht, das vielleicht dem geschickten Hammerwerfer endgültig den strittigen Grenzboden zusprach.

Aus solcher vorausschauender Art der Bodenverteilung geht deutlich hervor, daß unsere germanischen Vorfahren in Generationen dachten. Gewiß waren die germanischen Völker, mit denen Julius Cäsar zusammenstieß, wegen Landmangel in der Heimat als „Völkerfrühling“ in die Weite gezogen. Aber auch in ihrer Heimat hatte das Hammerwurfrecht gegolten, nur drohte dort der Landmangel deshalb, weil die Unterbringung der zahlreichen Jugend die letzten Landreserven aufgezehrt haben würde. Die Jugend zog also in die Fremde, entschlossen, die alte Vätersitte des Hammerwurfes und der Bodenvorratswirtschaft auch in der neu eroberten Heimat anzuwenden, und sie tat es. Auch sie dachte mindestens auf ein Jahrhundert in die Zukunft, und mehr verlangt man fast heute nicht. Das Bestreben der Wanderer ging eben dahin, im Bewußtsein ihrer großen Fruchtbarkeit, sich im Überfluß Land für Kinder und Kindeskinde zu sichern. Wenn dann der Römer sah, daß sie Kriege führten, obschon um ihr Gebiet breite unbebaute Waldstreifen lagen, daß

sogar innerhalb des neuen Siedlungsgebietes noch lange nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft waren, so glaubten sie, ein Volk von kriegerischem, imperialistischem Charakter vor sich zu haben.

Bei unge störter Weiterentwicklung der Bodenpolitik im germanischen Volkslande wäre aber ohne Zweifel ein starker, ja fast unüberwindlicher Bauernstand entstanden, denn wenn eines Tages auch durch den letzten Hammerwurf der letzte Streifen Odland in Kultur genommen worden wäre, so hätte die nunmehr intensive bäuerliche Wirtschaft auch die Ernährung derer sicher gestellt, die nicht mehr Herren eigener Scholle werden konnten. Diese gesunde Entwicklung wurde aber durch den Einbruch der Franken weitgehend gestört, ja geradezu vernichtet. Die mit der Eroberung und Christianisierung sofort einsetzende Neuverteilung des bäuerlichen Bodens durch kirchliche und königliche Beamte, wie sie in vielen Quellen bezeugt ist, fußte auf römischer Überlieferung. Es wurde nach und nach alles in feste Grenzen eingemarkt, was an echtem Eigenbesitz und was an solitudo vorgefunden wurde. In die solitudines und außerdem in großem Ausmaße auch in den Eigenbesitz schoben sich nun die Latifundien der Reichsabteien und der königlichen villas mit ihren curtes, den Festungen, ein. Anfänglich trat die Kirche, wie es von Bonifatius bezeugt ist, selbstherrlich auf und nahm Land ohne königliche Erlaubnis in Besitz. Später, schon bei dem heiligen Kullus wird dies deutlich erkennbar, erfolgten die Einziehungen von Königs- und Kirchengut durch fränkische Beamte. Großgüter hatte es bisher im deutschen Volkslande nicht gegeben, nun aber entstanden die Latifundien, zum Schaden der deutschen Bauern, denen das Vorratsland für ihre Nachkommen genommen wurde. Das alte, klug durchdachte Bodenrecht, das des Hammers, war für alle Zeiten vernichtet.

Die Fundgrube

Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze. Im Jahrgang 1934 von „Germanien“ hat W. Leudt die kurze Nachricht von einem germanischen Ringwall bei Haus Ruhr in Westfalen gebracht, der den Bewohnern der Umgegend seit altersher bis heute als Ort für Verlobnisse und sonstiges feierliches Tun dient. Im folgenden Jahrgange 1935 konnte ich dann einige weitere Belege dafür bringen, daß gewissen Wällen und Burganlagen diese Bedeutung zukommt; es waren Beispiele aus Lippe und Schlesien, ferner in Heft 2/37 ein Beispiel von den Orkney-Inseln.

Heute kann ich eine Anzahl weiterer Belege mitteilen, die den Beweis bieten, daß germanische Anlagen, wie Wälle, Burgen, Grabdenkmäler, vorchristliche Kultstätten noch heute bei Verlobnissen eine gleiche oder doch ganz ähnliche Rolle spielen, wie der Ringwall bei Haus Ruhr in Westfalen oder „Adams Grab“ in Lippe. Wenn es sich bei diesen Beispielen in einzelnen Fällen auch nur um Sagen handelt, so zeigen sie doch, wie das Bewußtsein des alten Brauches le-

bendig geblieben ist und sich in der Erinnerung erhalten hat.

Aus Thüringen wird berichtet: Unfern von Sondershausen, wo das alte Schloß Lora vom hohen Berge herabblüht, liegt das Dorf Glend. Hier haben sich in der Heidenzeit Jünglinge und Jungfrauen die Hand zum Ehebunde gereicht, bis Winfried den heiligen Hain mit der Bildsäule der Göttin Lora zerstörte¹.

Den Brauch kennt man auch in Bayern: Am großen Rosel bei Ammergau und nicht minder bei Marquartstein, wo außer der Kapelle am Wendelstein wohl das höchste Kirchlein im Bavarlande steht, die Schnappentkapelle, im Ostland Schnadenkapelle genannt, kamen die jungen Leute im Mai zusammen, um sich zu verloben².

Und eine andere Sage aus Bayern mel-

¹ J. G. Th. Gräfe, Sagenbuch des preussischen Staates.

² Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volksagen, Auszügen und Festgebräuchen bis zur Gegenwart. München 1890, S. 160.

det: Eine Waldböhe bei Ebersberg diente mit ihrer Linde den Umwohnern zum Versammlungsorte, wo sich die jungen Leute kennenlernten, auch wurde unter diesem Weibebäume der Freya noch im 9. Jahrhundert Liebeszauber geübt. Sie war von einem Wächter behütet. Als die Christen nun den uralten heiligen Baum umhieben, brach angeblich aus der Sandsteinhöhle darunter ein gewöhnlicher Eber los, das Tier der Freya, an die sich in der deutschen Heidenzeit alle Freier wendeten, darum hat er das Ortswappen abgegeben¹.

Vielfach findet man die Namen Braut oder Bräutigam als Bezeichnungen für irgendwelche bemerkenswerte Gegenstände in Wald und Flur. So heißen zwei hohe, fenzengerade und mächtige Kronen tragende Buchen auf der sogenannten „Gassel“ im Walde bei Blumberg in Lippe die Brautbuchen. Hierher gingen in früherer Zeit die Brautleute, die einen sagen, um sich zu versprechen, die andern, weil es immer so Brauch gewesen sei. Jedenfalls hat sich in dem Brauche wie in dem Namen die Erinnerung an die Heiligkeit des Waldes und seine Bedeutung für den Segen in der Ehe erhalten.

Auch Steindenkmäler aus grauer Vorzeit heißen mitunter Braut, Bräutigam, Brautsteine, Bruttsteine, weil vormals Ehen da geschlossen wurden, wie das Volk sagt².

Auch der Name Heimgarten oder Gaingarten soll darauf hinweisen, daß

¹ Sepp, a. a. O. S. 161.

² Sepp 161, nach Baer, Der vorgeschichtliche Mensch 294.

hier Versammlungsorte junger Leute gewesen seien. Darüber wird berichtet: Vorzeiten geschah es, daß man jährlich im Wonnemonat Mai in dem Gaingarten oder Heimgarten zusammentam, damit sich die jungen Leute kennenlernten und sofort Verlobungen und Ehebindnisse abgeschlossen wurden¹. Und der bayerische Gerichtschreiber Johann Nepomuk Sepp schreibt, daß sein elterliches Haus „bei Krueg am Heimgarten“ geheißen habe, einem bürgerlichen Versammlungsorte².

„Im Heimgarten gehen“ bezieht sich wohl auf den Berg am Walchensee, wo man sich im Mai zu Lust und Freude traf, Bündnisse schloß und die jungen Leute verlobte³.

Ein anderer Fels, an den sich ein bezeichnender Name knüpft, ist die Brautklippe am Brocken, die vom Volke jährlich am 1. Mai mit Blumen bestreut und bekränzt wird. Die Lieder, die man dabei singt, beziehen sich aufs Heiraten. Riesen verbanden sich da, und der Fuß einer Hünenjungfrau prägte sich in den Fels ein⁴. Hier handelte es sich also um den Verlobungsplatz von Riesenkindern.

Alles in allem beweist der so weit verbreitete sinnige Brauch, daß er tief im Herzen des Volkes verwurzelt war und noch ist. Zugleich sind die beigebrachten Belege ein Beweis dafür, daß alten Anlagen religiöse Bedeutung zukommen kann.

Frankfurt a. M.

K. Wehrhan.

¹ Sepp 160.

² Sepp 150.

³ Sepp 160.

⁴ Bröhle, Harzlagen. Leipzig 1886, S. 135.



Das „Alte-Hege-Spiel“. Kürzlich fand ich im Otharzdorf Nieder das wohl nur hier noch so treu erhaltene „Alte-Hege-Spiel“, das mir die kleinen Kinder an der Verkehrsstraße vorführten.

Das Spiel verläuft folgendermaßen: Aus der Kinderschar stellt ein Mädel die alte Hege dar. Sie humpelt in gebückter Gestalt umher und, mit einem Holzseil bewaffnet, verfolgt sie die fortlaufenden Kinder. Diese verstecken sich und rufen:

„Alte Hege, alte Hege,
Morgen früh um sechs...“

Vorher hat die „Hege“ einen großen Kreis in den Sand gezogen, den „Bachofen“. Dar-

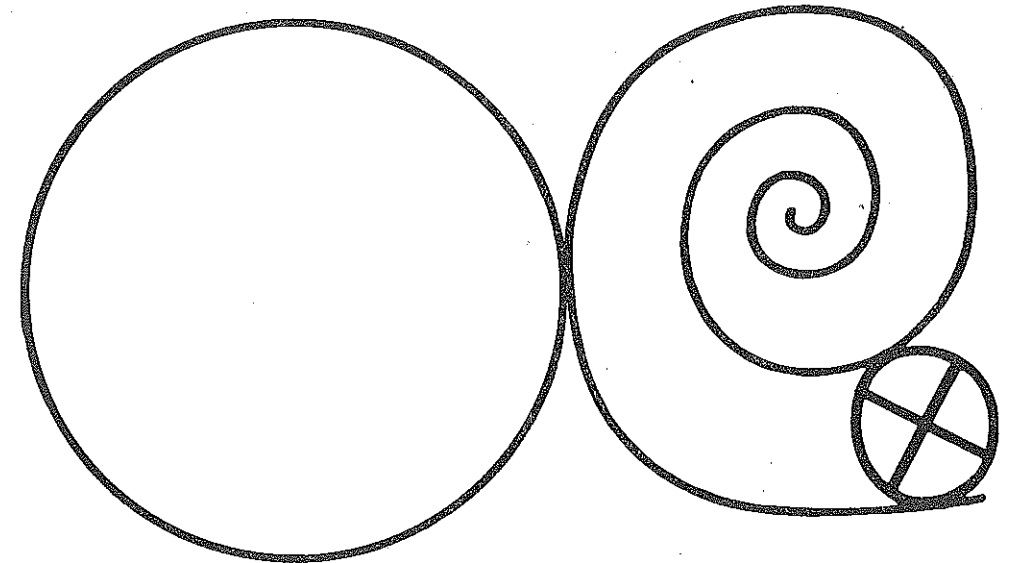
an grenzt der eigentliche „Ofen“ in Spiralform! Die Hege berührt ein Gespiel mit dem Scheit („schlägt es in den Bann“) und führt es durch die Spirale, um es in den Bachofen zu stoßen. Hierauf reißt sie im innersten, d. h. kleinsten Bogen der Spirale ihr Scheit (oder auch Holzstab) an einem Stück Holz. „Die Hege macht Feuer“, rufen die Kinder.

Zuletzt verschließt sie den Ofen = Spirale, indem sie an deren Öffnung ein Malkreuz zieht und darum einen Kreis. Der Gefangene im Bachofen schmort jetzt. Die Hege sucht weitere Opfer, die sich versteckt haben und weiter spotten, ergreift sie und öffnet den Ofen, indem sie das Kreuz weg-

nimmt. Sie stößt auch diese Bratopfer durch den Ofen in den Bachofen und schließt ihn in der üblichen Weise. Nach Belieben läßt sie die Gespielen „schmoren“ oder frei laufen.

Was bedeutet dieses Spiel? Nicht einmal die Mütter kennen es. Niemand weiß davon, obwohl es täglich an der autoreichen Hauptstraße gespielt wird.

Dieses Kinderpiel birgt anscheinend eine brautümliche Überlieferung aus uralten Zeiten. Im folgenden sei eine Deutung versucht:



Bachofen

Ofen

Schlüssel

1. Im Holzreiben hat sich die ursprüngliche, jahrtausendalte Weise des Feuerentzündens erhalten. Obgleich es seit langem andere Verfahren gibt, ist das Feuerreiben auch sonst im bäuerlichen Volksbrauch bis in die Neuzeit lebendig geblieben.

2. Die Spirale — die Kinder nennen sie „Schnecke“ — ist das germanische Symbol des täglichen Sonnenlaufes im Jahr. Sie ist in unserm Spiel der Wärme spendende „Ofen“. Die Kinder werden durch die Spirale = Jahressonnenlauf in den Bachofen geführt.

3. Zur Wintersonnentwende, am 21. Julmond, ist der kürzeste Sonnentag, mit dem der neue Aufstieg beginnt. Also scheint sie an jenem kurzen Tag „sich zu entzünden“, sie „macht Feuer“, wird größer und steigt höher.

Darum macht auch die Hege im innersten, d. h. kleinsten, Spiralbogen Feuer, gleich wie es die Sonne an diesem Tage selbst zu tun scheint.

4. Jetzt „brennt“ Feuer im „Ofen“, wird

es wärmer, alles wächst und gedeiht, im „Bachofen“ schmort es sogar! In den Ausdrücken Bachofen, Hege und Kinder sehe ich Umdeutungen.

Der kreisförmig gezeichnete Bachofen stellt wohl die Erde dar. Wenn die Sonne höher steigt, größere Tagesbogen beschreibt, mehr Wärme spendet, ist es im Ofen heiß und auch im Bachofen, d. h. auf der Erde.

5. Die „Hege“ ist als Umdeutung bekannt. Sie ist die Herabwertung der heidnischen Frau und Seherin.

6. Daß die Kinder in die „Windelbahn“ geführt und dort gefangen gehalten werden, entspricht dem uralten Mythos von der Gefangenschaft der (Sonnen-) Jungfrau im „Labyrinth“, der „Trojaburg“ usw. Demnach könnte die Rolle der „Hege“ hier auch von Anfang an eine feindliche gewesen sein. Das Windelbahnspiel wird an mehreren Orten auch noch als Spiel der Erwachsenen geübt.

7. Außerst beachtenswert ist das Malkreuz im Kreise, mit dem die Hege den Eingang zur „Schnecke“ schließt. Wir kennen es aus angelsächsischen Runenreihen in der Bedeutung „gear“ (Jahr). Hiermit ist die Beziehung zur Jahressonnenlauf-Symbolik eindeutig.

8. Der sinnbildliche Sonnenlauf des Jahres wird also mit dem Zeichen „Jahr“ („jares umbhiring“), welches das vollendete Jahr darstellt, geschlossen. Die Bezeichnung „Schlüssel“ ist sehr bemerkenswert.

9. Das Kinderpiel hat also hier eine Runenform in nachweislichem Zusammenhang

mit dem in ihrem Namen ausgedrückten Sinngehalt bewahrt.

10. Das Alter des Spieles wird eindeutig festgelegt durch den Gehalt an Sinnbildern, die reiflos in die vorchristliche, rein germanische Zeit zurückreichen. Andere Einzelheiten, so das Feuerreiben, weisen noch weiter rückwärts: jedenfalls liegt in dieser offenbar kultischen Handlung eine uralte Dauerüberlieferung.

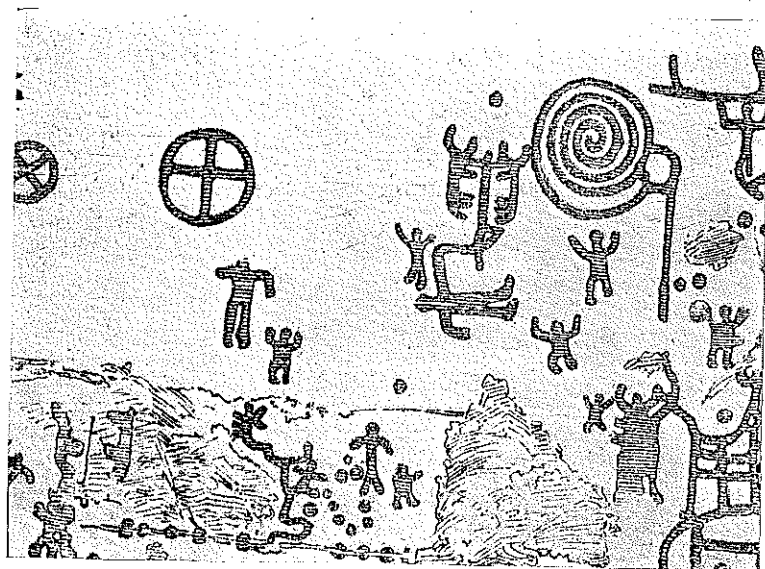
11. Der Zusammenhang mit dem Märchen von der Hexe und dem Backofen (Hänsel und Gretel) ist hiernach durch die Märchenforschung zu klären. Ein Berührungspunkt mit der Labyrinthfage liegt darin, daß die Kinder den Rückweg nur durch besondere Markierung (Erbsen, Steinchen) wiederfin-

den können. Auch die Berührung mit dem Zauberstab hat sich im Märchen gehalten.

Das mit Sicherheit zu erkennende Ergebnis wäre dies: das „Alte-Hexe-Spiel“ ist ein frühgermanisches „Beispiel“ für den Jahreslauf der Sonne, das in die kindliche Sphäre abgesunken ist, hier aber eine erstaunliche Treue in der Dauerüberlieferung erweist.

Schüze R. Weigelt, 2/I. R. 66.

Anmerkung: Zu diesen sehr beachtenswerten Mitteilungen sei noch auf das nachstehende Bild hingewiesen, eine Felszeichnung von Fintorp (Tanum, Bohuslän, Schweden). Auch hier ist die „Schnecke“ zu erkennen, scheinend mit einem Alnmarschweg; links zwei Radkreuze. (Aus German Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit; Bilderatlas, Taf. 53,1).



Zeitschriftenchau

Erich Jung, *Zur deutschen Volkskunde. Deutschlands Erneuerung*, Februar 1937.

Nach allgemeinen Ausführungen über die Worte „Volkskunde“ (dies Wort ist übrigens keine Übersetzung des englischen „Folklore“) und „deutsch“ bringt Jung einige wichtige Zeugnisse für ein Zusammengehörigkeitsgefühl der verschiedenen germani-

schen Stämme. Zum Schluß betont er die große Bedeutung der „Verbindung von Denkmälerkunde und Volkskunde“, und kündigt die langerwartete zweite Auflage seines lange vergriffenen bahnbrechenden Buches „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“ an, dessen Hauptbestreben es ist, die Denkmälerkunde für die Volkskunde fruchtbar zu machen.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1936 Heft 2/3. — Aus diesem inhaltsreichen Heft sei folgendes hervorgehoben. R. von Kienle handelt über den Alamannennamen. Die Deutung des Namens als alah-manni, „Leute des Götterhains“, ist unmöglich. Es bleibt die Grimmische Deutung, die auch Much als richtig anerkannte; danach gehört der allein strittige erste Bestandteil des Namens zu germanisch ala, „ganz, völlig“. Das Wort ist auch im Gotischen und Niederländischen belegt. Der Name bezeichnet einen größeren Stammesbund, die Alamannen sind wie die Sachsen, Franken, Thüringer eine Vereinigung mehrerer Gauböcker. Es folgen zwei Beiträge von Eugen Fehrle über „Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volksstums“ und „Das bodenständige deutsche Haus“. Unter weiteren Aufsätzen, die der Hausforschung gewidmet sind, finden wir eine Abhandlung von Phleps-Danzig über „Das Stampsdach, eine ursprünglich germanische Dachdeckungsart“. Ernst Kriedte (Die drei Frauen) würdigt das Buch von Schöll und hebt mit Recht hervor, daß die scharfe Abtrennung der drei Frauen der deutschen Sage von den germanischen Nornen nicht notwendig ist. Strobel-Heidelberg berichtet über den „Hemsbacher Pfingsttritt im 16. Jahrhundert“, Albert Beder über „Pferdehehrung rechts und links des Rheins“. A. Haberlandt („Weihnachtsbaum — Paradiesbaum — Lichterbaum“) veröffentlicht eine Darstellung des Paradiesbaumes aus Niederösterreich und ein Bild des Baumleuchters im Stift Klosterneuburg bei Wien. Ein anderes Bild desselben Leuchters brachten wir im Dezemberheft von Germanien 1936. Haberlandt teilt über diese Baumleuchter noch folgendes mit: „Der Stifter (des Leuchters) verstarb 1136 und dem Herkommen nach wurde an seinem Todestag, dem 15. November, der Lichterbaum zum Totengedächtnis entzündet. Ob ein volkstümlicher Lichtbrauch dieses Zeitabschnitts, der Martinstag liegt nicht allzuweit entfernt, irgendwie hier hineingespielt hat, bleibt zu untersuchen.“ Zahlreiche Buchbesprechungen unterrichten zuverlässig über das neue volkstümliche Schrifttum. In der Besprechung der Literaturgeschichte von Chrismann stellt Fehrle mit großem Recht fest: „Die Volkskunde hat bisher das deutsche Mittelalter viel zu sehr vernachlässigt. In den mittelalterlichen Gedichten, vom Nibelungenlied bis Wittenwilers Ring, ist wertvoller Stoff für die Erkenntnis deutschen Volkstums.“

Kasse 1937 Heft 1. W. Kraiker, *Vorgeschichtliche Zeugnisse für die nordische Herkunft der Griechen*. V. Christian, *Die*

Wurzeln des eurasischen Tierstiles. Fr. Sigismund, *Nepal, ein arisch beherrschter Staat in Vorderindien*.

Das Volk, Januar 1937. Hans Kern, *Vom Sinnbild des Baumes*. Kerns tiefdringende Abhandlung bringt schöne Zeugnisse für die deutsche Baumberehrung. Außer Beispielen aus volkstümlichem Brauchtum, Märchen und Sage stellt er Äußerungen berühmter Deutscher zusammen über das Sinnbild des Baumes (Herder, Goethe, Carus, Goerres, Arndt, Bismarck u. a.). „Rein Symbol ist mehr geeignet (als der Baum), die ewige Erneuerung des Lebens im Jahreskreislauf erschaubar werden zu lassen.“

Das Volk, Februar 1937. Rudolf J. bel, *Weltmythos und Christentum*. J. bel bringt Betrachtungen zu dem Buche „Überlieferung“ von Leopold Ziegler. „Wenn es einst eine Zeit gab, in der wir von Ziegler die deutsche Kulturlehre erwarteten, so müssen wir heute bei aller Hochachtung für sein Werk feststellen, daß seine gräko-judaische Überlieferung wohl die bisher herrschende Europas darstellt. Daneben aber gibt und gab es eine fast geheime, heute fast schon offenbare gräko-germanische Überlieferung, der, wenn nicht die meisten Anzeichen trügen, die deutsche Revolution verhaftet ist. Es ist kein Zufall, daß Ziegler nur mythische Elemente des Orients zusammenschaut und auch unter ihnen wieder die babylonisch-judaischen führend sind. Die mythische Schau unserer Überlieferung aber ist nicht zu leiten, ohne daß der germanische Mythos in seiner weitesten Auswirkung ... als richtunggebend einbezogen wird.“

H. L. Janssen, *Der heutige Stand der Runenkunde*. J. bespricht Werke von Weigel, Langewiesche, Arntz, Reichardt, Krause. Bemerkenswert ist dabei vor allem die Kritik des Handbuches von Arntz. Janssen sagt, „daß nur wenige selbständige Leistungen des Verfassers in seiner Arbeit stecken. Die Deutungen runischer Denkmäler sind häufig älteren Arbeiten entnommen, in einigen Fällen auch ohne Quellenangabe (!). Eine Reihe von Unklarheiten, Widersprüchen und Wiederholungen geben dem ganzen Werk eine wenig klare Linie. Ein bedauerlicher Mangel des Buches ist weiter, daß auf das Verhältnis der Runen zu den Sinnbildern überhaupt nicht eingegangen wird.“ Im weiteren lesen wir: „Der bisher als ältestes Runendenkmal bekannte Knochen von Maria Saalerberg in Kärnten ist eine Fälschung; ebenso sind die Weser-Runen unecht.“ Wo ist das bewiesen? Es kann höchstens davon die Rede sein, daß die Weser-Runen umstritten sind.

Odal, Oktober 1936. Werner Stief, **Die Linde, unser deutscher Lebensbaum**. „Die Linde darf neben der Eiche der deutsche Baum schlechthin genannt werden.“ Auf 36 Abbildungen bringt Stief vor allem Bilder von Dorflinden und Gerichtslinden. Seine Arbeit ist sehr anregend und zeigt einmal wieder, was alles in der deutschen Landschaft noch zu entdecken ist.

De Volksangel, Nr. 10, März 1937 (Utrecht). Unter der Überschrift „Saam“ bringt das Blatt einige bemerkenswerte Ergänzungen zu Dr. Blakmanns Aufsatz „Neues vom alten Wodan“ („Germanien“ Dezemberheft 1936).

Der Schulungsbrief, März 1937. G. Baumgart, **Germanisches Frauentum und unsere Zeit. Der Segenwahn**. Dieser Beitrag bringt eine Zusammenstellung von Äußerungen verschiedenster Forscher über den ungermanischen Ursprung des Segenwesens.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1936, Heft 1/2: E. Grohne, **Zur Geschichte der Herdstellen und Öfen in den Bauernhäusern des Bremer Gebiets**. R. Plenzat, **Vom Fischenleben der deutschen Nord-Ost-Mark**. Otto Lehmann, **Lebensbedingungen der Bauerntracht**. R. Wehrhan, **Der „Bukedanz“ (Barbier-tanz) in Heidenosendorf bei Detmold**. Heft 3/4: Adolf Spamer, **Aufgaben und Arbeiten der Abteilung Volkskunde in der Reichsgemeinschaft der deutschen Volksfor-**

schung. Viktor von Geramb, **Zu den volkstündlichen Grundfragen**. Erich Röhr, **Der Atlas der deutschen Volkskunde**. R. Wehrhan, **Autoreime im Rindermunde**. Anschließend finden sich in dem Heft sehr beachtenswerte Buchbesprechungen, von denen Grohnes Kritik von Lauffers Büchlein über den Weihnachtsbaum besonders erwähnt sei.

Folk, Zeitschrift des internationalen Verbandes für Volksforschung, 1. Jahrgang, 1. Heft, Januar 1937. L. Mackensen, **Heimat, Kolonie, Unvoll**. M. entwirft die Grundzüge einer Sprachinsel-Volkskunde. „Die Anteilnahme des Volkskundlers an diesen Dingen pflegt sich an der Lausache zu entzünden, daß der Kulturstand der Sprachinseln oft Formen von beträchtlichem Alter aufweist, ja nicht selten Formen, die sonst nirgends mehr aufzufinden sind.“ — E. L. v. Trefois, **La Technique de la Construction rurale en bois**. L. bringt einen wichtigen Beitrag zur Hausforschung in Flandern und den Nachbarländern. — Jan de Vries, **Einige Bemerkungen zur Kartographie**. Die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Volkskunde, der auch die neue Zeitschrift „Folk“ dienen soll, wird sich vor allem auf dem Gebiet der Kartographie fruchtbar erweisen.

Die anschließenden „Forschungsberichte“ bringen Überblicke über die volkstündliche Forschung in Norwegen (R. Christiansen), Griechenland (S. Antoniadis), Estland (W. Anderson). Dr. Huth.

Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Herausgegeben vom Präsidenten der Akademie, Reichsjustizkommissar Dr. Hans Frank. Gruppe V. **Rechtsgeschichte**. Forschungen zum Deutschen Recht. Herausgegeben von Franz Beyerle, Herbert Meyer und Karl Rauch. Band I, Heft 1: **Das Sandgemahl**, von Herbert Meyer. 132 S. 4^o. Verlag S. Böhlau Nachf., Weimar.

Der bekannte Göttinger Rechtsgermanist untersucht in dieser bedeutamen Abhandlung einen wichtigen Zweig des Rechtsbrauchs, der mit der Rechtssymbolik und dadurch mit der Religionsgeschichte in engem Zusammenhang steht. Herbert Meyer hat sich seit langem um dies Gebiet, und damit um die Auswertung der Rechtsgeschichte für die Religionswissenschaft und die Volkskunde die größten Verdienste erworben, da er als einer von wenigen erkannte, daß im germanischen Rechtsbrauch eine reiche, bis heute noch nicht annähernd erschöpfte Fundgrube für das germanische Leben und Glauben erhalten geblieben ist. Diese Arbeit führt in den neuesten Stand der Forschung ein und ergänzt die früheren Arbeiten des Verfassers in ausgezeichnete Weise.

In derselben Reihe erschien als Band II, Heft 1: **Altnordwegens Ursehdebann und der Geleitschwur**, von Dr. Walther Heinrich Vogt. Eid und Schwurhandlung sind von höchster Bedeutung für die Erhellung des altgermanischen Vorstellungslebens; ohne Kenntnis dieser Quellen sollte keiner über germanisches Glaubensleben schreiben. Für den, der die altnordischen Sagas ihres germanischen Gehaltes wegen liebt, ist diese Arbeit eine wertvolle Vertiefung des Verstehens.

Dadurch, daß Schrifttum und Übersetzungen gewissenhaft zusammengestellt sind, führt sie auch den Nichtfachmann an die Quellen, aus denen immer noch eine reiche Fülle von Wissen und Erkennen zu holen ist.

Unter den Schriften der Akademie für Deutsches Recht verdienen die ganz besondere Aufmerksamkeit des Germanienkundlers die **Sammlungen der Germanenrechte. Texte und Übersetzungen**. Hier ist eine Arbeit geleistet worden, die für unsere gesamte Germanistik Muster und Vorbild sein sollte. Denn die Ausgaben bringen auf der linken Seite die Rechtsfassungen im jeweiligen Urtext, auf der rechten eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung. Unsere gesamte, besonders die von Laien mit so warmer Anteilnahme und manchem wertvollen Erfolge getriebene Germanienforschung krankt ja daran, daß er, und oft genug auch der Fachmann, entweder auf schwer zugäng-

liche Textausgaben oder auf Übersetzungen angewiesen ist, die für die wirklich wissenschaftliche Benutzung ja immer mangelhaft sein müssen, da Übersetzung immer schon Deutung ist. Hier kann man sich an Hand der (auch im Schriftbild) guten Übersetzung in den Stoff vertiefen und im Bedarfsfall jederzeit auf den Urtext schauen. Wir sollten solche Ausgaben von allen für die Germanienkunde wichtigen Quellenwerken besitzen!

Es liegt uns vor: Band 10, **Gesetze der Burgunden**; hrsg. von Franz Beyerle. Der ostgermanische Stamm, der als einziger sich in Gallien lange der Verwelschung erfolgreich widersetzt hat, ist uns durch die Sagen-geschichte ja besonders vertraut geworden. Ganz zeitgemäß mutet es an, wenn das Gesetzbuch Gundobads Maßnahmen gegen die Verschleuderung des Bodens durch die Burgunden und damit gegen ihre Entwurzelung trifft: „Da wir gesehen haben, daß die Burgunden ihr Landlos zu leichtfertig verschleudern, glauben wir folgendes durch dies Gesetz bestimmen zu müssen: Keiner darf sein Land verkaufen, er habe denn andernorts noch ein Landlos oder Besitztum.“

Band 11 bringt die **Gesetze der Westgoten**, eingeleitet und übertragen durch Eugen Wöhlhaupter, der eine sehr ansprechende Übersicht über die Herrschaft der Goten in Südgallien und Spanien gibt. Ihr Schicksal ist ja besonders tragisch, da sie schließlich infolge der andauernden Feindseligkeiten der gallischen Franken geschwächt und so ein Opfer des maurischen Einfalles wurden. Ihre Gesetze, die in der Aufklärungszeit als „kindisch, läppisch und töricht“ verlästert worden sind, erfahren durch diese Ausgabe zugleich eine Ehrenrettung. Von besonders schicksalhafter Bedeutung war die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse, nachdem Refared I. (586—601) den Übertritt zum Katholizismus vollzogen und damit im Episkopat ein Gegengewicht gegen den Adel geschaffen hatte. „Die Kirche des Westgotenreiches zeigte ebenso die Macht, als alle Schwächen einer Staatskirche“. Die hier angebahnte Entwicklung hat ihre verhängnisvollen Folgen bis in die heutigen spanischen Ereignisse hinein gezeigt.

Band 12 bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu dem vorhergehenden; Eugen Wöhlhaupter stellt darin die **Hispanisch-gotischen Rechte** zusammen. Es zeigt die Einwirkung der germanischen Elemente auf die Rechtsentwicklung des alten Spaniens, das seine größte Leistung, die allmähliche Wiedereroberung des verlorenen Gebietes, zweifellos auf Rechnung seines germanischen Elementes setzen kann. Diese Leistung ist

Die Bücherwaage

Klose, Schwenkel, Weber, **Der Schutz der Landschaft nach dem Reichsnaturschutzgesetz**. Herausgegeben von der Reichsstelle für Naturschutz, Berlin 1937, Verlag Neumann. 48 Seiten, 16 Bildtafeln, brosch. 2,— RM.

Der Landschaftsforscher wird sich gerne auch über die Naturschutzgesetzgebung unterrichten. Im vorliegenden Heft sind die drei Hauptvorträge der ersten Reichstagung für Naturschutz veröffentlicht, die alle angehen, denen die Pflege der deutschen Landschaft am Herzen liegt. Huth.

Woltmanns Werk, 3 Bde., herausgegeben

von Otto Reche. Justus Dörner, Verlag, Leipzig. Politische Anthropologie geh. 10,— RM., geb. 12,— RM. Die Germanen und die Renaissance in Italien geh. 9,— Reichsmark, geb. 10,60 RM. Die Germanen in Frankreich geh. 6,— RM., geb. 7,40 Reichsmark. Alle drei Bände in Kassette geh. 25,— RM., geb. 30,— RM.

Wir haben diese sehr dankenswerte Neuausgabe bereits in „Germanien“ angezeigt (Märzheft Seite 95) und weisen hier nochmals auf sie hin. Woltmanns grundlegende Werke waren jahrelang völlig vergriffen. Huth.

allgemein noch zu wenig gewürdigt worden; sie wird von Wohlhaupter mit Recht als „eine gewaltige völkische Leistung“ bezeichnet.

Claudius von Schwerin, **Germanische Rechtsgeschichte**. Ein Grundriß. 241 S. 4^o, brosch. 6,50 RM., Leinen 8,50 RM. Junfer & Dünhaupt Verlag, Berlin.

Schwerin gehört zu den führenden Forschern und vor allem Darstellern des germanischen Rechtes. Den Vorzug dieses Grundrisses kann man am besten mit seinen eigenen Worten kennzeichnen: „Dieses Buch ist nicht für Gelehrte geschrieben, sondern für

Lernende. Sein Inhalt soll aber nicht im einzelnen gelernt, sondern in erster Linie gelesen werden, um Verständnis für die deutsche Rechtsentwicklung zu vermitteln. Geschichte läßt sich nicht lernen, sie muß verstanden werden.“ Dieser treffliche Zeitsatz ist in dem Buche in schönster Weise durchgeführt worden. Es wird dem unbefangenen Leser, der mit dem Willen zum Lernen und Verstehen herangeht, ein lebendiges Bild vom Geiste des deutschen Rechts und damit vom germanischen Menschen vermitteln. Pl.

Frage und Antwort

Seit Beginn meiner germanienkundlichen Geschichtsstudien und Ortsuntersuchungen im Jahre 1925, die sofort von einem lebhaften, jetzt im Archiv der Pflegstätte zu findenden wissenschaftlichen Briefwechsel begleitet waren, ist auch eine sehr große Zahl von Briefen an Freunde und sonstige Belanghaber (niederdeutsches Wort für Interessenten) geschrieben worden, deren Inhalt vielen anderen mit den gleichen Fragen und Aufgaben befaßten Lesern unserer Zeitschrift hätten nützlich sein können und von ihnen gern gelesen wären.

Wenn erst jetzt die Zeit da ist, den langgehegten Plan, einen meist „Briefkasten“ genannten Verkehr zwischen Leserschaft einerseits und Schriftleitung, Vereinigung und Pflegstätte andererseits einzurichten, so hat das wenigstens den Vorteil, daß heute die meisten zur Erörterung stehenden germanienkundlichen Gegenstände geklärt sind als anfangs und daher zuverlässiger öffentlich behandelt werden können.

Mit Dank werden wir Anregungen und auch Kritik aus dem Leserkreise, der mit uns auf Fortschritt bedacht ist, entgegennehmen. Auch **Frage n**, durch die ein Überblick über gewisse auf germanischem Boden vorkommende Orts-, Berg-, Flur- und Flußnamen, über Gebräuche und sonstige Erscheinungen mit oder ohne Verbindung mit auffälligen Namen geschaffen werden kann, sollen in den Aufgabenkreis unserer Einrichtung einbezogen werden.

Um ein übermäßiges Anschwellen des Schriftwerks (und des Freimarckenverbrauchs) zu vermeiden, werden die Einsender gebeten, möglichst alle ihre (natürlich sehr

erwünschten) näheren Angaben auf die freie Seite einer Postkarte, Nebenbemerkungen sowie Postanschrift auf die andere Seite zu schreiben und auf einen Dank zunächst zu verzichten. Leudt.

Wir beginnen heute mit einer Rundfrage und einer Antwort.

Rundfrage 1. Staffelberge, Stoppelberge. Wo, in welchen Erscheinungsformen und mit welchen Überlieferungen gibt es Berge oder Hügel gleichen oder ähnlichen Namens?

Antwort Nr. 1. Hertha oder Nerthus? Gab es eine Ostara?
Dr. L. in Lankwih.

Es ist richtig, daß es eine „Göttin“ mit Namen Hertha nie gegeben hat. Diese beruht, wie schon Müllenhoff in seiner Deutschen Altertumskunde bewiesen hat, auf Erfindung, die wiederum auf falsche Lesung des Wortes Nerthus zurückgeht. Dieser Name ist sicher bezeugt und „bietet zu Zweifeln keinen Anlaß. Eine Göttin Hertha hat in ihr keinen Anhalt und beruht auf Erfindung“; so sagt R. Much in dem nach seinem Tode jetzt erschienenen Kommentar zur Germania des Tacitus (bei Carl Winter in Heidelberg). Much gibt dort auch eine Deutung des Namens, der dem nordischen (männlichen) Njördr entspricht: „Nerthus wird besser als mit griech. *nerteros* mit felt. *nerito* = „Kraft“ zusammengestellt, zu dem auch innerhalb des Germanischen in anord. *njardlass*, *njard-gjörd* „starkes (?) Schloß“, „starker (?) Gürtel“ eine Entsprechung vorliegen dürfte ... Der Name scheint danach die personifizierte Lebenskraft, Trieb-

kraft der Natur anzuzeigen.“ Über den angeblichen Herthasee auf Rügen sagt Much: „Von gelehrten Fabeleien, wie der vom Herthasee auf Rügen, auch wenn sie sich in das Gewand der Volks Sage hüllen, ist natürlich abzusehen.“

Dagegen ist die Ostara keine Fabelei, sondern in der angelsächsischen Form „Eostre“ sicher bezeugt; der Name steht mit unserem Ostern sicher in Zusammenhang.

Die indogerm. anzusehende Form *aus-ro* ist im Litauischen erhalten; german. wird daraus *aus-l-ra* und *ostara*. Das erste *a* in Ostara ist also nur Übergangslaut und darf auf keinen Fall betont werden. Das lat. *Aurora*, Morgenröte, ist von demselben Stamme gebildet; der Name bedeutet etwa „neues Licht“ (von Osten, wo die Sonne zur Frühlings-Tag- und Nachtgleiche aufgeht). Pl.

Vereinsnachrichten

An die Mitglieder der Vereinigung der „Freunde germanischer Vorgeschichte“, gegründet von Professor Leudt-Deilmold.

Einladung

zur 10. öffentlichen germanienkundlichen Tagung in der Pfingstwoche in Gelsenkirchen.

Dienstag, den 18. Mai, bis Freitag, den 21. Mai 1937.

Leitung und Treffpunkt Hans-Sachs-Haus, 10 Minuten vom Bahnhof.

Tagesordnung:

Dienstag, den 18. Mai:

- 20 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer im großen Saal des Hans-Sachs-Hauses durch Ortsgruppe, Ahnenerbe, Stadtverwaltung, Pflegstätte für Germanienkunde.
- 21.15—22: Lichtbildervortrag Dr. Spethmann-Essen: 2000 Jahre Ruhrland.

Mittwoch, den 19. Mai:

- 7.30: Abfahrt, die Wagen stehen vor dem Eingang vom Hans-Sachs-Haus in der Battmannstraße.
- 8.30: Ankunft beim Gasthaus Schürmann (Zur Landwehr), Straße Kirchhellen—Hünge. Wanderung über die Landwehr nach dem Timpel bei Berger-Schulte.
- 10.15: Abfahrt nach Erle zur tausendjährigen Ravenscheide auf der „Wehme“.
- 11.15: Weiterfahrt nach Borken, Blick auf den Timpel mit Haus Döring.
- 11.30—13: Mittagessen in Borken, Hotel Rienhaus. Vortrag über den Annaberg bei Haltern, Juhlhorn.
- 13.15—14.15: Besichtigung der Düwelsteine bei Heiden. Umwallung des Besitzes des „Sunu“.
- 15.15—16.30: Wanderung über den Riemenvall. Raft im „Seehof“ am Halternsee.
- 17.30: Ankunft in Gelsenkirchen.
- 20.15—21.15: Hans-Sachs-Haus, Vortrag Professor Wülf-München: Der arische Sonnenheld.
- 21.30—22: Dr. Pfaffmann: Der arische Sonnenheld in der deutschen Sage. Aussprache.

Donnerstag, den 20. Mai:

- 8 Uhr: Abfahrt vom Hans-Sachs-Haus in der Battmannstraße.
- 9.30—11.30: Besichtigung des „Burgberges“ bei Deftrich, nahe Letmathe.

- 11.45—12.45: Besichtigung der Kirche, der Grabsteine und Wälle der Hohensyburg.
 12.45—14.15: Mittagessen auf der Hohensyburg.
 15—16.30: Rast in „Gethmanns Garten“ in Blankenstein.
 17.45: Ankunft in Gelsenkirchen.
 20.15: Treffen im Hans-Sachs-Haus und
 20.30—21.15: Vortrag Otto Siegfried Reuter: Germanische Astronomie.

Freitag, den 21. Mai:

- 8 Uhr: Abfahrt Hans-Sachs-Haus in der Battmannstraße zu den bronzezeitlichen Gräbern auf dem Giesenberg und dem Vangeloh bei Castrop-Rauxel.
 11.45—13.30: Führung durch das Bergbau-Museum in Bochum.
 14 Uhr: Mittagessen und Abschluß der Tagung auf dem Wasserschloß Berge.

Auf Grund besonderen Entgegenkommens stehen am Freitag weiter zur Wahl:

1. Einfahrt in ein Kohlenbergwerk. Auf eigene Gefahr.
2. Besichtigung der Verkaufsstellung der „Gutehoffnungshütte“ in Oberhausen. Gibt Einblick in das industrielle und bergbauliche Schaffen. 660 Meter unter der Erde, sauber und ungefährlich.
3. Besichtigung der Röhrenwerke der „Deutschen Eisenwerke“, einziges Werk dieser Art in Deutschland.

Als Erklärer und Führer an den germanischen Stätten sind außer dem Führer der Ortsgruppe Gelsenkirchen, Herrn Willms, Professor Teudt, Professor Wüst, Dir. Beher, Dr. Guth und Dr. Brüns, ortskundige Herren vorgesehen. Dauer der örtlichen Erklärungen jedesmal etwa 10 Minuten.

Die Fußmärsche sind kurz und nicht anstrengend und gut über den Tag verteilt. Autopreise für die beiden ersten Tage etwa RM. 2,70 und 2,80. Am Freitag RM. 1,50.

Mittagessen (Eintopf) RM. 1,00—1,10.

Anmeldungen (und Wohnungsgesuche) bis 8. Mai erbeten an das Verkehrsamt in Gelsenkirchen, Hans-Sachs-Haus. Wer die Pfingstferien in der wunderschönen Heide nördlich Gelsenkirchen oder in den Bergen um Hagen zu verbringen wünscht, wende sich um Auskunft an den Verkehrsverein Gelsenkirchen oder Hagen.

Der Tagungsbeitrag (einschließlich Vorträge, aber ohne Autofahrt und Mittagessen) beträgt wie bisher RM. 4,— und ist bis zum 8. Mai einzuzahlen auf das Konto „Pflegstätte für Germanenkenner“ 1614 bei der Lippischen Landesbank in Detmold. Von Besuchern, die nur an einem Tage an der Tagung teilnehmen, ist am Treffpunkt ein Unkostenbeitrag in Höhe von RM. —,50 zu entrichten. Schülerkarten für alle Veranstaltungen die Hälfte.

Wer nur die abendlichen Vorträge zu hören wünscht, zahlt an der Abendkasse RM. —,30.

Die Tagung ist öffentlich, ihr Besuch steht allen Freunden unserer Bestrebungen frei, auch wenn sie nicht Mitglieder unserer Vereinigung und nicht Leser von „Germanien“ sind.

Auskunftsstelle und Wohnungsnachweis am Dienstag, dem 18. Mai, im Verkehrsverein (gegenüber dem Hauptbahnhof) und im Eingang des Hans-Sachs-Hauses.

Anmeldungen zu den drei industriellen Führungen am Freitag werden am Dienstag und Mittwoch abend im Hans-Sachs-Haus entgegengenommen.

Germanien



Monatshefte für Germanenkenner
 zur Erkennung deutscher Vorfahren

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Gitterdamm 12

9. Jahrgang, Heft 5

Inhalt

- | | | | |
|---|-----|--|-----|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Gedanken zur Sinnbildforschung. Von Dr. R. F. Bierguß | 129 | Niebsche und die Germanen. Von Hans Eggert Schröder | 147 |
| Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden. Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt | 133 | Heilige Hochzeit und Mailehen in England. Von Dr. phil. Heinz Hungerland | 151 |
| Die Kapelle von Drüggelte bei Soest. (Schluß) Von Dr. Werner Müller | 137 | Zeitschriftenschau | 154 |
| Der Jahrgott von Trier. Von Albert Becker | 143 | Lieb und Stich | 156 |
| | | Die Fundgrube | 158 |
| | | Die Bücherwaage | 159 |
| | | Bereinsnachrichten | 160 |

Das Umschlagbild zeigt eine englische Darstellung der Maikönigin mit dem Pfingstochsen (vgl. den Aufsatz „Heilige Hochzeit und Mailehen in England“.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1,80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Gitterdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Mai

Heft 5

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Gedanken zur Sinnbildforschung

Von Dr. R. F. Bierguß

Blättert man in Büchern und Schriften über germanische Sinnbilder, Zeichen und Runen, so wird man meist ein Gefühl der Unbefriedigung nicht los. Nicht nur gehen die Auffassungen über den Sinn der einzelnen Zeichen weit auseinander, nicht nur erscheinen die ihnen untergelegten Bedeutungen nur zu oft banal oder weit hergeholt, sondern auch die Meinungen über das Wesen des Sinnbildes selbst ermangeln vielfach der Klarheit und inneren Folgerichtigkeit. Hier klar zu sehen, ist jedoch das erste Erfordernis einer Sinnbilddeutung.

Die Frage nach dem Wesen des Sinnbildes führt unmittelbar in das tragende Grundgeball jeder wissenschaftlichen Bestimmung, in die Weltanschauung, und so liegt auch die nächste Schwierigkeit des Sinnbildverstehens darin, daß wir modernen Europäer in einer geistigen Welt leben, in der Sinnbilder kaum vorkommen und jedenfalls nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es ist für uns nicht lebenswichtig, gewisse Sinnbilder zu kennen und richtig anzuwenden; weder zur Sicherstellung unserer Nahrung, noch zum Schutze unseres Hauses, weder zu unserer Gesundheit noch zum Heil unserer Seele glauben wir mehr Sinnbilder nötig zu haben — im Gegensatz zu sog. „primitiven“ Völkern, die man aber besser „naturverbundene“ nennen sollte.

In allen naturverbundenen Volkskulturen, zu denen auch die germanische vor der Bekehrung zum Christentum gehörte, ist das Sinnbild von entscheidender Wichtigkeit. Wenn jedoch solche ursprungsreinen Rassen und Kulturen sich vermischen, ist immer eine Entseelung der betreffenden Kultur die Folge, und damit werden auch ihre Sinnbilder zugunsten von Begriffszeichen vernachlässigt. Die Kultur geht damit ihres „mythischen Mutterhofes“ (Niebsche) verlustig, sie wird versachlicht und versachlicht, verfällt der „Anwendung“ (Frobenius).

Hat sonach unsere moderne Kultur keinen Raum für das Sinnbild, so kommt, sein Verständnis erschwerend, noch die besondere „wissenschaftliche“ Haltung vieler Forscher hin-

zu. In der Einstellung zur germanischen Religion hat sich ja im Laufe der Jahrhunderte ein ständiger Wandel vollzogen. Unsere Ahnen mußten bei ihrer Befehrung den alten Göttern förmlich abschwören¹; die Befehrer glaubten nicht, daß Wodan oder Donar bloße Phantasiegebilde seien, sondern sahen in ihnen, wenn auch unholde, so doch wirkliche und wirkende Wesen, Teufel. Diese Wertung teilte sich natürlich den Befehrten mit, und sie, die sich vordem im Sippenfrieden und im Bunde mit ihrem „Freundgott“ („fulltrai“) vor Unholden sicher wußten, lernten in der Folge Teufelsfurcht und Aberglauben, bis sie schließlich der furchtbarsten aller Verirrungen des Geistes, dem Hexenwahn, verfielen. Und indem die Kirche an die Stelle der heimischen, erlebten Wahrheit eine fremde, zu erlernende setzte, unterbrach sie die Verbundenheit der Germanen mit ihrem Quellgrund, nahm sie ihnen die Bezogenheit auf den lebendigen Sinn ihres Daseins — die germanischen Sinnbilder verblaßten, da sie nicht mehr mit gutem Gewissen erlebt werden konnten.

Die Reaktion auf die Anebelung der Geister im Mittelalter war die Aufklärung mit ihrer Vergötterung der Vernunft. Und — so weit wir uns heute von einem bloßen Vernunftglauben entfernt wähen — die von ihm erzeugten Voreingenommenheiten fälschen immer noch die Weltanschauung vieler Forscher und hindern ein wahres Verstehen unserer alten Sinnbilder. So kommt es denn, daß man in immer neuen Abwandlungen versucht, die Sagen, Mythen und Zeichen als Niederschlag oder Nachklang tatsächlicher Vorgänge der äußeren Natur zu deuten, der Eiszeiten oder anderer einschneidender Ereignisse. Nicht weniger Ausdruck des bloßen Vernunftglaubens ist die Meinung, die Götter- und Helden-sagen seien im Grunde genommen eine Art unzureichender Geschichtsschreibung, sollten also die Erinnerung an hervorragende Persönlichkeiten, Erfinder, Könige oder Heerführer bewahren². Schließlich entspringt aufklärerischer Haltung noch eine dritte Art der Mythen-deutung, die zwar auf den ersten Blick weit „geistiger“ aussieht, das ist die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Lehre, die, in ihrer Unfähigkeit, echte Sinnbilder zu verstehen, sie alle als „Allegorien“ aufsaßte, d. h. als „Verkörperungen“, „dichterische Vorstellungen“ oder „Verpersönlichungen“ von Naturmächten, wie Wetter und Wind, Sonne, Wolken, vor allem des Gewitters³.

Die Zeit liegt noch gar nicht so weit hinter uns, da jede andere Auffassung der Sinnbilder als „unwissenschaftlich“ galt, als „phantastisch“ und „schwärmerisch“. Aber wer selbst nicht imstande ist, Sinnbilder zu erleben, vermag sie auch mit allem Rüstzeug gelehrter Wissenschaft nicht zu enträtseln. Es gehört zum Wesen des Sinnbildes, daß es gar nicht mit den Denkmitteln „exakter Wissenschaft“ — die allesamt nach dem Vorbilde der exakten, d. h. mathematischen Naturwissenschaft gebildet sind — erfaßt und begriffen werden kann. Vielmehr gehört zur „Deutung“ eines Sinnbildes eine Geisteshaltung, die derjenigen ähnlich ist, aus welcher einst das Sinnbild entstand. Das aber ist nicht die Haltung des erkennenden Wissenschaftlers, der auf begriffliche Erkenntnis von „Tatsachen“ eingestellt ist, sondern die Haltung des „Weisen“, der auf Deutung der, als Sinnbild erlebten, Erscheinungen gerichtet ist. Ihm werden schließlich alle Erscheinungen zum Sinnbild, d. h. zum Bilde des

¹ „Forsachistu diabolae? ec forsacho diabolae. end allum diabolgelda? end ec forsacho allum diabolgela. end allum dioboles uuereum? end ec forsacho allum dioboles uuereum and uuordum Thunar ende Uoden ende Saxnoto ende allum them unholdum the hira genotas sind...“ In Neuhochdeutsch: Verleugnest du den Teufel? Ich verleugne den Teufel. Und alle Teufelsopfer? Und ich verleugne alle Teufelsopfer. Und alle Teufelswerke? Und ich verleugne alle Teufelswerke und Worte, Donar und Wodan und Sarnot und alle Unholde, die ihre Genossen sind. (Aus dem sächsischen Taufgelöbniß des 8. Jahrhunderts.)

² Diese rationalistische Ausdeutung z. B. der Wodangestalt findet sich schon bei Snorri Sturluson in dessen Königsbuch. Als weiteres Beispiel sei Carlyles „Über Helten, Heltenverehrung und das Helidentümliche in der Geschichte“ genannt.

³ „Mythen sind in die Form von Erzählungen umgesetzte Wahrnehmungen von der Wirklichkeit der Naturmächte“, definierte Ernst Siecke in seiner „Indogermanischen Mythologie“, Leipzig o. J. Vgl. auch R. Ph. Moritz.

ewigen Lebensgrundes, seiner Wesen oder Seelen, die in den wechselnden Bildern erscheinen. Denn „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ vor dem Blicke des Weisen, und „das Äußere ist ein in Geheimniszustand erhobenes Inneres“ (Novalis).

Wir können nicht glauben, daß die religiösen Sinnbilder unserer Ahnen Abklatsch von äußeren Ereignissen, Allegorien, „Verkörperung“ von Begriffen sein oder, bestenfalls, nur auf „Einbildungen“ und „Selbsttäuschungen“ zurückgehen sollten. Hier vor allem ziemt uns Ehrfurcht und Bescheidenheit. Den Alten waren tiefere Einsichten in das Wesen der Erscheinungen möglich als uns so vielwissenden Enkeln. Man muß den herkömmlichen historisch-aufklärerischen Standpunkt verlassen und den Mut haben, in den „heidnischen“ Göttern erlebte Wirklichkeiten anzuerkennen, man muß endlich das Reich der seelischen Wirklichkeit entschlossen bejahen und davon abkommen, in allen Erscheinungen nach einer verstandesmäßigen Erklärung zu suchen. Es läßt sich eben nicht alles in den Netzen der Begriffe auffangen. Jeder Lebensvorgang, und sei er noch so schlicht, ist viel mehr, als der erkennende Verstand darüber aussagen könnte. Die Wirkung der Musik, der Duft einer Blüte, das Lachen eines Kindes, der Rhythmus einer Trommel — wer wollte sie jemals ausschöpfen? Wer freilich nicht an göttlich-schöpferische Mächte glaubt und an die Möglichkeit, mit ihnen zeitweise in unmittelbare Verbindung zu treten, dem müssen alle Sinnbilder als unverbindliche Ausgeburt der Phantasie erscheinen, die nur dann sinnvoll werden, wenn man sie in ein Zweckgefüge einreihen kann.

Eine einfache Überlegung hätte schon davor bewahren sollen, den Sinn der Sinnbilder in sinnlichen Dingen zu suchen. Wie könnte z. B. das Hakenkreuz ein „Sinnbild der Sonne“ sein, da doch die Sonne selbst, weil jedermann sichtbar und verstehbar, nicht erst eines geheimnisvollen „Sinnbildes“ bedarf! Ein „Sinnbild“ ist, das sagt ja schon das Wort, ein „Bild“ für einen „Sinn“, d. h. für etwas an sich Unsinnliches, Unbildliches, das aber eben des Bildes bedarf — nicht um zu wirken, aber — um wahrgenommen, sinnfällig werden zu können.

Dagegen ist die von Montelius stammende Umschreibung „Sonnenrad“ nicht unglücklich, da sie denn deutlich darauf verweist, daß es sich hier um ein „Sonnenzeichen“ handelt, das, einem rollenden Rade vergleichbar, Umschwingung und Wiederkehr enthalte, u. z. nicht der stofflichen, sinnlichen Sonne, sondern der kreisenden Sonne als Sinnbild, in dem alles Lichte, Hohe, Reine, strahlende Helle und wärmende Liebe, aber auch Freude, wachsendes Leben, endlich Blühen, Reifen, Welken und Neuwerden des Jahres, ja des Lebens selber, mitgemeint sind! Es ist das Wesen der Sonne, vom schauenden Germanen mit göttlichem Namen benannt, dem er Andacht und Verehrung zollte, dem er sich zu vermählen, dem er ähnlich zu werden trachtete, und das sich ihm in verschiedenen Bildern offenbarte, je nach den besonderen Seiten dieses Wesens, daher denn, wie Herman Wirth nachgewiesen hat, das Steigen und Sterben der Sonne und des Jahres das immer wiederkehrende Grunderlebnis eines großen Reichtums von Zeichen und Mythen geworden ist.

Gerade der schlichte, unverbildete Mensch erlebt die Welt als Sinnbild; ihm ist z. B. „Blut“ auch heute noch etwas ganz anderes als ein „flüssiges Gewebe“ mit so und so viel Millionen roter und weißer Blutkörperchen usw. usw. — diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse bedeuten für die Einsicht in das Wesen des Blutes rein nichts — sondern ihm ist Blut eben ein „besonderer Saft“, Bild, sinnfälliger Ausdruck für eine Erlebnisganzheit, die sich etwa mit den Worten: Rassegeist, Ahnenverbundenheit, Verwandtschaft, Lebens- und Liebeskraft und Drang umschreiben ließe. Daher die Wichtigkeit des „Blutes“ für mancherlei „abergläubisches“ Brauchtum, und daher die rote Farbe als Sinnbild für Geschlecht, Licht, Liebe und Leben! (Die Bänder an Jul- und Maikranz müssen rot sein, alles andere ist sinnlos.)

Wir müßten daran verzweifeln, je Sinnbilder und Zeichen unserer Ahnen deutend zu verstehen, wenn es uns nicht möglich wäre, selbst noch Sinnbilder zu erleben. Das tun

wir aber täglich und nächtlich, am bekanntesten im Traum, da die in uns mächtigen Seelenregungen ihren Ausdruck in Bildern finden, ebenso eigenartig flüchtig in ihren Umriffen und doch ausgesprochenen Charakters wie sie selbst. Und diese Bilder, bedeutsam nicht durch ihren Gegenstand, den sie „abbilden“, sondern durch ihren Charakter, dem sie, als etwas Spitziges, Plumpes, Bedrückendes, Erhebendes, oder wie immer, sinnfälligen Ausdruck verleihen, kehren dann auch oft in Tagträumen wieder, in Zuständen der Gelöstheit, besonders aber vor dem Einschlafen, wenn die Gedanken beginnen, durcheinander zu laufen.

Alle diese Bilder sind eingebettet in bestimmte Gefühle, etwa des Quälenden, des Vorwurfsvollen, oder auch der stillen Freude, der sicheren, glückstarken Selbstbestätigung. Und man weiß auch im Grunde um die gefürchteten oder gewünschten Zustände, deren bildmächtiger Ausdruck sie sind, man weiß heute Träume zu deuten, d. h. versteht ihre Bilder als Erscheinung und Ausdruck bestimmter Sinngehalte, bestimmter sinnhafter Regungen in unserer Seele.

Gewisse Bilder, Abbilder von Naturdingen — Baum, Quell, Rad, Kröte u. v. a. — liegen gleichsam bereit, um Sinnträger für ganz bestimmte seelische Zustände und Erfahrungen, Wünsche oder Ängste zu werden, und es ist heute durch die Untersuchungen namentlich E. G. Jung¹ erwiesen², daß in den Mythen typische Erfahrungen der Menschen unserer Rasse Ausdruck gefunden haben, daß sie die für unsere Rasse typischen Verhaltensweisen an schicksalhaften Wendepunkten der Entwicklung zum Menschen widerspiegeln — so etwa die Lösung von den Eltern, die Gattentwahl, die Berufsfindung, das Altern ...

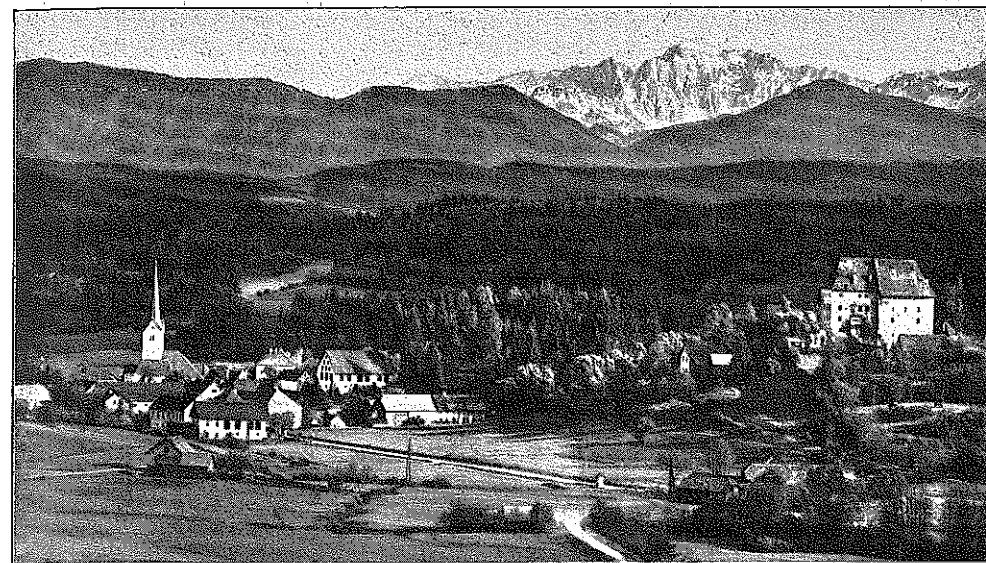
Streng genommen ist auch die Sprache ein Gefüge von Sinnbildern. In ihrer Ausdrucksweise bewahrt sie wesentliche Züge des mythischen Weltbildes, so, wenn wir davon sprechen, daß der Weg sich einen Berg hinauf winde, der sich aus der Ebene erhebt, um etwa auf einer Seite steil abzustürzen! Aber auch die Worte und Sätze sind Sinnbilder, wenigstens in ursprünglicher, ausdrucksstärkender Sprache, wie sie noch heute von echten Dichtern erreicht wird. Unterscheidet man mit Ludwig Klages² von den Begriffsworten (z. B. „Punkt“, „Verschiedenheit“) die Bedeutungsworte (z. B. „Nacht“, „Jugend“, „Kälte“), so spürt man vor allem in diesen noch den Nachhall des Erlebnisses, dem sie ihren Ursprung verdanken.

Die Symbolbildung in sog. abstrakten Zeichen, wie den Runen, ist gleichsam ein Gestaltungsvorgang höherer Art. In ihnen finden Erlebnisse der Menschenseele aus jenen Schichten heraus Ausdruck, in die das Tagesbewußtsein nicht hinabreicht, Erlebnisse der eigenseelischen Entwicklung, aber auch der überpersönlichen Erfahrung im Zustande heiliger Ergriffenheit. Und gar die Göttergestalten unserer Ahnen gebaren sich aus gewissen Erlebnissen der germanischen Seele, die aber nicht von dem einzelnen willkürlich aufgesucht werden können, sondern in denen sich eine schaffende, gestaltende Macht überwältigend kundtat. Die geheimnisvollen Zeichen und meist weißen Tiere aber — die weiße Schlange mit dem goldenen Krönlein, die weiße Hirschkuh mit dem goldenen Geweih, der weiße Schwan mit dem goldenen Kettlein — entziffern sich als Bilder für den Charakter seelischer Zustände oder Entwicklungsstufen ...

Das also ist es, was wir von einem Sinnbildforscher verlangen müssen: Ehrfurcht vor der Weisheit der Ahnen, Offenheit der seelischen Wirklichkeit und Vertrautheit mit ihren Gründen und Hintergründen, soweit sie uns heute auf Grund der Selbsterfahrung und der Versenkung in die religiösen Zeugnisse nordischer Völker zugänglich sind, eigene hohe seelische Entwicklungsstufe und den schauenden Blick des Weisen. So wird er imstande sein, selbst Sinnbilder zu erleben und nachzuerleben, und so kann er uns, meistert er zudem den Stoff, neue Quellen völkischer Kraft erschließen.

¹ Vgl. „Geist als Widersacher der Seele“, Leipzig, S. 94 u. ö.

² Vgl. „Seelenprobleme der Gegenwart“, Zürich 1931.



Moosburg, wo die von Karlmann erbaute Festung stand, in der König Arnulf seine Jugendzeit verlebte
Aufn. Schilcher

Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt

Wie Funde von germanischen Gebrauchsgegenständen und gewisse geschichtliche und volkskundliche Tatsachen bezeugen, waren schon vor der Slawenzeit Germanen in Kärnten anässig. Die von Paulus Diaconus erwähnte Besetzung des Gailtales durch die Langobarden, die Zugehörigkeit Kärntens zum Reiche der Ostgoten, Franken und Langobarden lassen es als sicher erscheinen, daß die um 590 einbrechenden Slawen und Germanen hier schon auf starke germanische Ansiedlungen stießen. Aber bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts kamen die Slawen durch Herzog Odilo von Bayern unter die Oberhoheit der Bayern und 788 wurde Karantanien von Karl I. dem fränkischen Reiche eingegliedert. In verschiedenen Teilen des Kerngebietes von Kärnten setzte nun die deutsche Einwanderung ein. Geistliche und adelige Grundherren empfingen von karolingischen und deutschen Königen reichen Grundbesitz im Lande und siedelten hier deutsche Bauern und Bürger an. Zahlreiche Urkunden beweisen, daß die deutsche Besiedelung schon damals in großem Umfang einsetzte und von dauerndem Erfolg begleitet war. Die erste Urkunde dieser Art stammt aus dem Jahre 822.

So ist es denn nicht erstaunlich, daß in den älteren Kärntner Urkunden, etwa von 800—1260, Namen von Helden aller germanischen Sagen mannigfach bereichert sind, und zwar in althochdeutscher wie mittelhochdeutscher Lautgebung, weil eben die Sage bis ins hohe Mittelalter in Liedform immer neue Blüten trieb. Aus der Lautgestalt und zeitlichen Bestimmtheit der urkundlichen Heldenamen läßt sich mittelbar auf die dichterische Sagenform schließen, der sie entnommen sind.

Keine andere germanische Sage ist das ganze Mittelalter hindurch und im ganzen Bereiche der germanischen Sprachen so allgemein in den Besitz aller Stämme eingegangen und so reich von der Dichtung behandelt worden wie die Nibelungen-sage. Schon

um die Wende des 8. zum 9. Jahrhundert kommen in Bayern Namen aus der Nibelungen-
sage als Personennamen vor. Sie wurden wohl in Anlehnung an die Heldensage gegeben,
weil sie erst aus der Dichtung sinnvolle Bedeutung gewannen. So bezeugt denn das Vor-
kommen von Heldennamen in vornehmen Familien, daß die Heldensage zu jener Zeit in
mündlicher Überlieferung noch lebte. Auf das Schicksal und den Charakter des Helden
kommt es bei der Namengebung nicht durchaus an, sondern nur auf die besondere Lebens-
führung und Tüchtigkeit der betreffenden Heldenfigur.

Wohl tritt der Name Nibelung im 8. Jahrhundert außer Gebrauch, weil man das üble
Schicksal dieses Geschlechtes nicht in den Bereich des eigenen Lebens ziehen mochte. Aber
andere Namen aus dieser herrlichsten aller Sagen sind urkundlich weiterhin bezeugt. Sie
wurden längst verschollenen, nie aufgezeichneten deutschen Heldendichtungen entnommen,
deren Spuren wir erst später in englischen oder skandinavischen Heldenliedern wiederfinden.

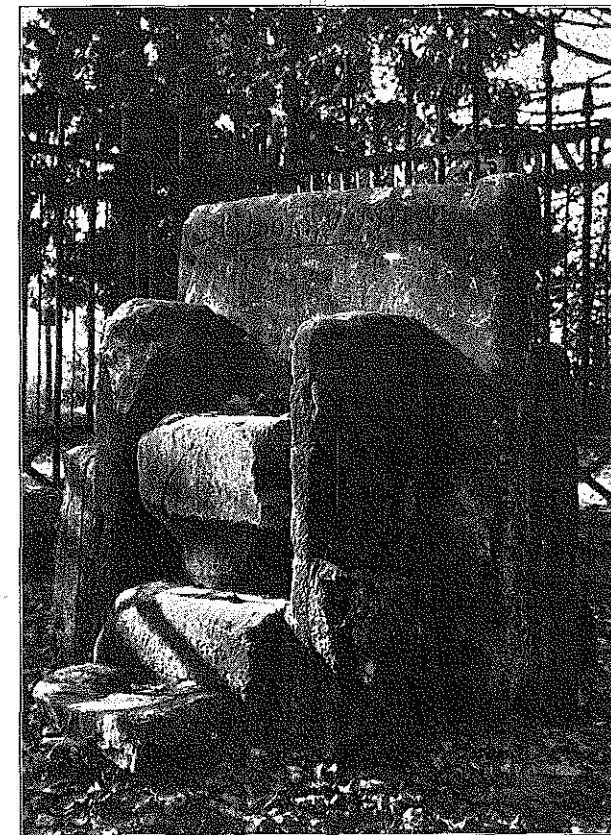
Der in kärntischen Urkunden von 1075 an genannte Sigefridus, Sigifridus, Sigivrit,
ferner Sigomunt und Fizzilo gehören dieser alten vorliterarischen Nibelungendichtung
Deutschlands an. Wohl tritt Siegfried schon seit dem 11. Jahrhundert als Sohn Sieg-
munds auf. Der Name dieses Helden ist aus dem kärntischen Ortsnamen Sigomuntungen
zu erschließen. Er wird 990 und später wieder im 12. und 13. Jahrhundert für das heutige
Dorf Siebending im Lavanttal gebraucht. Sigizingun (zu Sigizo, der Rosenform von
Sigimunt) und Sigomuntungen heißt „bei den Leuten oder der Sippe des Sigimunt“. Vom
althochdeutschen Sigimunt ist auch der durch slawischen Mund gegangene Ortsname
Sigmontitsch (windisch Zmotice) bei Finkenstein abzuleiten.

Im 10. Jahrhundert ist Siegmund noch der Walbläuser, der mit seinem Neffen
Sinfjötli Rache für den getöteten Vater nimmt. Von dem wilden Waldeleben, das beide
als Verbannte führen, wobei sie furchtbare Taten verrichten, gibt der nordische Name
Sinfjötli Kunde, der in althochdeutschen Urkunden des 9. Jahrhunderts als Sinterfizzilo
(„der mit sinterfarbenen, gelbgrauen Schenkeln“, d. h. der Wolf) erscheint, aber auch als
Fizzilo, so eben in einer Kärntner Urkunde von 927. In dieser Entwicklung der Sage ist
Siegfried noch nicht der Sohn Siegmunds, sondern dieser selbst bezwingt den Drachen,
findet ein wunderbares Schwert, mit dem er das Untier tötet und gewinnt so den un-
geheuren Schatz. Erst später sind Siegfried und Siegmund in verwandtschaftliche Verbin-
dung miteinander gebracht worden. Die Folge davon war, daß der berühmte Held Sieg-
fried den Vater beerbte und zum Drachentöter wurde. Siegfried trifft im Walde zwei
Brüder, die sich um eines Hortes willen entzweit haben. So kommen Schilbune und
Nibeluno in die Geschichte. Beide büßen gegen Siegfried ihr Leben ein und dieser wird
Eigentümer des Hortes. Schilbune kommt seit 1143 einige Male in Kärntner Urkunden
vor. Noch im Nibelungenliede muß sich Siegfried die hadernden Brüder, denen er die
Teilung nicht recht machen kann, mit dem Schwerte, das er von ihnen zum Lohn emp-
fängt, vom Leibe halten und sie schließlich töten. Siegfrieds Ankunft im Nibelungenland,
der Kampf mit einem Riesen und dem Zwerg Alberich im Nibelungenliede verrät noch
deutliche Spuren des älteren Hordliedes. Alberich und Alprich der kärntischen Urkunden
von 889 bis 983 und Albericus des 13. Jahrhunderts ist also der verschlagene und brutale
Zwerg mit der Tarnkappe, der den ungeheuren Schatz bewacht, dessen Herr später Sieg-
fried wird. Der Name des 9. und 10. Jahrhunderts geht auf Lieder zurück, die lange vor
Abfassung des großen Nibelungenliedes Siegfrieds Taten besangen, nicht aber auf das
Ortnitepos, das in seiner Grundformel wohl auch altgermanisch anmutet, aber doch schon
Erinnerungen an den Kreuzzug von 1217 voraussetzt. Hier ist der Zwergkönig Alberich
(d. i. „Elfenfürst“) ein schönes Kind und aller Zauberei kundig. Er lenkt und leitet die
gefährvolle Brautfahrt seines Vaters Ortnit und erinnert an die ähnliche Rolle Oberons
aus der französischen Hunsage, die den germanischen Namen umbildet.

Wohl schon dem ältesten Nibelungenepos, der sogenannten älteren „Not“,

Der Herzogsstuhl auf dem Zollfelde, wo
jeder Herzog von Kärnten nach seinem
Amtsantritt Recht sprach und die Lehen
verteilte

Aufn. Schittler



die vielleicht bald nach 1170 von
einem Bayern oder Österreicher
geschaffen wurde, oder seinem un-
mittelbaren Vorfahren entstam-
men die in kärntischen Urkunden
erhaltenen Namen der Burgun-
denkönige in den Namensformen
Gundhari, Guntheri, Gundacar
und Gunther (von 1050 an bis
1255 sehr häufig). In diesen ver-
birgt sich der geschichtliche Gun-
dahari. In dem Namen Gisilher,
Giselher, Gisler (1153 und 1190)
der geschichtliche Gislahari. Ger-
not (in Kärnten 1195) ist erst in
Deutschland an Stelle des ge-
schichtlichen Godomar getreten.

Der älteren Dichtung vom Untergang der Nibelunge gehört nach den Jahren seines
Vorkommens wohl auch schon der kärntische Name Hagano, Hageno, Hagno (1060, 1123,
1173 und öfter, aber eben nicht sehr häufig) an. Im ältesten Burgundenlied aus dem 5. Jahr-
hundert ist er der Halbbruder Gunthers, ein Elbensprosse, der von Anfang an den bösen
Ausgang der Burgundenkönige voraussieht, aber in Kampf und Not seinen Mann stellt.

Erst in der älteren „Not“ ist ihm Volker als neuer Genosse zur Seite gestellt. In
kärntischen Urkunden begegnen wir einem Folkerus, Folcherus, Volkerus, Wlcherus von
1157 an, dann im 13. Jahrhundert öfter. Er kann wohl nur den heiteren Spielmann
Volker der älteren „Not“ betreffen. Sie und das Nibelungenlied verherrlichen ihn als
den bis in den Tod getreuen Freund und heldischen Gefährten des finsternen Hagen.

Aber die Glanzleistung des Dichters der älteren „Not“ ist die Erfindung Ruedegers
und seiner Gemahlin Godelind, bei denen die todgeweihten Nibelunge zum letztenmal
vor dem unheilvollen Ende ein frohes Atemholen erleben. Als Ruodiger, Ruodeger,
Ruoger, Ruotker begegnet uns sein Name von 1060 an durch das 12. Jahrhundert herauf,
wo er auch Rudgerus und Rudeger heißt, in Kärnten. Daß es sich hier um lebenden Be-
stand der alten Heldensage handelt, beweisen die Urkunden, in denen ein Gunther als
Oheim eines Ruodger und umgekehrt ein Ruodger als Oheim eines Gunther (1146) er-
scheint. Das heutige Riegersdorf bei Arnoldstein wird in einer Urkunde aus der Mitte des
13. Jahrhunderts als Ruedigersdorf genannt. In slawischem Munde hat es sich zu
Ruodigoysdorf gewandelt. Aber auch Godelint ist 1174 in Kärnten genannt.

Überhaupt scheint die ältere Gestalt der Nibelungenlage schon im 11. und 12. Jahr-
hundert zum festen Bestande der Kärntner Volksüberlieferung gehört zu haben. Denn

neben den erwähnten Hauptgestalten begegnen uns in urkundlichen Namen noch weitere vertraute Gestalten dieses Kreises. Amalrich, Amelrich kommt von 995 an, dann durch das 11. und 12. Jahrhundert häufig vor. Schon im ältesten Nibelungenepos trägt diesen Namen der Bruder des Hagen, den Hagen vom anderen Donauufer herüberlockt und dann erschlägt. Ferner die beiden Markgrafen Gere und Eckewart. Jener ist von 1072 an als Gero und Ger einige Male in Kärnten belegt, während Eochart, Ekkehardus, Eggehart und Ecardus sich von 1006 an und das ganze 12. Jahrhundert herauf großer Beliebtheit erfreute. Allerdings kann es sich bei diesem Namen ebensogut um den berühmten warnenden Wächter an Rüdegers Mark, den treuen Warner Eckhart der Harlungensage handeln, der schon im Lied vom Burgundenuntergang die königlichen Brüder vor ihrem Zug ins Hunnenland vergeblich zur Umkehr drängt. Endlich besteht die Möglichkeit, den Namen der Harlungensage zuzuschreiben, wo der treue Rat Eckhart die beiden Harlungenbrüder Embrika und Fritila in wachsamem Pflege hält.

Zum Gefolge der Burgunderkönige gehört der vom Dichter der älteren „Not“ neu geschaffene Rumolt, der sich lieber an den Beckerbissen der Wormser Tafel und an schönen Frauen erfreuen möchte, als zu Ekke und Kriemhild zu reisen. (In Kärnten von 995 an und die beiden folgenden Jahrhunderte herauf bezeugt.) Von den Männern, die an Ekke's Hof für Kriemhild in den Tod gehen, finden wir in unseren Urkunden folgende Namen vertreten: Hawart (von 1050 bis 1197). Sein Name lebt auch weiter im Ortsnamen Hausdorf bei Straßburg, das um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts einige Male als Hawartsdorf überliefert ist. Ferner Markgraf Irinch, Iring (927 und 1006). Auch Eiersdorf im Bezirke Völkermarkt, im 13. Jahrhundert als Irinsdorf, Eiringsdorf genannt, bewahrt den Personennamen Iring. Irmfrit wird von 1060 an bis ins 13. Jahrhundert öfter genannt. Im Nibelungenlied eröffnet Ekke's Bruder Blödelin den Reigen der schrecklichen Kämpfe. Kriemhild hat ihm für die Tötung Hagens die Mark und die schöne Braut des erschlagenen Nuodunc verheißen. Dieser ist der Sohn der Markgräfin Godelint und vom ungetreuen Witege erschlagen worden. Sein Andenken bewahrt der Name Nuodunch, den Gurfur Urkunden um die Mitte des 12. Jahrhunderts wiederholt führen.

Den Namen Kriemhild scheint man wohl aus Scheu vor der schrecklichen Trägerin vermieden zu haben. Ihr wie ihrer Mutter Ute Name kommt in Kärntner Urkunden nicht vor. Wohl aber der ihres Söhnchens Ortlieb, das sie schon in der älteren „Not“ ihrer blinden Nachsucht hinopfert. Als Ortlieb, Ortleibus, Ortelebus ist sein Name in kärntischen Urkunden von 1159 an einige Male überliefert.

Österreichischer und bayerischer Sagenpflege ist die Verbindung Dietrichs mit der Nibelungensage zuzuschreiben. Schon seit dem 8. Jahrhundert ist für bayerische Vorstellung der Gotenheld Dietrich von Bern untrennbar mit dem Hunnenhofe verbunden. Ihm und seinem treuen Waffenmeister Hildebrand bleibt es vom bayerischen Kriemhildlied an bis zum Nibelungenlied vorbehalten, das große Ringen am Hunnenhofe zu Ekke's Gunsten zu entscheiden. Der Beliebtheit dieser Sagenfigur entspricht die Häufigkeit des Namensvorkommens in Kärnten als Theodericus, Theotrich, Dietrich von 889 an durch das ganze Mittelalter.

Verschiedene zeitlich auseinanderliegende Gestalten und Ereignisse der gotischen Geschichte waren in den mittelalterlichen Sagedichtungen um Dietrich zu einer Erzählungseinheit verschmolzen worden. So lebt sein Vater Theodemer (5. Jahrhundert) als Dietmar im Rabenschlachtlied weiter. Ihm entsprechen in kärntischen Urkunden Theotmarus, Diotmar und Diethmar, ein von 927 bis 1263 sehr häufig gebrauchter und beliebter Name.

Dietrichs Mannen, die kühnen Wülfinge, stehen unter Führung des Meisters Hildebrand. Kärntner Urkunden führen den Namen Hildebrand im 12. Jahrhundert sehr häufig. Hildebrands Neffe ist der aus der Nibelungensage bekannte tollkühne Draufgänger Wolkhart. Sein Name begegnet hier von 957 bis zum 13. Jahrhundert. Von den übrigen Wülfiugen

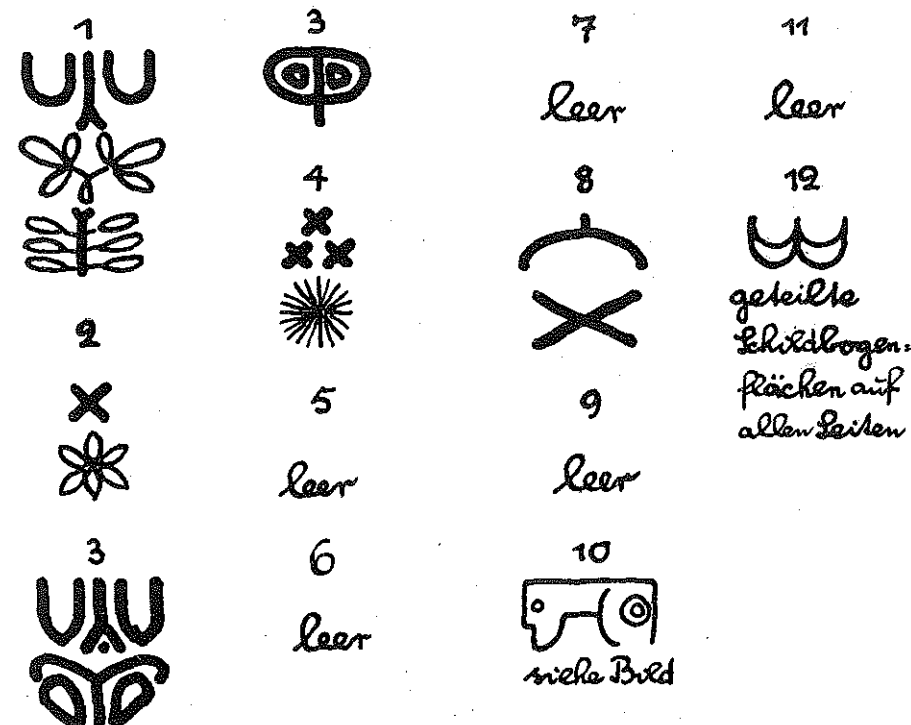
wird Wikhart von der Mitte des 11. Jahrhunderts an ziemlich häufig erwähnt als Wihhart; endlich Helferich, Helpfrich von 1161 bis 1220 und Dietrichs noch kindlicher Bruder Diether, den der treulose Witege erschlägt. Ein Ditherus de Guetenstain wird 1266 und 1267 genannt. Noch in den späteren Dietrichepen, wo germanischer Sagenstil schon vielfach von mittelalterlicher Spielmannsdichtung verdrängt wird, treten die Wülfinge als ständige Gefolgschaft des Berners auf. Wir finden sie in dem beliebten Personennamen Wulfing, Wülfinc, Wölfinc in Kärnten von 1050 an bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Aus dem deutschen Wülfing wird in slawischem Munde lautgerecht Ulbing, ein noch heute in Kärnten verbreiteter Familienname. Zum Kreise der Dietrichsage gehört endlich noch Wolkart, in Kärnten zwischen 1090 und 1214 oft gebraucht. Ein Wolfratsdorf bei Gurnitz wird zu Beginn des 12. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. (Schluß folgt.)

Die Kapelle von Drüggelte bei Soest

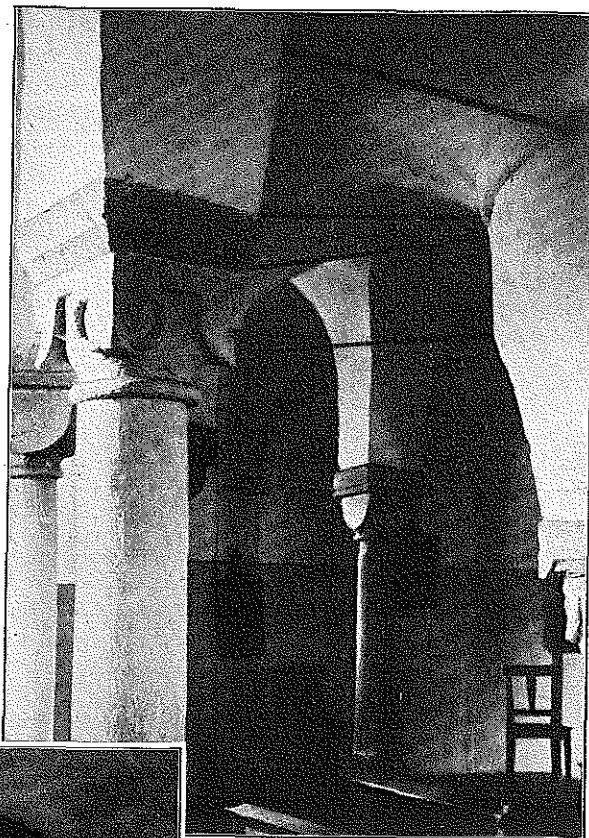
(Schluß)

Dr. Werner Müller

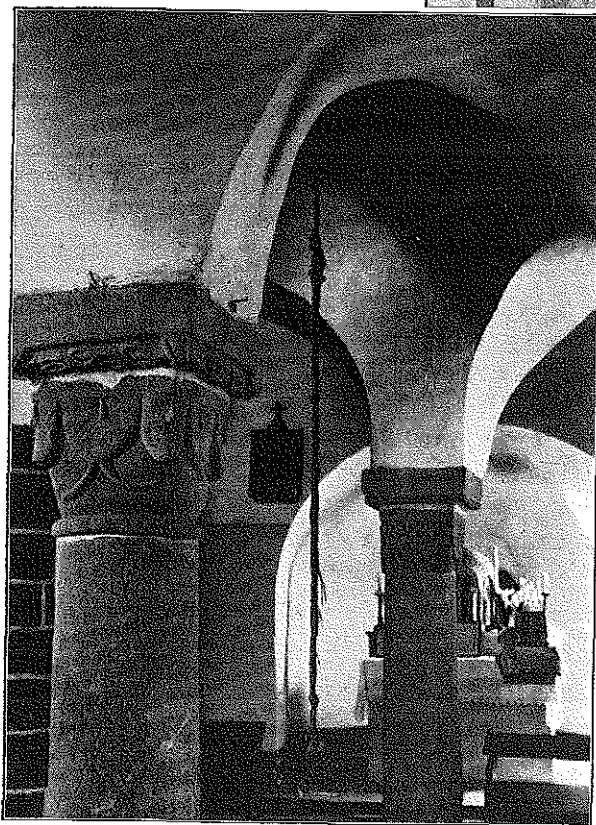
Im ersten Teil der Untersuchung wurde dargelegt, daß die Kapelle von Drüggelte in die lange Reihe germanischer Kalenderdenkmäler gehört. Der innere Säulenring geht auf die Vierteilung des Gesichtskreisjahres, der äußere auf die Zwölfteilung der Monate. Die Verzierungen der Schildbogenflächen passen auf die nordischen Jahreslaufzeichen. Dabei stimmt es nachdenklich, daß die Kapitelle der Säulen 5, 6, 7, 9 und 11 glatt, also wahrscheinlich abgemeißelt worden sind. Die schematische Wiedergabe der Schildbogenkulpturen ergibt folgende Zeichenreihe:



Eine genauere Erklärung ist überflüssig. Allzuviel läßt sich dem verstümmelten Zeichensatz nicht mehr entnehmen. Im äußeren Säulenring, der wie alle Jahreskalender im Südpunkt ansetzt und über Osten, Norden, Westen den Horizont umkreist, zeigt Säule 1 (Süden) die Symbole für Neujahr, Wintersonnenwende: den O-Bogen, die Schlinge mit den Dreiblättern und das wachsende Bäumchen. Säule 2 führt Malkreuz und Sechsfeln, 3 den senkrecht geteilten Kreis usw. Die beiden inneren Stützen (13 und 14) tragen Mattenmuster und Fischsymbol (13; = Osten), bzw. 8 Gesichter (14; = Westen), die so angeordnet sind, daß nach jeder Seite drei Köpfe erscheinen.



Säule 10. Links dahinter 9 mit glatten Schilfbogenflächen



Aufnahmen: R. Th. Weigel

Säule 14 im Vordergrund. Weiter zurückstehend Säule 13 mit deutlichem Korbchnittmuster

Dieses eigenartige Kapitell schlägt eine Brücke zur vollläufigen Überlieferung, die bis heute an dem heidnischen Ursprung der Kapelle festgehalten hat. Ihr ältester schriftlicher Niederschlag ist eine oft besprochene Notiz des Kölner Kanonikus und Geschichtsschreibers Fleh: „Bei der Belagerung von Soest im Jahre 1447 verschonten die Feinde, was sehr bemerkenswert ist, das Kloster Paradies. Gleichzeitig gingen die Höfe zu Druchgelte am Möhneflusse durch fromme Schenkung an dieses neue Kloster über. Auch befand sich in dem sehr alten Tempel daselbst, der jetzt noch steht, vormals ein Bild der Göttin Trigla mit drei Köpfen, zu dem die Heiden in größter Not hilfesehend ihre Zuflucht zu nehmen pflegten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Dörfchen von eben diesem Bilde seinen Namen erhalten hat. Dieses Standbild (statua) ging im Jahre 1583, im Truchsessischen Kriege, gänzlich zugrunde.“¹

Benkert hat das Urbild jener Trigla in dem dreiköpfigen Kapitell erblicken wollen und verweist demgemäß die ganze Stelle in das Reich der Phantasie². Nun ist Fleh gewiß nicht zuverlässig, aber die Bemerkung über den Heidentempel stellt in diesem Falle den Zusammenhang mit der Volkstradition sicher. Die noch im vorigen Jahrhundert mündlich umlaufende Sage berichtet:

„Diese Kapelle ist ehemals ein heidnischer Tempel gewesen; die Leute in Druchelte erzählen auch, daß die Sonne durch eine der äußerst schmalen Lichtöffnungen am Johannistage gerade beim Aufgang ihre ersten Strahlen werfe.“³

Eine andere Fassung lautet: „Nur an dem einen Tage der Sommer-sonnenwende soll der erste Morgenstrahl durch eines der kleinen Rundaugen eindringen, einen langen Lichtstreifen durch das Innere ziehen und danach im ganzen Jahre nicht wieder.“⁴

Dieses eindrucksvolle Zueinandergreifen bautechnischer Tatsachen und vollläufigen Wissens schlägt die bisherigen Theorien über Drüggelte aus dem Felde.

Nur ein schwerwiegender Einwand ist bis jetzt außer acht geblieben; ein Einwand, der bei jeder Rückdatierung eines norddeutschen Mauerwerks in vorkarolingische Zeit erhoben wird: Die Frage nach dem germanischen Mörtelbau. Denn der beherrschende Werkstoff Germaniens war das Holz. Die weiten, unerschöpflichen Wälder boten ihre Stämme für das kleinste wie das größte Gerät: für Schiff und Haus so gut wie für Rössel und Faltstuhl und damit zugleich für jede Kunstbetätigung. Die wenigen Stücke, bei denen der Gebrauchszweck eine größere Härte verlangte, Messerflingen, Lanzenspitzen, Dolche, haben das Wesen der nordischen Kultur als einer Holzkultur nicht zu ändern vermocht. Die Verwendung des Steines in weiterem Umfang ist dem Norden fremd, ist aus dem Süden gekommen, aus den Mittelmeerländern, und stellt eine mit Kloster-, Kirchen- und Stadtbau einrückende Verfremdung dar. — Soweit die Norm. Aus diesem Allgemeinbild darf aber nicht das Fehlen jeden Wissens um Steinbautechnik gefolgert werden; vor allem nicht die Unkenntnis des Mörtels als eines Bindemittels. Zwar sucht die landläufige Ansicht neben vielem anderen auch das deutsche Mörtelverfahren aus der Antike herzuleiten, aber durch die fadenscheinigen Belege⁵ zieht nur die bekannte Schreibstube theorie von der Überlegenheit der mittelmeerischen Völker.

¹ Hermann Fleh (Stangefol), Opus chronologicum et historicum circuli Westphalici. Köln 1656, 364/365.

² Benkert, Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, 110/111, 117 ff.

³ Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, 2 Bde., Leipzig 1859, I, 217/18.

⁴ Grimme, Das Sauerland und seine Bewohner, 2. Auflage, Münster und Paderborn 1886, 108.

⁵ Die auf den Steinbau bezüglichen angeblichen Lehnwörter ergeben eine fast beängstigende Reihe. Kluge zählt nicht weniger als fünfzehn auf. (Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte, 3. Auflage, Straßburg 1913, 14/15). Die Entlehnung verlegt man in

Die Grabungen auf der gelben Bürg bei Gunzenhausen im Mittelfränkischen Jura hätten hier zu denken geben sollen¹. Es handelt sich um eine Wallanlage der jüngeren Bronze- oder ältesten Hallstattzeit, die in ihrer Konstruktion — Holzbalken mit Steinlagen — durch regelrechten Kalkguß gefestigt ist. Solchen Kalkguß hat man auch noch bei weiteren Hallstadtwällen des Schwäbischen Jura aufgefunden².

Bei dem regen Kulturaustausch zwischen dem urkeltischen Kreis, dem diese Befestigungen angehören, und dem vordringenden Germanentum rechtfertigt dieser seltsame Befund weitreichende Vermutungen.

Auf die Eigenwürdigkeit einer nordischen Mörtelbaukunst deuten noch andere Tatsachen. So die germanische Wölbetechnik, auf die Seeßelberg aufmerksam gemacht hat. „Die ... in Anwendung gekommenen Gewölbe sind höchst originell und können m. E. kaum in ursächlichem Zusammenhange mit irgendeiner Gattung südländischer Gewölbe gestanden haben; schon deshalb, weil es sich hier keineswegs um Keilschnittkonstruktionen, sondern lediglich um Kappenbildungen handelte, deren Haltbarkeit in der Hauptsache auf der Kohäsion des überaus reichlich verwandten Mörtels beruht. Zu den Wölbungen verwandte man ebensolche Steine, wie zu den senkrechten Mauern; die auf der konvexen Gewölbefläche kassierten Fugen wurden hierbei mit kleineren Steinsplittern „ausgezwickelt“. Auch die höchst eigenartige Form der „wulstartig“ um den Mittelpfeiler herumgewundenen Gewölbe schließt doch wohl die Annahme eines fremden Einflusses auf diese Bauweise gänzlich aus.“³ Dieser Hinweis ist auch für Drüggelte entscheidend. Würde eine Prüfung der dortigen Tonnenwülste dieselben Mörtelgewölbe freilegen, wie sie die nordischen Denkmäler, z. B. die Bornholmer Rundkirchen besitzen, so wäre dies eine neue Bestätigung des vorromanischen Alters und weiterhin eine begründete Veranlassung, endlich die Frage eines einheimischen germanischen Mörtelbaues umfassend in Angriff zu nehmen.

Nebenbei sei bemerkt, daß der äußere Türbogen mit seiner Keilsteinumrahmung eine Gewölbeuntersuchung durchaus nicht überflüssig macht. Der Türvorbau kann keine ursprüngliche Form verkörpern; sonst wäre die Stellung der beiden Portalsäulen, die eine skulpturierte Schildbogenfläche zur Wand wenden, unbegreiflich. Der zentimeterbreite Raum zwischen Kapitell und Mauer gestattet gerade noch, die Verzierungen zu ertasten. Man bringt diesen Kapitellschmuck nicht an solchen Flächen an, die dem Beschauer entzogen sind, vorausgesetzt, daß von vornherein der Standort der Werkstücke festgelegt ist. Das Portal dürfte also weitgehende Änderungen mitgemacht haben. Rückschlüsse von hier auf die Zwölfeckkonstruktion sind voreilig.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Frage des germanischen Mörtelbaus kein Hemmnis bietet für einen vorfränkischen Ansatz der Drüggelter Kapelle.

Notwendig ist in erster Linie eine gründliche architektonische Untersuchung der Einzelheiten, die bis jetzt noch fehlt. Sie wäre auch kunstgeschichtlich von Wert, denn Drüggelte

die ersten Jahrhunderte nach Zeitwende. Man beruft sich dabei auf Tacitus, Germania 16, demzufolge den Germanen Zement und Ziegel unbekannt waren; sodann auf Ammianus Marcellinus XVII, 1, wonach domicilia curatius ritu romano constructa in den Maingebenden von Julian 360 niedergebrannt wurden. Zwischen diesen beiden Notizen müßte also die Entlehnung des Mörtels zeitlich zu suchen sein. Daß unter diesen „Entlehnungen“ manche zweifelhaft sind, hat Weber wahrscheinlich gemacht (Rundlute gegen Sonnenaufgang, Germanien 1932, 1 ff.), und zwar gerade an dem wichtigsten Wort „Kalk“. calx urverwandt mit angl. heath „Steinbau“, „Halle aus Steinen“. Germanisches Parallelwort für Kalk ist „Leim“, altn. lim; angl. lim = bitumen (Erdspek) und cement (Kitt, Mörtel). Eine neue Wertung der stofflichen Überlieferung wird die sprachlichen Belege mehr in Richtung der Urverwandtschaft hineinschieben.

¹ Ebdam-Gunzenhausen, Eine prähistorische Befestigung auf der gelben Bürg bei Gunzenhausen, Korrespondenz der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XLIII. 1912, 140/141.

² Ebenda, Gößler in der Diskussion 141/142.

³ Seeßelberg, Die früh-mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, 80.

ist kein Freiblock auf dem weiten Feld der Stilperioden, sondern gehört in die große Gruppe germanischer Zentralbauten.

Vor nunmehr fast vierzig Jahren hat Seeßelberg dargetan, daß die sämtlichen auf germanischem Boden vorkommenden Zentralbauten sich selbständig aus germanischen Urformen entwickelt haben, und daß diese Zentralbauten — unbeschadet der nachher hinzugekommenen fremden Einzelformen — unter sich eine anfangs rein germanische, später erst romanisch verschwängerte „Bautenfamilie“ bilden. Und zwar repräsentieren „die noch heute in Jütland, Südschweden und auf Bornholm vorhandenen Rundkirchen ... einen sehr alten autonom-germanischen Bautypus, der in den prähistorisch-germanischen Burgbauten wurzelt“¹. Seeßelbergs umstürzenden Erkenntnisse sind dahin zu ergänzen, daß diese Bauten in ihrer eigenartigen Konstruktion eine architektonische Verkörperung des germanischen Weltbildes vorstellen, daß sie also leghin steinerne Zeugen eines versunkenen Glaubens sind. Eines Glaubens, der in den bäuerlichen Wehrkirchen seine letzte Gestalt fand, wenn hier auch das nordische Erbe verloren ist bis auf die uralte Verkettung von Burg und Gottheit.

Die Gruppierung des Raumes um einen Mittelpunkt, entweder um einen massiven Pfeiler (Oles-, Nylars- und Nylkirche auf Bornholm) oder um eine Säulentrommel (Osterlarskirche auf Bornholm; Drüggelte) oder schließlich um eine gedachte Mitte (Karlskapelle in Rhynwegen; ferner die Begrenzung durch einen kreisartigen oder regelmäßigen vier-, acht-, zwölf- oder sechzehneckigen Mauerzug sind Einzelheiten, die nur im germanischen Altertum richtig zu verknüpfen sind. Wobei rein technisch schon die geschilderte Gewölbekonstruktion, deren Haltbarkeit auf den Mörtelmassen beruht, nicht auf dem Freinandergreifen von Keilschnittsteinen, jeden ursächlichen Zusammenhang mit dem Süden ausschließt.

Ohne Zweifel ist dieser bauliche Typus uralt, selbst wenn die Geschichte der einzelnen baulichen Exemplare nicht immer in uralte Tiefen hinabreicht. Zu den jüngeren Stücken gehören z. B. die Bornholmer Rundkirchen, bei denen der organische Ansatz des Ostchors die christliche Herkunft belegt, wenn auch die sonstigen Einzelheiten wie die Gesamterscheinung ein einziges Zeugnis für die Zählebigkeit germanischen Bauschaffens sind.

Die mittelmeeische Einstellung der Fachgelehrten sucht für diese autonom-germanische Architektur Vorbilder im Orient. Auch für Drüggelte verweist man auf die byzantinischen Teile der heiligen Grabeskirche in Jerusalem, ohne sich die Frage vorzulegen, woher denn der Orient sein Zentralbausystem erhalten hat, ohne darauf einen Gedanken zu verschwenden, daß eine uralte Verwandtschaft die Tatsachen leichter aneinanderschließt als die geistlose Abklatschtheorie, die immer dann nötig wird, wenn man die Geschichte unseres Volkes mit den Karolingern beginnen läßt. Die Verbindung des Frühmittelalters mit südländischen Baugliedern hat heillose Wirrnisse angerichtet. Sie entflieht nicht allein der Unkenntnis der skandinavischen Denkmäler, sondern vor allem dem Mangel an Taftsin für die vorkarolingische Kunst. Diese Mauer muß fallen. Und der lohnendste Einsatz zu einer Neuausrichtung unserer kunstgeschichtlichen Vergangenheit ist der schöne kleine Bau an der Wöhrnalsperre.

Quellennachweis

Die wichtigsten Arbeiten über Drüggelte, in denen der gesamte Stoff zusammengetragen ist, sind:

Benkert: Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 54, 1896, 103 ff. Nachtrag von Nordhoff 55, 1897, 264.

¹ Seeßelberg, Die früh- und mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, 79 und 89. (Vgl. zum indogermanischen Zentralbau jetzt auch Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst, Heidelberg 1936. Zusatz Dr. Huth.)

Giesers, W. G.: Drei merkwürdige Kapellen in Westfalen, 2. Aufl., Paderborn 1854.
 Wilms, F.: Der Heidentempel zu Drüggelte, eine altgermanische Sternwarte, Vortrag in der
 Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Essen und Gagen 1934, 46 Seiten.
 Maschinenschrift des Textes im Archiv des Rasse- und Siedlungsamtes der SS., Berlin.
 Wilms hat die Ordnung der Fenster entdeckt und als erster beschrieben.

Weitere benutzte Literatur:

Barczat, W., Soest's Stadtbild in seiner Entwicklung, Heimatblätter der Roten Erde 1921,
 Sonderheft Soest, 240 ff.
 Bod, Franz: Die germanische Gotik, München 1932.
 Eidam-Gunzenhausen: Eine prähistorische Befestigung auf der gelben Bürg bei Gunzenhausen,
 Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
 XLIII, 1912, 140 ff.
 Fleh, Hermann (Stangefol): Opus chronologicum et historicum circuli Westphalici, Köln 1656.
 Grimm, Friedrich Wilhelm: Das Sauerland und seine Bewohner, 2. Aufl., Münster und
 Paderborn 1886.
 Geider, Gustav: Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rund-
 capelle zu Hartberg in Steiermark, Mitteilungen der Kaiserl. Königl. Central-Commission
 zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler, I, 1856, 53 ff.
 Kluge, Friedrich: Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte, 3. Auflage, Straß-
 burg 1913.
 Kuhn, Adalbert: Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, 2 Bde., Leipzig 1859.
 Ludorff, A.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest, Münster 1905.
 Lübke, Wilhelm: Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipzig 1853.
 Otte, Heinrich: Handbuch der christlichen Kunstarchäologie des Deutschen Mittelalters, 5. Aufl.,
 2 Bde., Leipzig 1883/1884.
 Seeckelberg, Friedrich: Die früh-mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, Berlin 1897.
 Seiberh, Joh. Suibert: Urkunden zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums West-
 falen, 3 Bde., Arnberg 1839.
 Tappe, Wilhelm: Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, 2 Bde., Essen
 1823/1824.
 Weber, Edmund: Rundlufe gegen Sonnen-Aufgang, Germanien 1932, Heft 1.
 Wirth, Herman: Die heilige Urschrift der Menschheit, Vierungswert, Leipzig 1931 ff.
 Witte: Über die künstlerischen Beziehungen zwischen den westlichen Hansestädten und Schweden-
 Gotland um das Jahr 1200, Vortrag auf der 48. Jahresversammlung des Hanseatischen
 Geschichtsvereins in Köln 1925; Bericht in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von
 Soest und der Börde 1925/26, 35 ff.
 Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst I, 1856, 31/32: Baptisterien in Deutschland
 (v. Quast).

Zum Grundriß. Eine zuverlässige Vermessung der Kapelle fehlt. Alle bislang veröffentlichten
 Grundrisse sind in einem wichtigen Punkt unrichtig: der Stellung der inneren Säulentrümmer.
 Bei Lübke (Tafelband, Tafel XIV), dem Otte (I, 110) und Seeckelberg (83) folgen, sind die
 Pfeiler nach links aus der Säulnasse 1>7 herausgedreht. Die primitiven Zeichnungen
 Tappes (Tafel 1, Nr. 7 und 8) und Benkers (Tafel II) setzen die Pfeiler genau in die Rich-
 tung 1>7, während in Wirklichkeit die innere Vierung etwas nach rechts gegen den äußeren
 Säulenkreis verschoben ist. Annähernd richtig ist der Grundriß bei Ludorff wiedergegeben (Die Bau-
 und Kunstdenkmäler des Kreises Soest, Münster 1905, 35); leider zu klein (Maßstab
 1:400).

In der vorliegenden Arbeit wurde die Aufnahme Seeckelbergs verwandt nach Berichtigung der
 inneren Säulenstellung durch eine Faustvermessung des Verfassers.

**„Volk und Vaterland in ihrer Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen
 Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über
 den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Wortes.“**

Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen
 Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseins finde, so lange Gott sie ihm
 gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die
 Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der
 Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgang.

Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren, als durchaus
 oberste, letzte und unabhängige Behörde.“

Johann Gottlieb Fichte

Der Jahrgott von Trier Ein Denkmal ältesten germanischen Weinbaus

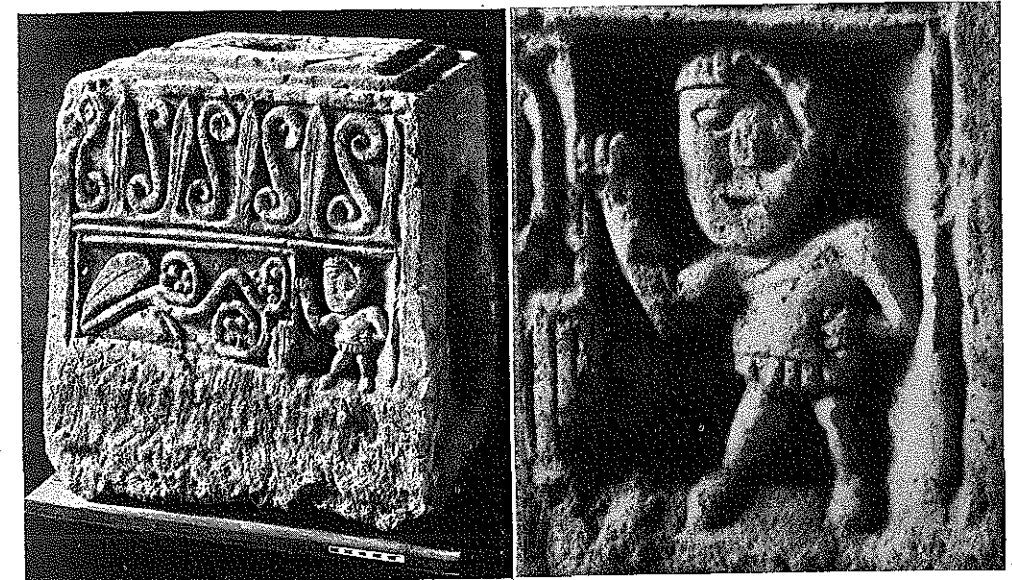
Von Albert Becker

Zahlreich sind die Bildwerke des Provinzialmuseums zu Trier, die als Denkmäler
 römischen Weinbaus an der Mosel gelten. Sieben wenig bekannte, aus Trier selbst
 stammende Denkmale dieser Art hat Siegfried Loeschke vor einem Jahrzehnt einmal
 eingehender behandelt¹. Wer heute manche dieser Darstellungen betrachtet, gewinnt mehr
 als damals den Eindruck, daß sich hier vielfach einheimisches, bodenständiges Wesen der
 germanischen Treverer hinter römischer Form versteckt und einen eigenartigen, eben
 arteigenen Ausdruck sucht; erst neuerdings hat uns ja auch von Sprachwissenschaftlicher
 Seite her Leo Weisgerber gezeigt², daß die kulturelle Haltung der Treverer mehr
 nach Osten und der südöstlichen Nachbarschaft als nach Westen ausgerichtet war. Ich
 möchte nun heute nur auf jene wohl geschlossene Figurengruppe aufmerksam machen,
 deren Bedeutung auch für Loeschke noch nicht völlig geklärt war, als er 1926 darüber
 schrieb; ich glaube, sie darf heute in neuem Lichte gesehen werden.

Nach Loeschke handelt es sich bei diesen 1901 in der Fleischstraße zu Trier und wohl im
 Bereich des einstigen dortigen Kapitols gefundenen Steinen zunächst um einen würfel-
 förmigen Sockel (Abb. 1). Nur die Vorderseite trägt Bildschmuck: oben einen Fries in
 einem, wie Loeschke sagt, bekannten frührömischen Ornamentmotiv, das aus einem lanzett-
 förmigen Blatt und zwei daran sich anlehnenden S-förmigen bzw. umgekehrt S-förmigen
 Spiralen besteht; darunter eine von links nach rechts wachsende Ranke mit großen Stein-
 blättern und drei Trauben an den spiralförmigen Enden. Rechts neben der Ranke steht

¹ Siegfried Loeschke, Bilder aus dem römischen Weinbau auf in Trier gefundenen
 Steindenkmälern, in: Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1926, S. 193—197, mit
 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

² Leo Weisgerber, Sprachwissenschaftliche Beiträge zur frührheinischen Siedlungs- und
 Kulturgeschichte, I: Die Namen der Treverer (1935).



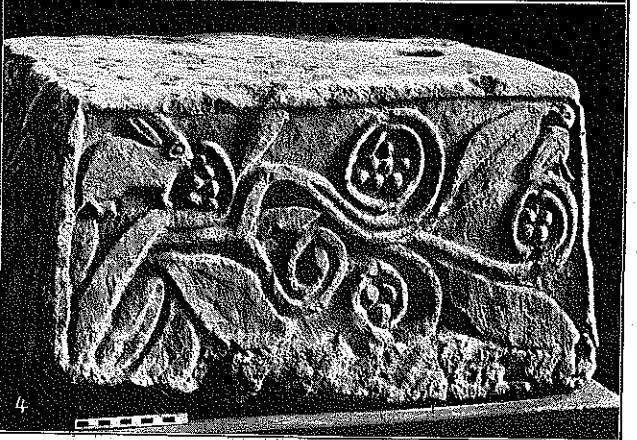
Aufn. Rhein. Landesmuseum

a) Trierer Sockelstein mit „Männchen“

b) Das „Männchen“ in seiner Nische

in einer nischenförmigen Vertiefung ein kleiner Mann. Dazu kommt ein flacher Sockelstein (Abb. 2—4) mit Reliefverzierung auf drei aneinandergrenzenden Seiten. Stets ist auch hier eine traubentragende Ranke dargestellt, von der zahlreiche Blätter abzweigen. In den Ranken stehen und sitzen Vierfüßler und Vögel: auf der linken Seite ein langbeiniger Vogel, der eine Schlange angreift, und ein kleiner Vogel (Abb. 3) auf der Vorderseite ein Gase (nach Loeschke: Kaninchen) und ein kleiner rückwärtsblickender Vogel (Abb. 4); auf der rechten Seite ein Hirsch (Abb. 2). Als dritter Stein gesellt sich dazu ein hier nicht abgebildeter hoher altarförmiger Sockel, der nur unten auf drei Seiten Blatt- und Spiralornamente zeigt, wie sie auf dem würfelförmigen Sockel auch vorkommen; die vierte Seite zeigt ein unregelmäßiges Gittermuster und am schmalen oberen Ornamentstreifen ein Perlband, das an der Vorderseite des Sockels je an der Ecke symmetrisch ergänzte Kreisverzierte Rundscheiben aufweist. Nach der Größe seiner Standfläche hält Loeschke es für nicht ausgeschlossen, daß dieser dritte Sockel auf dem obengenannten flachen Sockelstein (Abb. 2 bis 4) gestanden haben könnte. Im ganzen haben wir es m. E. ohne Zweifel mit einer Art von Kultdenkmälern zu tun.

Abb. 2—4. Trierer Sockelstein
Aufn. Rhein. Landesmuseum



Loeschke sagt zusammenfassend: „Daß diese im Kapitol (zu Trier) gefundenen Steine nicht aus der römischen Kaiserzeit stammen sollten, ist höchst unwahrscheinlich. Ich möchte mit Pettnner annehmen, daß — trotz des in seiner Unbeholfenheit ‚fränkisch‘ anmutenden Männchens — alle drei Steine aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt stammen. Im Hinblick auf ihren eigenartigen Stil möchte ich aber glauben, daß sie von einem nur an Holzschnittarbeit gewöhnten Einheimischen in

Loeschke sagt zusammenfassend: „Daß diese im Kapitol (zu Trier) gefundenen Steine nicht aus der römischen Kaiserzeit stammen sollten, ist höchst unwahrscheinlich. Ich möchte mit Pettnner annehmen, daß — trotz des in seiner Unbeholfenheit ‚fränkisch‘ anmutenden Männchens — alle drei Steine aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt stammen. Im Hinblick auf ihren eigenartigen Stil möchte ich aber glauben, daß sie von einem nur an Holzschnittarbeit gewöhnten Einheimischen in

Anlehnung an römische Formen in den weichen Meher Kalkstein geschnitten worden sind.“

Zur Deutung der Darstellung meint Loeschke: „Die Ranken mit den Beeren sollen Weinranken darstellen. Sind auch die meisten Blätter zur Unkenntlichkeit vereinfacht worden, so ist doch auf dem Hirschbild — rechts unten in der Ecke (Abb. 2) — ein Blatt noch in der naturalistischen mehrklappigen Form des Weinblattes eingemeißelt worden. Die Tiere sind die Schädlinge im Weinberg. Auf ähnlichen (anderen) Denkmälern lehren beerenfressende Vögel und beerenfressende Schlangen wiederholt wieder. Auch der Reiher mit Schlange (Abb. 3) ist ein beliebtes Motiv, und der traubenfressende Gase (Abb. 4) ist jetzt noch in Italien gefürchtet. Auch das Männchen (Abb. 1) gehört aufs engste zu den Reben. Unbeachtet ist bisher nämlich geblieben, daß vor ihm, unter dem Ende der Rebe, ein kleines Faß mit Trauben und Reifen deutlich zu erkennen ist. Auf dem Faß liegen zwei Weinbeeren, es ist also unzweifelhaft ein Weinsäß. Daneben steht der glückliche Besitzer des Weinberges, für dessen Porträt-darstellung keine römische Vorlage herangezogen werden konnte.“

Bei Betrachtung des „fränkisch anmutenden Männchens“ (Abb. 1), das offenbar der Deutung die meisten Schwierigkeiten entgegenstellte und doch gerade der Ausgangspunkt für eine neue Deutung wird, fällt uns die nicht durch die Raumkomposition allein bedingte eigentümliche Haltung (in der trennenden, beachtenswerten Rische) auf, die mich stark an den hier schon wiederholt behandelten „Zwiefache“ erinnert¹. Loeschke sieht in dem Männchen den glücklichen Besitzer des Weinberges und in dem Denkmal die älteste Steinskulptur für den Weinbau an der Mosel, die seiner Ansicht nach etwa 200 Jahre vor der Regierung des Kaisers Probus, des Förderers rheinischen Weinbaues, liegen soll. Mag der Stein in diese Zeit des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zu setzen sein oder etwa späteren Tagen angehören, jedenfalls dürfen wir in dem schlichten Denkmal das Werk eines germanischen Steinmetzen sehen, der hier allem Anschein nach seine Glaubensvorstellungen mit dem Weinbau, so gut er es künstlerisch konnte, nach germanischer Holzschnittart in Steintechnik verband. Meiner Ansicht nach galt es ihm also nicht so sehr, den Besitzer des Weinberges zu porträtieren, als vielmehr den gerade über dem Weinbau besonders waltenden sonnenwendlichen Jahres- und Lichtgott, von dessen Segen aller Ernteerfolg letzten Endes abhängt: im Grunde das „Stirb und werde!“ der Licht und Wärme spendenden Sonnengottheit. Ohne Sonne aber gibt es ja keinen Wein, und Wein ist, nach einem Wort unserer Tage, der eingefangene Sonnenschein.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß von diesem dem Weinbau nahestehenden germanischen sonnenwendlichen Jahresgott der Mittwinterzeit auch eine Linie hinführt zu dem römischen Saaten- und Flurengott Saturn, der in römischer Zeit, das Winzermesser, die putatoria-Form des Pfälzer „Gefels“, in der Hand, hier am Rhein auch zum Schirmherrn unserer Rebenfluren und ihres edlen Gewächses geworden war². Es ist derselbe finstere, mißgünstige und trübe winterliche Geist des Planetengottes, der zur Zeit der Renaissance wieder um die Jahreswende kreist und den es günstig zu stimmen heißt. Sind unsere Vermutungen richtig, so hätten wir in diesem Reben-Saturn die romanisierte Form des überdeckten germanischen Jahresgottes, der dort in Trier und hier am Rhein in Verbindung zu dem Weinbau tritt. Ich wage mit diesen Deutungen und Andeutungen freilich nur Vermutungen aufzustellen. Aber wahrscheinlich führt eben doch dieser Weg ins Reich germanischen Götterglaubens und macht dieses vielleicht früheste

¹ Vgl. besonders Otto Guth, Der Zwiefache, in: Germanien 1933, S. 289—293; dazu Hermann Moos, Der Zwiefache, in: Völkischer Beobachter 1934, Nr. 154, 3. Juni und: Germanien 1934 Heft 12.

² Friedrich v. Bassermann-Jordan, Antike Winzermesser aus Pfälzer Weinbergen, in: Pfälzisches Museum 28, 1911, S. 24—25. Albert Becker, Völkisches um Zeit und Ewigkeit, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 12, 1936, S. 61.

Steinzeugnis germanischen Weinbaus am Rhein zu einem bedeutungsvollen Kultdenkmal. Der Stifter des Denkmals unterstellte wohl seinen Weinberg und Weinbau, lange bevor noch die Römer die seit Urzeiten am Rhein gedeihende Wildrebe zur Höhe des Weinbaues erhoben hatten, dem Schutz seiner germanischen Jahresgotttheit und sicherte sich so Gedeihen und Hilfe gegen alle ihm drohenden Gefahren. So werden denn vielleicht auch die Tiere, die hier dargestellt sind, wie anderes anders deutbar und gestalten, das Ganze in anderem Zusammenhang zu sehen, als es bisher geschah. Neuerdings ist E. Voeschke (Denkmäler vom Weinbau aus der Zeit der Römerherrschaft an Mosel, Saar und Ruwer, Trier 1933) nochmals auf unser Denkmal zu sprechen gekommen, ohne Neues dazu zu sagen. Daß unserm „Männchen“ jede einen Gott bezeichnende Beigabe — etwa das Rad oder der Schlegel des keltischen Sucellus — fehlt, bestärkt uns nur in der Annahme, daß wir hier einen germanischen Jahresgott vor uns haben, wie er ganz allgemein und zu allen Jahreszeiten über dem licht- und wärmehungrigen Weinbau steht, allermeist zur Zeit der Sonnenwende. Seine Stellung in dem Rechte aber, dem Zeichen des Grabhauses, erinnert uns an den Jahrgott von Gliende (D. Gutth, Germ. 36, S. 364).

Jedenfalls erlaubt, schon rein äußerlich betrachtet, auch das spreizbeinig hingestellte Trierer Männchen mit seiner auffallend erhobenen Rechten und gesenkten Linken einen Vergleich mit dem Männchen von Schen, mit den kultischen Gestalten vom Hirsauer Glockenturm Peter und Paul, vom Quedlinburger Dom, aus Speyer und den anderen, deren Reihe sich für den Aufmerksamen immer mehr verlängert, vor allem mit dem schon erwähnten Jahrgott auf dem Stein von Gliende. Zeitlich bleibt freilich noch manche Frage ungelöst, da die eben erwähnten Bildwerke zumeist viel jünger sind als wohl das Trierer Männchen. Aber dafür reicht dieses wieder heran an zeitlich ihm nächststehende Felszeichnungen vom Kriemhilden- (oder Brunholdis-) Stuhl bei Bad Dürkheim, an die man in manchem erinnert wird, wenn man die Trierer Symbolik vergleichend betrachtet¹.

Und zwischen der älteren Trierer wie Dürkheimer Kultsymbolik auf der einen und den Gestalten „romanischen“ Gepräges (um 1050) auf der andern Seite steht — von den weit, weit älteren skandinavischen Bohuslän-Felszeichnungen abgesehen — vermittelnd die Gestalt eines fränkischen Grabsteines von Niederdollendorf im Bonner Provinzialmuseum². So hätten wir denn in diesen Zeugnissen die vielhundertjährige Überlieferung einer Körper- und Geisteshaltung, die erst um das Jahr 1000 nach der Zeitwende verflingt und die — in unserm neuen Deutschen Gruß eine Wiederauferstehung feiert. Ja dieser letzten Endes gleichgeartete Deutsche Gruß, bei dem wie dort im Stein die Rechte erhoben wird und die Linke gesenkt bleibt, darf nach geschichtlich bezeugter Überlieferung heute einen 1000. Geburtstag feiern. Berichtet uns doch die Chronik zur Wahl und Krönung des Volkskönigs Otto I. im Jahre 936³ von einer in diesem Zusammenhang höchst beachtenswerten Tatsache. Der neue König wurde zu Aachen dem Volke vorgestellt mit den Worten: „Sehet, hier führe ich euch vor den von Gott erkorenen und vom Herrn und Gebieter Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum König erhobenen Herrn Otto; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dies, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt.“ Darauf, so meldet die Chronik, hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigen Rufen dem neuen Führer Heil.

¹ Hirsch, Vogel, Schlange u. a. begegnen hier wie dort. Zum Schrifttum über den Kriemhildenstuhl vgl. Albert Becker, Vom Teufelstein zum Heiligenberg, in: Germanien 1936, S. 163—169. Dazu jetzt als Privatdruck erschienene Ausführungen Adolf Stollis (Bad Dürkheim, Juni 1936) und Albert Becker, Osteret und Osterhase (1937).

² Hans Lehner, Führer durch das Provinzialmuseum in Bonn, I: Führer durch die antike Abteilung. Bonn 1915, S. 222, Tafel XXIX (2. Aufl. 1924).

³ Vgl. Widukinds Res gestae Saxonicae, auch Rerum gestarum Saxoniarum libri tres genannt; dazu Weitz in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 9, 1935, S. 177.

Nietzsche und die Germanen

Von Hans Eggert Schröder

Wenn man hier und da gelegentlich auf das Thema „Nietzsche und die Germanen“ zu sprechen kommt, so geht es einem damit zumeist ähnlich wie mit dem Thema „Nietzsche und die Frauen“: man stößt auf völlig falsche und unzureichende Vorstellungen. Wie sich bei diesem fast automatisch das oft mißbrauchte und mißverständene Zitat einstellt: „Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht“, so begegnet man bei jenem durchweg dem Schlagwort von der „blonden Bestie“; und darüber hinaus sucht man vergeblich nach näheren Kenntnissen, wie in Wahrheit Nietzsches Stellung zu den angeschnittenen Fragen aussieht. Es mag deshalb verlohnen, über das bezeichnete Thema endlich wenigstens in großen Zügen Klarheit zu schaffen.

Es ist gewiß, daß Nietzsche weder in seiner Schulzeit auf der Pforte noch während seines altphilologischen Universitätsstudiums mit Fragen der germanischen Altertumswissenschaft in nähere Berührung gekommen ist. Die gesamte Ausbildung, die er genoß, trug ausgesprochen humanistische Züge und war von den Auffassungen dieser Geistesrichtung durchaus beherrscht. Es ist kein Wunder, wenn aus dieser Tatsache die allgemeine Vorstellung entsprang, er habe eben über das geschichtliche Leben und eigene Wesen des Germanentums nicht sonderlich viel gewußt und nichts darüber zu sagen gehabt. Dennoch ist diese Vorstellung falsch. Wenn man bedenkt, in welchem Maße er sich von Anbeginn seines eigenen Schaffens an von den durch Schule und Erziehung ihm nahegebrachten humanistischen Auffassungen gelöst hat und mehr und mehr zu ihrem Entlarver und Gegner wurde, so müßte es vielmehr umgekehrt als merkwürdig erscheinen, wenn ihm im Zuge solcher Entwicklung alle Fragen nach der völkischen Vergangenheit des Germanentums völlig entgangen sein sollten! In der Tat ist das, wenn man seine Schriften daraufhin durchsieht, auch keineswegs der Fall; derartige Fragen sind, obwohl beiläufig, durchaus in seinen Gesichtskreis getreten, und er hat seine sehr eindeutige Ansicht über sie gehabt. In bezug auf diese ist jedoch zweierlei festzustellen:

Über die Kulturstufe des germanischen Lebens hat Nietzsche — bei der teilweise in dem Stand der zeitgenössischen Forschung, teilweise in seiner solchen Fragen besonders fernstehenden Ausbildung begründeten geringen Tatsachenkenntnis — eine unzulängliche, von unserem gegenwärtigen Wissen als falsch erwiesene Vorstellung gehabt. Über die Wesen = art der Germanen hingegen hat er — kraft eigener Erkenntnisse — eine Reihe von Einsichten hinterlassen, die geeignet sind, auch der gegenwärtigen Forschung noch wichtige Fingerzeige zu bieten.

Was den ersten Gesichtspunkt, die Kulturstufe des germanischen Lebens, anlangt, so war er der Meinung, daß in der germanischen Frühzeit der in der Eigenart seiner Anlage schon völlig wesensbestimmte Geist des germanischen Menschen in einer „hilflosen Barbarei der Form“ dahingelebt habe. Nietzsche ist noch befangen in der seiner Zeit geläufigen Vorstellung des trunksüchtigen und faulenzenden Bärenhaut-Germanen; aber gleichwohl muß man beachten, daß, selbst wenn bei ihm Kennzeichnungen wie „faul, aber kriegerisch und raubsüchtig“, „Jagdliebhaber und Biertrinker“ und ähnliche Worte begegnen, mit ihnen niemals jener hochmütig-überlegene Zug von Verachtung einhergeht, wie der Bildungsmensch des 19. Jahrhunderts ihn sonst dem so beurteilten Germanen entgegenbrachte. Spricht er von „jungen, frischen Barbarenvölkern“, so bedeutet das in seinem Munde sogar eine Auszeichnung, durch die Kraft und Wohlgeratenheit eines natürlichen und naturhaften Lebens der Dekadenz und Mißbildung moderner Unkultur entgegengesetzt werden; Worte wie das von der „Helden-, Kinder- und Tierseele der alten Deutschen“ haben bei ihm einen sehr anerkennenden Klang. Was aber in ihnen allen zum

Ausdruck kommt, ist das Bedauern darüber, daß die Lebenskraft und rassische und seelische Veranlagung des germanischen Menschen noch nicht zu einer abgeschlossenen Eigengestaltung ihrer Lebensformen gekommen war und daher, als die christlichen Bekenner bei ihnen eindringen, nicht gewappnet war, ihrer listigen geistigen Überlegenheit wirksam zu begegnen. So sehr Nietzsche diesbezügliche Anschauungen auch in den Vorstellungen seiner Zeit befangen waren, so erheben sie sich doch in diesem Punkt unvergleichlich über sie und lassen sie in nahe Beziehung zu unserem heutigen Standpunkt treten. Daß er dieser Lebenskraft und Veranlagung unzweifelhaft den höheren Wert gegenüber jener geistigen Überlegenheit der Verkünder fremden Glaubens beimaß, ist unzweifelhaft.

Damit werden wir schon nahe an den zweiten Gesichtspunkt, die Wesensart des germanischen Menschen herangeführt; und bei ihm müssen wir etwas ausführlicher verweilen. Wiederum sind es zwei Leitgedanken, die uns bei einer Erörterung dieser Seite seiner Auffassung den Weg weisen. Nietzsche hat auf der einen Seite die tiefe rassische und seelische Verwandtschaft des Germanentums mit dem frühen, vorsokratischen Griechentum erkannt; er hat auf der andern Seite eine Reihe unterscheidender Wesenszüge der germanischen Eigenart gegenüber der griechischen gut zu kennzeichnen gemußt.

Die Wesensdeutung des frühen, vorsokratischen Griechentums stellt, wie man weiß, gegenüber der bislang herrschenden klassisch-humanistischen Griechen-Auffassung eine eigene, ausgesprochene Wiederentdeckung Nietzsches dar. Jene war allein am nachsokratischen Griechentum ausgerichtet gewesen und hatte es übersehen, in welchem Maße Sokrates einen Wendepunkt in der griechischen Kulturgeschichte und seine Lehre eine Verfälschung des ursprünglichen griechischen Wesens darstellt. Das Problem des Sokrates, das Nietzsche als erster erkannt hat, stellt von seinem Erstlingswerk an bis ins letzte Jahr seines Schaffens hinein einen Angelpunkt seines ganzen Denkens dar; und seine Unterscheidung der rassisch-anlagemäßigen Eigenart des Frühgriechentums von der geistig-gestalteten Leistung des Spätgriechentums ist bei ihm mit aller Sorgfalt und Ausführlichkeit durchgeführt. Es entspricht völlig der Grundhaltung seines Denkens, wenn dabei die rassische Wesensart den Vorrang erhält; und für unsere eigene gegenwärtige Denkhaltung ist seine Erkenntnis von dem tragisch-dionysischen Zug dieser rassischen Veranlagung gegenüber dem früher allein betonten und allzu einseitig gepriesenen harmonisch-optimistischen Zug der Leistung von der allerhöchsten Bedeutung. Ausführlich behandelt findet man diese ganze Unterscheidung in meiner Schrift „Nietzsche und das Christentum“ (Berlin-Bichterfeld 1937); hier mag nur soviel gesagt sein: Gleichsam die zusammenfassende Charakteristik des frühgriechischen Wesens haben wir in seinen Sätzen vor uns: „Gesunder, gewandter Körper, reiner und tiefer Sinn in der Betrachtung des Allernächsten, freie Männlichkeit, Glauben an gute Rasse und gute Erziehung, kriegerische Tüchtigkeit, Eifersucht im aristocratischen, Lust an den Künsten, Ehre der freien Muse, Sinn für freie Individuen, für das Symbolische.“ Und im Gegensatz dazu erkennt er als Wesensmerkmal des Sokratismus, „daß die alte marathonsche vierschrotige Tüchtigkeit an Leib und Seele immer mehr einer zweifelhaften Aufklärung, bei fortschreitender Verkümmern der leiblichen und seelischen Kräfte zum Opfer falle“. Zugleich aber geht damit eine Rollenvertauschung der geistigen und lebendigen Kräfte im Menschen einher, die er mit den Sätzen kennzeichnet: „Während doch bei allen produktiven Menschen der Instinkt gerade die schöpferisch-affirmative Kraft ist, und das Bewußtsein kritisch und abmahnend sich gebärdet: wird bei Sokrates der Instinkt zum Kritiker, das Bewußtsein zum Schöpfer — eine wahre Monstrosität per defectum!“

Zwischen dem so gekennzeichneten frühgriechischen, vorsokratischen Wesen und der Wesensart des germanischen Menschen sieht er nun eine tiefe Verwandtschaft walten. Und dabei lebt in ihm die Überzeugung, daß durch den Einbruch des Sokratismus

in das Griechentum die griechische Wesensart zwar völlig vernichtet ist, daß hingegen unter der Herrschaft des Christentums der germanische Genius nur verschüttet ist und bis in unsere Tage hinein fortlebt, um sich endlich von jeder Fremdherrschaft zu befreien und die späte Erfüllung der gemeinsamen, aus gleicher rassischer Veranlagung geborenen griechischen und deutschen Aufgabe zu vollenden. In diesem Sinne bedeutet ihm eine deutsche Selbstbesinnung zugleich eine Wiedergeburt der hellenischen Welt.

Wenn er die Aufgabe der Begründung einer „tragischen Kultur“, zu der das frühe Griechentum von Heraklit bis zu den Tragikern auf dem Wege war und die durch den Einbruch des Sokratismus verhindert wurde, als Zukunftsaufgabe der deutschen Kultur bezeichnet, so fügt er hinzu:

„Dabei lebt in uns die Empfindung, als ob die Geburt eines tragischen Zeitalters für den deutschen Geist nur eine Rückkehr zu sich selbst, ein selbiges Sichwiederfinden zu bedeuten habe, nachdem für eine lange Zeit ungeheure von außen her eindringende Mächte den in hilfloser Barbarei der Form dahinlebenden zu einer Knechtschaft unter ihrer Form gezwungen hatten. Jetzt endlich darf er, nach seiner Heimkehr zum Urquell seines Wesens, vor allen Völkern kühn und frei, ohne das Gängelband einer romanischen Zivilisation, einherzuschreiten wagen: Wenn er nur von einem Volke unentwegt zu lernen versteht, von dem überhaupt lernen zu können schon ein hoher Ruhm und eine ausgezeichnete Seltenheit ist, von den Griechen.“

Damit spricht er es aus, in welchem Lichte die rassische und seelische Eigenart des germanischen Menschen ihm erschien. Und wenn, verhängnisvoll genug, die bisherige abendländische Geschichte das sokratische Spätgriechentum als höchstes Vorbild ihres eigenen kulturellen Strebens betrachtet und das, von Nietzsche erst wieder entdeckte, „tragische Zeitalter“ der Antike in seiner Bedeutung verkannt hatte, so haben wir allen Anlaß, nicht unserer germanischen Vergangenheit gegenüber das gleiche Fehlurteil zu begehen; volle Zustimmung verdient daher der Satz Otto Höflers (in seinem Buch „Kultische Geheimbünde der Germanen“, Band I, Frankfurt am Main 1934): „Das ‚heitere Griechentum‘ ist seit Nietzsches ‚Geburt der Tragödie‘ nicht mehr. Unserer Zeit ist es nicht bestimmt, das zweite tragische Volk, die Germanen, als heiter zu verkennen.“ — Inmitten aller Niedergangserrscheinungen seiner Zeit schrieb Nietzsche die siegesgewissen Sätze:

„Zu unserem Troste aber gab es Anzeichen dafür, daß trotzdem der deutsche Geist in herrlicher Gesundheit, Tiefe und dionysischer Kraft unzerstört, gleich einem zum Schlummer niedergesunkenen Ritter, in einem unzugänglichen Abgrunde ruhe und träume, aus welchem Abgrunde zu uns das dionysische Lied emporsteigt, um uns zu verstehen zu geben, daß dieser deutsche Ritter auch jetzt noch seinen uralten dionysischen Mythos in selig-ernsten Visionen träumt. Glaube niemand, daß der deutsche Geist seine mythische Heimat auf ewig verloren habe, wenn er so deutlich noch die Vogelstimmen versteht, die von jener Heimat erzählen. Eines Tages wird er sich wach finden, in aller Morgenfrische eines ungeheuren Schlafes: dann wird er Drachen töten, die tückischen Zwerge vernichten und Brünnhilde erwecken — und Wodans Speer selbst wird seinen Weg nicht hemmen können! Meine Freunde, ihr, die ihr an die dionysische Musik glaubt, ihr wißt auch, was für uns die Tragödie bedeutet. In ihr haben wir, wiedergeboren aus der Musik, den tragischen Mythos — und in ihm dürft ihr alles hoffen und das Schmerzlichste vergessen! Das Schmerzlichste aber ist für uns alle — die lange Entwürdigung, unter der der deutsche Genius, entfremdet von Haus und Heimat, im Dienst tückischer Zwerge lebte.“ — Und sechzehn Jahre später fügte er, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf diese Sätze, die Erklärung hinzu: „Die tückischen Zwerge sind die Priester.“

Die in solchen Worten lebende Erwartung zu rechtfertigen, ist eine höchste Verpflichtung unserer gegenwärtigen Selbstbesinnung; und in diesen und ähnlichen Kennzeichnungen des

germanischen Wesens haben wir Erkenntnisse Niebichs vor uns, die noch unserer heutigen Forschung als Wegweiser dienen können!

Ebenso wenig aber sollte man auf der andern Seite seine zwar kurzen, beiläufigen, aber fernstehenden Bemerkungen unbeachtet lassen, mit denen er eigene Züge des Germanentums dem Wesen der Völker des sogenannten klassischen Altertums gegenüberstellt. Da finden wir etwa Hinweise wie diese: „Der Grieche hat das größte Talent zum Hören, der Germane zum Schauen.“ Oder an anderer Stelle: „Die Germanen hatten Exaltation, sie liebten die Seele. Die Römer liebten nur den Leib.“ Oder er kommt zu der Feststellung: „Die Schönheit scheint einzig griechisch zu sein... Der Germane hat Stärke und Tiefe der Empfindung, aber geringes Schönheitsgefühl.“ Oder wiederum: „Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben, — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel, — aber im Süden nicht mehr!“

Jeder dieser und ähnlicher Sätze könnte zu nachdenklicher Besinnung aufrufen und einen Reichtum gedankentiefer Erkenntnisse nach sich ziehen! Recht bedacht, sind sie geeignet, unserer vorgeschichtlichen, religionswissenschaftlichen und rassenkundlichen Forschung den Blick für Tatbestände und Zusammenhänge zu öffnen, die bisher nur geringe Beachtung fanden und in diesem Zusammenhang nicht mehr ausführlich behandelt werden können.

Ausdrücklich betont er einmal, daß die neue Naturbetrachtung sich „die germanische Ansicht von der Natur — nicht die aufklärerische des Romanismus, mit seinem Emile“ zum Vorbild nehmen müsse; aber ebenso — und, wie uns scheint, mit Recht — warnt er vor der Gefahr der „nordischen Unnatürlichkeit“: „Alles mit silbernen Nebeln umzogen, man muß künstlich erst zum Wohlgefühl kommen; die Kunst ist dort eine Art Ausweichen vor sich selber. Ach, diese blasse Freude, dies Oktober-Licht auf allen Freuden!“ — Wir glauben, daß er damit einen Zug nordischen Wesens getroffen hat, der wirklich eine Gefahr für die Erfüllung seiner rassenkundlichen Aufgabe bedeutet, so daß es verhängnisvoll wäre, ihn sich zu verhehlen oder ihn in Abrede zu stellen.

Aber wir müssen uns mit diesem kurzen Überblick begnügen, der gleichwohl ausreichend sein dürfte, die eingangs erwähnte Meinung zu widerlegen, daß das Germanentum Niebichs mehr oder weniger fremd gewesen sei; ausreichend auch, um eine Vorstellung davon zu wecken, was sich zu diesem Thema bei ihm finden läßt. Abschließend mögen nur noch ein paar kurze Zeugnisse dafür Platz finden, wie er das Verhältnis von Germanentum und Christentum beurteilt hat.

Die Grundlinie seiner Auffassung trat schon in unseren obigen Bemerkungen hervor; und in aller Kürze läßt sich seine Stellungnahme etwa so umreißen: Niebichs empfand die germanische und die christliche Haltung als durchaus gegensätzlich und unvereinbar mit einander; er empfand das Germanentum als überlegen an Lebenskraft, Gesundheit und Natürlichkeit, die christlichen Befehrer hingegen an geistiger Gewandtheit und List; er traute dem Germanentum eine größere Widerstandskraft gegen die christliche Überfremdung zu als der antiken Kultur.

Diese letzte Tatsache kann uns nicht verwunderlich erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß eben diese antike Kultur eine Frucht des Sokratismus und nicht der echten Wesensart des Griechentums war; und der Sokratismus seinerseits ist ja selber nichts anderes als ein „präexistentes Christentum“; durch ihn war die Antike bereits zur Annahme des Christentums vorbereitet; und so war es diesem letzten Endes ein leichtes, die nur schwach noch sich regenden Widerstände aus völkischer Kraft zu überwinden. Das Germanentum hatte eine solche schwächende Vorbereitung nicht durchgemacht, und so hatte das Christentum von ihm mehr zu fürchten als vom antiken Heidentum. Aus solchen Erwägungen heraus kommt er zu Sätzen wie:

„Das Humanistische ist von Karl dem Großen mächtig angepflanzt worden, während er gegen das Heidnische mit den härtesten Zwangsmitteln vorging. Die antike Mythologie wurde verbreitet, die deutsche wie ein Verbrechen behandelt. Ich glaube, hier lag das Gefühl zugrunde, daß das Christentum eben schon fertig geworden sei mit der antiken Religion: man fürchtete sie nicht, aber benutzte die auf ihr ruhende Kultur des Altertums; die deutsche Götterwelt fürchtete man.“

Wenn gleichwohl das Christentum dank der ihm zu Gebote stehenden Machtmittel die Oberhand gewann, so berechtigt das keineswegs zu der Schlussfolgerung, es habe sich dadurch als eine dem germanischen Wesen gemäße Glaubensform erwiesen. Das Gegenteil ist der Fall: „Das Christentum ist für junge, frische Barbarenvölker Gift; in die Helden-, Kinder- und Tierseele des alten Deutschen zum Beispiel die Lehre von der Sündhaftigkeit einzupflanzen, heißt nichts anderes als sie vergiften.“

Mit harten Worten kennzeichnet er die Einwirkung des missionierenden Christentums auf den germanischen Menschen, wenn er schreibt: „Man ‚verbesserte‘ zum Beispiel die vornehmen Germanen. Aber wie sah hinterdrein ein solcher ‚verbesserter‘, ins Kloster verführter Germane aus? Wie eine Karikatur des Menschen, wie eine Mißgeburt: er war zum ‚Sünder‘ geworden, er saß im Käfig, man hatte ihn zwischen lauter schreckliche Begriffe eingesperrt... Da lag er nun, krank, kümmerlich, gegen sich selbst böswillig: voller Haß gegen die Antriebe zum Leben, voller Verdacht gegen alles, was noch stark und glücklich war. Kurz, ein ‚Christ‘...“

Diese Entgegensetzung germanischer und christlicher Wesensart rundet das Bild noch ab, das sich aus Niebichs Schriften von seiner Vorstellung von Wesen und Eigenart des germanischen Menschen ergibt. Es scheint uns lohnend, sich einmal näher mit diesem Bilde zu beschäftigen und die in ihm verborgenen Hinweise und Fingerzeige für die gegenwärtige Germanenforschung fruchtbar zu machen.

Heilige Hochzeit und Matlehen in England

Don Dr. phil. Heinz Hungerland, Leiter des Archivs für Volkskunde zu Osnabrück

„Morgen ist Sankt Valentinstag,
In aller Morgenfrüh.
Und ich, die Deern am Fenster dein,
Will sognern dein Liebchen sein!“

So singt die holde Ophelia bei Shakespeare (Hamlet Akt 4, Szene 5). Ein altes englisches Volkslied ist es, das auf die uralte Sitte den künftigen Ehegenossen durch das Los zu erfahren oder zu wählen Bezug hat. Schon ein lateinischer Dichter der Reformationszeit, Naogeorgus, beklagt diese Sitte als heidnisches Überbleibsel. Butler im „Leben der Heiligen“ stellt diesen Aberglauben mit den Bräuchen beim Feste der Juno Februa am 15. Februar zusammen und berichtet, daß frommer Eifer der Geistlichkeit anempfohlen habe, beim Liebesorakel dieses Tages die Namen der Mädchen auf den Zetteln, die die Männer aus einer Büchse ziehen mußten, durch die von Heiligen zu ersetzen.

Der Volksglaube läßt auch am Valentinstage die Vögel ihre Genossinnen wählen, worauf ein englischer Dichter des 17. Jahrhunderts, Buchanan, anspielt: „Jede erkieset die Herrin, die keusch er in Liebe verehret“ — „Quisque legit dominam, quam casto observit amore“.

Ein englisches Valentinslied hat den Vers: „Vögel wählen die Genossin und paaren sich



Maikönigin und Pfingstochse. Nach einem englischen Stich um 1850

an diesem Tage.“ In Shakespeares „Sommernachts Traum“ heißt es: „St. Valentine vorbei; beginnen diese Vögel erst die Paarung jetzt?“

Man glaubt es — und jedes englische oder schottische Landmädchen glaubt es noch heute steif und fest, daß die erste Person des anderen Geschlechts, die einem am Morgen des 14. Februars begegne, falls sie nicht verheiratet oder verwandt sei oder im selben Haus wohne, einem zur Ehe bestimmt sei.

Die verliebte Jugend sucht nun auch hier „den Zufall zu korrigieren“ und trifft Vor- sorge, daß sie nur der richtigen Person in den Weg laufe ... Die jungen Männer tragen

ihr brennendes Herz so vor Sonnenaufgang in die Nähe der Wohnung der Geliebten oder an Stätten, wo sie vorüberkommen muß, oder machen Umwege, um die Begegnung mit einer Nichtgewünschten zu meiden.

Die Mädchen setzen sich frühmorgens an das Fenster, um die Stimme des künftigen Geliebten zu hören; mit geschlossenen Augen sitzen sie da und harren Stunde um Stunde, bis er kommt und sie begrüßt: „Guten Morgen, St. Valentine ist heut!“ Auf die Sitte des „Fensterlns“, die auch in Deutschland noch vielerorts gang und gäbe ist, spielt das Lied der Ophelia also an.

In den Städten tritt die Sitte des „Valentinwählens“ in etwas feineren Formen auf. Man sendet sich gegenseitig Verschen, meist neckischen Inhalts, Kärtchen mit Liebesgöttern und von Pfeilen durchbohrten Herzen mit der Aufschrift:

“I am thine, and you are mine

I am your dear loved Valentine!“

Diese Liebesbotschaften sind meistens an eine Apfelsine oder an einen Apfel gebunden und werden in einem unbewachten Augenblicke in das Haus der geliebten Person geschleudert. Die meisten Sendungen befördert jedoch die Post, und für die englischen Briefträger ist der 14. Februar ein schwarzer Tag.

Die liebe Jugend benutzt die Gelegenheit zu allerhand Neckereien. Beliebt ist der Scherz, einen Brief mit Kreide auf den Flur-Estrich zu malen, dann zu klopfen und weidlich zu lachen, wenn eine Person erscheint und im Glauben, der Briefträger sei dagewesen, sich nach dem vermeintlichen Briefe bückt.

An manchen Orten werden auch die Namen der Mädchen und Burschen untereinander verlost. Die so zusammengebrachten Paare halten als Valentin und Valentine dann das Jahr hindurch bei Festlichkeiten zusammen. Die Sitte erinnert an unser Mailehen.

Der mit dem Valentinstage verknüpfte Brauch, daß ein Bursche und ein Mädchen für kurze Zeit die Rolle eines Liebespaares spielen, gehört zum Ritual uralter indogermanischer Frühlingsfeste, ebenso wie die erwähnten „Mailehen“ in Westdeutschland und Frankreich, wobei die Mädchen an den Meistbietenden feilgeboten werden.

Auch der Pfingstkönig oder Maikönig nebst seiner Braut gehört in diesen Vorstellungsfreis.

Im Frühling, wenn alles sprießt und knospet, grünt und blüht, gehen nach dem Glauben unserer Altvordern die Mächte des Himmels, der Sonnen- oder Lichtgott und die Mächte des Erdenhofes, die Erdgöttin, einen geheimnisvollen Bund ein, dem alle Uppigkeit der Erntegaben im Sommer und Herbst zu danken ist. Diese Vermählung der himmlischen und irdischen Gottheit bezeichnet die Volksskunde mit altgriechischer Prägung als „Heilige Hochzeit“ (Hieng Samor).

Bronzezeitliche schwedische Felsritzungen zeigen das Liebespaar ganz derb realistisch, wäh- rend ein paar norwegische Goldbleche, die in einem Ader gefunden wurden, die Liebes- verbindung in dezenter Weise dadurch andeuten, daß der Mann die Brust des Weibes mit der Hand berührt. Diese Bilder auf den norwegischen Goldblechen, die ich zuerst in dieser Weise gedeutet habe, sind also gewissermaßen als die Urbilder des Maibrautpaares und des Valentinpaares zu betrachten.

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war einem jeden nit bekannt,
Jetzt schrei ich an das Vaterland!“

Ulrich von Hutten

Zeitschriftenchau

Der Diplomalldwirt. Jahrg. 18, Heft 4, April 1937. Georg Rucke, **Kultische Gemeinschaftsleistung in Deutschlands ältester Bauernzeit.** Der Verfasser bringt Betrachtungen über das frühbronzezeitliche Helmsdorfer Fürstengrab. Er errechnet für die Anlage des Grabes eine Arbeitsleistung von 6000 Tagewerken und erschließt daraus, daß wir es mit einer großartigen Gemeinschaftsleistung zu tun haben. Die große Menge Holzasche im Innern der Ringmauer läßt vermuten, daß im Grabe „ein Dauerfeuer heiliger Art“ gebrannt wurde. „Uns späte Nachkommen fesselt an den Ausmaßen solch eines Grabhügels nicht so sehr die Angabe von Länge, Breite und Höhe, von Durchmesser und „umbautem Raum“ als vielmehr die geistige Beziehung. Wir fühlen die gewaltige religiöse Inbrunst jener frühen Zeit, wir rechnen mit zunehmendem Erstauen die organisierte Leistung nach.“

Über Berg und Tal. 60. Jahrg. Heft 3, März 1937. Friedrich Leuschner, **Beitrag zur Entstehung der Schalen („Opferkegel“) im Elbsandsteingebirge.** Die gründliche Untersuchung des Verfassers hat grundsätzliche Bedeutung für die strittige Frage, ob die Schalen künstlich oder natürlich entstanden sind. Über tausend Vertiefungen hat der Verf. untersucht und dabei festgestellt, daß sie meist in Gruppen von drei bis fünfzig und mehr Stück vorkommen. Ferner befinden sich 98 v. H. auf größeren Felsen, die an weite Aussicht gestattenden Stellen liegen. Es zeigt sich ferner eine Bevorzugung bestimmter Himmelsrichtungen (Süden, Südwest, West und Nordwest). „Die gleichen Beziehungen zur Laufbahn der Sonne beobachten wir bei den zumeist an Kirchen vorkommenden mittelalterlichen Nischen und Nischen, die zur Gewinnung von heilkräftigem Steinstaub heimlich angelegt wurden.“ Die Schalen, die ovale Vertiefungen zeigen, erhalten durch ihre Längsachse einen Richtungsinn. „Auffällig ist dabei, daß oft die genaue NW-, W-, SW- und auch die SO- und NO-Richtungen vorkommen.“ Der Verfasser kommt also zu dem Schluß, daß die Schalen mit dem Sonnenkult in Verbindung zu bringen sind und größtenteils künstlich geschaffen wurden.

Obal. 5. Jahrgang, Heft 9, März 1937. Karl Theodor Weigel, **Sinnbilder-Kul-**

turverbe. Weigel betont, daß die Sinnbilderforschung eine selbständige Wissenschaft sei. Er umreißt einige Fragen, die diese junge Wissenschaft noch zu lösen hat. Die große Bedeutung der Sinnbilderforschung ergibt sich daraus, daß die Sinnbilder die ältesten geistig-seelischen Urkunden unserer Rasse sind. Sie lassen sich bis in die Steinzeit zurückverfolgen und sind allen Völkern nordischer Rasse eigen. „Die Sinnbilderforschung wird einmal berufen sein, zusammen mit der Vorgeschichtsforschung und der Rassenkunde Licht in die frühen Wanderwege und Landnahmen nordisch-germanischer Menschen zu bringen.“ Weigel erläutert seine Ausführungen durch sechzehn hervorragende Abbildungen.

NS-Landpost vom 2. April 1937. Werner Müller, **Tempel der Morgenröte in der Mark Brandenburg.** Dr. Müller berichtet über einige sonderbare Bauwerke der Mark Brandenburg. Zunächst beschreibt er einen Bau, der sich auf dem Kapellenberg bei Trebbin befand und heute bis auf die Fundamente abgerissen ist. Er bestand aus vier Meter starken Mauern, in denen je ein Tor angebracht war. Die Tore sollen nach einigen Gewährsmännern nach den vier Himmelsrichtungen orientiert gewesen sein. Auffälligerweise gab es solcher Viereckbauten in der Mark noch mehrere. So auf dem Kirchberg bei Redlitz und in Groß-Welle bei Berleberg. Am bemerkenswertesten ist der sogenannte „Tempel der Morgenröte“ zu Fütterbog, über den Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert vorliegen. In einem Bericht vom Jahre 1619 heißt es über dieses „uralte Tempelchen“: „Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß wie der Boden einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können. Also hab' ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören.“ Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß diese Überlieferungen sonnenläufig orientierte Heiligtümer heidnischer Zeit im ostelbischen Gebiet wahrscheinlich machen, für die in Niedersachsen das „Saxellum“ der Externsteine das eindrucksvollste Beispiel ist.

De Volksangel, Strijdsblad voor Neder-

landsch Volksbewustzijn. Utrecht, April 1937, Nr. 11. Ein Aufsatz über die Sonnenspirale führt sehr gut in die indogermanische Sinnbilderforschung ein, zeigt den Sinn des Spiralsymbols auf und bringt einige Abbildungen, die das Vorkommen des uralten Zeichens im heutigen Holland belegen. Sehr zu begrüßen ist sodann die Inangriffnahme der Erforschung der Ortslinien in Holland. In einem einführenden Artikel wird das Wesen der „heiligen Linien“ dargelegt und anschließend einige Beispiele von heiligen Linien in Holland angeführt. Die Leser werden zur Mitarbeit aufgefordert. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die mit mancherlei Schwierigkeiten verbundene Erforschung dieser Linien Gemeinschaftsarbeit erfordert.

Die Heimat, Monatschrift für schleswig-holsteinische Heimatforschung und Volkstumspflege. Jahrg. 47, Heft 3, März 1937. Hermann Lütjohann, **Veränderungen des Niedersachsenhauses durch landesherrliche Verfügungen.** Entgegen bisherigen Anschauungen vom ursprünglichen Niedersachsenhaus wird dargelegt, daß der Backofen auch im Hause liegen konnte. Wegen Feuergefahr wurde er später ausschließlich außerhalb des Hauses als selbständiger Bau errichtet, wie landesherrliche Verfügungen aus dem 18. Jahrhundert beweisen. Unterschiede in der Anlage des Backofens sind also nicht als Stammeigentümlichkeiten zu deuten. Ebenso wenig Unterschiede in der Giebelbildung: die verbretterten Giebel wurden wegen Holz Mangels teilweise abgeschafft, was wiederum urkundlich belegt wird.

Ernst Schlee, Hubert Stierlings Buch über den Silberschmuck der Nordseeküste. (Neumünster 1935. Karl Wachholtz-Verlag.) „Mit der Hand des in seinen Gegenstand verliebten Kenners bringt Stierling Ordnung in die reiche Überlieferung, die die Nordseeküste als schmuckfreudigste Landschaft Deutschlands kennzeichnet. Für die Frühzeit vor allem auf Abbildungen angewiesen, die in guten Wiedergaben vorgeführt werden, kann der Verfasser bei der Behandlung der Neuzeit die Ketten und Radeln, Broschen und Anhänger, die Knöpfe, Schnallen und Spangen ... in meist ausgezeichneten Aufnahmen zeigen ... Unsere Kenntnis von Tracht, Schmuck und Feststaat der friesischen Frauen erfährt eine ungeahnte Bereicherung.“ Schlee weist auf Fragen hin, die die nunmehr mögliche Übersicht eines reichen Materials aufstauen läßt, auf die aber Stierling nicht eingeht. Am wichtigsten ist die Frage, was an sinnbildlichem Gehalt in den Schmuckformen er-

halten ist. Leider ist Schlee über diese Frage ganz hinweggegangen.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 41. Jahrgang, 1936. Leopold Schmidt, **Das Volksschauspiel des Burgenlandes.** Die Arbeit von Schmidt, die zahlreiche Schrifttumsnachweise bringt, ist ein wichtiger Beitrag zur Volkskunde des Grenzlanddeutschums. Das Heft enthält wieder zahlreiche, gut unterrichtende Buchbesprechungen.

Wiener prähistorische Zeitschrift. 23. Jahrgang 1936.

O. Menghin würdigt das Lebenswerk des im Frühjahr 1936 verstorbenen hochverdienten Germanistenforschers Rudolf Much.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir noch auf den Aufsatz von Richard Wolfram über Rudolf Much im Dezemberheft der Zeitschrift „Rasse“ hin, der eine gute Ergänzung zu Menghins Ausführungen ist. Es wäre zu wünschen, daß einer der Schüler Muchs eine umfassende Würdigung des Lebenswerks des Meisters herausgäbe. Viele seiner z. T. schon vor Jahren erschienenen und z. T. schwer zugänglichen Arbeiten sind heute noch grundlegend.

Rannus, 29. Jahrgang 1937, Heft 1.

B. Gehm, Eine baltische Siedlung in der frühen Eisenzeit.

Gehm bringt einen ausführlichen Bericht über die Grabungsergebnisse mit vielen Abbildungen. „Die Bedeutung unserer Siedlung von H. Stärkenau liegt darin, daß sie einen Teil der Lücke, die im Siedlungsbilde Ostpreußens bisher zwischen der frühen und späten Eisenzeit klappte, schließt.“ Das Heft enthält ferner folgende Aufsätze: A. Rieth, „Spätkeltische Topfergeräte zur Kammtischherstellung“ und S. Come, „Längswälle in Ostpreußen“. Ferner Fundberichte und Buchbesprechungen.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde. 10. Jahrgang, 1937, 1. Heft. Aus dem neuen Heft dieser von Gustav Jungbauer geleiteten ausgezeichneten Zeitschrift erwähnen wir die Sammlung von „Graselsagen aus Südmähren“.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 35. Band. 1936. Heft 4. Das Heft enthält eine Beilage, in der A. Bächtold-Stäubli über Leben und Werk des November 1936 verstorbenen Eduard Hoffmann-Krayer berichtet. Die Verdienste Hoffmann-Krayers für die deutsche Volkskunde kann niemand bestreiten, aber seine bekannte Abhandlung „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (1902) wird von Bächtold sehr überschätzt. Er schreibt: aus der an diese Veröffentlichung anschließenden Diskussion mit deutschen Volkskundlern sei Hoffmann als Sieger hervorgegangen. „Jeder, der sich

wissenschaftlich mit Volkskunde beschäftigt, wird als eine erste Einführungsarbeit diese interessante Diskussion eingehend studieren müssen.“ Trotz des Satzes *de mortuis nil nisi bene* muß bemerkt werden, daß die

deutsche Volkskunde sich endlich gründlich freimachen muß von den Frrtümern Hoffmanns, der u. a. den verächtlichen Satz aufstellte: Das Volk produziert nicht, es reproduziert nur. Dr. Otto Huth.

Hieb und Stich

Der Berliner Börsen-Ztg. vom 23. März 1937 entnehmen wir folgenden Aufsatz, der sich einer immer noch ihr Unwesen treibenden „wissenschaftlichen“ Richtung annimmt.

Semnonenreligion negritisch oder turkomongolisch? Die Wissenschaftler der vergangenen Jahrzehnte haben sich geradezu darin überboten, den Ursprung aller Kultur in den Gebieten des östlichen Mittelmeerraumes, in Kleinasien und noch weiter bis in den asiatischen Steppen nachzuweisen. Abseits und verläßt von dieser geistig hörigen Wissenschaft haben einzelne Gelehrte wie Kossinna beispielsweise den nordischen Ursprung der Indogermanen und ihre Verbreitung in die vermeintlichen Ursprungsländer aller Kultur einwandfrei bewiesen, so daß diese Tatsachen bereits den Schülern auch niedriger Klassen deutscher Schulen geläufig sind. Obwohl die Indogermanenfrage in den Hauptzügen völlig gesichert ist und durch neuere Arbeiten noch bis in kleinste Einzelheiten vervollständigt wird, pflegen da und dort noch wissenschaftliche Einzelgänger diese alten Ansichten des „ex oriente lux“ und versuchen die bisherigen Vermutungen durch Hinzufügen neuer zu wissenschaftlichen Beweisen auszubauen. Wenn diese Gelehrten auch aus dem katholischen Lager stammen und treu zur bekannten Mödlinger Schule stehen, so können wir jedoch deshalb keineswegs eine Kette von Behauptungen, welche zwar auf eine erstaunliche Kombinationsfähigkeit schließen läßt, als Grundlage für das Gebäude der deutschen Vorgeschichte anerkennen.

Einen neuen, mehr originellen als wertvollen Beitrag zur Klärung der mit der germanischen Kultureinfuhr aus Asien und aus selbst exotischen Ländern zusammenhängenden Fragen hat ein gewisser Dr. habil. Alois Cloß, Universität Graz, in der Nr. 1 der im allgemeinen als recht gut bekannten Blätter „Forschungen und Fortschritte“ unter dem schlichten Titel „Semnonenreligion“ geliefert. Er benutzt den Bericht des

Tacitus über den heiligen Hain der Semnonen als Grundlage, worin es heißt, daß niemand anders als in Fesseln diesen Hain betreten dürfe, und wenn jemand zu Boden fällt, er sich auf der Erde hinauswälzen müsse und daß schließlich in diesem Hain die Wiege des Volkes und der allbeherrschende Gott, dem alles andere untertänig und von ihm abhängig wäre, sei. Zu der erwähnten Fesselung ist Dr. Cloß der Ansicht, daß in diesem Ritus „zum mindesten höchst wahrscheinlich“ ein illirisches Ritelement durchblide. Nach einigen weiteren Vermutungen hat sich das Beweismaterial für die Zugehörigkeit des Fesselbrauches zu den Illyriern weiter „verdichtet“. Bis hierher haben wir es noch einwandfrei mit, wenn auch „verdichteten“ Vermutungen zu tun. Anschließend schreibt Dr. habil. Alois Cloß, daß die Illyrier diesen Brauch wieder aus einer Schicht übernommen hätten, „durch die sie mit nichtindogermanischen Kaukasusvölkern zusammenhängen“, so daß die Bezeichnung des in Frage stehenden Brauches als „süd-kulturlich“ voll berechtigt sei.

Doch mit dieser neuartigen Feststellung semnonischer Fesselbräuche als kaukasisch begnügt sich der Verfasser keinesfalls, sondern er kommt noch zu weit interessanteren. Mit geheiligtem Forschereifer hat er an der Aufklärung des zweiten Zuges des semnonischen Eintrittsrituals, „des sonderbaren Tabus, das am Niedersinken haftet“ gearbeitet, welche sich „viel schwieriger gestaltete“ als die des Fesselbrauches. Wir werden sehen, warum dies so schwierig war. Dr. habil. Alois Cloß muß zugeben, daß der Brauch zunächst innerhalb des Germanischen fast ganz isoliert da steht, und daß andere passende Belege nicht beizubringen waren, und daß weiter die Sitte auch universal-ethnologisch gesehen sich als „höchst eigenartig“ erweist. Doch nun kommt das Ergebnis angestrengtester wissenschaftlicher Arbeit, ein gewaltiger Trumpf: „Als Element hierfür auf Dinge beim Königs-

Erdeisterfalte hinweis, wie sie Spieth und Ellis vom Logogebiete beschrieben hatten, traf er tatsächlich auf Brauchbares!“ Jetzt wissen wir es endlich, der von Tacitus geschilderte semnonische Brauch ist negritisch, und Dr. habil. Alois Cloß, Universität Graz, kommt das Verdienst zu, endlich einmal in die deutsche Vorgeschichte die große Linie hineingebracht und die tiefen Verbindungen zwischen dem Brauchtum der Semnonen und der Logoneger aufgezeigt zu haben. Damit dürften sich unter Umständen auch für die Kolonialdiskussion völlig neue Gesichtspunkte ergeben! Wenn Dr. habil. Cloß darauf hinweist, daß dieses Erbtatu eigentlich im Jungjudentum wurzele, von wo aus es weiter nach Europa gedrungen sei, so erfährt dieses etwas schwärzliche Kulturbild nur seine finnigemäße Vervollständigung.

Wir möchten es nicht unterlassen, den Verfasser auf unserer Ansicht nach recht aufschlußreiche Zusammenhänge hinzuweisen, welche eine exakte Durchforschung zu lohnen scheinen. Julius Caesar berichtet nämlich von den Elchen in den germanischen Gebieten: „Sie haben Beine ohne Gelenke und deren Knoten: Sie legen sich auch nicht nieder, um auszuruhen, und wenn sie durch irgendeinen Zufall zu Boden gestürzt sind, können sie nicht wieder aufstehen oder auch nur sich aufrichten. Ihnen dienen Bäume als Lagerstätte. An diese lehnen sie sich an und ruhen sich so, nur etwas zurückgelehnt, aus. Wenn die Jäger aus ihren Fährten erkannt haben, wo sie ihre Schlupfwinkel haben, untergraben sie an der Stelle sämtliche Bäume von den Wurzeln aus oder schneiden sie nur so weit an, daß im ganzen dasselbe Aussehen bleibt, als ständen sie fest. Wenn sich dann die Tiere nach ihrer Gewohnheit an die Stämme anlehnen, bringen sie die haltlosen Bäume durch ihr Körpergewicht zu Fall und stürzen zugleich selbst zu Boden.“

Ganz ohne Zweifel haben wir hier ebenfalls ein Erbtatu vor uns. Das Vorhandensein dieser geschilderten Elche läßt sich ohne große Mühe auch noch heute für Deutschland nachweisen, wenn es etwa in einer Waldschenke gelingt, einen erfahrenen Forstmann von richtigem Schrot und Korn über seine vielen Jagderlebnisse zum Sprechen zu bringen. Wenn der Verfasser in Afrika ähnliche Tiere wie die von Caesar geschilderten Elche finden kann, vielleicht auch in Togo, dann wäre die Beweiskette Togo-Mark Brandenburg, in welcher ja der heilige Hain der Semnonen vermutet wird, endgültig geschlossen.

Den Wahrscheinlichkeitswert des von Ta-

citius beschriebenen Fesselbrauches und des Erbtatus wollen wir hier nicht weiter untersuchen, da wir wissen, daß die römischen Berichterstatter manchmal ja ein recht herzhaftes Jägerlatein wiedergeben. Der Bericht darüber steht, wie auch von Dr. Cloß ausgeführt wurde, allein da. Daß der Verfasser von den Semnonen nicht allzuviel hält, beweist weiter, daß er den Semnonen nicht einmal die Allgottidee als ursprünglich zurechnen kann, sondern deren Schwerpunkt in der „finnisch-samojedischen Urgemeinschaft“ zu sehen gezwungen ist. Dr. Cloß bricht aber eine gewaltige Lanze für die Semnonen, wenn er wegen angeblicher Zusammenhänge der ganzen Atmosphäre des Semnonentums mit den Weltfesten der Escheremissen meint, „es wäre aber ganz falsch, die Semnonen deshalb etwa als Finnen zu betrachten“. Wir können hier nur versichern, daß wir an diese Möglichkeit gar nicht gedacht haben, und möchten feststellen, daß die Semnonen in diesem Sinne noch nie verdächtigt worden sind, so daß sie der sich schier aufopfernden Verteidigung nicht im geringsten bedürfen. Sollten hier vielleicht andere Gründe vorliegen?

Der von Tacitus erwähnte Regnatorglaube der Semnonen hat nach Ansicht von Dr. habil. Alois Cloß seinen Gravitationspunkt nicht bei den Finnen und auch nicht im Westen bei den altberberischen Völkern, sondern er liegt „zunächst bei den Ostelken und dann in weiterer Folge bei den Turkomongolen“. Wir halten einen Augenblick den Atem an bei diesen gewaltigen Sprüngen über den europäisch-asiatischen Teil des Erdballs, nachdem wir uns von dem kleinen Abstecher nach Togo noch nicht ganz akklimatisiert haben. Doch schnell geht es weiter. Wodan wird zu einer sekundär turkomongolischen Gestalt erklärt, und, nachdem wir uns entsinnen, daß er im Beginn dieser neuartigen Ergebnisreihe als Totengott bezeichnet wurde, nehmen wir weiter zur Kenntnis, daß sich in diesem Wodan, in germanische Geistigkeit umgebaut und emporgehoben, „der gesteigerte Schamanismus der osteuropäischen Steppenvölker“ verkörperte.

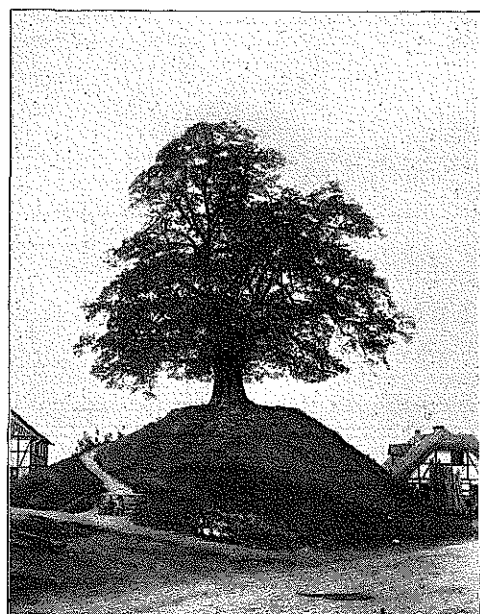
Bei dem Stande der heutigen Vorgesichtswissenschaft erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf die von Dr. Cloß geäußerten Behauptungen. Wenn er auch angibt, hauptsächlich auf Grund archäologischer und allgemein völkerkundlicher (!) Erwägungen zu dem Teil der hier wiedergegebenen Vermutungen gekommen zu sein, und wenn er sich auch weiter als Mitarbeiter des Blattes der katholischen Mödlinger

Schule des „Anthropos“ ausgibt, so gewinnen durch diese Tafeln die aufgestellten Behauptungen nicht sonderlich an Beweiskraft, zumal ihnen nicht nur die wissenschaftlichen Beweise, sondern selbst ein geringer Grad von Wahrscheinlichkeit fehlen. Uns ist es jedoch wissenstwert, von wo-

her diese Versuche, der nordisch-germanischen Kultur einen fremden Ursprung ohne jegliche stichhaltigen Beweise unterzuschoben, heute noch kommen, und nehmen sie wie die satfam bekannten Faulhabergermanen mit Humor zur Kenntnis.

G. R.

Die Fundgrube



Musn. Dede

Eine alte Dinglinde. In dem Dorfe Evessen bei Wolfenbüttel steht auf künstlich geschaffenen Hügel diese Linde, unter der die Dingversammlungen stattfanden, und mit der heute noch mancherlei Volksglaube und Volksbrauch verknüpft ist. In ihrer stattlichen Größe und in der Lage erinnert sie an die alte Merichsclinde bei Nordhausen, von der uns eine alte farbige Zeichnung mit dem Zug der Schuhmacherzunft zur Maifeier erhalten ist (vgl. Herman Birth, Die heilige Urchrift der Menschheit, Seite 450 [Tafel 143]).

Mitgeteilt von Erwin Wegner, Berlin.

Feuerräder im Odenwald. Außer dem in Heft 2, 1937, erwähnten Feuerrad von Langental (nicht Langenbach!) gibt es ganz ähnliche Räder noch in Darsberg, Grein, Schönbrunn und Krei-

bach. Am schönsten und altertümlichsten aber ist das Rad von Brombach bei Hirschhorn. Hier werden durch eigentümliches Schlagen von Strohnestern lange Strohseile hergestellt, die in großer Anzahl durch die Speichen eines Rades gesteckt werden. So entsteht eine mächtige, etwa 12 Zentner schwere Strohwalze, die von den Burschen hoch an den Berghang geschleppt wird. Dort wird das Rad angezündet, mehrmals hin und her gewälzt, um dann frei ins Tal zu rollen, nachdem die Achse herausgezogen ist. Leuchtend und funkenprühend zieht es in wundervoller Schönheit am Fastnachtsdienstag seine Bahn. Kinder und Erwachsene aber schwingen dazu Fackeln aus Eichenschälprügeln. Etwas einfacher aber nicht weniger bemerkenswert sind die Fastnachtsfeuer im südlichen Odenwald. S. Winter hat sie (Volk und Scholle, Darmstadt 1934, S. 37 ff.) eingehend beschrieben, es sei hier nur auf das Olfener Feuer verwiesen, wo zwei Puppen, Strohmann und Strohhex, auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Ähnliche Feuer am Fastnachtssonntag oder an Invocabit hießen im Rheingau „Halsfeuer“; im Vogelsberg ist in Herstein ein solches Halsfeuer heute noch üblich. Dabei brennen in den vier Himmelsrichtungen vier Feuer; das Stroh wurde früher auf wilde Kirchbäume geschafft und dort angezündet, heute brennt es meist auf Hecken. Daß diese Sitte nicht einer zufälligen Laune entsprang, beweisen Berichte aus Elsaß-Lothringen, wo man früher ebenfalls das Stroh zu dem Fastnachtsfeuer auf Bäumen anzündete. Zahlreich flammen ähnliche Feuer auch in der Rhön. — Das Feuerrad von Brombach und das Halsfeuer von Herstein wurden von Dr. S. Winter im Auftrage des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat, Gau Hessen-Rassau, in zwei kurzen, sehr eindrucksvollen Filmen festgehalten.

Darmstadt.

Friedrich Mößinger.

Die Bücherwaage

Arthur Haberlandt, **Die deutsche Volkskunde.** Niemeyer, Halle 1935. 160 Seiten. Kart. 3,20 RM.

Das Werk von Haberlandt eröffnet den von R. Wagner herausgegebenen „Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen“. Es ist die beste Einführung in die deutsche Volkskunde, die es heute gibt. S. berichtet über die Geschichte der volkskundlichen Forschung und zeichnet dann die Arbeit der deutschen Volkskunde der Gegenwart. Im Gegensatz zu unbegreiflichen Irrtümern der volkskundlichen Wissenschaft der letzten Zeit betont S. immer wieder die schöpferischen Kräfte der Volksseele. Volkstum ist „ein Inbegriff an wurzelhaften Elementen, stetigen Bindungen, gestaltenden Kräften und schöpferischen Leistungen, in denen sich Eigenwuchs verkörpert“. S. betont auch mit Recht, daß Volkskunde und Vorgeschichte aufs engste zusammenarbeiten müssen. Jedem, der sich mit den vielfältigen Arbeiten der deutschen Volkskunde vertraut machen will, sei dieser ausgezeichnete Überblick von Haberlandt empfohlen.

Dr. D. Huth.

Adolf Bach, **Deutsche Volkskunde, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben.** Eine Einführung. S. Hirzel-Verlag, Leipzig 1937. 530 Seiten, 18 Kartenbeigaben. Gebunden 19,60 RM., brosch. 17,80 RM.

Bach bezeichnet seine Einführung als einen Führer „zu einer von Einseitigkeiten freien klaren Sicht auf die Kernprobleme der deutschen Volkskunde“. Er will auch die Kenntnis des wesentlichsten Schrifttums vermitteln, aber keine darstellende deutsche Volkskunde bieten. Außer den Schrifttumsnachweisen zu jedem Abschnitt, bringt Bach Seite 114—129 eine volkskundliche Bibliographie, die nach Sachgebieten geordnet ist. Der Verfasser betont vor allem die Bedeutung des Raumgedankens. Er erstrebt eine „Volkskunde unter dem Raumgedanken“.

Diese Volkskunde sieht anders aus, als die „Volkskunde auf rassischer Grundlage“, für die uns heute die Zeit reif zu sein scheint. Aber Bach hat zudem den „Raumgedanken“ heillos verflacht; er meint nicht den elementaren Raum, der allerdings parallel zur Rasse hinzugehört, wie die Prägungen „Blut und Boden“, „Rasse und Landschaft“ hervorheben, sondern den bloß

menschtichen Raum geschichtlicher Willkürlichkeiten: der Raum ist für ihn ein „Geistiges“ (S. 76). Ferner verkennt er die Bedeutung der Rasse, die bei ihm — trotz genteiliger Versicherung — gegenüber dem „Raum“ keine wesentliche Rolle spielt (bezeichnenderweise werden S. 88 ff. v. Eidsstedts bekannte Auffassungen angeführt). — Gegenüber Raumann, Meisen, Ranke läßt der Verf. die notwendige Kritik fast ganz vermissen. Die entscheidende Bedeutung der Verbindung von Vorgeschichte und Volkskunde einerseits wie indogermanischer Altertumskunde und Volkskunde andererseits ist ihm nicht aufgegangen. Bei Streitfragen sucht der Verf. zu vermitteln und ist offenbar der Meinung, die mittlere Linie trafe immer auch die Wahrheit. Wo er einmal eine eigene Formulierung versucht, ist diese meistens falsch. Unter den Verfasseramen der Schrifttumsnachweise trifft man auf viele Juden. Bezeichnend für das Vermögen bzw. Unvermögen des Verfassers sind die ganz unzulänglichen Auslassungen über die volkskundliche Forschung der deutschen „Romantik“.

Gewiß wird eine Fülle von Stoff in breiter, mitunter platter Darstellung vorgebracht, aber eins bringt das Buch jedenfalls nicht: nämlich die beabsichtigte „klare Sicht auf die Kernprobleme der deutschen Volkskunde“. Vielmehr hat der Verf. diese Kernfragen überhaupt nicht gesehen.

Dr. D. Huth.

Hans Eggert Schröder, **Nietzsche und das Christentum.** Widukind-Verlag, A. Bof, Berlin 1937. 2 RM.

Schröder zeigt, daß das Problem des Christentums eines der beiden großen Grundthemen im Gesamtwerk Nietzsches ist. Sch. gelingt es, klar und eindringlich die endgültigen Erkenntnisse und Entscheidungen Nietzsches herauszuarbeiten, seiner Schrift kommt daher heute eine ganz ungewöhnliche kulturpolitische Bedeutung zu. Es gibt zwar keine Rückkehr zu vergangenen Entwicklungsstufen, aber es ist möglich, eingedrungenes Gift zu immunisieren. So wird hier weitblickend und ohne irgendwelche Illusionen zum entscheidend wichtigen religiösen Thema Stellung genommen.

Rüdiger Enke.

Eugen Fehrle, **Deutsche Feste und Jahresbräuche**. Leipzig 1936. 4. Aufl. Teubner-Verlag. 3,60 RM.

Das seit Jahren vergriffene Büchlein ist nun in völliger Neubearbeitung erschienen. Der Abschnitt über „Geburt, Hochzeit und Tod“ fiel fort, statt dessen wurden die Jahresfeste ausführlicher behandelt. Ich halte Fehrles Darstellung in dieser Neubearbeitung für das beste Werk über die Jahresfeste, das wir besitzen. In einer Selbstanzeige sagt Fehrle: „Jetzt konnte ich daneben mehr auf die Erklärungen (der Bräuche) eingehen. Ich suchte dabei vor allem die Ursprünge unserer Feste und Bräuche aus der seelischen Haltung und den Vorstellungen unserer germanischen Ahnen zu ergründen und klarzulegen. Dabei zeigt sich, was immer wieder betont werden muß, daß germanische Frühgeschichte und deutsche Volkskunde aufs engste zusammenarbeiten müssen.“ Dieser Neubearbeitung kamen vor allem die inzwischen erschienenen Werke von Umgren, Höfler und Stumpfl zugute, die die

verdiente Beachtung finden. Das Buch ist mit vielen Abbildungen versehen. Dr. Guth.

Bernhard Reiff, **Runenkunde**. Reclam, Leipzig 1936. 0,35 RM., gebunden 0,75 RM.

Dies mit Abbildungen versehene Heft der Reclam'schen Universalbibliothek ist die beste kleine Runenkunde, die wir heute besitzen. Der Verfasser hält Runen als Sinnbilder und Runen als Buchstaben auseinander und nimmt für die Sinnbilderrunen einheimisch-germanischen Ursprung an. „Die Eigenart des Runenwesens weist so stark auf bodenständige Herkunft, sie ist mit germanischer Glaubens- und Gedankenwelt so innig verbunden, daß sie sich bestimmt nicht aus der äußeren Übernahme fremder Schriftzeichen herleiten läßt.“ Weiterhin hebt der Verfasser sehr richtig hervor: „Herkunft und Ursprung der Runen muß weit mehr als bisher Gegenstand der geistesgeschichtlichen, weniger der sprach- und schriftgeschichtlichen Forschung werden.“ Dies sind sehr erfreuliche Einsichten. Dr. Guth.

Vereinsnachrichten

Prof. Wilhelm Leudts Vortrag in Wien. Im vollbesetzten Saale des deutschen Klubs in Wien hielt Professor Wilhelm Leudt am 23. März einen Lichtbildervortrag über „Die Entdeckung germanischer Heiligtümer am Teutoburger Wald“. Ausgehend von der Notwendigkeit, den hohen Stand der Kultur unserer Vorfahren endlich einzusehen, sprach Prof. Leudt zunächst über das Heiligtum der Externsteine, dessen vorchristlicher Ursprung und große Bedeutung schon durch die Bemühungen unserer Gegner, es für sich zu beanspruchen, zugegeben werde. Des weiteren sei ein beachtliches Ergebnis der Forschung, daß die Mehrzahl der ger-

manischen Burgen einer gewissen Epoche nicht kriegerischer Bestimmung gewesen seien, sondern Kultstätten beherbergt haben. Lichtbilder und Ausführung über die Ortung der Heiligtümer und über germanische Himmelstunde führten das Thema fort. Der Vortrag schloß mit einem Ausruf zur Treue zu unserem germanischen Erbe. Mit besonderer Genugtuung wurde bemerkt, daß Prof. Leudt neben Gustaf Kossinna und Herman Wirth auch des Wiener Forschers Josef Strzygowski mit anerkennenden Worten gedachte.

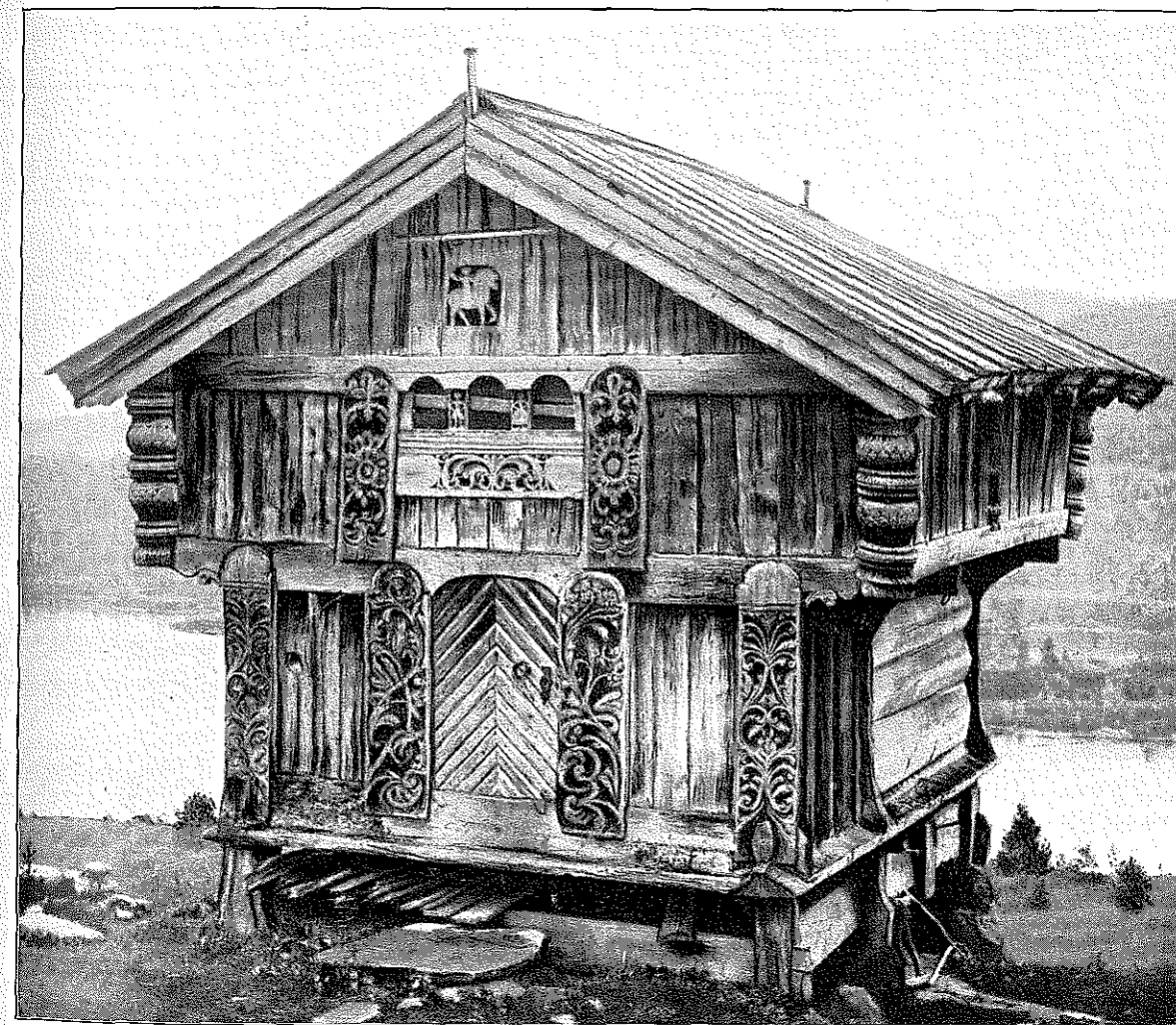
A. v. Streerbach, Wien.

Berichtigung. Im Februarheft von „Germanien“ brachten wir in der „Fundgrube“ einen Bericht über „Feuertäler im Odenwald und Schwarzwald“, in welchem u. a. auch der Ort Langenbach bei Hirschhorn erwähnt wurde. Der Ort heißt richtig Langental.

Berichtigung zum Tagungsprogramm. In dem Tagungsprogramm, das im Aprilheft veröffentlicht wurde, ist ein Irrtum unterlaufen. Der Unkostenbeitrag für die Teilnehmer eines einzelnen Tages beträgt nicht 0,50 RM. sondern 1,50 RM.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Bierguth, Leipzig. D. M. I. B. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 6

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: „Wider- sagst du dem Wodan?“	161	Von Prof. Dr. H. Weinert	173
Germanische Helde Sage in Namen von Kärntner Urkunden (Schluß). Von Dr. Georg Gräber, Klagenfurt	169	Bauern und Helden in dänischer Frühzeit. Von Dr. Hans Midderhoff	182
Neue Untersuchungen über den Ursprung der nordisch-fälischen Rasse an Skelett- funden in Frankreich. Mit vielen Bildern.		Die 10. Tagung der Vereinigung der Freun- de germanischer Vorgeschichte	184
		Zeitschriftenschau	189
		Die Fundgrube	192

Das Umschlagbild zeigt ein Vorratshaus in Telemarken mit Wodan, dem Schimmelreiter, im Giebel

(Aufnahme: Norwegisches Verkehrsamt.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede
Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM
zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu
richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den
Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr.
J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV
zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung,
Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende
Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.
Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Juni

Heft 6

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

„Wider sagst Du dem Wodan?“

„Wider sagst du dem Teufel?“

„Ja, ich widersage allen Teufelswerken und
-worten: Donar und Wodan und Sarnot und
allen den Unholden, die ihre Genossen sind!“
(Altfränkisches Taufgelübde.)

Als die Kirche im 8. Jahrhundert ihren ersten Triumph über die heidnischen Sachsen
erfochten hatte, hielt sie es für nötig, den „Befehrten“ einen Eid abzunehmen, in dem diese
ihrem obersten Gott, der in die Mitte gestellt ist, und den beiden untrennbar damit verbun-
denen Göttern feierlich entsagen mußten, was bei der bekannten Befehrmoral nie ohne
Beschimpfung abging.

Wir sollten uns dies jetzt fast 1200 Jahre alte Dokument immer wieder vor Augen
führen, nicht nur, weil die Urheber solcher Seelenknechtung heute am lautesten über Ver-
folgung schreien, sondern weil es uns auch lehrt, gegen welche Stelle unserer arbeitsamen
Glaubenswelt diese Leute damals ihren Hauptstoß richten zu müssen glaubten. Mythologie
und Volkskunde haben uns bestätigt, daß die Kirche den germanischen Widerstandsgeist
dadurch im allerinnersten Kerne traf, daß sie den Wodan zum Teufel erklärte und von
d a u s die gesamte germanische Götterwelt in das Reich des Satanismus und der Fin-
sternis verbannte. Diese Politik liegt klar zutage; und gerade heute, wo wir uns in der ent-
scheidenden Auseinandersetzung über die arbeitsamen Grundlagen unseres Glaubens befinden,
sollten wir jedes Zeugnis dieses Glaubens zunächst einmal zähe und hartnäckig verteidigen.

Statt dessen ergibt sich aber bei näherer Betrachtung einer verbreiteten und einfluß-
reichen germanistischen Richtung ein ganz anderes Bild: die der innersten Natur der Be-
lehrer entsprechende Feindschaft gegen den Hauptgott der Germanen wird von dieser ger-
manistischen Richtung eher noch bestätigt und übersteigert; der christliche Haß wird zur Ge-
hässigkeit, und das traurige Endergebnis ist dieses, daß ausgeschlossene und ungespaltene
germanische Gemüter an der Glaubenswelt der Ahnen selbst irre werden. Suchen wir uns
ganz unbefangen die psychologischen Voraussetzungen klarzumachen, aus der diese Wodan-
feindschaft (die bisher immer noch eine Einzelercheinung ist) erwachsen konnte, so stellt

sie sich als das Ergebnis eines von der gegnerischen Seite her sehr bewußt herangezuchteten Minderwertigkeitsgefühles dar, oder eines Ressentiments, das durch gegnerische Angriffe angefaßt wurde. Seit Jahrzehnten suchen die antibölkischen Kreise, zu denen die Semitophilen, wie die Ultramontanen und die Zivilisationsliteraten gehören, die von unseren frühen Germanisten und Künstlern mächtig angefaßte germanische Bewegung dadurch lächerlich zu machen, daß sie ihre Angriffe gerade auf die Gestalt Wodans richten. Die Waffe des modernen Journalismus ist nicht mehr die Verteufelung (nachdem der Teufel selbst zur komischen Figur geworden ist), sondern die Lächerlichmachung durch die Karikatur. So erfand man das Schlagwort vom „Wodanskult“, von dem man mehr oder weniger törichte Zerrbilder zeichnete: Oberlehrer mit Brille und „Kauschbart“, die nächtlicherweise im Walde um ein Feuer sitzen und Rohfleisch verzehren, und dergleichen Unsinn mehr. Jeder, der heute noch dies widerwärtige Schlagwort gebraucht, sollte sich darüber klar sein, daß er damit, wenn auch unbewußt, einen Giftspieß der antibölkischen Gegner weitergibt. Dieser bewußten Verpöbelung unserer Vergangenheit sucht man dann dadurch auszuweichen, daß man gerade den Punkt preisgibt, gegen den sich der gehässige Angriff richtet; und das ist Wodan, der oberste Gott der Germanen.

Im letzten Kerne entspricht diese Haltung einer völlig falschen Einstellung zu unserer germanischen Vergangenheit, wie man das auch sonst beobachten kann. Was man da zuweilen den Geist des Germanentums heißt, das ist nur allzuoft der Herren eigener Geist, darin die Germanen sich bespiegeln. Man weicht ängstlich vor Tatsachen aus, die unserer modernen Einstellung nicht entsprechen, und erschafft sich dann ein Bild des Germanen nach den vermeintlichen seelischen Bedürfnissen des heutigen Mitteleuropäers (wobei die 1100 Jahre Christentum gemeinhin viel stärker hineinspielen, als es diesen „Seiden“ bewußt wird). Um ein banales Beispiel zu wählen: da der Vollbart heute durch Karikatur und Redensarten lächerlich gemacht ist, so dürfen auch die Germanen keine Vollbärte getragen haben; man legte daher besonderen Wert auf eine vorgeschichtliche Rasierkultur — als wenn damit irgend etwas Wesentliches ausgesagt wäre.

Diese Art der Germanenbetrachtung hat sich zu einem Unfug ausgewachsen, gegen den einiges Deutliche gesagt werden muß. Ein sehr bekannter Germanist hat sich am intensivsten mit der Gestalt Wodans befaßt und hat ein Zerrbild von ihm entworfen, das schon zum Urbild eines wahren Wodanhasses geworden ist, der sich von da unter der unzulänglich unterrichteten Jugend und Hörerschaft auszubreiten beginnt. Wie meistens in solchen Fällen, wird ein Gegentyp erfunden und weidlich gegen ihn ausgespielt. Dazu ist Donar-Thor ausersehen, der der einzige wahre germanische Bauerngott gewesen und sich so himmelweit von Wodan-Ödin unterschieden haben soll, wie ein gesunder Bauer von einem verkommenen Vagabunden. Unsere Vorfahren müssen aber völlig mit Blindheit geschlagen sein, da sie diesen erbgesunden Bauern zum Sohn jenes deladenten Vagabunden gemacht haben, was nicht gerade für ein tiefes Gefühl für Erbwerte spräche. Bernhard Kummer (Míðgarðs Untergang, 2. Aufl., S. 36) meint, daß Thor „mit Hinsicht auf die Menschenwelt der einzig wirklich notwendige Gott ist“. Es geht nun zunächst nicht an, die Germanen dadurch für den Monotheismus retten zu wollen, daß man aus ihren Göttern einen beliebigen herausgreift, um ihn als „einzig notwendigen“ zu erklären. Dann aber entspricht es auch nicht dem Wesen des Germanen, sich einen Gott nach seiner praktischen Brauchbarkeit zu erschaffen: er wird nach seiner Wirklichkeit und Wirksamkeit erkannt, ohne Rücksicht auf subjektive Wünsche. Nach Kummer ist Thor der Gott des Lebens, Ödin der des Todes, und dadurch soll dann seine innere Verwandtschaft mit dem Christentum begründet werden. „Man vergißt auch gewöhnlich, daß es schon im Wesen des mittelalterlichen Christentums lag, daß es nur auf Friedhöfen angebaut werden konnte — die heidnische Religion mußte zu Tode gebracht werden, ehe die christliche Mission ihr Kreuz aufpflanzen konnte“ (S. 38). Aber innergermanischer Verfall soll dem Christentum

erst den Weg geebnet haben, und der Exponent dieses Verfalls soll Wodan sein: „Zwischen der Besiedlung Islands, die noch sehr stark religiös bestimmt ist, und der Annahme des Christentums auf dem Allthing des Jahres 1000 liegt eine Zeit religiösen Verfalls. Keine lebendige Glaubenswelt, sondern wachsende Unruhe breitet sich über das Land, von dem schließlich die Kirche auch äußerlich Besitz ergreift“ (S. 46).

Wenn man nicht immer nur den Blick wie gebannt auf Island richtete, sondern auch die sü germanische Welt der Beachtung für wert hielt, so würde einem vielleicht aufgefallen sein, daß eben in dieser Zeit die Heimat des Wodanglaubens ihrem alten Hauptgott abspenstig gemacht war, und daß gerade dieser Umstand sich vielleicht bis nach Island ausgewirkt hätte. Dann aber wird hier wieder eine Empfindung hineingetragen, die ausschließlich modern ist, nämlich das Grauen, das der zivilisierte Stadtmensch von heute vor dem Friedhof und den Gräbern haben mag. Dem Germanen ist die Stätte der Ahnen keine Stätte des Grauens; das hat ja erst das Christentum hineingebracht, das aus der „Helja“, dem wirklichen Hosi des Friedens, eine christliche „Hölle“ machte. Nach jener Hölle nennen sich, wie der Germanist weiß, noch heute zahlreiche lebensfrohe Bauerngeschlechter Niederdeutschlands („Reiners tor Helle“ u. a.), und diese „Hellen“ enthalten Bestattungen aus fast 5000 Jahren. Wo soll dort die Kirche einen Anfahrpunkt finden, und wie soll Wodan ihr da den Weg bereitet haben?

Diesem angeblich grauenvollen Totengott, dem „Gott vornehmer Abenteuer“, wird nun Thor gegenübergestellt, und der alte Donnerer gewinnt dabei geradezu idyllische Züge: „Neben dem Gebet um Segen für das kommende Erntejahr und den inneren, ständige Sieghaftigkeit gewährender Frieden erscheint jedes andere von untergeordneter Bedeutung bei einem Bauernvolk. Diesem Gebet des Nordens zufolge aber muß der Gott Schützer der Erndtflur sein, Spender günstigen Wetters, tapferer Kämpfer gegen alles Feindliche für den inneren Frieden, der Vorbedingung ist für das Glück wogender Saaten oder üppiger Weiden und blühenden Menschenlebens, den Traum aller nordischen Bauern, den Idealzustand der Welt, wie ihn Bölsupa in der Zukunft und die Sage vom Frodisfrieden in der Vergangenheit sieht“ (S. 75). Mit diesem Gott läßt sich höchst friedlich handeln; er ist der Bauerngott, „dem man ‚til ars ok fridar‘ opfert, und von dessen Freundschaft man sich den notwendigen Zushuß an übermenschlicher Macht verspricht“ (S. 86). Wozu ein Volk, das sich ausschließlich an üppigen Weiden und fetten Ernten erfreut, diesen Zushuß braucht, ist nicht zu erkennen. „Aber für ein Volk, dem Natur noch nicht Sünde ist, deckt sich das Nützliche, Gesunde und Gute. Es ist das Natürliche und entbehrt insofgedessen der menschlichen Sakungen“ (S. 92). Leider ist nun die wirkliche germanische Geschichte keineswegs in diesen idyllischen Bahnen verlaufen, wie sie hier gezeichnet werden. Hätten die Germanen sich nur um fette Weiden, gute Ernten und „inneren Frieden“ gekümmert, so säßen sie heute noch in dem kleinen Erdwinkel an Nord- und Ostsee, oder wären wahrscheinlich längst von weniger idyllischen Völkern verdrängt worden. Es standen ihnen nämlich leider nicht mehr solcher unbewohnter Inseln wie Island zur Verfügung, die sie ohne Gewaltanwendung hätten besetzen können. Doch ist das offenbar ihre eigene Schuld: „Erst da, wo der Kampf im Norden nicht mehr zum alleinigen Zweck die Erhaltung dieses Siegfriedens hat, sondern zum Sport vornehmer Abenteuer geworden ist, kann neben oder gar über diesen Gott der Ernte, des Friedens und des Kampfes (!) ein besonderer Kriegsgott treten. Ödin, der spätere Walbater, der den Herzen der nordischen Bauern weithin fremd geblieben ist, und der nicht angefaßt worden ist mit jenem Grundgebet des Nordens ‚til ars ok fridar‘, ist dieser Kriegsgott losgelöster Abenteuer geworden, der nicht Leben schützt, sondern Leben fordert, der nicht erhält, sondern vernichtet, und der im Mythos bezeichnenderweise mit Thors und der Menschen Todfeinden verkehrt und sich verträgt“ (S. 75).

Dabei bleibt völlig unklar, inwiefern Thor als „Gott des Friedens und des Kampfes (!)“

gut, und Odin als Gott des Krieges schlecht sein soll, wo also der grundsätzliche Unterschied zwischen Kampf und Krieg liegt. Was soll dabei ein Wort wie „Siegfrieden“ anders als die Tatsache verschleiern, daß der Frieden sich auf die Dauer nur durch Kampf und Krieg sichern läßt, und daß daher auch ein „Kriegsgott“ nicht von Natur aus schlecht sein kann? Dieser Kriegsgott, so abschreckend er gezeichnet wird, muß aber doch in unserer Geschichte ein notwendiges Übel gewesen sein, denn ohne den „Sport vornehmer Abenteurer“ wären weder das heutige Deutschland, noch das heutige England oder das heutige Nordamerika germanisch, und der Sport anderer vornehmer Abenteurer, die zufällig in Rom beheimatet waren, hätte sich um so ungehinderter austoben können. Auch der deutsche Osten ist wohl kaum allein mit dem Gebet um guten Jahresertrag und Frieden wiedergewonnen worden. Man kann also schwerlich dem armen Wodan zum Vorwurf machen, daß er den Germanen verdorben hat; sondern wir müßten dem Schicksal fluchen, daß es uns in eine feindliche Umwelt gesetzt hat, in der wir außer dem Gebete zu allen Zeiten auch noch handgreifliche Waffen nötig hatten. So sind auch die calvinistischen Sonntagschulen in Nordamerika erst auf einem Boden entstanden, der den Vorbewohnern mit Mitteln enteignet wurde, die mit frommem Gebet nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit hatten.

Dieser Odin ist nun zu allem anderen auch noch ein notorischer Säufer und infolgedessen auch ein Dieb. „Es ist also natürlich, daß der zum obersten Gott gemachte Wodan Gewinner des Mets wurde, ebenso natürlich, daß er ihn, seiner Art gemäß (!), stehlen mußte unter Verletzung des Ringeides, des Gastfriedens, ebenso natürlich auch, daß dieser Met zum Dichtermet wurde, wie die Religion zur Dichtung wurde. Und es stimmt endlich zu allem Gesagten und zu dem, was von Wodan noch zu sagen ist, wenn dieser Gott von sich bekennt (Hav. 13/14), daß er sich in Gunnlöds Saal sinnlos betrank“ (S. 98). Also auch gegen die moderne Abstinenzbewegung hat dieser Glende verstoßen! Spinnt man den Gedanken logisch weiter, so müssen alle unsere Dichter Säufer und Diebe gewesen sein. Solche Moralbetrachtungen können sich nur dann einstellen, wenn man vom Wesen des Mythos nur eine sehr entfernte Vorstellung hat. Dabei hat Kummer vorher (S. 95) selbst gesagt, daß das Trinken religiösen Sinn hat, und daß die Ekstase im Trunk als religiöse Erhebung gilt. Zu solchen Urteilen kommt man aber, wenn man nach Art der Theologen Mythisches vernünftelnd mißt und moralische Werturteile daraus zurechtshneidet. Natürlich ist Wodan, ebenso wie bezeichnenderweise der griechische Dionysos, der Schöpfer des Rauschtrankes, weil er im ursprünglichen Bauernmythos (der sich, wie wir hier wiederholt gezeigt haben, bei unseren Bauern bis heute erhalten hat) ein Erntegott ist, der den Mythos des Kornes mit seinem Sterben und Wiederverstehen verkörpert. Das Sterben des Kornes aber und sein Wiederverstehen (im heiligen Brot und im Rauschtrank) ist ein uralter indogermanischer Mythos, und darum ist Wodan der Herr über die hingemähten Halme, wie über die hingemähten Krieger. Daß beides in der Weltenordnung begründetes tragisches Schicksal ist, das kann man freilich von der vernünftelnden Moral aus nicht erkennen. So werden denn die angeblichen Gegensätze gegenübergestellt: „Dessen sie einst walteten, das Leben der Welt, ist ihrer Macht entglitten, ein blindes Schicksal, alles umklammernd, führt seelenlos und kalt den Untergang allen Lebens herbei: das ist das religiöse Erlebnis der ausgehenden Wikingerzeit“ (S. 117). Demgegenüber wird „das Vertrauliche, das Du und Du“, und die „schlichte Vertraulichkeit“ als das Wesen des Germanen zu seiner Gottheit hingestellt (S. 141)! Der Germane, und nicht nur der „wodanistische“, hat allerdings zu seinem Gott wohl ein anderes Verhältnis gehabt, als diese gemüthliche Duzfreundschaft. Denn er pflegte und pflegt sich noch in Lagen zu begeben, wo diese Art von Gemüthlichkeit aufhört. „Im Norden spielt als Gott, dem man Menschen opfert, Odin die Hauptrolle, daneben solche Mächte wie Ran, also unverkennbar die von außen herankommenden Gevalten der Herrscher des Totenreiches oder die Göttin des gefährdrohenden, lebenheischenden Meeres, Mächte von außerhalb des Lebens“ (S. 145).

Sehr richtig! Denn der Germane hat für dies gefährdrohende, lebenheischende Meer bis heute eine sonderbare Vorliebe gehabt; aber daß er oder sein Vorfahr, die den Tanz mit „Rans Töchtern“ wagten, darum entartet sein müsse, vermag man nicht einzusehen. Diesen Männern wird das angeblich wahre Idealbild des Germanen gegenübergestellt in den „Bauern Islands, Menschen wie wir, die ihre Waffen am Feldrain niederlegen und ihre Saaten bestellen, die heilige Feste feiern ‚til ars ok fridar‘, an Stätten des Friedens, die kein Mann durch Gewalttaten entweihen darf, die Prozesse führen, Schiffe bauen, Handel treiben, Verse machen, die sich mit Sport und Spiel die Zeit vertreiben, die aber vor allem Frauen und Kinder haben, nachweislich in starkem Maße (!) monogam leben und meist gute Ehemänner und Familienväter sind“ (S. 161). Diese friedlichen Prozeßführer und Handeltreibenden haben natürlich ein entsprechendes Glaubensideal, denn „dem nordischen Bauern entwickelt sich das Leben in notwendiger Folgerichtigkeit. Er glaubt: wenn er es an nichts fehlen läßt, kann auch der Erfolg nicht fehlen. Selbst das Wetter ist seinem Einfluß nicht ganz entzogen“ (S. 217). Der Ton liegt hier auf der Feststellung „Menschen wie wir“ — das ist offenbar das höchste Lob, das man einem Germanen spenden kann, wobei sich dann bei der Verschiedenheit der heutigen Volksgenossen sehr verschiedene Germanenideale ergeben müssen. Sollte der Germane aber wirklich keine höhere Gottesvorstellung gehabt haben als diese: „Göttliche Macht äußert sich für den Nordgermanen vor allem in freundschaftlicher aktiver U n t e r s t ü t z u n g des Menschen und seiner L e b e n s - i n t e r e s s e n, und nur so wird die völlige Hereinverlegung der göttlichen Macht in die eigene Menschenbrust erklärlich“ (S. 216).

Wir müssen gestehen, daß wir diesem Prosperity-Gott moderner amerikanischer Prägung den unberechenbaren, im Sturme fahrenden Wodan bei weitem vorziehen — aber das ist eben eine Frage des Lebensgefühles überhaupt. Wenn man in diesem do ut des und dem Ideal einer risikolosen Existenz Glaubens- und Charakterhaltung des Germanen enthalten sehen will, so müssen wir den Wodan, mit dem sich nicht so leicht affordieren läßt, allerdings ablehnen. „Menschen wie wir“: damit werden dem Germanen Ideale untergeschoben, die nichts mit einer wirklichen Einfühlung in sein heroisches Wesen zu tun haben, sondern einer bürgerlich-pazifistischen Haltung des 20. Jahrhunderts entspringen! Darin hat der wegelese Wanderer und der Walvater allerdings keinen Platz. Wir werden auch belehrt, was Wodan wirklich ist: der ewige Jude und der Teufel! „Was der spätere Wodan dafür (für die erwähnten Ideale) liefert, ist das Los des ewigen Juden und umhüllt nur mit Glitter das Elend dieser Friedlosigkeit, wie die Dichter die an sich grauenvolle Wohnung der friedlosen Toten mit dem Goldglanz Walhalls umhüllten. Die nordische Welt, soweit sie entwurzelt ward und ihres heimischen Haltes verlustig ging, schloß zwangsläufig den Pakt mit dem Teufel (!), aus dem dann das Christentum sie zu erlösen suchte“ (S. 152).

„Ungefähr das sagt der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten!“

Das ist die unerhörteste Behauptung, die jemals von einem Germanisten aufgestellt worden ist: den Kriegsgott und Staatsgott der Germanen mit dem Sinnbild und Urbild seiner feindlichsten W i d e r r a s s e gleichzusetzen, das ist eine Leistung, zu der man nicht schweigen kann. Was Walhall anlangt, so weiß der Urheber solcher Behauptungen vielleicht nicht, daß der Totenberg allerdings die mythische Grundlage für das Weiterleben der Kämpfer gibt; daß der „Goldglanz“, wie die vorgeschichtliche Forschung festgestellt hat, wirklich darin zu finden ist, und daß der ewige Kampf mit „Friedlosigkeit“ gar nichts zu tun hat. Auch neuere germanische Denker finden ihre Ewigkeitshoffnung in ewiger Tätigkeit, im ewigen Suchen und im ewigen Kampfe, ohne daß man sie darum mit dem „ewigen Juden“ zu vergleichen hätte.

Wenn man vollends Wodan als den Teufel erklärt, so führt man erst damit einen orientalischen Popanz in den germanischen Denkbereich ein, der nie darin vorhanden war, — bis die Kirche selbst in der zu Anfang erwähnten Formel diese Einschaltung vornahm.

Nach dem, was soeben zitiert wurde, könnten wir der Kirche ja eigentlich nicht dankbar genug dafür sein, daß sie wenigstens versucht hat, uns von diesem „Pakt mit dem Teufel“ zu erlösen! Man soll aber nicht behaupten, durch Einführung solcher orientalischer Begriffe germanische Dinge jemals deuten zu können — erst damit macht man Wodan zu dem, was er nicht ist und nie gewesen ist. Weitere Entstellungen sollen das Bild des vollendeten Bösewichts vervollständigen. Er ist „ursprünglich der Anstifter des Mordes an Baldr“ — wobei man nur nicht vergessen darf, daß auch dies wieder ein rein mythisches Motiv ist, das dem tragischen Lebensgefühl des Germanen entspricht; daß dasselbe Motiv im Erntemythos lebt, wie auch in der Tragödie zwischen Hildebrand und Hadubrand, in der zweifellos auch der Vater zum Töter des Sohnes wird. Hieraus eine Moral zu konstruieren oder Anzeichen für den Verfall der Moral — das ist theologisches Denken, aber keine germanische Wesensschau. „Und die Möglichkeit ist gegeben, daß auch der deutsche Wodan erst, als Bonifatius die Donareiche fällt, von einem Donar und Tiu verwandten Gottesnamen zum schreckenden Totendämon wurde und Besitz ergriff von dem Brachfeld der Mission, um dann mit seiner Wilden Jagd, dem ‚exercitus feralis‘, noch lange als leibhaftiger Satan (!) in christlicher Zeit sein Wesen zu treiben“ (S. 267).

Toller kann man die Dinge wohl nicht durcheinander werfen, und ärger kann man eine der wichtigsten Überlieferungen unseres Volkstums nicht verzerren! Wenn man den Führer des Wilden Heeres (das doch zweifellos eine ur-indogermanische Vorstellung ist) zum „leibhaftigen Satan“ macht, so verfälscht man damit nicht nur eine gewaltige heroische Überlieferung im Kerne durch Einführung eines jüdisch-orientalischen Begriffes, man wertet damit unsere gesamte volkshafte Überlieferung herab — denn der „leibhaftige Satan“ erscheint heute noch in unserem Folgebild als Schimmelreiter — und das alles aus einer Grundeinstellung heraus, die man nicht anders als bürgerlich-pazifistisch nennen kann. Dazu ist Wodan natürlich „ein unstet wandernder böser Geist, oder ein Bruder der Höl“ (S. 268). „Mit seinem einen Auge, dem Kennzeichen des ‚Unheimlichen‘, mit dem verdeckenden Hut, mit Stab oder Speer schreitet Odin, ein Wanderer zwischen den beiden Welten Nord und Süd, über die Walfahrt“ (ebenda). — „Odin erweist sich also in jeder Weise als die Personifizierung dessen, was wir hier Utgard nannten... In ihm, dem Schatten, den das Christentum seinem Siegeszug vorauswirft, alles dem Dunkel der Todesfurcht unterwerfend, liegt jener ‚Keim des Verderbens und der Verwirrung‘, den Jakob Grimm und die nach ihm Forschenden zumeist im Heidentum selbst sahen. An dem Eindringen Odins als Verkörperung aller gefürchteten Utgardmächte wird die nordische Seele fied, um dann im großen Hospiz der katholischen Kirche Aufnahme zu finden“ (S. 269).

Welche Apologie der Befehung durch die Una Sancta! Mit solchen Mitteln kann man leicht alle unsere erhabenen Überlieferungen verzerren und verteuflern! Aber man legt damit die Art an die Wurzeln dessen, was sich trotz des großen Hospizes als lebendiges germanisches Element in unserer Überlieferung gehalten hat. Es gehört allerlei dazu, ausgerechnet Jakob Grimm als Kronzeugen für solche „Erkenntnisse“ aufzurufen! Wenn wir feststellen, daß die Wilde Jagd und der Wilde Jäger heute noch in unserem deutschen Volke leben, so müßten wir daraus folgern, daß der böse Wode unser Volk so gründlich und zu innerst verdorben hat, daß wir gar nicht genug Arzneien aus dem „großen Hospiz“ beziehen können, um vielleicht doch noch die Gesundung herbeizuführen. Dann entferne man aber auch aus den Büchern unserer Schulen und unserer Wehrmacht jenes Lied eines gewissen Theodor Körner, der seine eigene todesmutige Kämpferschar unter dem Bilde jener wilden, verwegenen Jagd gesehen und gefühlt hat, und der sich damit angeblich als völlig ungermanisch erweist:

... es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
und gellende Hörner schallen darein
und erfüllen die Seele mit Grausen...

Dies Grausen ist nichts für gebildete Mitteleuropäer, und daher auch nichts für die Germanen, denn sie waren ja „Menschen wie wir“, die Prozesse führten und Handel trieben. Vielleicht hätte man mit einer „zahmen, besonnenen Jagd“ das Vaterland schneller und sicherer vom Feinde befreit. Wir wollen nicht ironisch werden, dazu ist die Sache zu ernst. Aber es muß deutlich gesagt werden: hier befindet man sich auf einem falschen Wege, der nicht zur germanischen Haltung, sondern weit davon wegführt. Es zeugt ferner von einer geradezu verhängnisvollen Verkennung unseres Mythos, wenn man aus dem ewigen Wanderer einen bösen Geist, einen unsteten Landstreicher macht und dazu noch seine — von jedem Fachmann in ihrem mythischen Ursprung erkannte — Einäugigkeit zum Kennzeichen des „Unheimlichen“ stempelt. So wird denn auch natürlich der berühmte ‚furor teutonicus‘, der doch wahrhaftig hinreichend bezeugt ist, als eine höchst peinliche Eigenschaft empfunden, die man möglichst wegzudeuten sucht: „Der vielgenannte ‚furor teutonicus‘ reicht nicht aus, ihre stete Rauflust zu erklären“ (S. 161). Natürlich sind die wodanistischen Nordmänner mit diesem Furor „belastet“, denn er widerspricht dem friedlichen, auf Prosperität gerichteten Idealbild des Germanen und muß daher ein Kennzeichen der „Entartung“ sein. Solche „Entartete“ waren aber schon die Kimbern, an deren „schrecklichen Blick“ Marius seine Krieger erst gewöhnen mußte — obschon doch auch sie landsuchende Bauern waren. Auch die Sueben des Ariovist, deren ‚acies oculorum‘ die Römer nicht ertragen konnten, müssen von diesem Wodansgeist besessen gewesen sein. In Wirklichkeit handelt es sich hierbei natürlich um ein hervorragendes Merkmal der nordischen Rasse, das durchaus mit einer seelischen Eigenschaft in Verbindung steht: der Fähigkeit zur kämpferischen Ekstase. Ich gebrauche dies verpönte Wort in seiner wörtlichen Bedeutung: nämlich als das Heraus-treten aus der alltäglichen Bewußtseinslage. Es ist jene im Kampferlebnis eintretende Erhöhung des Ichs über sich selbst hinaus; eine seelische Verfassung, in der man freilich nicht mehr an „Frieden und fette Weiden“ denkt, sondern nur noch an die Niederbringung des Gegners mit Krallen und Zähnen. Für diese kämpferische Ekstase, deren Vater Wodan ist, haben wir in der germanischen Dichtung bis heute Beispiele in Hülle und Fülle; und wenn das ein Zeichen der inneren Friedlosigkeit und Entartung ist, so sind freilich auch die Stürmer von Sangemarl und die Sturmänner der Bewegung hoffnungslos entartet gewesen.

Sang was gisungan, wie was bigunnan,
bluot stein in wangon spilodon der Brankon —

will man in dieser herrlichen Schilderung germanische Kampfer Ekstase etwa als wodanistische Entartung oder als christlich beeinflusst ausgeben, weil der Dichter des Ludwigsliedes ein „christlicher“ deutscher Mönch war?

Des wart vil sere erzürnet der Bernaere muot:
den schilt geruete Wolhart, ein sneller helt guot;
alsam ein lewe wilde lief er vor in dan,
im wart ein gaehez volgen von sinen friunden getan!

Dieser Wolhart des Nibelungenliedes verhält sich nicht anders als ein „vom furor teutonicus belasteter“ Nordmann, obschon er schon längst nichts mehr von seinem alten Sturmgott wußte. Dieser Sturmgott lebte nämlich in ihm und in seinen Nachfahren, weil er die eine, ganz wesentliche Seite des germanischen Charakters ist. Das Wort „Sturm“ gehört zum ehernen Bestande germanisch-deutscher Kriegergestimmung; die Freiheitskriege haben den alten Landsturm wieder zu Ehren gebracht, und die Sturmabteilungen unserer Zeit haben sich, ihrem Namen entsprechend, in den Stürmen der Saalschlachten bewährt, ohne die wir uns heute wohl nicht an Frieden und fetten Ernten erfreuen könnten. Die Fähigkeit zur kämpferischen Ekstase, zur heroischen Selbstvergessenheit ist ein wesenhafter Grundzug des nordischen Germanen, und er hat ihn über die ganze

Erde geführt. Mag er sich an Frieden und fetten Ernten erfreut haben: aber das ist ohne jeden anderen Zug ebensowenig denkbar, wie der Erntegott ohne den Kriegsgott und wie die sommerliche Reife ohne die Stürme des Herbstes und des Winters denkbar ist. Auch ein Totengott ist nicht dem Wesen nach friedlos: dazu macht ihn erst eine gänzlich ungermanische Todesfurcht. Der Sturmgott ist deshalb der oberste Gott der Germanen, weil er ihre aktivste Seite darstellt; jene Seite, die erst den nordischen Menschen grundsätzlich vom ostischen unterscheidet. Denn auch dieser ist ein an seiner Scholle hängender Ackerbauer, aber er hat nicht den schöpferischen und kämpferischen Trieb zur Staatlichkeit in sich. Unser Sturmgott ist (heute noch!) zugleich der Gott der Ernte; in dieser sucht nämlich der Germane nicht nur den fetten Ertrag, er sieht darin das tragische Grundmotiv des Sterbens und Werdens am lebendigen Gleichnis ausgedrückt.

Es ist ein gefährlicher Irrweg, wenn man diese Seite des Germanen willkürlich von der anderen trennt und ihr sogar feindselig entgegensetzt; wenn man den kämpferischen, den „ekstatischen“ Grundzug im Germanen ablehnt und statt dessen ein Ideal der „edlen Einsamkeit und stillen Größe“ aufzustellen sucht, das wir für das nordische Griechentum glücklich überwunden haben. Ein ebenso gefährlicher Irrtum aber ist es, zu behaupten, das Germanentum und sein Glaube sei an seinem eigenen inneren Defekt gestorben, und wenn man als das Sinnbild dieses Defektes den zum Verfallstyp gestempelten Wodan herausstellt. Dann kommt man nämlich zu diesem historischen Schema: Wodan ist ein deutscher Gott, und mit ihm hat sich von Deutschland aus der innere Verfall zu den übrigen Germanen verbreitet. Wenn Wodan, der germanische Staatsgott und mythische Ahnherr der meisten Königsgeschlechter, ein „ewiger Jude“ und „leibhaftiger Satan“ ist, so können wir die letzten zwei Jahrtausende des Germanentums und vor allem die ganze deutsche Geschichte als hoffnungslose Verfallszeit ansehen. Wo wir dann allerdings mit der germanischen Wiedererweckung ansetzen sollen, das ist nicht zu ersehen: wir finden weder in uns noch außer uns mehr einen Anknüpfungspunkt. Denn jene Verfallstheorie entzieht unserem Volkstum seine innerste Substanz und leugnet die Kontinuität seines Wesens, wobei alle Volkskunde ihren Sinn verliert. Denn der deutsche Bauer kennt heute noch den Wode und sein Heer und bringt ihm noch hie und da seine Opfer (die der gebildete Mitteleuropäer als „unappetitlich“ ablehnt!), und er braut ihm heute noch aus seiner Körnerfrucht seinen Rauschtrank. Ist er darum „entartet“, oder will man grundsätzlich den Genuß von Blümchenlaffee als das Zeichen einer höheren Kultur ansehen?

Im Grunde steckt hinter alledem ein ebenso primitives wie falsches Denkschema; in mißverständlicher Auslegung des nordischen Gedankens glaubt man: je nördlicher, um so nordischer, und so sucht man die echten Wurzeln unseres Wesens in möglichst nördlichen Breiten. Danach ständen uns die Sagahandschriften Islands näher als die lebendigen deutschen Bauern in Kärnten und Steiermark. Pergamente sind nie und nimmer der heilige Brunnen, aus dem ein Trunk unseren Durst nach germanischer Wiedererweckung stillen wird. Wir haben nicht aus sehnsüchtiger Rückerinnerung an ein verlorenes Paradies ein Rousseausches Idyll aufzubauen, sondern aus der germanischen Substanz unseres Volkstums neues germanisches Leben aufwachsen zu lassen. Und aus dieser lebendigen Substanz läßt sich der Gott der heroischen Selbstvergessenheit nicht verbannen — weder durch ein Kirchengelübde, noch durch eine neuzeitlich gefärbte Moral.

Diese Zeilen sind nicht geschrieben, um Verdienste zu schmälern, oder um nach üblem Vorbilde zu denunzieren und zur Freude der Gegner in die eigenen Reihen zu schießen. Sie sollen dazu beitragen, eine gefährliche und verderbliche falsche Frontstellung zu berichtigen; eine Frontstellung, die letzten Endes Deutschland, das ewige Schicksalsland des Germanentums und die Verkörperung des germanischen Reichsgedankens, als Herd des germanischen Verfalls hinstellt. Und dazu kann man nicht schweigen, wenn man der Erkenntnis deutschen Wesens dienen will.

Hugin und Munin.

Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden

(Schluß)

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt

Zu den ältesten gotischen Sagenüberlieferungen führen die folgenden Namen zurück. Aus Erinnerungen an die zehnjährige Geiselschaft Theoderichs am byzantinischen Hof, an die gefährvollen Wanderzüge mit seinem Volk und an die endliche Eroberung Italiens erwuchs die Sage von Dietrichs Vertreibung aus seinem Erbland Italien, nach älteren Vorstellungen durch Odoakar, der 493 von Theoderich ermordet wurde. Dieser Otacher des Hildebrandsliedes begegnet uns in Kärntner Urkunden von 927 bis ins 13. Jahrhundert oft als Otachar, Otacher, Odoaker.

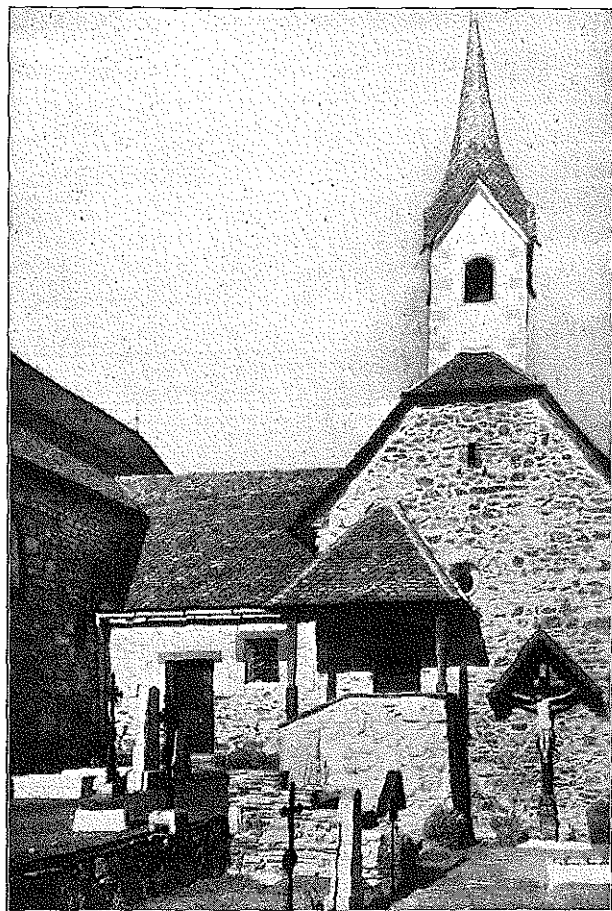
In späten mittelhochdeutschen Quellen, die von der Rabenschlacht erzählen, treten Witege und Heime dem Gotenhelden verräterisch gegenüber. Witege erschlägt die Söhne Egels im Kampfe, für die Dietrich den persönlichen Schutz übernommen. Man sieht in Witego einen geschichtlichen Gotenkrieger Vidigoja, der noch um 500 in einem gotischen Liede besungen wurde. Mit seinem Kampfsgefährten Heimo hält er treueste Waffenbrüderschaft. Schon im altenglischen Widsid, dessen Sagenvorstellungen in die Völkerwanderungszeit zurückreichen, erscheinen Wudga und Hama als gefeierte Helden. Ihr gemeinsames Vorkommen in Kärntner Urkunden läßt deutlich auf ein Nachklingen alter Sagenvorstellungen schließen. Noch mehr aber die Tatsache, daß ihre Namen hier in verwandtschaftlicher Verbindung auftreten; ein Heimo, filius Witagonis, verschenkt in der Zeit von 883 bis 906 in der Gegend von Welden am Wörther See Eigenbesitz. In einer anderen Urkunde (958 bis 991) erscheint ein Heimo neben Witegoi. Die Namen lehren auch sonst in unseren Urkunden als Witagouwo, Witigo, Witego zwischen 931 und 1190, Heimo und Heim von 927 bis 1193 mehrere Male wieder. Ein Edler, namens Heimo, erbaute nach 991 die Kirche St. Martin am Krappfeld. Daß hier uralte gotische Sagentwelt lebendig war, kann bei der sonstigen Seltenheit dieser Namen keinem Zweifel unterliegen.

Bereits dem Dichter des altenglischen Waldere im 8. Jahrhundert galt Witege als Sohn des kunstreichen Meisterschmiedes Wieland, eine Vorstellung, die den mittelhochdeutschen Heldenepen ganz geläufig ist. In Niedersachsen zu Hause, drang der Ruhm von Wielands Schmiedekunst schon früh nach Oberdeutschland. Denn seit dem 8. Jahrhundert begegnet hier Wieland als hochdeutscher Personenname und ist auch bei den Sängerbarden beliebt. In Kärnten sind die Namen Wielant, Wilandus, Wielandus von 927 an und dann im 12. und 13. Jahrhundert einige Male lebendig. Auf dem Zollfeld liegt Willersdorf, das 1164 bis 1222 als Wielantesdorf mehrmals genannt wird.

Endlich scheint die gotische Germanarichsage in den Namen Fritilo, Fritelo und Fritel, die im 12. Jahrhundert einige Male vorkommen, zum



Bauernhaus „Zint“
aus Gletschach bei Völkermarkt
Aufn. Dr. G. Graber



Alte königliche Pfalz Karnburg, wo
König Arnulf 888 das Weihnachtsfest
feierte
Aufn. Kauer

letzten Male nachzuklingen. Die ältesten Angaben über diesen Sagenkreis stammen wieder aus England: Ermanarich bereitet seinem eigenen Sohne Friedrich und seinen Nissen, den Harlungen Emerca und Fridla (mhd. Fritele), den Untergang. So rückt auch der Name Friderich, der in Kärnten von 990 an sehr häufig auftritt, in den Bereich der Heldensage.

Wieder in die Nähe des mächtigen Sonnenkönigs EheI führen Walter und Hildegunde, die als Geiseln von seinem Hofe entflohen und nach schweren Fährlichkeiten und Kämpfen die Heimat jenseits des Rheins erreichen. Waltheri, Waltherius, Gualterus Walther ist seit 958 das ganze Mittelalter herauf ein in kärntischen Urkunden häufig belegter Name, Hiltigunt, Hiltigundis kommt

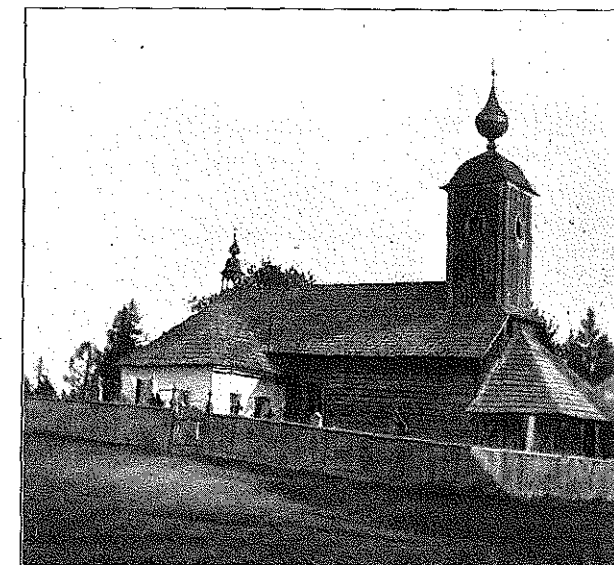
von 957 bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts einige Male vor. Walterepeu gab es in englischer Sprache aus dem 8. Jahrhundert, in lateinischer aus dem 10. (in St. Gallen), in deutscher aus dem 13. Jahrhundert.

An der Langobardischen Sage nimmt Kärnten ebenfalls teil. Grenzte es doch im Südwesten auf einer ansehnlichen Strecke an das norditalische Langobardenreich. Bei den Langobarden war die alte, sagenhafte Überlieferung einer lieblichen Brautwerbung zu Hause. Ihr Geschichtsschreiber Paulus Diaconus berichtet sie von König Authari (gest. 590), der eine bayrische Prinzessin freite; sie wurde aber bald auf den hochberühmten Gesetzgeber Rothari (gest. 650) übertragen. Dessen Name könnte schon durch Vermittlung der Bayern oder noch in der älteren deutschen Kaiserzeit unmittelbar aus langobardischem Munde nach Kärnten gelangt sein. Er begegnet uns hier als Ruodhari, Ruodheri und Ruotharius von 927 bis 1220 sehr häufig und steht sicher mit dem Andenken des berühmten Langobardenkönigs in Zusammenhang. So ist denn auch Alpwinnus, Albwinus, Albuinus bei Fortlassung der lateinischen Endung niemand anderer als der geschichtliche Langobardenkönig Albuin, der 568 sein Volk nach langen Wanderungen in die neue Heimat Italien führte und 573 durch Mord endete. Wenn die Bayern und Sachsen noch im 8. Jahrhundert von diesem Langobardenkönig sangen, so war nicht seine geschichtliche Bedeutung dafür maßgebend, sondern die dichterisch anziehende Gestalt der Sagenlieder. So ist es ganz erklärlich, daß dieser Name in Kärnten urkundlich vom Jahre 854 an und hauptsächlich im 10. und 11. Jahrhundert wiederholt auftritt. Namentlich im Sauntaler

Adelsgeschlechte, dem Bischof Albuin von Brigen entstammte, kehrt der Name an verschiedenen Trägern wieder. Schon im zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts und später tritt er in kärntischen Urkunden mit Umlaut auf: Elbiwin und Elbwin. Ferner gibt der Ortsname Albersdorf bei Schiefling am See Kunde von dem Fortleben dieser Heldengestalt. 1150 heißt er Albenesdorf, das zum ahd. Personennamen Alpwini („Freund, Geliebter der Elfen“) gehört. Die windische Bezeichnung Pinja ves ist aus Alpinja ves, „Alpwinis Dorf“, entstanden. Gerade in Kärnten wird das Andenken des Langobarden Albuin lange lebendig geblieben sein. Mit dem Einfall König Albuins in Italien (568) gewann langobardischer Einfluß auf Kärnten an Bedeutung. Das Gailtal bis Maglern wurde dann im 7. Jahrhundert von den langobardischen Herzogsöhnen Taso und Raso der slawischen Oberhoheit entrisen und dem langobardischen Herzogtum Friaul einverleibt, bei dem es bis 736 verblieb. So finden wir noch in der späten Gailtaler Volkstracht und der windischen Sage des Rosentales von den Hundsköpfen deutliche Spuren langobardischer Volksüberlieferung, und im Hausbau eine von Friaul ausgehende, deutlich merkbare Ausnahme von dem übrigen gesamt-kärntischen Rauchstubenhaus.

Somit waren es fränkische Siedler, die den Namen Huch, Huc, Hoc, Hugo (urkundlich zwischen 927 und dem 13. Jahrhundert gebraucht) nach Kärnten brachten. Bei Widukind von Korbei (967) heißt Chlodowech, der Vater des austrasischen Königs Theoderich I. (511–534), Huga und die Quedlinburger Annalen (um 1000) nennen denselben Sohn „Hugo Theodoricus d. i. der Franke, weil einst alle Franken Hugonen genannt wurden“. Angsdorf bei Velden am Wörther See ist aus Haugsdorf, Dorf des Haug oder Hugo, entstanden. Auch deutet den Namen als Abfallstufe des altgermanischen Volksnamens Chauchos, lat. Chauai „die Hohen“. Die Wolsdietrichsage bewahrt sein dichterisch verklärtes Andenken.

Von germanischen Ostseebölkern trat die Hilde-sage ihre Wanderung ins Binnenland an und hat im Gudrunlied auf österreichischem Boden um 1230 ihre endgültige dichterische Gestaltung gefunden. In ihm mischen sich Stoffe des alten Hilde-sanges mit einer Entführungsgeschichte aus der Dietrichsage. Im alten Hilde-sang entführt Hedin (mhd. Hettel) Hagens Tochter Hilde. Beide Helden, so scheint es, fielen in der Schlacht. Wate, Herwig und Herrant (mhd. Horant) spielen dabei eine Rolle. Entführung, Schlacht und Tod des Vaters sind von hier in das spätere Gudrunlied übernommen worden. Ihrem Dichter kam dabei eine andere Entführungsgeschichte, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts epische Gestalt gewann, in den Sinn. Da entführt Dietrichs Neffe Heribort für seinen Herrn die Tochter des Königs Ludwig von der Normandie, namens Hiltburg. Er entkommt der Verfolgung Ludwigs und seines Sohnes Hartmut. Erfindungen des Gudrunlieds bleiben Gudrun, Ger-



Kirche auf dem Sonntagberg bei St. Veit an der Glan. In ihrer ganz aus Holz gefügten Bauweise erinnert sie an die skandinavischen Holzstabskirchen
Aufn. Dr. G. Graber



Mädchen in Glantaler Tracht
Aufn. Anton Traunig

linde und Ortwin. Diesen drei verschiedenen Sagenschichten gehören somit die Kärntner Namen aus der Hildesage an. Herewich, Heruwich, Herwicus, Gerwic sowie Herrant, Herrandus kommen vom Beginn des 11. bis ins 13. Jahrhundert wiederholt vor. Herbort, Herbordus und Herbart ist hier während des 12. und 13. Jahrhunderts sehr beliebt, ebenso Ludwig, Luduwich, Ludewicus, Hlodowicus, wogegen Hiltipuro, Hiltipurgis, Hiltipurga, die Einführung des älteren Nieves und nachmals die treue Gefährtin Gudrun, von 888 bis 1125 nur viermal in Urkunden vorkommt. Auch der Name Ortwin (Gudrun's Bruder) wird nur viermal im 11. und einmal im 13. Jahrhundert genannt. Gudrun's

Name fehlt überhaupt, Gerlinda ist nur einmal 1167 belegt. Von diesem Namen leitet sich jedoch der Ortsname Gerlamoos bei Greifenburg her, urkundlich 1065 bis 1258 als Gerlindamos, Gerlintonmose, Gerlintonmose genannt. Großer Beliebtheit erfreute sich im 12. und 13. Jahrhundert der Name Hartmut, Hartmudus, Hartmodus. Vielleicht ist auch der schon erwähnte Name Hagano gelegentlich aus der Walthers- oder Hildesage zu deuten.

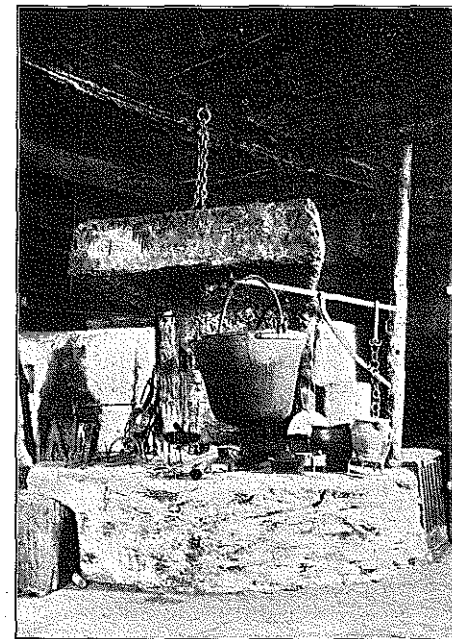
Die Gestalten aus dem Sagentreife Kaiser Karls sind in Deutschland verschollen. Die frühe Scheidung des Reiches in Ostrien und Neustrien und die rasch erfolgende Verwelschung Neustriens haben die Ausbildung einer selbständigen deutschen Karlsage verhindert. So ist Karl nur in Frankreich in den Mittelpunkt zweier großer Sagentruppen getreten: Karl und seine Kämpfe mit den Sarazenen und Karl im Kampfe mit den übermütigen Großen seines Reiches. Immerhin müssen Begebenheiten aus diesem Sagentreife auch auf deutschem Boden nicht unbekannt geblieben sein. So erklärt sich wohl das Vorkommen des Namens Roudelant, Ruolant, Rudlandus, Rudlandus in kärntischen Urkunden von 1124 bis 1200.

Auf unserer Wanderung durch die Namenswelt der älteren kärntischen Urkunden sind wir vielen Heldenamen aus der Sage begegnet. Sie standen wohl aus dem Grunde im Ge-



Die Magdalenenkapelle auf dem Turnfeld bei Spittal
a. d. Drau; Stätte der ersten Entscheidungsschlacht zwi-
schen Slawen und Germanen in Kärnten

Herd in einer Kärntner Rauchstube
Aufn. Anton Traunig



brauch, weil sie durch die Sagentichtung über den Alltag zu verklärter Höhe emporgehoben waren. Darstellungen der Sagen in liedhafter oder epischer Form müssen da und dort bekannt gewesen sein, wo die Namen in das Gegenwartsleben herübergenommen wurden. Ein Land, in dem die Heldengestalten fast aller germanischen Völker in der Namensgebung des Alltags fortlebten, muß wohl auch in anderen Belangen starken Anteil am deutschen Geistesleben gezeigt haben. Nicht nur Fürsten und Adlige nehmen teil an dieser Namensgebung, sondern wir finden ihre Vertreter ebenso unter den niedrigen Freien und sogar den Unfreien, die gelegentlich zufällig als Zeugen geführt werden. Der Bestand an slawischen Namen in unseren Urkunden ist außerordentlich gering und fällt gegenüber dem Reichtum an altgermanischem und altdenischem Namengut kaum ins Gewicht. Wüßten wir nicht schon von anderer Seite her, daß Kärnten seit den Tagen der Völkerwanderung trotz der Einwanderung der Slawen ununterbrochen im Strome deutschen Geisteslebens stand und aus eigenem Nährboden vollhafte Eigenart bis heute treu bewahrt hat — sein Anteil an dem Namengut der Hildesage allein könnte dies hinreichend erweisen. In seinen urkundlichen Namen zieht die ganze ehrwürdige Reihe von Persönlichkeiten vorüber, die den gesamten Ablauf des germanischen Heldenzeitalters umspannt, angefangen von dem ostgotischen Widigoja und Theoderich bis zur letzten geschichtlichen Gestalt der Völkerwanderung, die in die Hildesage einging, dem Langobardenkönig Alboin. Viele Sagentreife, die vor Zeiten von dem Ursprungsvolke weg zu den Nachbarstämmen und weiter bis an die Grenzen des einst mächtig ausgedehnten Germanengebietes wanderten, haben auf Kärntner Boden schon in alter Zeit die Namensgebung gespeist. Diese urkundlichen Heldenamen sind nichts anderes als unbewußte Anspielungen auf die treue Sagenpflege im südlichsten Grenzlande des heutigen deutschen Sprachgebietes.

Neue Untersuchungen über den Ursprung der nordisch-fälischen Rasse an Skelettfunden in Frankreich

Von Professor Dr. Hans Mehnert, Kiel

Wir haben ein Gesetz, dessen Berechtigung wohl allen einleuchtet, das aber jedesmal, wenn jemand damit in Berührung kommt, unangenehm empfunden wird. Das ist die Bestimmung, daß Bodensunde vorgeschichtlicher Art nicht privates Eigentum, sondern Staatseigentum sind. Der Finder eines Gegenstandes aus der Vorzeit oder eines Schädels oder Skelettes hat also keinen Anspruch darauf, seinen Fund für sich zu bergen, zu behalten oder auch gewinnbringend zu verkaufen. Der Geldwert dieser Dinge ist ja nur ideal. Sinn und Wert haben sie nur für die Forschung, die allein imstande ist, ihre Bedeutung zu erkennen und sie im Rahmen anderer Funde zu bearbeiten. Es ist selbstverständlich, daß der Träger solcher Entdeckungen nur der Staat sein kann, der dann auch seinerseits dafür Sorge trägt, daß die wissenschaftliche Auswertung zustande kommt

und die Funde selbst in Ausstellungen und Museen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Wir erleben aber immer wieder, daß gerade die Finder von Schädeln oder Skeletten vorgeschichtlicher Menschen sich äußerst ungern von ihrem Fund trennen, auch wenn sie gar nichts damit anfangen können. Und in der Wissenschaft selbst ist es nicht viel anders. Viele Schädel und Skelette — auch wenn sie durch besonders hohes Alter für die Forschung äußerst wichtig sind — kommen nicht zur Bearbeitung oder zur Veröffentlichung, weil der Entdecker oder Bearbeiter aus irgendwelchen Gründen nicht zu der vorgenommenen Untersuchung kommt, und doch eifersüchtig darüber wacht, daß kein anderer die Arbeit übernimmt.

Ich habe diese Einleitung absichtlich gebracht, um ausdrücklich anzuerkennen, mit welcher liebenswürdigen Bereitwilligkeit mir bei einer Forschungsreise alle in Frankreich aufbewahrten Skelette eiszeitlicher Menschen gezeigt und zugänglich gemacht wurden. Denn die eingangs geschilderten Tatsachen gelten nicht nur für Deutschland, sondern wir treffen sie bei allen Kulturenationen, bei denen Urgeschichtsforschung getrieben wird. Es mag deshalb auch öffentlich betont werden, daß die Kameradschaft in wissenschaftlicher Forschung so selbstverständlich ist, daß die französischen Fachgenossen einem deutschen Kollegen unter den eiszeitlichen Menschenresten, die sie besitzen, auch die Schädel und Skelette zur Verfügung stellten, über die sie selber noch nicht ausführlich berichtet hatten.

Für uns Deutsche ist im Dritten Reich die Rassenforschung eins der wichtigsten, theoretisch wissenschaftlichen Gebiete geworden. Rassenforschung bedeutet aber nicht einfach die Beschreibung heute vorkommender Menschenformen; Rasse ist ja etwas Ererbtes, etwas Gewordenes; so gehört zur Rassenkenntnis, daß man auch über die Entstehung und den Werdegang der Rasse Bescheid weiß. Das klingt selbstverständlicher und leichter, als es wirklich getan ist; denn bei vielen Rassen, deren Existenz als Rasse zweifellos ist, sind wir doch noch nicht in der Lage, über ihre Herkunft etwas Sicheres zu behaupten.

Unser deutsches Volk gründet sich ja hauptsächlich auf die nordische Rasse, innerhalb der großen europäiden Haupt rasse; und so haben wir auch ein erhöhtes Interesse daran, den Entwicklungsgang gerade dieser nordischen Rasse genauer zu ergründen. Es ist selbstverständlich, daß wir dazu nicht allein auf deutschem Boden bleiben können; wir müssen vielmehr allen Funden dorthin nachgehen, wo wir sie antreffen. Und gerade Frankreich, das während aller Vereisungsperioden selbst eisfrei geblieben ist, zeigte uns noch vor wenigen Jahrzehnten als das bestuntersuchteste Land auf der Erde alle Entwicklungsstufen vom Neandertaler bis zur heutigen Menschheit. Und wenn Frankreich auch heute nicht mehr das „Paradies des Armenischen“ ist, in dem Sinne, daß nur gerade dort Armenische gelebt haben, dann sind natürlich doch die alten Funde für neue Fragen der Stammesgeschichte und der Rassenkunde zu verwerten. Auch die Bezeichnung „Armenisch“ ist hier zu weit gefaßt. Nach richtigem Sprachgebrauch sollte man damit ja überhaupt nur die urchinlichsten Menschen meinen, also die Pithecanthropus- oder Affenmenschen-Formen. Durch Gustav Schwalbe wurde dann der Name *Homo primigenius* = Armenisch dem Neandertaler beigelegt, während er in dem oben gegebenen Zitat wohllos für alle Vorzeit-Menschen gebraucht wurde.

Die Studienreise nach Frankreich wurde weniger unternommen, um die dort lagernden ältesten Skelette zu untersuchen; zwar war auch das wichtig, weil manches an ihnen überhaupt noch nicht veröffentlicht war. Das wichtigste, auch gerade heute vorliegende Problem, war die Erforschung der Herkunft moderner Rassen, und gerade dazu war Frankreich mit seinen alten Funden besonders bedeutungsvoll. Es ist in der vorgeschichtlichen Anthropologie ja nicht nur das interessant, was möglichst alt ist, sondern auch diejenigen Menschenreste, die uns über das genannte Problem Auskunft geben können, sind nötig, oder auch sogar noch nötiger, als die Wiederholung eines Fundes aus älterer Zeit.

Während der letzten Eiszeit tritt die Menschheit in die Form, die wir *Homo sapiens* nennen. Zum Unterschied gegen die heutigen Menschenrassen, die man in der großen Art „*Homo sapiens recens* oder *alluvialis*“ zusammenfaßt, schlug ich für die eiszeitlichen *Sapiens*-Menschen den Namen „*Homo sapiens diluvialis*“ vor, anstatt des früher gebräuchlichen, sprachlich wenig schönen „*Homo sapiens fossilis*“. Und für diese Diluvialis-Menschheit ist Frankreich mit seinen Funden nach wie vor besonders wichtig. Es heißt ja in der Literatur, daß in der letzten Eiszeit drei Rassen in Europa auftreten, die man nach den Fundorten Aurignac-, Cro-Magnon- und Grimaldirasse nennt. Als typischer Vertreter für die Aurignacrasse wird der Mann von Combe capelle angeführt; nach ähnlichen Schädeln bei Brunn in Mähren hat die Bezeichnung „Brunnrasse“ dieselbe Bedeutung; und ebenso weist auch England einen Fund auf, den Schädel von Galey-Hill, der seiner Form nach für dieselbe Rasse in Anspruch genommen wird, ohne daß er zeitlich genau datierbar ist.

Diese Aurignacrasse ist äußerst langschädlig und nach dem Skelett von Combe capelle nur mittelgroß, eher zierlich und schlankgliedrig. Im Gegensatz dazu wird die auf viele Schädel und Skelette begründete Cro-Magnon-Rasse als groß, derbknochig mit entsprechend schwerem, eckigem Kopf geschildert. Daß beide Rassenformen in die heutige Menschheit übergegangen sind, ist wohl niemals bezweifelt worden und kann auch heute noch als gesichert angenommen werden. Denn wenn wir auch aus vielen Funden das eiszeitliche Alter genau erschließen können und damit Schädel oder Skelett mit dem Beinamen „diluvialis“ bezeichnen dürfen, so gründet sich diese Datierung doch immer nur auf kulturelle Beigaben, Bestattungsart oder sonst ein Anzeichen, das uns das Eiszeitalter deutlich macht. Die Tatsache, daß ein Schädel in mehreren Meter Tiefe im eiszeitlichen Loß oder Sand gefunden wird, berechtigt aber nicht mehr dazu, ihn als „eiszeitlich“ hinzustellen. Denn trotz mancher urchinlichen Anzeichen, die wir an den gesicherten Resten erkennen, sind wir doch nicht mehr imstande, allein aus der Form die Alterseinstufung behaupten zu können. Denn alle urchinlichen Merkmale kommen auch innerhalb der heutigen Menschheit vor. Der Mensch ist also nicht mehr „Zeitfossil“ für die Eiszeit.

Wenn wir nun an diesen Funden die Überleitung zur heutigen Rassenform versuchen wollen, so kommen dafür nur die Küstenrassen in Frage. Im Norden also die nordische und die fälische Rasse, um die Küsten des Mittelmeeres herum die mediterrane Rasse, die Günther die westliche genannt hat. Aber schon dabei tauchen doch verschiedene Probleme auf. Den besten Zusammenhang finden wir in der eiszeitlichen Gruppe der Cro-Magnon-Menschen mit der heutigen fälischen Rasse. Schon in früheren Ausführungen (Die Rasse 1934, Heft 9) habe ich auf diese Fragen hingewiesen.

Wenn wir nämlich die Bevölkerung Deutschlands rassisch untersuchen, dann sind wir wohl imstande, Menschen mit nordischen Merkmalen, d. h. hier also mit hohem schmalen Gesicht, und fälische Typen mit eckigem Gesicht, breiten Backenknochen und niedrigen Augenhöhlen zu unterscheiden. Aber es gibt keine Gegend Deutschlands, die als vorherrschend nordisch oder vorherrschend fälisch bezeichnet werden kann. Beide Formen kommen vielmehr gemischt vor, wobei die fälische Erscheinung vielfach häufiger festzustellen ist, als die speziell nordische. Und wenn wir uns daraufhin die Fossilfunde ansehen, dann haben wir hierbei noch im verstärkten Maße dieselbe Tatsache. Gerade in der Diluvialperiode suchen wir nach nordischen Hochgesichtern eigentlich vergeblich. Auch der zierlichere Mann von Combe capelle, nach dessen Kulturperiode die Aurignacrasse genannt ist, hat trotz seines überlangen schmalen Schädels (Index kaum 66) ein durchaus cro-magnonartiges Gesicht; d. h. seine Backenknochen sind breit, die Augenhöhlen niedrig und rechtwinklig abgeknickt. Zwar ist die Unterkieferbreite bei diesem Schädel verhältnismäßig gering, aber an anderen Schädeln derselben Gruppe haben wir auch weit auseinanderstehende Kieferwinkel. Und heute können wir, gestützt auf eine größere Anzahl gleichaltri-

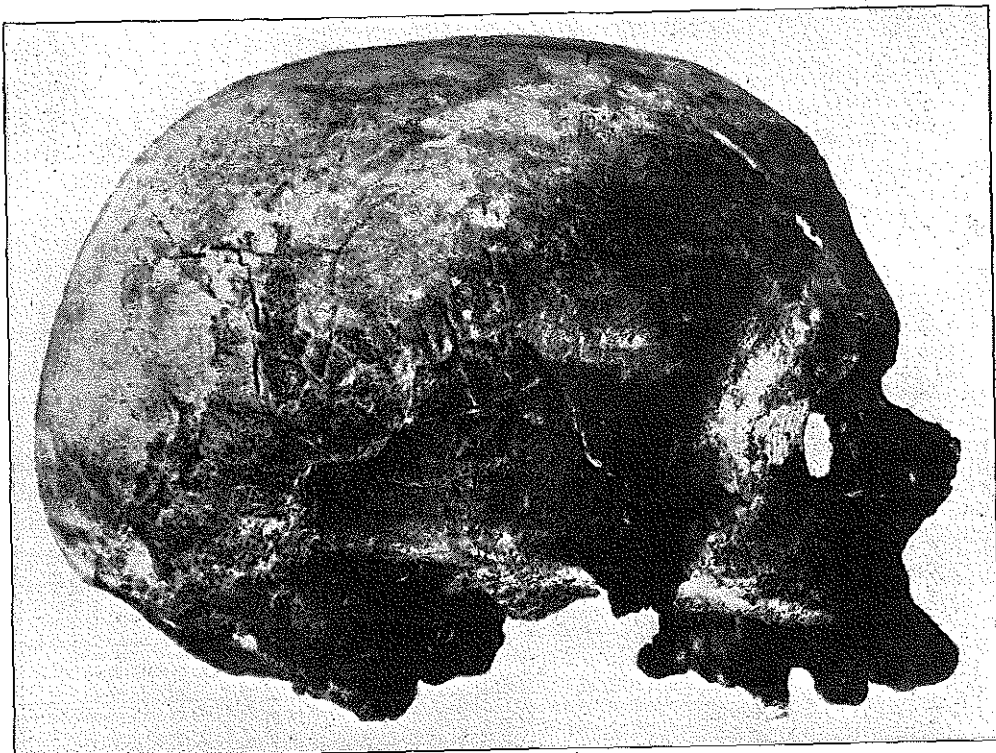


Abb. 1. Schädel des Mannes von Cro-Magnon von der Seite
Orig. Mus. des Labor. d'Ethnologie, Paris



Abb. 2. Der Cro-Magnon-Schädel von vorn
Orig. Mus. wie Abb. 1

ger Funde, eine solche Reihe von Schädeln nebeneinander stellen, daß die früher besonders betonten Unterschiede zwischen Aurignac und Cro-Magnon in allen Einzelmerkmalen überbrückt werden. Es lag auch damals also schon derselbe Zustand vor wie heute, daß in der gleichen Gegend beide Typen nebeneinander vorkamen. Man hat sie auch damals unterscheiden können, aber den Rang eigentlicher Rassen werden sie bei einer Gegenüberstellung untereinander noch nicht gehabt haben. Dabei mag auf etwas hingewiesen werden, was bisher in der Rasseneinteilung Europas scheinbar übersehen ist. Die Cro-Magnon-Form finden wir nicht nur in der großen europäischen Nordrasse mit hohem Wuchs, blauen Augen und blondem Haar, sondern ebenso in der westischen Mittelmeerrasse. Auch dort haben wir große schwere Menschen mit auffälligem Cro-Magnon-Schädel, aber mit der für die westische Rasse kennzeichnenden Farbe in Haut, Augen und Haar.

Es ist natürlich möglich, daß solche „dunklen“ Cro-Magnon-Leute durch Rassennischung entstehen, also durch eine Kombination nordisch-säلتischen Wuchses mit mediterranen Farben. Es bliebe aber auch die Frage offen, ob sie nicht als Rassenform bodenständig sind. Und gerade das wird durch die Eiszeitfunde auf französischem Boden besonders nahegelegt. Wir finden, wie gesagt, während der letzten Eiszeit überall Cro-Magnon-Menschen; es kommt noch hinzu, daß sie auch zeitlich durch das ganze Jungpaläolithikum hindurchgehen. Man hat früher wohl geglaubt, verleitet durch die Namensgebung, daß die Aurignacrasse die ältere wäre, ihrer Zeitperiode, dem Aurignacien, entsprechend; und daß andererseits die Cro-Magnons die Leittypen für die letzte Periode des Jungpaläolithikums, für das Magdalénien, seien. Die Skelettfunde beweisen aber etwas anderes: Nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich gehen Aurignac- und Cro-Magnon-Formen immer nebeneinander her. Wir haben also auch Cro-Magnon-Menschen im Aurignacien und ebenso aurignacrasse im Magdalénien.

Es blieb immer die Frage, ob denn nicht für die eigentliche nordische Rasse fossile Vertreter im Jungpaläolithikum vorlägen. Und auch dafür wurde besonders wieder ein französischer Fund genannt: Schädel und Skelett des Mannes von Chancelade. Aber das einzige Merkmal, worauf sich diese Annahme stützte, war die Erklärung, daß dieser Mensch höhere Augenhöhlen als seine Cro-Magnon-Verwandten hätte. Es wurde sogar dabei übersehen, daß die Körperhöhe dieses Mannes durchaus nicht nordisch ist, denn aus den erhaltenen Gliedmaßenknochen läßt sich eine Größe von kaum 1,60 Meter errechnen. Und ebenso wurde auch übersehen, daß wir gerade über diesen französischen Fund sehr wenig und sehr ungenau unterrichtet sind. Das Skelett selbst liegt heute in dem kleinen Museum von Périgueux in der Dordogne. Vom Schädel sah ich einen Abguß in Paris, während sonst nur zwei wenig brauchbare Photographien in der Literatur existieren. Über das besonders herangezogene Merkmal der Augenhöhlen hatte ich schon in der früheren Arbeit berichtet. Es war aber doch wichtig, diese Augenhöhlen einmal selbst gesehen zu haben. Der Schädel ist nämlich nicht mehr ganz in dem Zustand, den er bei Lebzeiten seines Besitzers gehabt hatte. Die Augenhöhlen geben mit ihren absoluten Maßen deshalb kein ganz genaues Bild ihrer ehemaligen Form. Im ganzen hat man aber zweifellos den Eindruck, daß auch der Mann von Chancelade einen Cro-Magnon-Schädel gehabt hat. Wir haben uns nur durch den Patensfund dazu verleiten lassen, mit dem Begriff Cro-Magnon die ganz extrem niedrigen Augenhöhlen zu verbinden. Ich war deshalb vor Antritt meiner Reise auch darauf aufmerksam gemacht worden, auch beim „Mten von Cro-Magnon“ darauf zu achten, ob die niedrigen eckigen Augenhöhlen dem natürlichen Zustande entsprachen und nicht etwa auch durch Verdrückung hervorgerufen wären — denn auch von diesem berühmten Fund gibt es zwar käuflich zu erwerbende Abgüsse, aber keine ausreichende anthropologische Beschreibung. Nun ist zwar das Gesicht des Cro-Magnon-Schädels durch Salze etwas angegriffen. Die Rauigkeit dieser Partie sieht man auch an dem Abguß, aber die Knochenformen sind unverändert ge-

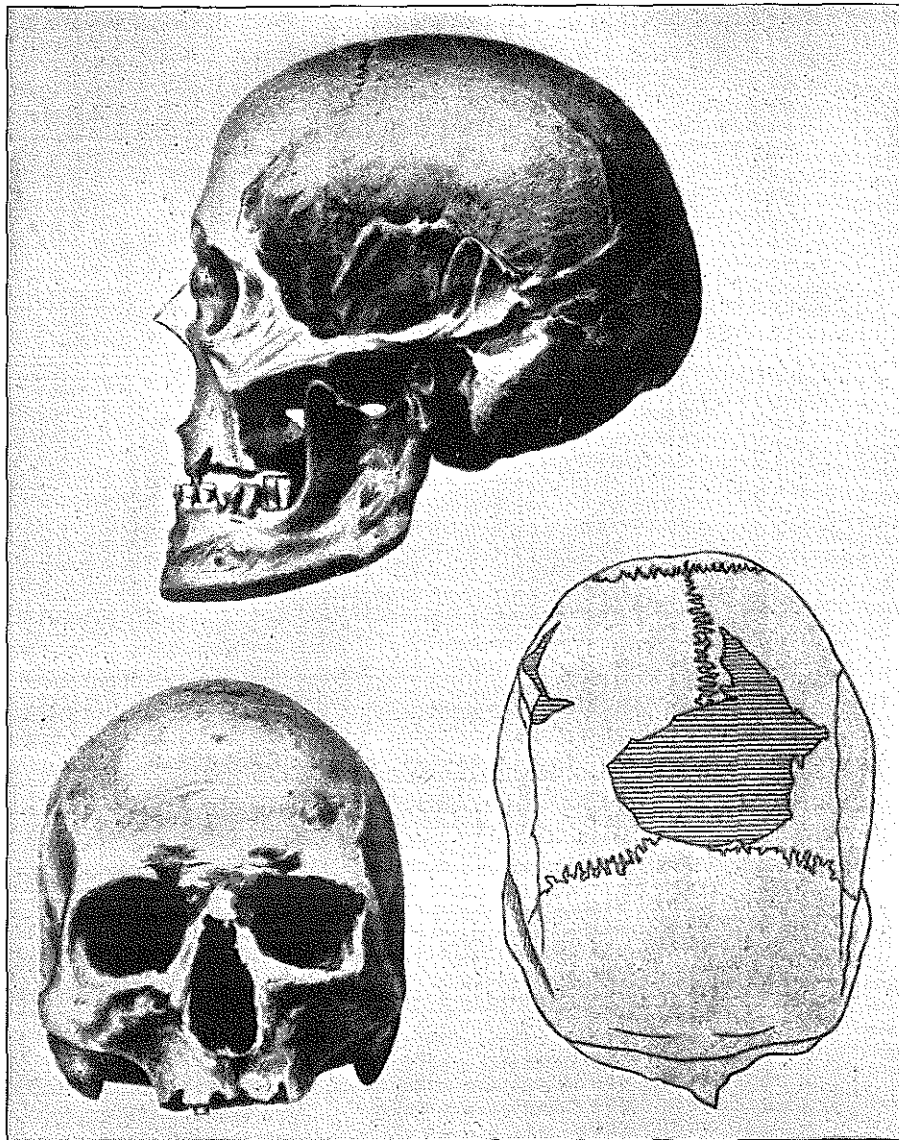


Abb. 3. Der Schädel des Mannes von Chancelade (Maymonten)
 Alte Aufn. von L. Testut

blieben. Die Augenhöhlen sind wirklich so niedrig: Höhe 26,5 und 27 Millimeter, Breite 46,5 Millimeter. Das ergibt einen Index von rund 57; d. h. also, die Höhe der Augenhöhlen ist nur wenig größer als die Hälfte ihrer Breite. Als Rassenmerkmal tritt diese Erscheinung an allen Cro-Magnon-Schädeln auf, aber doch nicht so, daß überall derselbe niedrige Index erreicht wird.

Eigentlich konnte man sich das durch Überlegung schon von selbst sagen; denn wenn auch durch vielfache Rassenmischung innerhalb des letzten Jahrhunderts die Erscheinungsform der heutigen europäischen Menschen besonders variiert, dann ist es doch zu allen Zeiten auch nicht möglich gewesen, daß ein so hochkompliziertes Gebilde, wie der menschliche Körper es ist, bei dem polymeren Erbgang seiner meisten Merkmale zu einer ganz

einheitlich rassischen Erscheinung kommen konnte. Die Augenhöhlen des Schädels von Chancelade fallen also auch dann, wenn sie an dem verdrückten Schädel von heute doch noch die alte Form zeigen, als Beweis für eine Rassenabweichung aus.

Es ist auch gar nicht möglich, an einem einzelnen Skelett, das sich unter einer größeren Zahl von Zeitgenossen befindet, festzustellen, daß es ganz allein als Ahne einer besonderen Rasse gelten könnte. Denn selbstverständlich hat dieser Mensch an der Erzeugung der Nachkommenschaft seiner Zeit denselben Anteil wie die anderen Personen auch. Wir können nicht damit rechnen, daß von ihm und einer rassisch ganz gleichartigen Frau (die wir nicht kennen) ein eigener Nachkommenszweig ausging, der die heutige nordische Rasse aus sich entstehen ließ. Außerdem ist der Schädel von Chancelade ja auch nicht der einzige, der etwas höhere Augenhöhlen besitzt als die anderen Cro-Magnon-Leute. Schon in der zitierten Arbeit habe ich auf den Schädel Brunn Nr. III aufmerksam gemacht, der das schmale Gesicht und höhere Augenhöhlen in noch deutlicherem Maße zeigt, als der Mann von Chancelade. Also auch dieses Skelett ist unter die große Gruppe der Aurignac-Cro-Magnon-Rasse einzureihen.

Es war schon darauf hingewiesen, daß auch unter den heutigen Mediterranen Cro-Magnon-Gestalten anzutreffen sind, und daß wir nicht genötigt sind, sie als Mischlinge von Nordisch-Fälischen und Westischen aufzufassen. Der ergiebigste Fundplatz französischer Cro-Magnon-Skelette ist ja bis heute nicht die Dordogne, sondern die Riviera zwischen Mentone und Ventimiglia. Hier sind in den Grotten von Grimaldi Reste von 12 bis 15 Skeletten gefunden worden, die höchstwahrscheinlich alle der Aurignacien-Periode an-

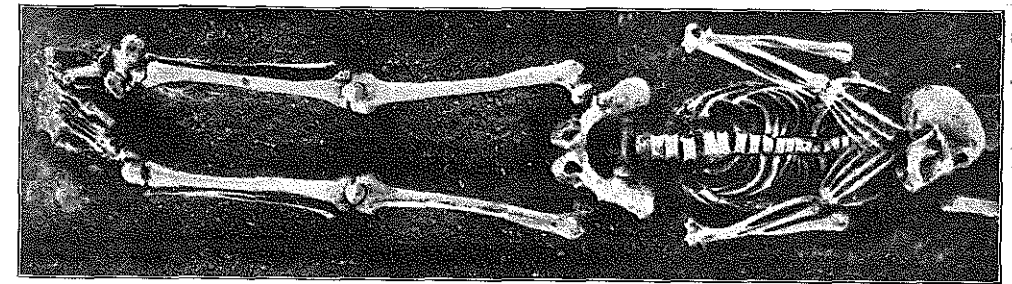


Abb. 4. Skelett des langen Mannes (Cro-Magnon-Typus) aus der „Kindergrötte“ bei Mentone an der Riviera
 Aufn. Berneau

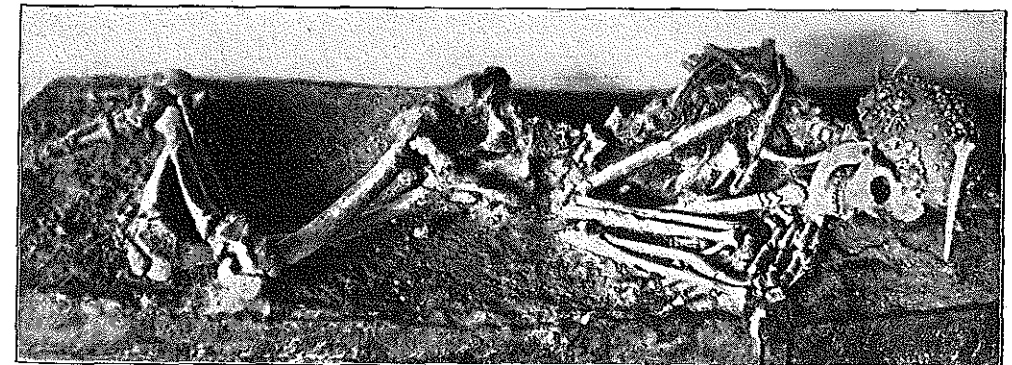


Abb. 5. Eine Cro-Magnon-Bestattung aus der Höhle „Cavillon“ bei Mentone
 Aufn. Berneau

gehören und dem Cro-Magnon-Typus entsprechen. Einige von ihnen weisen Körperhöhen auf von annähernd 200 Zentimeter und darüber. Auch dadurch hat sich die Meinung gebildet, daß alle Cro-Magnon-Beute sehr groß sein müssen.

Wenn man ferner die heute lebenden, fälsch gebauten Menschen derselben Gegend ansieht, dann ist es natürlich ganz ausgeschlossen, sich die alten Cro-Magnons der Riviera mit heller Haut und blondem Haar vorzustellen. Zu dieser Ausbildung hat vermutlich auch während der letzten Vereisungsperiode am Mittelmeer kein Anlaß vorgelegen. Wir werden über die Entstehung dieser nordischen Rassenmerkmale natürlich stets auf Vermutungen und Hypothesen angewiesen bleiben, denn kein Fossilfund kann uns darüber Auskunft geben. Aber daß diese Mutation in der menschlichen Rassen Geschichte nur einmal und dann wohl in der Küstengegend nördlicher Meere eingetreten ist, ist eine

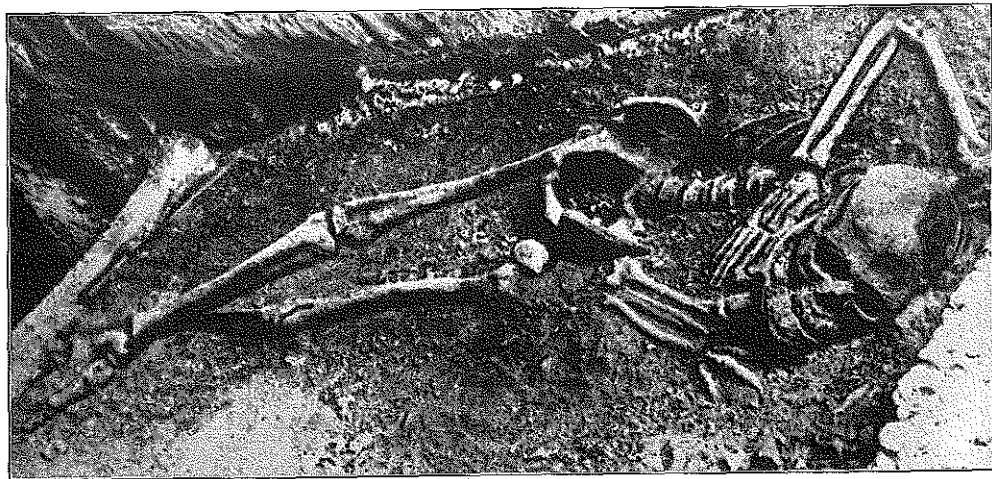


Abb. 6. Skelett des großen Cro-Magnon-Mannes aus der „Barma Grande“ bei Mentone
Mus. Grimaldi-Museum

Annahme, die ich gegenüber der Hypothese der asiatischen Herkunft schon länger verrete, und die auch heute weitere Geltung erlangt hat. Demnach ist also z. B. der große schwere Mann aus der Barma Grande Grotte an der Riviera ein Cro-Magnon-Vertreter, wie wir ihn — zwar nicht in dieser extremen Brutalität, aber doch ähnlich — auch unter den Italienern antreffen.

So zeigen uns diese Skelettfunde aus der letzten Eiszeit im Süden Frankreichs unbedingt Menschenformen, die wir aus der Ahnenschaft der nordisch-fälischen und der mediterranean Rasse nicht auszuschließen brauchen. Daß wir zur gleichen Zeit dieselben Funde nicht in Norddeutschland machen können, ist selbstverständlich. Soweit das Glettschereis der Würmeiszeit reichte (angezeigt durch das Urstromtal der Elbe), können wir natürlich nicht mit Skelettfunden rechnen. Aber aus den eisfreien Teilen Deutschlands haben wir ja, wenn auch in geringerer Zahl, doch die gleichen Funde. Die Doppelbestattung von Oberkassel bei Bonn am Rhein zeigt uns in dem Mann einen Cro-Magnon-Vertreter, der mit dem „Alten von Cro-Magnon“ beinahe familienverwandt gewesen zu sein scheint. Und auch die Frau von Oberkassel ist trotz mancher Eigenheiten eine gute Vertreterin ihrer Rasse.

So passen also die Ergebnisse aus dem Vergleich der leisteiszeitlichen Funde sehr gut zu dem, was wir heute noch in Europa an Rassenformen antreffen. Nun kommen aber doch noch andere Fragen dazu; in einer der Grimaldi-Höhlen, die unter dem Namen Rinder-

grotte bekannt ist, befanden sich ja in tiefster Lage zwei Skelette, die vorhin schon als „Grimaldi-Rasse“ erwähnt wurden. Es ist die bekannte Doppelbestattung, bei der ein Jüngling eine ältere Frau in seinen Armen hält; beide als seitlich liegende Focker in roter Ockererde bestattet. Diese Skelette erregten schon bei ihrer Auffindung dadurch besondere Aufmerksamkeit, daß ihre vorgebauten Kiefer an Negerköpfe erinnerten, und daß auch die Gliedmaßenproportionen eine ähnliche Beziehung aufwiesen. Verneau, der in zwei großen Bänden die Funde aus den Grimaldi-Höhlen eingehend beschrieben hat, widmet vor allen Dingen dieser seltsamen Bestattung besondere Aufmerksamkeit. Von ihm stammt auch der Name Grimaldirasse, der nicht nur nach der gleichnamigen Ortschaft, sondern auch nach dem Familiennamen des Fürsten von Monaco gegeben worden ist.

Es treten also folgende Probleme auf. Haben wir in diesen beiden Skeletten wirklich die Vertreter einer Negerrasse oder sind sie nur negerähnlich, ohne daß wir daraus eine besondere Beziehung zu heutigen Rassen herleiten dürfen? Oder sind sie schließlich eine urchimliche Homo-sapiens-Form, in der wir sowohl die Anlage zur späteren Cro-Magnon-Rasse wie auch zur negriden Rasse Afrikas zu erblicken haben? Wegen dieser Fragen wurde die Studienreise nach Frankreich vor allen Dingen unternommen; denn es ist selbstverständlich, daß die Lösung nicht allein von diesen beiden Grimaldi-Skeletten aus erfolgen kann, sondern daß das Problem nur in der Erfassung der Gesamtheit aller vorliegenden Fossilfunde zu erörtern ist. Und diese Gesamtheit ist heute natürlich wesentlich größer als zu der Zeit, da Verneau seine ausgezeichneten Untersuchungen veröffentlichte. Im Verlauf der seitdem vergangenen 30 Jahre hat die Rassenforschung ja nicht nur eine größere Grundlage, sondern auch eine erhöhte Bedeutung bekommen. Wir sind gefühlsmäßig darauf eingestellt, den Ursprung der großen negriden Hauptrasse der Menschheit in Afrika zu suchen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts waren aber aus Afrika überhaupt keine menschlichen Fossilfunde bekannt, so daß Verneau die Grimaldi-Skelette nur mit modernen Negern und negerähnlichen Schädeln vergleichen konnte.

Vielleicht kann diese Frage, die ein Teilgebiet aus dem gerade in Arbeit befindlichen Buch, das die Entstehung der Menschenrassen betrifft, auch in diesen Blättern als ein weiteres Ergebnis der Studien in Frankreich behandelt werden. Für das hier besprochene Thema über den Ursprung der nordischen und fälischen Rasse hat sie ja keine direkte Beziehung, aber die Verbindung damit ist doch dadurch gegeben, daß einmal diese Grimaldi-Skelette in der sonst von Cro-Magnon-Menschen besiedelten Höhle bestattet worden sind; und daß andererseits trotz der Fortschritte unserer heutigen Kenntnisse Afrika auch nicht in der Lage ist, unsere Fragestellung nach der Herkunft der Neger befriedigend zu lösen. Neue Funde des deutschen Forschers Kuhl-Barzen im ehemaligen Deutsch-Ostafrika vervollständigen die schon vor dem Krieg gemachte Entdeckung von H. Reck-Berlin, die auch nachher von ihm mit Hilfe englischer Unterstützung erweitert worden ist. Wir treffen nämlich den europiden Cro-Magnon-Typus in Ost- und Südafrika zeitlich noch früher an als den deutlich erkennbaren Neger. Die diluvialen Cro-Magnon-Menschen müssen schon im Jungpaläolithikum bis nach Südafrika sich ausgedehnt haben, und sie sind, wo sie mit dem Neger zusammen angetroffen werden, dort genau so die Herrenmenschen gewesen wie in ihrer europäischen Urheimat. Durch die neuesten Funde in Afrika wird auch das Grimaldi-Problem von neuem interessant.

Neben dem Dank an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die mir die Reise an die französischen Fundstätten ermöglichte, sei aber nochmals dankbar an das Entgegenkommen französischer Behörden und Fachgenossen gedacht. Denn ohne diese Zusammenarbeit wäre es ja gar nicht möglich, solche Fragen zu lösen, die zunächst nur erkenntnistheoretischen Wert haben, deren Lösung aber auch für die Probleme praktischer Rassenbewertung nicht ohne Einfluß bleiben wird.

Bauern und Helden in dänischer Frühzeit

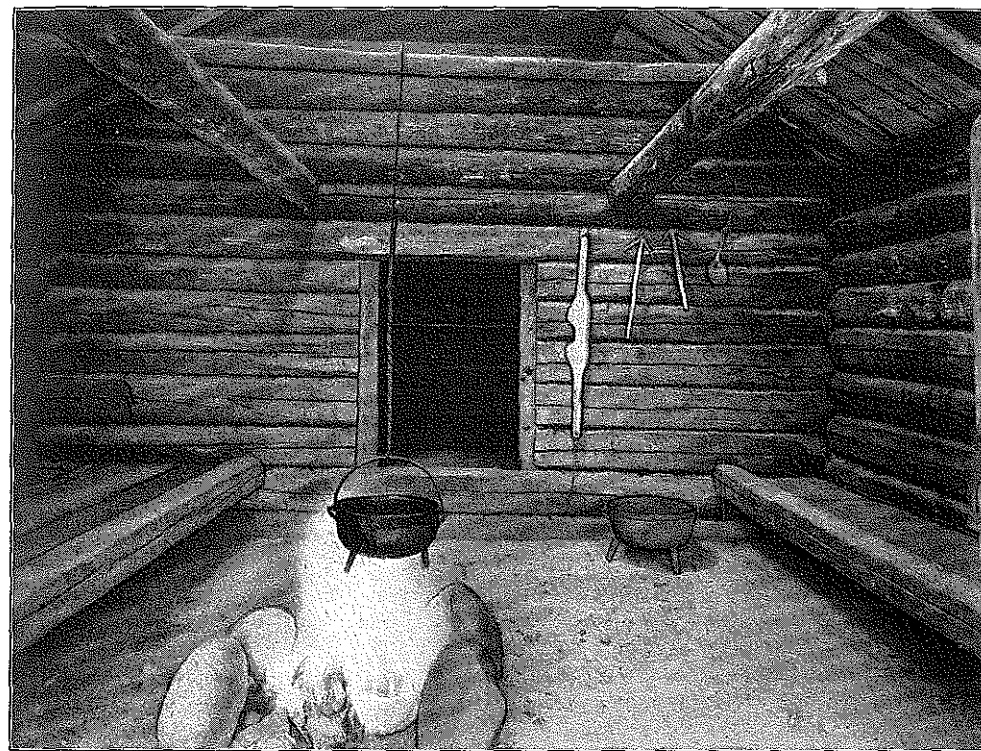
Von Dr. Hans Midderhoff

In der Edda gibt es ein Lied, den Grottaföng: „Da mahlen zwei gefangene Riesinnen dem Dänenkönig Frodi auf einer Zaubermühle, was sein Herz begehrt; bis sie schließlich mit Hilfe dieser Mühle ein Feindheer heranziehen, ihre Fesseln sprengen und Burg und Mühle in Flammen aufgehen. Frodi fällt und die Riesinnen versinken.“

Dieses Lied sang man oft, und die Höfe, in denen es erklang, lagen bald darauf wieder in Schutt und Asche. Die Zeit danach war immer dunkel und schwer, und ihre Herrscher verblissen vor der widersprechenden Überlieferung. Ganz wenige nur ragen heraus, und es scheint, als ob die dänische Königsgeschichte der Frühzeit dem Mann vor seinem Geschlecht den Vorzug gab. Mit diesen ragenden Herrschern treten gleichzeitig auch die anderen großen Bauern und Helden der dänischen Frühzeit auf.

Es prägt sich in dem eingangs erwähnten Eddalied der doppelte Sinn des dänischen Bauertums aus: der für Frieden und Fülle und behäbige Selbsthaftigkeit auf eigenem Land und der andere für höchst gesteigertes Heldentum mit all seiner Tragik. Und in der Tat: es dauerte lange, bis Dänemark sich von den Stürmen der großen Wanderungen, die es zwar nur am Rande aber nicht minder heftig erlebte, erholt hatte, bis wieder eine goldene Zeit wie in den Tagen Frodis eintrat: Groll mit dem Beinamen Kraki, der kleine sehnige Wikingersproßling spannte den dänischen Einfluß weit über Meer und Nachbarland. Von seinem Hof in Veire ergoß sich Dänenruhm über den ganzen Norden; er war der Mittelpunkt nicht nur für Kriegermänner wie Bjarki oder Hjalti, er war auch Mittelpunkt dänischer Überlieferung. Man sang dort von Starkad und Selgi und hielt den Sinn offen für die Größe, aber auch die Tragik und Vergänglichkeit des Heldenlebens, wie sie bald auch über die stolze Halle in Veire hereinbrachen und Dänemarks Ruhm für 200 Jahre begraben sollten. Was nun folgt, ist vom Hell Dunkel der Sage überschattet oder vom Mythos umspinnen: der raubgierige Rörik, der listige Amled (den Shakespeare in die Renaissancezeit stellt), von dessen jütländischer Abkunft das Dorf Ammelhede (= Amlethæ hedhæ) heute noch Kunde gibt. Kleinkönigtum regiert jetzt über die dänischen Lande, und erst Jvar Weisfaden wird wieder zum Einiger Dänemarks. Die schwedische Ynglinga-Sage berichtet, wie er von Schonen aus, dem Kern dänischer Macht, das Inselreich, Jütland, einen Teil Niedersachsens und Rußland erobert. Die Bæthra-Chronik schreibt diese Tat erst Harald, seinem Enkel, mit dem Beinamen Kampfszahn, zu. Ihn erwartet die Aufgabe der Befestigung des Reiches, wie sie später in Deutschland dem Nachfolger Heinrichs VI. oblag. Harald, der Sage nach auf besondere Einwirkung Odins von einer unfruchtbaren Frau geboren, war von Anfang an dem Kriegsgott geweiht; aber wir wissen nicht genau, ob er den Beinamen seiner vielen Fehden wegen oder von seinen vorstehenden goldfarbenen Überzähnen erhielt (so das isländ. Sagabuchstück von 1300). Wie später Hakon der Gute in Norwegen, wird Harald der Erneuerer des dänischen Heerwesens. Ihn, den Schützling Odins, lehrt dieser selbst die keilschneidende Schlachtordnung, den „Schweinekopf“ (Svinfylking); je drei Angriffsschilde, von denen der mittlere die beiden anderen überragt, bilden Spitze und Schluß des Heeres. So vorgehend, besiegt Harald den Norweger Asmund und die drei Schwedenprinzen Alf, Yngvi und Ingjald. So überwand er im Verein mit auserlesenen Wikingern Germanen und Slawen, so eroberte und festigte er in seiner Jugend das Riesenreich des Großvaters, das er danach noch 50 Jahre im tiefsten Frieden regierte.

Und dann brach wieder der alte Gegensatz auf zwischen Schweden und Gauen auf der einen, und Dänemark auf der anderen Seite. Haralds Halbneffe Sigurd Ring kannte auch die keilschneidende Schlachtordnung und rüstete zum schwedischen Befreiungskrieg mit Schweden,



Das Innere eines „Feuerhauses“, die es heute noch auf alten Bauernhöfen gibt und sich kaum von denen aus vorgeschichtlicher und Sagazeit unterscheiden. Freilichtmuseum Skansen
Aufn. Schwedischer Verkehrsverband

Göten, Norwegern und Russen. Harald sagt ihm vorher den Kampf an, in dem das alte Sköldungengeschlecht untergehen sollte und Veires Vormacht auf immer erschüttert wurde.

Auf den Brávellir hatte man altem germanischen Brauch zufolge die Schlacht vereinbart, und Odin selbst steht als Lenker auf dem Streitwagen des uralten Harald. Die Sage hat sich dieser Schlacht angenommen und sie in düsteren, brennenden Farben gemalt: Vergebens fleht der greise Recke seinen Rosslenker um den Sieg an; aber auch die Schweden kämpfen im Keil. Und Bruni-Odins Keule zerschmettert Harald den Schädel.

Odin selbst führt Harald auf einem Wagen in den Totenhügel und legt noch seinen Sattel dazu. Aber in dieser Schlacht an der Brávik, wo sicher die starken schwedischen Bauernreiter den Sieg entscheidend beeinflussten, vollzog sich auf Jahrhunderte hinaus die Zurückdrängung der dänischen Vormachtstellung.

Mit Harald ruht sie im altersgrauen Grabe bei Vedberg.

Bauernsitte ist ein Schrein, worin gar viele uralte Heiligtümer des Volkes geboren liegen.
Wilhelm Heinrich Riehl

Die 10. Tagung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

In den Tagen von Dienstag, dem 18. Mai 1937, bis Freitag, dem 21. Mai, hat in Gelsenkirchen die 10. Tagung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“, angeschlossen der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe e. V.“, stattgefunden. Inmitten des Industriegebietes, das auf mehreren Fahrten nach verschiedenen Richtungen durchquert wurde, bot sich den zahlreich erschienenen Teilnehmern manches hier vielleicht unerwartet Bedeutsame und Eindrucksvolle an Denkmälern aus der Vorzeit, an Zeugnissen einer bodenständigen und überlieferungstreuen Kultur und an landschaftlichen Reizen und Eigentümlichkeiten. Wie auf den vorhergehenden Veranstaltungen der Art wechselten anregende Führungen in der Landschaft mit vertiefenden Vorträgen ab, und die Möglichkeit zu befruchtendem Gedankenaustausch wurde lebhaft genutzt.

Die Tagung erfreute sich der dankenswerten Anteilnahme der SS und der anderen Gliederungen der Partei und der Behörden. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler übersandte telegraphisch den Ausdruck seiner Wünsche für den Verlauf der Veranstaltung, wofür, wie auch für die sonstige Förderung, ihm im Namen aller Teilnehmer gedankt wurde.

Auf dem Begrüßungsabend des ersten Tages umriß zunächst Prof. Wilhelm Teudt die Grundgedanken seiner Arbeit. Er legte dar, daß ihr Ziel die Germanenfunde im völkischen Sinne sei, unter besonderer Ausrichtung auf die Erforschung der Geisteskultur unserer Vorfahren. Dr. Hans Spethmann bot in einem ausgezeichneten Lichtbildervortrag „2000 Jahre Ruhrland“ einheimischen wie auswärtigen Besuchern einen fesselnden Einblick in das Wesen und Werden des schicksalreichen Landes an der Ruhr. Er verstand es, die geschichtliche Verwurzelung des heute so oft verkannten und für wurzellos gehaltenen Ruhrgebietes freizulegen. Damit erwies er diesem Lande einen Dienst, das in der Geschichte des deutschen Schicksals eine bedeutende Rolle gespielt hat und in dem an den folgenden Tagen die Freunde germanischer Vorgeschichte so manchen tausendjährigen Zeugen der hohen Kultur unserer Vorfahren zu sehen bekamen.

Der nächste Tag brachte eine ausgedehnte Studienfahrt ins südwestliche Münsterland. Die alte Landwehr, die die Stammesgrenze zwischen Sachsen und Franken bildete, wurde besichtigt. In ihrem Verlauf erschien der „Timpel“, eine Ringwallanlage, die Prof. Teudt als eine Kultstätte der Germanen erläuterte. Bei Borken wurde in besonderer Bereicherung des Programms eine soeben freigelegte Grabanlage aus der Jungsteinzeit besichtigt. Hier nahmen die Vertreter der künftigen Spatenwissenschaft, Prof. Dr. Stieren und sein Mitarbeiter Dr. Hucke, Gelegenheit, ihre Bereitwilligkeit zur Teilnahme an den allgemeineren Aufgaben der Vorgeschichtsforschung zu bekunden. Die Gräberfunde waren von seltener Anschaulichkeit. Es handelt sich um einen Kreisgräberfriedhof, eine Bestattungsanlage, die sich im Anschluß an jungsteinzeitliche Einzelgräber durch die Bronzezeit bis ungefähr 700 n. Zv. erhalten hat. Weitere Bestattungen zeigten ein Sippengrab, die sogenannten Düwelseene bei dem Orte Heiden und den Niementwall bei Haltern.

Der Studienfahrt folgte am Abend eine Vortragsveranstaltung. Es sprach der Präsident der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe“, SS-Hauptsturmführer Prof. Dr. Wülf, München, über das Thema: „Der arische Sonnenheld“. In der Gestalt des alt-indo-arischen, nur im frühesten Beda des 2. Jahrtausends vor Zv. belegten Gottes Trita aptha zeigte er ein sicheres Zeugnis des urindogermanischen, mit dem Sonnenjahrlauf eng verbundenen Eingottglaubens und zog aus der Art dieses Sonnen- und Gotteshelden Schlüsse, die für das Verständnis der Weltanschauung unserer Ahnen und somit auch für die ganzheitliche Weltanschauung des Nationalsozialismus von höchster kulturpolitischer Bedeutsamkeit sind. „Alle



Der „Timpel“ bei dem Hofe „Schulte to Berge“
Aufn. Gutenberg

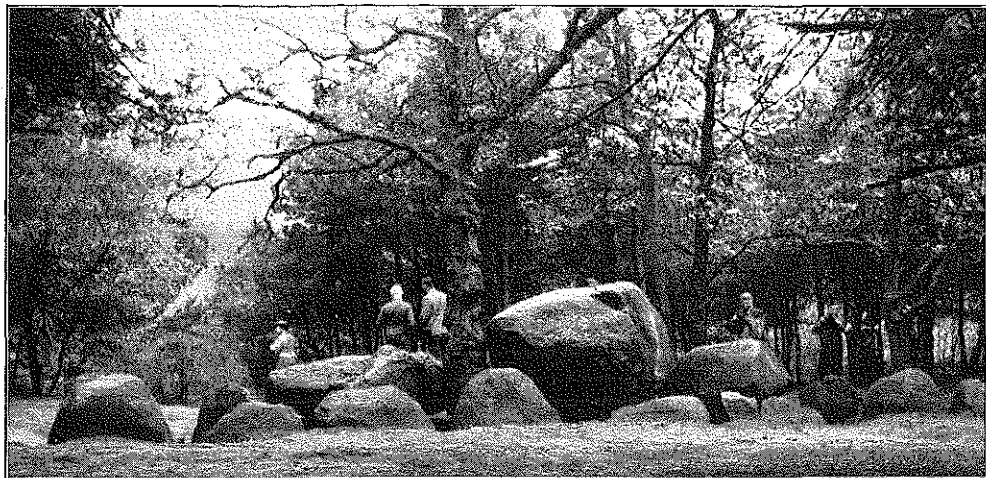
weltanschaulichen Lehren“, so begann Prof. Wülf seine Ausführungen, „sind in Gegensatzpaaren verankert.“ Auch unser Kampf, in dem wir stehen, geht um eine Entscheidung in den letzten Dingen. Der Nationalsozialismus muß sich mit den weltanschaulichen Mächten der Vergangenheit auseinandersetzen, weil er selbst eine Weltanschauung ist. Ein vordringliches Thema ist natürlicherweise die Religion. Prof. Wülf ging es darum, den Indogermanen-Gott nachzuweisen, der im Gegensatz zu der bisher geflüstert vertretenen Falschlehre ein monotheistisch aufgefaßter Gott ist. Somit setzte sich Wülf zunächst auseinander mit jenen Forschern, die aus nur zu durchsichtigen Gründen heraus behaupten wollen, daß die Indogermanen einen weltanschaulich wie sittlich höchststehenden Gottesbegriff nicht gehabt hätten. Einer der Hauptkämpfer der Gegenseite ist eine Wiener Schule unter Leitung des Anthropologen und Missionsforschers Wilhelm Schmidt. Aus einer vergleichenden Übersicht über die Gottesvorstellungen der Völker der Erde will diese Schule erweisen, daß zwar fast alle zum wenigsten eine Ahnung von einer monotheistischen Gottesvorstellung haben, daß aber nur die Völker, die der Welt die großen Kulturen geschaffen haben, die Indogermanen, ein anderes, tieferstehendes, dazu im einzelnen von den verschiedensten Seiten her „übernommenes“ Gottesbild gehabt haben. Es ist aber eben nicht so, wie auch andere Vertreter der Wissenschaft bisher gesagt haben, daß ein Eingottglaube bei den indogermanischen Völkern nicht zu erkennen sei. In Zeugnissen, die zu den ältesten überhaupt zu rechnen sind, ist von einem Gott die Rede, der dem anderer Völker mindestens gleichkommt, der nicht nur Herr, sondern auch Vorbild der Menschen ist. Von ihm berichten die vorbuddhistischen Dichtungen der Inder, bei denen sich ältestes indogermanisches Geistesgut in einwandfreier Gestaltung erhielt. Dieser Gott, von dem die Beden an verschiedenen Stellen sprechen, hat den Namen „Trita Apya“, das heißt in wörtlicher Übersetzung: „Der Dritte, der mit dem Wasser zu tun hat“; er findet sich auch in den iranischen Überlieferungen, und bei den Griechen ist seine Spur in dem Zeus Tritos zu erkennen. Dieser Gott ist uralt, und in diesem Sinne sprechen auch die Dichtungen von ihm: er steht im Hintergrund, hinter den öfter genannten Gottheiten, weil diese seine Erben sind. Die Beden beziehen sich auf Trita wie auf einen Gott, der vorher war. Durch die Jahrtausende hindurch

hat sich Trita überall im indogermanischen Geisteserbe erhalten, so auch im deutschen Märchen.

Trita aptha ist der Sonnenheld. Er bestimmt den Ablauf des Jahres. Seine Eigenschaften sind kennzeichnend: er ist hell und glänzend, hat ein leuchtendes Roß, funkelnde Augen, er ist jugendlich und mutig, er ist der Held. Er muß verschwinden, in einem Brunnen untergehen, befreit werden, wieder neu auferstehen wie die Sonne nach dem düsteren Winter. In bildhaften Gedanken dieser Art stellen sich lebensstarke, seelisch ungebrochene, geistig unverbildete Menschen das Höchste und Tiefste der Welt in seelischer Schau vor. Trita beherrscht den Lauf der Sonne und damit die Arbeit und das Leben der Menschen. Eines vor allem unterscheidet Trita von den orientalischen Gottesvorstellungen: er „erlöst“ nicht, sondern er lebt vor: er leidet nicht, weil Unrecht geschieht, sondern er lebt auf heldische Art vor. Er wird nicht theologisch aufgefaßt, sondern in dem Sinne, daß Weltanschauung die Vereinigung von Welt-Denken und Welt-Frömmigkeit ist.

Als Trita später theologisiert wurde, verbläste er. Die anhaltende Verschlechterung des Blutes der alten Arier infolge der Mischung mit anderen Rassen zerstörte den geistigen Boden so hoher Gedanken. Die heldische Vorstellung des Gottes ging unter, weil priesterliche Spekulation seine Gestalt nunmehr moralisierend auffaßte. Im Herzen der Völker ist er jedoch in tausend Einzelheiten und Verwandlungen lebendig geblieben. —

Den Ausführungen von Prof. Dr. Wüst schloß sich ein nicht minder tiefgehendes Referat von SS-Hauptsturmführer Dr. Plafmann an, das den „Arischen Sonnenhelden in der deutschen Sage“ behandelte und ebenfalls bedeutsame und oftmals überraschende Hinweise und Deutungen brachte. Er kennzeichnete das Wesen der Heldensage dahin, daß sie von geschichtlichem Wollen bestimmt sei, dabei aber, ebenso wie das Märchen, aus dem ewigen mythischen Urgrunde schöpfte, der jenseits des geschichtlichen Vorganges liegt, aber den Hintergrund für alles einmalige Geschehen gibt, das dadurch in den Bereich des Zeitlosen und ewig Gültigen erhoben wird. Die beispielhaften Helden unserer Sage tragen so bis in die Neuzeit hinein die Züge des alten Sonnenhelden, wie er uns in den ältesten Schriften der verwandten indogermanischen Völker entgegentritt. Ist aber bei diesen Völkern frühe der Zustand der Bewußtheit eingetreten, so hat das germanische Bauernvolk ohne Schrift und ohne die reflektierende historische Bewußtheit das Bild des alten Sonnenhelden so treu bewahrt, daß wir all seine Züge in unserer Sage noch heute wiederfinden können.



Die Döwelssteine bei Heiden
Aufn. Gudenberg

Suchgraben mit kennzeichnenden Bodenverfärbungen bei der Freilegung eines Kreisgrabensfriedhofes bei Vorken.
Aufn. Gudenberg



Der Sonnenheld wird im Dunkel der Wintertwende geboren und wächst im Dunkel auf; ebenso wie der Held der Sage, besonders der lichte Siegfried, im Dunkel einer Höhle bei den Schmieden aufwächst. Er erweist seine Sonnennatur durch eine gewaltige Tat, oder aber durch besondere Eigenschaften; in Sage und Märchen ist es vor allem das leuchtende Sonnenauge und das goldene Haar, an dem er kenntlich wird. Alle unsere großen Lichthelden haben diese Eigenschaften übernommen; sie alle schmieden in der dunklen Höhle selbst das Schwert, mit dem sie später den großen Drachen besiegen. Dies Schwert ist noch deutlich als Nachfolger des steinzeitlichen Hammers zu erkennen, der dem Donar bleibt und der in christlicher Zeit verteuftelt wird, während das Schwert seinen lichten, heidnischen Sinn beibehält und immer wieder in seiner untrennbaren Verbundenheit mit dem sonnenhaften Helden erkennbar wird. Selbst die von der Sage beeinflusste mittelalterliche Geschichtsschreibung stattet zuweilen unsere großen Könige und Kaiser noch mit den Zügen des uralten Sonnenhelden aus.

An einer Fülle von Einzelheiten konnte Dr. Plafmann dies Bild des alten Sonnenhelden in unserer Sage wieder lebendig werden lassen. Besonders aufschlußreich waren seine Ausführungen über die Vorstellungen von der goldhaarigen Jungfrau im Turm, die durch den Sonnenhelden befreit wird; oder von der Befreiung aus der Windeburg oder „Wurmlage“, weil hierin der lebende Volksbrauch noch völlig mit der lebenden Sage übereinstimmt. Hinweise auf einige Begebenheiten gerade der Osningmark lassen erwarten, daß auf diesem Gebiete noch zahlreiche hochwichtige Erkenntnisse in nächster Zeit zu erwarten sind. Die Darlegung eines einzelnen Zuges aus dem Mythos des Sonnenhelden war darum bemerkenswert, weil er unmittelbar auf steinzeitliche Begebenheiten zurückweist: der Mythos von



der Spaltung des Steins durch den Helden; ein Zug, der immer in Verbindung mit dem Drachenkampf auftritt. Die Spaltung des Steingrabes und die Wiederkehr ins Leben ist der sinnbildliche Gehalt, der aus der großen Übereinstimmung des Son-

Das Juhorn von Hallern, das noch bis vor 50 Jahren im Gebrauch gewesen ist
Aufn. Gudenberg

nenlaufes mit dem Heldenleben seinen Sinn erhalten hat. Die Fortführung der Forschung auf diesem bisher stark vernachlässigten Gebiete läßt Ergebnisse erwarten, die für die Wiederherstellung unserer uralten Glaubenswelt von größter Bedeutung sind.

Die zweite große Studienfahrt führte in das südliche Westfalen, wo zunächst die Anlagen des „Burgberges“ bei Strich in der Nähe von Letmathe besichtigt wurden. Hier nahm auch der stellvertretende Gauleiter Westfalen-Süd, Pg. Vetter, der auch im übrigen der Veranstaltung reiche Förderung hatte zuteil werden lassen, an der Führung teil. — Auf der alten Wehranlage der Hohenlyburg schilderte Museumsdirektor Brüns, Sagen, an Hand einwandfreier Zeugnisse, daß die Hohenlyburg nicht nur Wehranlage, sondern ebenfalls eine kultische Stätte von besonderer Bedeutung gewesen sein muß.

Der Abend war wiederum einem Vortrag gewidmet. Otto Siegfried Reuter, der Verfasser des Buches „Germanische Himmelskunde“ im Verlag Lehmann, München, sprach über „Germanische Astronomie“. In seinem von innerer Wärme erfüllten Vortrag legte Reuter auf sachlich unanfechtbare Weise dar, daß die Germanen eine hochentwickelte Himmelskunde gehabt haben, die sowohl mythologische und religiöse Beziehungen erkennen läßt, als auch von überragender praktischer Bedeutung für die Schifffahrt gewesen ist, deren heute noch bewunderungswürdige Leistungen anders gar nicht möglich gewesen wären. Unsere Vorfahren sahen in den Sternen — was Reuter mit besonderem Nachdruck betonte — nicht Götter, wie die Babylonier etwa, sondern Zeichen Gottes und der Götterthaten; es darf hier also nicht von Astrologie, sondern ausschließlich von Astronomie gesprochen werden; so genügen die Beobachtungsreihen eines „Sternen-Obdi“ selbst heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen. Um so mehr Grund hatte die kirchliche Feindschaft, von einer „astronomia diabolica“ zu reden, sie zu bekämpfen und zu zerstören. Heute stoßen wir erst wieder langsam zu den Quellen und Zeugnissen über unser Altertum vor, wobei der Forscher gerade durch den immer noch lebendigen Haß der Gegenseite zu größter sachlicher Gewissenhaftigkeit verpflichtet ist. Darum betonte Reuter besonders die Notwendigkeit, sich unter Verzicht auf lockende Phantasiegebilde streng an das Nachweisbare und Greifbare zu halten, das allein schon eindrucksvoll genug ist.

Am Freitagvormittag besichtigten die immer noch zahlreichen Teilnehmer das Gelände bei Castrop, das durch den Namen „Langeloh“ auf alten Rostkult der Germanen hinweist. Das Langeloh liegt am Fuße einer Erhebung, die das sogenannte „Boken-“ oder „Baukenkreuz“ trägt. Dr. Guth hob in seinen Ausführungen den totenkultischen Charakter der germanischen und indogermanischen Rostkrennen hervor, wie sie sich aus der schriftlichen Überlieferung nachweisen lassen. Diese Überlieferungen werden ergänzt und bestätigt durch die landschaftlichen Befunde, wie sie jetzt bereits an mehreren Stellen unter demselben Namen erkennbar sind. Fr. Wilms, Gelsenkirchen, teilte einige Sagen mit, die an diese Ortlichkeit geknüpft sind; besonders wichtig ist die Überlieferung, daß der Hügel einen „Glasberg“ als Wohnsitz einer Jungfrau getragen habe — ein Zug, den wir in weiter Verbreitung bei allen germanischen und vielen indogermanischen Völkern kennen. Dr. Plakmann erklärte mit den unanfechtbaren Mitteln der Sprachwissenschaft vor allem den Namen „Boken“ oder „Bauken“, der unmittelbar auf das altsächsische „bokan“ = „Zeichen, heiliges Zeichen“ zurückgeht, und der wohl das einzige bekannte Zeugnis für das Fortleben dieses alten germanischen Wortes in seinem ursprünglichen Sinne ist. Auf dem „Bauken“ sind noch in jüngerer Zeit die Osterfeuer gebrannt worden; hierdurch ist der Zusammenhang mit dem friesischen „Bikenbrennen“ gesichert, das noch in jüngster Zeit auf Sylt üblich war (bokan heißt anglofriesisch beacen, neufriesisch biken). Der Name Langeloh bedeutet das Loh (Gai) bei der „Lange“; dies in ältester Form noch nicht nachgewiesene Wort muß eine Kennbahn bezeichnet haben (vgl. die Zeitwörter anlangen, gelangen usw.).

Im Verlauf der Tagung wurde den Teilnehmern bei vielen Gelegenheiten eine Fülle von anregenden Referaten und Vorträgen geboten, so vor allem von Prof. W. Teudt, dessen

Teil des Langeloh bei Castrop
Rauzel
Aufn. Hans Bauer



Ausführungen über die Schlachten an der Weser im Verlaufe des Rachezugzuges der Römer nach der Niederlage des Varus allgemeine Anteilnahme fanden. Dr. Paul Gerhard Beyer entbot die Grüße der Pflegtätte.

Mehrmals trat der Leiter der Ortsgruppe Gelsenkirchen, Herr Fritz Wilms, hervor. Bei der Führung in der Landschaft stellten ihre Kenntnisse in dankenswerter Weise zur Verfügung: Heimatpfleger Heetmann, Museumsleiter Walters, Borken; Friedrich Friede, Horn; Museumsleiter Brand, Herne; Oberbürgermeister Dr. Anton und Rektor Wiggermann, Castrop-Rauzel. Am letzten Tage wurden unter sachmännischer Führung Anlagen der Industrie besichtigt.

Mit einem Beisammensein auf Schloß Berge fand die Tagung ihren Abschluß.

Hans Bauer.

Zeitschriftenchau

Volkstum und Heimat, Jahrg. 4, Heft 3, 1937. Hans Riggemann, Die Osterfeier. Riggemann hält das ursprüngliche Osterfest für die Frühlingsvollmondsfeier und versucht eine tiefere Deutung des österlichen Brauchtums und seiner Sinnbilder (wie Ei, Hase u. a.) — Heinz Steger, Tod os, Tod os. Steger untersucht das Tobaustreiben im nieder-schlesischen Brauchtum, wo es besonders lebendig blieb. Er teilt eine große Anzahl von Heischeliedern mit, die an diesem Tage von Gaben einheimsenden Kindern gesungen werden. Er ordnet sie nach seelentkundlichen Gesichtspunkten, so daß seine Sammlung als ein „Beitrag zur volkskundlichen Schau des schlesischen Menschen“ gelten kann.

Volk und Heimat, 13. Jahrg., Heft 4, April 1937. Werner Hülle, Grundrissliches zur Vor- und Frühgeschichte Bayerns. Die heutigen Bayern sind größtenteils Nachkommen der Markomannen, die im 6. Jahrhundert aus Böhmen in das heutige Bayern einwanderten. Vor den Bayern haben dort Kelten, Glockenbecherleute, Schnurkeramiker und Träger der sogenannten Linearbandkeramiker gesehnt, wenn wir nur bis in die Jungsteinzeit zurückgehen. — Friedrich Sprater, Frühlingsbräuche in der Pfalz und der Kriemhildenkult bei Bad Dürkheim. Sprater berichtet über die Deutungen der Brezelstäbe, die am Sommertag in der Pfalz bei Umzügen getragen werden. An Zusammen-

hang dieser Stäbe mit den Radstangen der Felszeichnungen vom Kriemhildensstuhl — dem bekannten Steinbruch der Mainzer Regionen, der früher fälschlich Brunholdis-Stuhl genannt wurde — dachte zuerst Mehlig, der in ihnen Sonnenräder erkannte. Sprater schloß sich schon vor Jahren dieser Auffassung an, die die neuen Ausgrabungen bestätigten. Es wurde die Darstellung einer menschlichen Figur entdeckt, die eine Radstange trägt. Weiterhin ist in diesem Zusammenhang wichtig die keltisch-germanische Darstellung des „Jupiter“ mit dem Rade. Auf einem bei Krems gefundenen Steine sehen wir den Gott mit dem Radstabe in der Hand. Da die Angehörigen der Mainzer Region, die in dem Steinbruch arbeiteten und die Felszeichnungen anbrachten, zum größten Teil einheimischer Herkunft waren, sind diese Zeichnungen wichtige Urkunden alteinheimischen Brauchtums.

Historische Zeitschrift, Band 155, Heft 2 und 3, 1936. Erwin Rundnagel, **Der Mythos vom Herzog Widukind**. Diese wichtige Arbeit beabsichtigt der Verfasser erfreulicherweise zu einem Buche auszugestalten. Die Entwicklung Widukinds zum deutschen Nationalhelden bahnt sich wie bei Armin in der Zeit des nationalen Humanismus im 16. Jahrhundert an. Wallfahrten zu seinem Grabe sind jetzt nicht mehr durch religiösen Wunderglauben, sondern durch die Ehrfurcht vor der vaterländischen Vergangenheit veranlaßt. Im 17. Jahrhundert wird Widukind gepriesen als „der Deutschen Ruhm, ihr Hector, des Reiches Schutz und Pfeiler“. In einem andern Werk der damaligen Zeit über Widukind heißt es: „Was das Altertum an unserm Wittekind geliebt hat und was wir bewundern haben, bleibt ... und wird bleiben bis in alle Ewigkeit ... Widukind lebt und wird leben.“ Politische Färbung erhielt der Widukindmythos in den Freiheitskriegen, wie vor allem Fouqués Trauerspiel „Friedminful“ (1813) zeigt.

Neues Volk, Blätter des Rassepolitischen Amtes der NSDAP. 5. Jahrg., Heft 4, April 1937. **Der Schmud nordischer Frauen**. In den Schmudformen der deutschen Frau hat sich uraltes Erbe erhalten. Das wird durch Abbildungen erläutert. Der ungenannte Verfasser weist vor allem auf den Schmud der Isländerin hin. Noch heute „schmückt in Island an hohen Festtagen der königsblaue, pelzverbrämte Mantel die Bäuerin wie eine Fürstin ... Der Stirnreif, den die isländische Bäuerin heute trägt, zeigt dieselben Formen, wie der,

den vor tausend Jahren ihre Vorfahrin schmückte“. — Ewald Mangold, **Frankreich und die Germanenfrage**. Trotz Gobineau, de Lapouge u. a. ist die herrschende Richtung der französischen Geschichtsforschung darauf aus, die Bedeutung der Germanen für Frankreich zu verkleinern, ja sie völlig zu mißachten. Man möchte die französische Kultur als allein gallisch-römisch bedingt ansehen und ist nicht in der Lage, die germanischen Einflüsse gerecht zu beurteilen und vorurteilslos zu erforschen. Der Verfasser weist darauf hin, daß seit dem Mittelalter in Frankreich ein Rassenumschichtungsprozeß größtem Ausmaßes zu beobachten ist. Das westliche und das ostliche Rassenelement gewinnen die Oberhand über das nordische, vorwiegend germanischer Herkunft. Frankreich steht vor wichtigen Entscheidungen: „Wenn es überhaupt einen guten Willen hat — und den will es haben! —, dann wird es sein erstes Bestreben sein, seine Meinung über die Germanen zu revidieren. Das wäre die erste entscheidende Tat in der langen Reihe neuer, lebenswichtiger Entschlüsse.“

De Wolfsangel, Strijdsblad voor nederlandsch Volksbewustzijn. Nr. 12, Utrecht, Mai 1937. Das Maiheft bringt einen Aufsatz über die germanische Gotik, ferner über die altertümlichen Bräuche der Zwente. Die Buchbesprechungen behandeln Veröffentlichungen von J. Rasch. Alle Beiträge stammen von ausgezeichnet unterrichteten Verfassern.

Die Tat, 29. Jahrg., 1. Heft, April 1937. Martin Rind, **Andacht und Minne**. Rind geht von der Frage aus, ob das Wort Andacht (ahd. anadacht) ein rein christlicher Begriff ist oder mit ähnlicher Bedeutung in germanische Zeit zurückreicht. Andacht bezeichnet allgemein jedes lebhafteste „Darandenten“, insbesondere „fromme Andacht“. Es hat eine Entsprechung in dem Wort „Minne“, das ist „lebhaftes Gedenken, Erinnern“, später trat die dabei nicht wegzudenkende Liebe im Wortsinne mehr und mehr an die Oberfläche. Dies Wort nun führt in germanischen Kulturbereich: das Minnetrinken, „Gedächtnisrinken“ ist germanischer Brauch, den die Kirche in die Heiligenverehrung übernahm. Der germanische Brauch bestand im Trunk aus dem Becher und Anrufung der Götter und war außer an Götterfesten auch beim Abschied und Wiedersehen üblich. „Totenkult und Wodanskult, diese Brennpunkte germanischer Religiosität sehen wir danach vom Herzfeuer der Minne genährt und be-

herrscht.“ Was Minne und Andacht im germanischen Sinne bezeichnen, wird aus Saga, Heldensage und Legende belegt (Rolf Kraft und Bjerti, Robert der Teufel, Die Marienritter). Es ergibt sich, daß Andacht ein germanisches Kulterlebnis meint, das bis ins 17. Jahrhundert lebendig blieb: es wird damit bezeichnet „die Inbrunst des Minnegedenkens, die bei entsprechender Steigerung zur Ausfahrt der Seele, zur Entrückung und zur Verbindung mit dem Herrn der Minne und seinem Gefolge schirmender Schildmädchen führte“. —

Das Volk, Märzheft, 1937. Martin Rind, **Wilhelm von Orange**. Rind gibt die Übersetzung einer Erzählung, die im 13. Jahrhundert in Island aufgezeichnet wurde. Der isländische Geistliche, der sie aufschrieb, hat sie selbst aus dem Altfranzösischen überetzt. Die französische Urchrift dieser Fassung der Sage ist verloren. Rind fügt seiner Übersetzung Erläuterungen hinzu. Es handelt sich um eine im geistlichen Sinne umgebogene Heldensage: zugrunde liegt das uralte Sagenmotiv des unerwartet auftauchenden rettenden Ritters, der wieder auf geheimnisvolle Weise verschwindet. Es lebt in vielen Erzählungen des Mittelalters fort und hat „die reifste Gestaltung in dem bekannten Gedicht von Robert dem Teufel gefunden“.

Volk und Rasse, 12. Jahrg., Heft 4, April 1937. Johannes Kretschmar, **Zur Frage der frühen Selbständigkeit der altgermanischen Jugend**. Riedner hatte darauf aufmerksam gemacht, daß im alten Island Knaben und Mädchen früh selbständig werden. Der Knabe gelte mit zwölf Jahren als Erwachsener: er „darf auf dem Thing sich sehen lassen und nimmt an kriegerischen Fehden im Lande teil“. R. will eine Erklärung des Tatbestandes versuchen. Er tritt zunächst dem Irrtum entgegen, als handele es sich um eine frühe körperliche Reife. Dann legt er dar, daß der altnordische Knabe vielmehr eine frühe „kulturelle Reife“ erreiche. Die beobachtete Frühreife sei „charakterliche Reife, ... frühe Entwicklung bestimmter seelischer Erbanlagen“. — Dagegen muß festgestellt werden, daß diese Formulierungen ebenfalls irreführend sind: das Wort Reife ist nicht am Platze. Der nordische Mensch entwickelt sich spät; und wenn die körperliche Reife spät erfolgt, dann erst recht die geistige. Die von R. angeführten Tatsachen sind also anders zu verstehen. Es handelt sich darum, daß die Art und Weise der Erwachsenen bei den Kindern spiegelt, ohne daß diese deshalb erwachsen und reif sind. Es

muß außerdem die Besonderheit isländischer Verhältnisse berücksichtigt werden, die nicht ohne weiteres verallgemeinert werden können. Der Aufsatz macht aber auf einen wichtigen Sachverhalt aufmerksam und bringt manches Beachtliche vor.

NS-Monatshefte, Nr. 84, März 1937. Ruth Köhler-Frergang, **Kulturge-schichte in Bildteppichen**. „Der gewirkte oder gestickte Wandteppich ... schmückte die Wände der germanischen Königshalle und spannte sich von Pfosten zu Pfosten in den Hallen der freien mehrsfähigen Bauerngeschlechter ... Von einer Einführung der Wirt- und Stickerleppiche im Anschluß an die frühe Berührung germanischer Stämme mit Mittelmeer- und Orientkulturen oder etwa erst im Gefolge der Kreuzzüge kann nicht die Rede sein. Die auf uns gekommenen frühen Erzeugnisse dieser Techniken in Nordeuropa tragen ein ausgeprochenes germanisches Gepräge in der Ausführung sowohl wie in der Musterführung, so daß mit einer schöpferischen Eigentümlichkeit dieser Kunst bei germanischen Stämmen gerechnet werden muß.“ Nach Anführung von Zeugnissen aus Edda und Saga erläutert die Verfasserin die Entwicklung der Bildteppiche in den germanischen Ländern. Dem Aufsatz sind dreizehn Bilder beigelegt.

Zeitschrift für Menschenkunde, Jahrg. 12, Heft 4, 1936. Reinhard Drüner, **über den Begriff der Naturgeschichte des Volkes**. Eine tiefgründige Darlegung im Anschluß an einige Grundeinsichten von Riehl, deren Recht gegenüber Irrtümern neuerer volkskundlicher Lehre verteidigt wird. Riehl hat den Kampf um die Erhaltung der Volksart wesentlich als einen Kampf um die Erhaltung der Ferne aufgefaßt. Der Lebensraum des Bauern ist nicht lediglich der Nutzraum, sondern zu ihm gehört die Ferne, der Horizonting. Der Jahrgang der Sonne um den Horizont ist das Sinnbild des Lebens überhaupt.

Zeitschrift für Menschenkunde, Jahrg. 13, Heft 1, April 1937. Rudolf Luch, **Führertum und Gefolgschaft**. Organische Verbände beruhen seit Urzeiten auf der Polarität Führer—Volk. Seelenkundlich erklärt sich dieser Sachverhalt aus der Zerteilung der Menschen in vorwiegend wirkende und vorwiegend empfangende Seelenträger. Jede Form des Despotismus zerstört die symbiotischen Verbände. Das Bild des echten Führers im Gegensatz zum Despoten wird an Gestalten in Adalbert Stifter's Witiko aufgezeigt.

Dr. Otto Guth.

Die Fundgrube

Ein Bericht über die Wilde Jagd aus dem Jahre 1862. Dieser Bericht ist entnommen aus dem Manuskript „Sturm und Sonne, Erinnerungen aus großer Zeit für meine Kinder“ von Prof. Dr. Albrecht Schmidt, Frankfurt a. M. (1858—1864).

„Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch noch einer völlig unaufgeklärten Begebenheit in Grebenbrück Erwähnung tun, die selbst dem nüchternen Papa viel Kopfschmerzen gemacht hat:

Im Juni 1862 war es, als er an einem Freitagabend von Bodelschwinghs in Barmen-ohl, die mit uns sehr befreundet waren, besuchte. Er blieb zum Abendbrot dort und ging erst gegen Mitternacht heim. Es war ein wundervoller mond heller Abend. Die Chaussee lag zwischen dem fließenden Renne und steilen, mit Buschwerk von jungen Eichen und Buchen bewachsenen Bergen. Tiefste Einsamkeit, nur ein schwarzer Hund läuft plötzlich über den Weg, da wird's nebenan auf den Bergen lebendig: ein Brechen, ein Balgen in dem Gestein, ein Rieseln von Geröll und Steinen, und dabei ein Wutgeschrei und grausiges Geheul von Stimmen, als ob Dutzende von Menschen dort oben raufsten, massakriert und ermordet würden. Ein Grausen hat den Papa erfasst, daß ihm sich die Haare sträubten und er in größter Hast nach Hause rannte, dort totenbleich in Schweiß gebadet ankam, sich ganz erschöpft aufs Bett warf und mir erst nach langer Zeit sein Erlebnis mitteilte. Er glaubte nicht anders, als daß durch die vielen fremden Bahnbauarbeiter, Polen und Italiener, ein fürchterliches Massaker verübt sei. In diesem Sinne machte er auch gleich anderen Morgens dem Bürgermeister von Biellstein Mitteilung und bat ihn, noch am selben Nachmittage den Tatort zu besichtigen. Dieser sagte auch zu, aber mit einer etwas eigentümlichen Bemerkung, die Papa ihm sehr übelnahm. Als aber beide Herren mit ihren Beamten den Bergkamm absuchten, fanden sie auch nicht das Ge-

ringste, was von einer Rauferei und Balgerei, noch gar von Mord und Totschlag hätte zeugen können. Kein Astchen war geknickt, keine Fußspur zu entdecken, auch nichts von abgebrockeltem Geröll und Fußspuren. Papa war nicht wenig verblüfft, und als nun gar der Bürgermeister anfang, ihm etwas spöttisch zu insinuiieren, er habe sicherlich die „Wilde Jagd“ gehört, wurde er ganz empört, ob dieser finsternen Zumutung, wofür der obige Herr nur ein Achselzucken und den Trost hatte: Papa sei nicht der erste, der sie gehört habe. Papa ging noch am selbigen Tage nach Barmenohl und machte dem Baron von Bodelschwingh Mitteilung von seinem Erlebnis. Dieser machte nichts weniger als ein spöttisches Gesicht, ließ seinen Jäger rufen und bat, doch demselben sein Erlebnis zu erzählen. Der Mann, ein ernster und Zutrauen erweckender Mensch in mittleren Jahren, nickte bei allem, was er hörte, verständnisvoll, fragte nach diesem und jenem, so auch, ob nicht ein schwarzer Hund über den Weg gelaufen sei, und anderes mehr, und erklärte dann, Papa habe die „Wilde Jagd“ gehört, wie er selbst schon verschiedene Male, was ja auch sein Herr wisse. Soviel und solange auch über die Sache verhandelt und untersucht wurde, es führte zu keinem aufklärenden Resultat.“

Vater Schmidt war in Grebenbrück Direktor der „Germania-Hütte“, eines kleinen Hochofenwerkes von Gabriel und Bergenthal. Die Schilderung stammt von der Mutter des Verfassers, der sie selbst von seinem Vater in gleicher Weise mehrfach gehört hatte. Wie der Verfasser ausdrücklich betont, trank sein Vater niemals Alkohol. Die Dämonologen und Pathologen mögen sich nun darüber streiten, ob bei diesem zielbewußten Mann der Wirtschaft Erscheinungen wie Angst, Epilepsie und Geisteschwäche vorauszusehen sind. Wir wollen diese einwandfreie Überlieferung hiermit lediglich als Tatbestand bekanntgeben. W.

Berichtigung: In dem Zeitaufsatz von Dr. Bierguth in Heft 5/37 wurden auf Seite 132 die Fußnoten vertauscht. Wir bitten, dies zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plasmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Bierguth, Leipzig. D. M. I. B. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: A. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Aleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Blämann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 7

Inhalt

- | | |
|--|-----|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur. Von Otto Höfler | 193 |
| Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues. Von Dr. Walter von Stöckar | 200 |
| Heilszeichen im Gefüge des niederländischen Bauernhauses. Von M. Helmers-Hamburg | 205 |
| Zur Wiederbelebung der Volkskunst. Von Hans Bauer | 211 |
| Vom Sinn der germanischen Namensgebung. Von Dr. E. Hertel | 213 |
| Oberstleutnant Blag 70 Jahre. Von Wilh. Teudt | 217 |
| Die Fundgrube | 218 |
| Aus der Landschaft | 220 |
| Die Bücherwaage | 221 |
| Zeitschriftenschau | 223 |

Das Umschlagbild zeigt ein alemannisches Schmuckstück aus Pfalzheim in Württemberg. Grabfund aus dem 6.-8. Jhdt.

(Entnommen aus Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Blämann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Juli

Heft 7

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur

Zu Wilh. Grönbeck, „Kultur und Religion der Germanen“ (Hamburg 1937)

Von allen Germanenforschern hat der Däne Wilhelm Grönbeck zweifellos das geschlossenste und eindringlichste Bild von der germanischen Gesamtkultur gezeichnet. Das Buch ist soeben in deutscher Übersetzung erschienen. Über seine umfassende Bedeutung lassen wir den Herausgeber der deutschen Ausgabe selbst urteilen.

Das „Selbstbewußtsein“ eines Volkes hängt davon ab, wie es sich selber sieht, wie es seine Vergangenheit empfindet, wie ihm seine Art und seine Geschichte bewußt wird. Das ist die ungeheure Verantwortung der Geschichtsschreibung: einzustehen für das Selbstbewußtsein der Völker. Ob ein Volk stolz auf sich selber ist, ob es Freude an sich und seiner Herkunft hat, davon hängt seine Haltung, sein Lebensmut und seine Lebensfreude ab.

Wir sprechen nicht nur von „Selbstgefühl“, wir sprechen auch von „Selbstbewußtsein“. Was ein Volk über sich und seine Herkunft weiß, das wird ihm zur Quelle von Kraft — oder von Schwäche.

Nicht auf Einzelwissen kommt es dabei an. Auch die größte Masse von Einzelheiten bleibt für dieses „Wissen“ so lange völlig bedeutungslos, als sie nicht in ein historisches Großbild eingegliedert ist.

Dem Positivismus des 19. Jahrhunderts sind die geschichtlichen Großbilder abhanden gekommen. Noch gab es Großbilder der griechischen und der römischen Kultur — aber wo bleibt die Gesamtschau unserer eigenen Vergangenheit, die Frühes und Späteres umfaßt? Zersplittert wie unser politisches Dasein blieb auch unser Wissen um unser geschichtliches Sein.

Ein nordischer Gelehrter hat uns nun ein wirkliches Gesamtbild unseres Altertums gegeben. Es ist das erste in seiner Art.

Einzeldarstellungen von verschiedenen Teilgebieten des altgermanischen Lebens — von Recht, Mythos und Kult, Wehrorganisation, Dichtung usw. — besitzen wir genügend. Doch auch die ausgezeichnetsten Darstellungen dieser Art schneiden ja immer einen Teil

aus dem Organismus des Gesamtlebens und präparieren ihn für sich. Mag nun ein solches Einzelpräparat eines Glieds noch so sauber gearbeitet sein — niemals bietet es einen Ersatz für das lebendige Ganze. Gesamtbilder vom Leben unserer Völkerfamilie geben sie nicht.

Grönbech aber ist aufs Ganze gegangen. In seinem gewaltigen Werk (das zuerst 1909 bis 1912 in dänischer Sprache erschien, dann 1928 in englischer Bearbeitung), sind tausende von Einzelheiten verarbeitet. Niemals jedoch bleibt dabei sein Blick am Detail haften, sondern er richtet sich immer wieder aufs Große.

„Friede“, Ehre, Heil: das sind die tragenden Lebensmächte in Grönbechs Germanenbild. Nicht durch abstrakte philosophische Definitionen führt er seine Leser in die Welt des Altertums ein. Er stellt ganz konkrete, anschauliche Berichte alter Quellen vor uns hin, Schilderungen von Menschen und Ereignissen, die den modernen Historiker vielleicht zunächst unbegreiflich anmuten. Er macht es seinen Lesern nicht „leicht“, indem er die Unterschiede zwischen den Alten und den Heutigen verwischt oder vertuscht. Im Gegenteil! Er führt uns mit Vorliebe gerade vor solche Traditionen und Sitten, die uns auf den ersten Blick unbegreiflich scheinen. Aber gerade darin erweist er seine überlegene Meisterschaft: er versteht es, uns Schritt für Schritt in den Geist jener längstvergangenen Jahrhunderte hineinzuführen, bis wir allmählich verstehen lernen, warum diese Menschen so handeln mußten, wie sie handelten. Am glänzendsten vielleicht ist Grönbech das bei der Deutung der Blutrache gelungen, die ja bekanntlich das große, immer wiederlehrende Motiv der germanischen Heldendichtung und der Isländersagas wie des altgermanischen Rechtswesens ist. Blutrache — das galt als der Inbegriff des Schauerlichen, Barbarischen, Verabscheuungswürdigen für den „aufgeklärten“ Zivilisationsmenschen, sie ist wohl dasjenige Motiv, das ein unmittelbares menschliches Verstehen der Frühzeit am schärfsten und zähesten erschwert hat.

Grönbech versucht nicht, die Blutrache als etwas Nebensächliches oder gar als etwas Harmloses hinzustellen, etwas, „das im Grunde gar nicht so schlimm“ oder „gar nicht so gefährlich“ gewesen wäre. Er sieht diese Macht der Vorzeit in ihrer vollen Gewaltfameit und Härte.

Aber im Gegensatz zu den üblichen vergangenheitsfernen Geschichtsbetrachtern, die hier von Barbarei usw. reden und ihrer entsetzten moralischen Entrüstung über das Ur-tümliche mehr oder weniger unverhüllt Ausdruck geben, sucht uns Grönbech die Vorzeit-sitte verstehen zu lassen. Und es gelingt ihm: Er zeigt, wie die Friedensgemeinschaft der Sippe eine umfassende Einheit ist, die aus der Vergangenheit in die Zukunft hin-überragt und in der die Toten lebendig bleiben, solange Heil und Ehre des Ganzen lebendig sind. Einem Toten Genugtuung schaffen, heißt, sein Heil wiederaufrichten und so die Lebenskraft des Ganzen emporführen.

Die Blutrachesitten schon zeigen, daß diese „Friedens“-Gemeinschaften nicht etwas „Friedliches“ im modernen Sinn dieses Wortes waren. „Friede“ bedeutet hier gegenseitige Unverletzlichkeit und Lebenseinheit. Mitglieder einer solchen Gemeinschaft werden einander so wenig zu verletzen streben wie die Glieder eines Leibes. Es gilt hier wiederum, die Grundlagen der alten Kultur nicht dadurch mißzuverstehen, daß man ihnen gedankenlos naiv die neuzeitlichen, im 19. Jahrhundert herausgebildeten Wortbedeutungen unterschiebt. Auch ein kriegsführendes Heer z. B. ist eine „Friedensgemeinschaft“ im Grönbechschen Sinn: denn auch innerhalb der alten Kampf-Verbände, die echte Gemeinschaften bildeten, sind die einzelnen für einander unverletzlich wie innerhalb der Sippe. Und die altgermanischen „Friedensgemeinschaften“, Sippen genau so wie Kriegerbünde, sind durchwegs Kampfgemeinschaften gewesen.

Es ist das ganz besondere Verdienst Grönbechs, daß er die gesamte Kulturentwicklung von der Gemeinschaft her sieht, nicht vom losgelösten Individuum aus. Das ist bei

ihm nicht nur Programm geblieben, sondern er hat es bis ins Letzte durchgeführt. Gerade in dieser Hinsicht ist Grönbechs Geschichtsdarstellung schlechthin revolutionär und leitet nach einer jahrzehntelangen Vorherrschaft individualistischer Betrachtungsweisen eine neue Epoche der Forschung ein. Sein Kampf gegen den Individualismus wird dabei dem Individuum völlig gerecht. Er weiß die großen und starken Charaktere, an denen unser Altertum so reich ist, in ihrer kantigen Schärfe, ihrer heißen Leidenschaft und ihrem trotzi-gen Eigensinnen voll zu würdigen. Und trotzdem zeigt er mit unabweisbarer Klarheit, wie auch die eigenwilligsten Gestalten dieser Kultur nur als Glieder ihrer Gemeinschaften zu verstehen sind, wie ihre Handlungsweise, ihr praktisches Verhalten und Reagieren — dem modernen verbürgerlichten Menschen oft so fremdartig und unbegreiflich — nur dann zu verstehen ist, wenn man den einzelnen, auch den härtesten und wildesten, eingeordnet sieht in die Gemeinschaft, von ihr getragen und beseelt, in ihrem Interesse handelnd, ihrem Dienst, im guten wie im bösen geweiht. Auch hier erweist Grönbech wieder seine Kunst der Deutung: er stellt uns vor alte Berichte, die zunächst gänzlich paradox scheinen, und bringt uns dann auf den Punkt, von wo aus wir das innere Gefüge der Seelenhaltung überschauen und das vorher Unbegreifliche als innerlich notwendig verstehen lernen. Gerade weil Grönbech uns den Weg zum Altertum nicht durch Begräben des Schwierigen erleichtert und verkürzt, sondern absolut unbestechlich die Dinge zeigt, wie sie sind — gerade darum kann jeder, der ehrlichen Willens die Wirklichkeiten kennenzulernen strebt, von Grönbech unerhört viel Neues lernen. Der ehrliche Wille zur ungeschmälerten, ungeschminkten Wahrheit der Geschichte ist dabei allerdings unerläßliche Voraussetzung. Niemals hat er Tatsachen als unbequem überdeckt oder gedreht. Und sein Bild der Vorzeit ist doch eins der stolzesten geworden, das wir besitzen. Daran mögen sich alle die ein beschämendes Vorbild nehmen, die so tun, als ergäbe sich nur dann ein erträgliches Bild des Germanentums, wenn man die Geschichte erst mehr oder minder retuschiert. Unsere Vergangenheit und Herkunft verträgt es durchaus, daß man ihr gerade ins Auge schaut! Mögen das alle von Grönbech lernen!

Für uns Deutsche ist es von besonderer Bedeutung, daß hier ein nordischer Gelehrter ein Gesamtbild des ganzen Germanentums entwirft und dabei gänzlich frei bleibt von dem häufigen Fehler, das Nordgermanentum gegen das Südgermanentum auszuspielen und damit zwischen Deutschland und Skandinavien eine Kluft aufzureißen. Grönbech hat einen feinen Sinn für die Eigenart der einzelnen Stämme. Aber er sieht über den Sonderungen vor allem das beherrschende Gemeinsame.

Bekanntlich ist eine solche Einstellung bei weitem keine Selbstverständlichkeit. In Skandinavien gibt es zahlreiche und laute Stimmen, die den Norden und Deutschland dadurch als Gegensätze hinzustellen streben, daß sie Skandinavien (und England) als Länder des „reinen“ Germanentums hinstellen, Deutschland aber entsprechend eben als weniger „rein“, weil südlicher. Es wäre leicht, hier einige Beispiele derartiger Agitation gegen Deutschland anzuführen. Gerade in den letzten Jahren ist dieses Nord-Süd-Schema aus leicht erkennbaren Gründen besonders aktuell geworden. Wer die skandinavische politische Tagesliteratur verfolgt, in der sich besonders in den letztvergangenen Jahren viele energisch bemühen, Skandinavien und Deutschland als Gegensätze, ja als Wertgegensätze, hinzustellen — der wird diesem Nord-Süd-Schema immer wieder begegnen. Es wird als eine der wirksamsten politischen Waffen gegen Deutschland verwendet ...

Grönbech ist von diesem Nord-Süd-Schema völlig frei. Man darf ihn als einen der größten Erforscher des Gemeingermanischen bezeichnen.

Das allen Germanenstämmen Gemeinsame zu erfassen, war bekanntlich das Ziel der Brüder Grimm, besonders des genialen Jacob Grimm. Sein gigantisches Lebenswerk umfaßt in der Tat sämtliche Germanenvölker. Nicht nur in der Darstellung der germanischen

Sprachen ist er auf die Ganzheit der Germanen ausgegangen, auch im Recht, in der Sage, in der Mythologie.

Aber nach Grimm ist die Gesamtschau des Germanentums fast verlorengegangen, so Unabsehbares auch die Einzelforschung geleistet hat. Dem Positivismus geht auch hier die konkrete Beziehung zum Ganzen verloren.

Auf dem Gebiet der Dichtung hat erst Andreas Heussler in einer Reihe von glänzenden Untersuchungen und Darstellungen eine echte Gesamtschau gewonnen, so daß wir heute in der Literaturgeschichte wirklich ein gemeingermanisches Bild besitzen, dem die Werke und Kunstformen aller Germanen eingegliedert sind. Prachtvoll klar und anschaulich hat Heussler gezeigt, welch feste, formstrenge, durch und durch eingestaltete Einheit die altgermanische Literatur darstellt. Eine solche durchgeformte Einheitslichkeit der Kunst über Meere und Stammesgrenzen hinweg ist nur zu verstehen aus einer beherrschenden geistigen und kulturellen Gemeinsamkeit der verschiedenen Stämme bis weit ins Mittelalter hinein.

Diese Gemeinsamkeit bewährt nun Grönbeck weit über das Literarische hinaus auf fast allen Gebieten des Daseins: im Sozialen, besonders im Aufbau der Sippe, im Erleben von Ehre und Heil, in den germanischen Kultformen (denen man sehr unrecht tut, wenn man sie einfach mit dem Schlagwort „magisch“ abtut), im Brauchtum und den Glaubensvorstellungen, besonders aber in dem charakteristischen Zueinandergreifen von Sitte, Ethos und Mythos. Dabei hat Grönbeck (und dadurch unterscheidet sich dieser Bornholmer von den meisten seiner städtischen Fachkollegen!) keine Angst vor dem Ur-tümlichen. Das zivilisatorische Fortschrittsdenken des europäischen Westens und Amerikas hat es ja bekanntlich mit sich gebracht, daß das Wort „primitiv“ einen schlechten Klang angenommen hat und so etwas wie „untermenschlich“ zu bezeichnen begann. Diese Bedeutungsverschiebung ist um so lehrreicher, als das Wort an sich ja bloß das Anfängliche, das Erste (zu lateinisch „primus“: „der erste“), das Ur-tümliche, Ursprungsnähe bezeichnet. — Erst im zivilisatorischen Fortschrittsdenken wurde diese Bezeichnung des Ur-tümlichen ein Schimpfname — durchaus konsequent für eine Anschauungsart, die im Mäximalen, Frühzeitlichen nur etwas Minderwertiges zu sehen vermochte!

Grönbeck ist von jenem (ja besonders vom Amerikanismus ausgebildeten) Denkschema himmelweit entfernt. Ihm ist die Vorzeit nie und nirgends verächtlich, auch dort nicht, wo sie sich vom modernen städtischen Rationalismus völlig unterscheidet. Grönbeck hat die wahre Ehrfurcht vor der Geschichte. Diese Grundhaltung gibt ihm die Überzeugung, daß auch in den ältesten Formen unserer Frühzeit ein sinnvoller Kern stecken muß. Und es gibt wohl kaum einen zweiten Altertumsforscher, dem es so oft und so überzeugend gelungen ist, diese Kerne auch wirklich herauszuschälen. Wo ein leichtfertiger geschichtsfremder Gedankenhochmut nur allzu rasch bereit war, „primitiven Aberglauben“ o. dgl. anzunehmen, da ist es Grönbeck geglückt, tiefe symbolische Gehalte zu erschauen. Keiner, der sich irgendein Organ für das Ur-tümliche und seine eigenartige Kraft bewahrt hat, wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne daß sich ihm ein neues Gefühl für die Tiefe unserer Vorzeit erschließt.

In einer Richtung nur, so glaube ich, bedarf Grönbecks Bild einer wesentlichen Ergänzung:

Seine Darstellung geht von der Isländersaga aus und nimmt im ganzen die isländischen Verhältnisse als typisch für die ganze altgermanische Kultur. Das mag für viele Lebensgebiete wenigstens annähernd zutreffen. Für einen Bezirk gilt es nicht, und das ist die politisch-soziale Gliederung. In dieser Hinsicht ist Island, das so häufig als Urtypus der altgermanischen Kultur angesehen wird, nicht ein Durchschnittsbeispiel germanischer Lebensformen, sondern eine weit ab-

stehende Ausnahme. Da dies nicht nur in Grönbecks Buch wenig hervortritt, sondern auch sonst in der Regel völlig ignoriert wird (und zwar von Fachleuten und von anderen), so sei hier wenigstens das Wesentlichste dieses Unterschiedes angedeutet. Denn er ist für die machtpolitische Beurteilung der germanischen und damit der europäischen Geschichte von ganz entscheidender Bedeutung:

Island hat — im Gegensatz zu fast allen anderen Germanenstämmen — nie eine Außenpolitik gehabt. Nur die kleinen ozeanischen Inselniedlungen auf Grönland, den Färöern usw. ähneln darin Island, das niemals einen Volkskrieg zu führen hatte. Diese weltentlegene Insel ist infolge ihrer weiten Entfernung von größeren Staaten nie von außen angegriffen worden, hat nie als Ganzes einen Angriffs- oder Abwehrkrieg durchzuführen gehabt. Dementsprechend fehlt in Island nicht nur die Institution eines Volksheeres, die bei allen anderen Germanen vorhanden ist, sondern überhaupt alle großen, übergreifenden, staatstragenden Wehrverbände. Die Sippen sind hier die obersten politischen Aktionseinheiten.

Es hat bekanntlich auch in Island nicht an Kämpfen gefehlt. Aber diese Kämpfe sind — wie jedermann aus den Isländersagas weiß — durchwegs Sippenfehden. Nun hat es gewiß auch bei sämtlichen übrigen Germanenstämmen solche Familienkämpfe und Blutrachefehden gegeben. Aber diese Kämpfe und ihre Organisation sind dort erhöht durch die Organisation des Stammes und durch sein Ethos, seine Pflichten. Das bedeutet: Den Interessen der politischen Volksgemeinschaft müssen die Einzelinteressen, auch die Interessen der einzelnen Familien und ihrer Blutrachefehden, untergeordnet werden. Wer z. B. das Familieninteresse über das Stammesinteresse stellt, indem er sich, um einen Familienkampf besser durchführen zu können, mit Feinden seines Stammes verbündet, der ist ein Verbrecher, ein Hochverräter (wie er es auch für uns heute noch wäre).

Diese unbedingte Überhöhung der Einzelfamilien und ihrer Sonderinteressen durch übergreifende Organisationsformen gilt dagegen nicht für Island, das Land ohne Außenpolitik. Hier sind die Familiengruppen in der Tat „das Höchste“. Deshalb wird aber Island auch immer wieder von Blutrachefehden zerrissen, denen ganze Bezirke zum Opfer fallen. Das Mithing selbst — bei den anderen Germanen die eigentliche Trägerin der politischen Volksgemeinschaft — ist in Island immer wieder Kampfsplatz innenpolitischer Gegensätze, nicht Machtorganisation außenpolitischer Einheit.

Dieser Gegensatz zwischen der isländischen Inselniedlung und den anderen Germanenstämmen geht bis ins Letzte. Man könnte ihn geradezu ganz exakt statistisch nachweisen:

Wir kennen durch die Isländersagas die Lebensschicksale von vielen Hunderten von Einzelpersonen. Jeder Leser der Sagas weiß, daß ein sehr großer Prozentsatz der Männer von Island im Kampf gefallen ist. Und zwar eben weil in Island die Familiengruppen die „obersten“ Kampfeinheiten waren, starben sie in Familienfehden.

Bei den anderen Germanenstämmen, solchen mit „Außenpolitik“, ist ebenfalls die Anzahl der Schlachttoten sehr groß. Keineswegs aber fallen hier die meisten im Dienst von Familienkämpfen. Das wichtigste sind hier vielmehr die Kämpfe des Volksganzen oder großer Gefolgschaften gegen außen. Damit aber dient dieses Blut großpolitischer Aufgaben. Und während sich die Kampfinstinkte in Island fast immer gegen innen wandten und so zur gegenseitigen Selbstzerfleischung führten, haben sie anderwärts dem staatlichen Aufbau gedient. Man vergleiche, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Geschichte Englands mit der von Island. „Friedlich“ war keine von beiden. Aber während bei den isländischen Familienkämpfen sich gerade die besten gegenseitig ausmorden, führt in England die Überhöhung der Einzelfamilien durch größere Wehr-

verbände und staatstragende Gefolgschaften zum großpolitischen Aufbau, der selbstverständlich auch wiederum den Einzelsippen und der Sicherung ihres Lebensraumes zugute kommt.

Die Folgen sind heute noch klar zu sehen: In Island hat sich gerade die nordische Rasse am stärksten gelichtet, da sie auch hier wie überall in erster Front gekämpft hat, wobei sich in den Blutrachefehden gerade die Besten gegenseitig vertilgten. In England (und ähnlich auch in Deutschland) hat durch die weitergreifenden politischen Organisationsformen, die den einzelnen in Dienst nahmen, eine höhere Ordnung jene Kampfinstinkte für den historischen Aufbau fruchtbar gemacht.

Die Geschichte hat ihr Urteil gesprochen. Das englische (ebenso das deutsche) Sozialsystem hatte eine Zukunft, das isländische hatte keine! Island hat, geschwächt durch ununterbrochene Kämpfe der Einzelfamilien, seine politische Selbständigkeit schon wenige Jahrhunderte nach der Besiedlung verloren und ist dann bis weit in die Neuzeit hinein ein politisch willenloses und machtloses Ausbeutungsobjekt anderer, straffer organisierter Staaten geworden. England aber hat mit seinem System das größte Reich der Weltgeschichte aufgebaut und hat damit auch der nordischen Rasse unabsehbare biologische Möglichkeiten geschaffen. Und ein ähnliches gilt für die anderen germanischen und indogermanischen Staatsvölker nordischer Rasse. Keines von ihnen hatte, soweit wir irgend sehen können, als Sozialform ein loses, unüberhöhtes Nebeneinander von Einzelsippen. Überall erheben sich über den Einzelfamilien umgreifende Wehrverbände als eigentliche Träger der politischen Macht und gleichzeitig als Stützer des völkischen Lebensraumes und der in ihm lebenden Familien. Diese politische Funktion muß keineswegs immer ein Volksheer sein. Es können auch Wehrorganisationen von anderer Art sein — man denke in unserer Geschichte nur z. B. an den Ritterorden oder etwa in Japan an die Samurai. Stets aber werden Träger der geschichtlichen — auch für das Gedeihen der Einzelfamilien unentbehrlichen! — Macht mannschaftliche Wehrverbände sein.

Sie fehlen auf Island. (Daher tritt hier auch Wodan, der Gott der Kriegerverbände, weit zurück, während er bei den meisten übrigen Germanenstämmen bekanntlich der höchste Gott war: das ist, wie ich glaube, und an anderem Orte ausführlich zeigen werde, der religionshistorische Ausdruck der Tatsache, daß hier überall die Wehrmannschaft die oberste Stelle innehatte.)

Diese wenigen skizzenhaften Striche müssen hier genügen, um anzudeuten, wie völlig falsch es ist, die isländische Sozialform als Urtypus oder gar als „Ideal“ politischen Aufbaus hinzustellen und demgegenüber die Formen der englischen oder deutschen Geschichte als „minderwertig“ zu bezeichnen.

Das gerade Gegenteil ist richtig: das isländische unstaatliche Familientonglomerat muß gegenüber der Lebensform der übrigen Germanen als *Ausnahme* angesprochen werden, die sich als historisch nicht auf die Dauer lebensfähig zeigt. Das hat die Geschichte klar bewiesen. Das isländische System kann in der Tat „primitiv“ genannt werden, aber diesmal wirklich im negativen Sinn, nicht im Sinn einer ursprünglicheren Frühform: denn wären die Germanen der Frühzeit und vor ihnen die nordischen Indogermanen nicht durch straffe Wehrorganisationen geführt worden, sondern wären sie durch Innerkämpfe zerrissene Sippentonglomerate gewesen wie die Isländer — niemals hätten sie Europa und halb Asien erobert und die Welt unter die Führung der nordischen Rasse gebracht!

Ich habe diese Dinge etwas ausführlich dargelegt, weil auf diesem Gebiet verhängnisvolle Irrtümer begangen worden sind und die Gefahr besteht, daß deshalb die Isländersagas für die Bildung unseres eigenen, deutschen „Selbstbewußtseins“ mehr Verwirrung als Klarheit schaffen. Das könnte leicht vermieden werden, wenn man die Sonderart der

isländischen Inselbesiedlung gebührend scharf im Auge behielt. Das geschieht freilich meistens nicht. Gerade Grönbechs Begriffe und seine Ausdrücke wie „Midgard“, „Utgard“, „Friedensgemeinschaft“ usw. sind in schädlicher Weise mißbraucht worden. Da das dänische Originalwerk der deutschen Öffentlichkeit aus sprachlichen Gründen nicht zugänglich war, haben sich Grönbechs Gedanken in verzerrter Form ausgebreitet. Vor allem das Wort „Midgard“ — als religionsgeschichtlicher Begriff von Grönbech geprägt — ist durch das Buch von Bernhard Kummer, „Midgards Untergang“ (Leipzig 1927, 2. Aufl. 1935), übernommen und weitergeführt worden, ebenso der Gegenbegriff „Utgard“. Aber während bei Grönbech der Gegensatz Midgard—Utgard den ewigen Widerstreit zwischen den Mächten der menschlichen Gemeinschaftswelt und den Gewalten des Chaos bedeutet, hat Kummer aus dem ewigen und mythischen Gegensatz einen historischen gemacht: Für ihn bedeutet „Midgard“ eine Art Idealzustand, den er auf Island verwirklicht glaubt — ein staatenloses Nebeneinander von einzelnen Familien, die friedlich für sich gelebt hätten und deren höchste Ideale Ruhe, Geborgenheit und reiche Ernten gewesen seien. — Die Isländersagas zeigen zwar ein ganz anderes Bild — eins der härtesten, die die Weltliteratur kennt. Es liegt auf der Hand, daß Kummer sein Midgardbild nicht aus den Sagas hat, wie sie wirklich sind, sondern (ebenso wie das Wort „Midgard“) von Grönbech. Das Entscheidende ist dabei offenbar der Grönbechsche Begriff „Friede“, von dem der Däne seinen Ausgang nimmt. Grönbechs erstes Kapitel (S. 24—56 der deutschen Ausgabe) führt die Überschrift „Friede“. Aber während das Wort bei Grönbech (wie oben ausgeführt) die Geschlossenheit einer kämpferischen Gemeinschaft bezeichnet, hat Kummer ihm die moderne Bedeutung untergeschoben — und hat damit sofort den Grundcharakter des nordischen Altertums verzerrt: er muß nicht nur die germanische Heldendichtung (die bis zur Nibelungentragedie hin wahrhaftig nicht „friedlich“ ist!) aus seinem Bild weglassen, sondern auch alles andere, was nicht hineinpassen will — und das ist sehr viel. Ein Vergleich mit Grönbech zeigt das unmittelbar. Der Preis aber, den Kummer für dieses sein so sehr geschichtsfernes Idealbild zahlen mußte, ist folgender: all das Harte, Schicksalhafte und Tragische am germanischen Altertum, das er aus seinem „Midgard“ entfernt hat, schreibt er nun der Gegengewelt zu, dem bösen „Utgard“. Das Wort Utgard aber bezeichnet bei ihm nicht mehr, wie bei Grönbech, die mythischen Gewalten des Untergangs (man denke an Fenriswolf, Midgardschlange, Loki und die anderen Weltverderber des nordischen Mythos) —, sondern eine ganz bestimmte Kulturwelle, die einige Jahrhunderte vor der Christianisierung „aus dem Süden“, nämlich aus Deutschland, kam und den Wodankult, ein neues staatstragendes Kriegerum und den starkgeprägten Schicksalsglauben der Heldendichtung brachte. All das paßt freilich nicht in Kummers Midgard-Ideal hinein. Darum wird es (in völligem Gegensatz zu Grönbechs „Utgard“-Begriff!) als *Dekadenz-Welle* bezeichnet, die von Deutschland aus Skandinavien (und England!) vergiftet hätte.

Richtig ist an dieser Geschichtsauffassung nur das eine, daß wirklich der Wodankult und die meisten Stoffe der tragischen Heldendichtung sowie auch eine historische Welle neuer, strafferer politischer Organisationsformen von Deutschland nach Skandinavien gekommen sind (ich werde diese wichtige Welle deutscher Kultureinflüsse auf Skandinavien an anderer Stelle im einzelnen darstellen).

Völlig unhaltbar aber ist die Behauptung, daß diese Kulturwelle — weil sie „von den Südd germanen“ kam — Verfall und Verderbnis bedeutet habe, die „Midgards Untergang“ bewirkt hätten. In Wirklichkeit bedeutet dieses Hochkommen neuer politischer Formen und wehrmannschaftlicher Verfassung die Überwindung des Kleinpatrikularismus und gibt damit die Voraussetzung der weltpolitischen Bedeutung des Nordens.

Dabei ist bei dem Dänen Grönbech — wie nunmehr ein jeder selber nachlesen mag —

mit keinem Wort davon die Rede, daß aus Deutschland das Verderben und „Midgards Untergang“ zu den Scandinaviern gekommen sei. Auch von der Verteufelung Wodans (siehe darüber den Zeitaufsatz des vorigen Festes, dem ich völlig zustimme) ist bei Grönbeck keine Spur zu finden.

Man vergleiche Grönbecks und Kummers Geschichtsbilder Punkt für Punkt: man wird überall finden, daß Kummers „Untergangs“-Theorie zwar bis ins einzelste ausgebaut ist, daß er auch überall an Grönbeck anknüpft, daß aber die Lehre von der aus Deutschland stammenden „Dekadenz“ eine Zutat ist, von der die dänische Quelle nichts weiß. —

Was es für das „Selbstbewußtsein“ des deutschen Volkes bedeutet, wenn man ihm predigt, es sei seit zweitausend Jahren dekadent und habe seine Verderbnis sogar bis ins herrliche Island ausgestrahlt — das liegt auf der Hand. Wer das nordische Originalwerk liest, der wird statt einer Herabsetzung der zweitausendjährigen deutschen Geschichte eine Deutung unserer Frühzeit finden, die zwar von Scandinavien ausgeht, aber auch für unsere eigene deutsche Vergangenheit unermesslich wichtige Erkenntnisse bringt, sie zum Teil in ein ganz neues und helleres Licht stellt.

Wir glauben, daß Grönbeck Werk eine neue Epoche nicht nur unserer theoretischen „Selbsterkenntnis“, sondern auch unseres Selbstbewußtseins einleiten wird. Wer es mit offenem Sinn liest, dem wird das germanische Altertum nahekommen wie nie zuvor. Grönbeck lehrt uns, das Leben der Vorzeit unmittelbar nachzufühlen und sie als die unsere zu erleben. So weitet er unseren Blick über die Gesamtheit unserer Geschichte.

Otto Höfler.

Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues

Von Dr. Walter von Stöckar, Berlin

„Agriculturae non student.“ Das schreibt C. J. Cäsar im VI. Buch Absatz 2 seines Abenteuerer-Romanes „De bello gallico“ — vom Gallischen Krieg — über die Germanen, mit denen er des öfteren gezwungen war, die Klingen zu kreuzen. Soviel philologische Schulen es jemals in Deutschland gab, soviel Übersetzungen kennen wir von diesen wenigen drei Wörtern. Der eine meint, es hieße: sie besleißigten sich nicht des Ackerbaues; der andere liest: der Ackerbau hatte nur untergeordnete Bedeutung; ein dritter: sie vernachlässigten den Ackerbau: alle aber waren sich darin einig, daß Cäsar als Angehöriger der in ihren Augen erhabensten Kulturnation der alten Geschichte recht hatte, wenn er die Germanen als mindertwertige Bauern, als Raufer und Säuer hinstellte. Daß Cäsar, der sich dieses Urteil erlaubte, selbst ein übler Patron war, der arm, auf der Flucht vor seinen Gläubigern, in das reiche Land Gallien kam und sechs Jahre später unermesslich reich das verarmte Gebiet verließ, wurde bisher ebenso schamhaft verschwiegen, wie der Umstand, daß die Germanen, die Cäsar zu Gesicht bekam, ja gar kein ansässiges Volk waren, sondern Jungmannschaft auf Wanderung, auf Suche nach neuem Ackerland; damals, wie heute, Volk ohne Raum.

Es war daher billige Propaganda, wenn der seit der späten Römerzeit auf einmal überall in Germanien nachweisbare, hochentwickelte Ackerbau dem „besänftigenden“ Einfluß der Römer, besonders aber der christlichen Missionare zugeschrieben wurde.

Bis auf einmal die junge Wissenschaft des Spätens, die Vorgeschichte, sich zu rühren begann und Getreidefunde barg aus einer Zeit, die weit, weit vor den Römern lag. Das war in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Doch die damaligen Forscher waren sehr vorsichtig, mußten es teilweise auch sein, da ihnen sonst von höherer Stelle das

Geld für weitere Grabungen gesperrt worden wäre. Sie datierten daher die Funde als vorrömisch, speziell keltisch und ließen die Frage offen, ob nicht die Kelten als Nachbarn Roms in Oberitalien von dort den Ackerbau gelernt hätten. Dann wuchs Deutschland in das wilhelminische Zeitalter hinein, wo bekanntlich nur das kulturhistorische Wert hatte, was aus dem Südosten kam. Griechenland, Palästina, Ägypten wurden Trumf. Die Kelten wurden als Lehrer der Germanen abgesetzt, dafür stiegen die Semiten, besonders die Phöniker auf den Thron. Sie, die Allereitskaufleute, sollten den Ackerbau von den inzwischen erforschten alten Ägyptern zu uns verpflanzt haben. Zwar wies Gustav Kossinna anfangs dieses Jahrhunderts die Lächerlichkeit dieser Theorie nach, konnte die vollkommene Eigenentwicklung der nordischen und mitteleuropäischen Kulturen aus heimischer Wurzel nachweisen, aber die Zahl seiner Jünger blieb gering gegen die geschlossene Phalanx derer, für die der Südosten der Bringer aller Kultur und Gesittung ist.

Heute noch, wie vor zwanzig Jahren, huldigen viele Volksgenossen dieser Ansicht. Zwar, man mußte immer weiter zurückstecken. Längst schon ist es klar erwiesen, daß die Germanen gute Ackerbauer waren, daß der Tisch des indogermanischen Steinzeitmenschen genau so gut und reichhaltig gedeckt war, aber der Südosten, der spukt heute noch in den Köpfen herum. An Stelle der Phöniker traten die Wanderamiker der Steinzeit, die die nordischen Völker den Ackerbau gelehrt haben sollen. Seit aber nachgewiesen werden konnte, daß die nordische Komponente bei den Wanderamikern auch überwiegt, steht es fest, daß die unter dieser Kultur verbreitete Kurzkopfrasse die ersten Ackerbauer unserer Breitengrade gewesen sein sollen. Die Kurzkopfrasse stamme aber bestimmt aus dem Orient.

Ungeheuren Vorschub erhielt diese so oft gewandelte Orient-Theorie durch die Botanik. Gelehrten, wie Babilov, Schieman, gelang es, den Nachweis zu führen, daß an den Gebirgshängen des östlichen Mittelmeeres, in Innerasien, in Ägypten, ja vielleicht sogar nördwärts, bis nach Abessinien unsere Getreidearten spontan, d. h. wildwachsend, vorkommen und von da ihre Reise zur Menschheit angetreten haben sollen. Unsere artgebundene Erforschung der bäuerlichen Kulturen steht somit vor einem festgefügtten Ring, der scheinbar nicht zu sprengen ist. Juda und Rom scheint in letzter Stunde zu triumphieren. Und doch hat dieser Ring einige schwache Stellen:

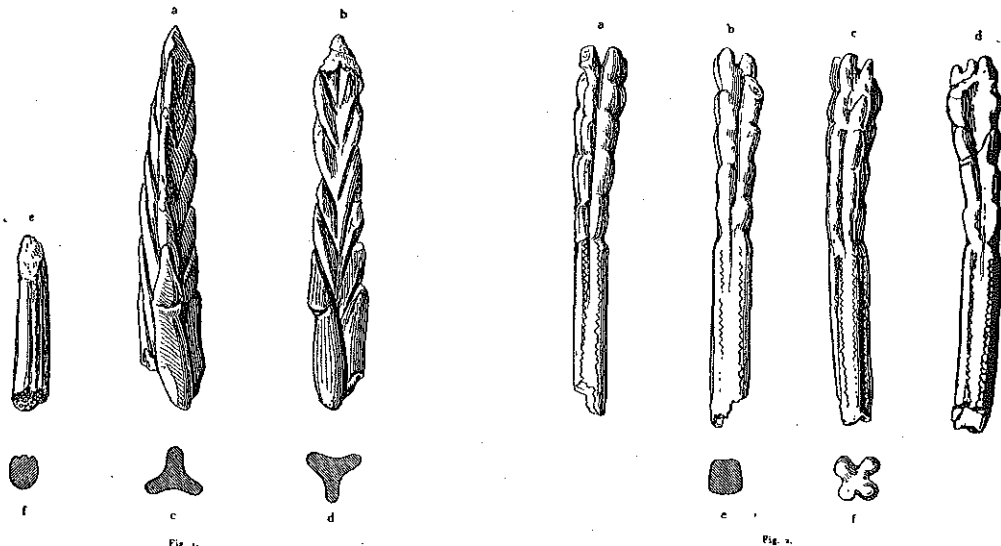
Zuerst einmal Babilovs Theorie von den Genzentren¹. Er holt die Getreidearten von daher, wo sie heute spontan vorkommen, d. h. als Wildgräser in verschiedensten Arten und Kreuzungen. Man darf aber nicht vergessen, daß wir in den Zeiten, in denen wir die ersten Spuren eines Sammelns von Wildgräsern bei uns finden, ein ganz anderes Klima hatten, als heutigentags. Dem Verfasser gelang es vor einiger Zeit, in einer zwischeneiszeitlichen Station die Abdrücke einer Grasart festzustellen, die eine Briza-Art zu sein scheint. Auch die Rastluffe von Taubach-Ehringsdorf haben Gramineen (Grasarten) geliefert, sie waren also damals schon da. Beim Vordringen des Eises wich die Flora nach Osten und Westen aus, um sofort wieder zurückzukommen, sobald das Eis, wenn auch vorübergehend, wich und die geeigneten Nährböden sich gebildet hatten. Ein Beweis für die Genzentren der damaligen Zeit steht aber noch aus. Im Gegenteil, wir finden heutigentags in den Alpen derart viele Getreidearten und -sorten, daß es sich empfehlen würde, einmal nachzuforschen, ob nicht dorthin sich ein Genzentrum verschoben habe, das in den frühen Zeiten, mit denen wir hier abzurechnen haben, nördlicher lag. Wie jede menschliche Kultur Rückzugsgebiete hat, so können wir diese auch bei der Pflanze annehmen, die gewandert ist, sobald ihr das Klima nicht mehr zusagte. Abessinien und Afghanistan, die Genzentren eines Babilov, erscheinen als solche Rückzugsgebiete.

Soweit die botanische Seite. Nun die Vorgeschichte:

¹ Der Ausdruck Genzentrum ist hauptsächlich von dem russischen Forscher Babilov eingeführt worden. Er bedeutet das Zentrum des Verbreitungsgebietes der heute noch lebenden Stammformen unserer Getreidepflanzen und Haustiere.

In der rein nordischen Kultur der jüngeren Muschelhaufen fand der dänische Gelehrte S a r a u w in den einstweilen ältesten uns bekannten Tonfcherben Abdrücke von Getreidekörnern, von Weizen und Gerste. Die Körner haben noch nicht die Größe des späteren neolithischen Getreides, stellen aber keine Wildform mehr dar, sind bereits sichtlich gezüchtet. Wir können die jüngeren Muschelhaufen selbst bei vorsichtigster Datierung zwischen 4000 und 3500 v. Zm. sehen, also in eine Periode der Menschheitsgeschichte, in der sich auch in Ägypten und Babylon der Ackerbau erst langsam entwickelte und irgendein Verkehr zu Land oder zu Wasser zwischen dem Orient und Jütland in keiner Weise belegbar, ja sogar ausgeschlossen ist. Wo kam dieses Getreide her?

Nun wird die heutige Forschung über die Altsteinzeit von der Theorie belebt, daß die Eiszeit für Mittel- und Westeuropa geradezu eine Katastrophe gewesen sein muß. Die



Neugeweißskulpturen der Altsteinzeit, Getreideähren (vermutlich Weizen) darstellend

Temperatur lag im Jahresmittel um 4 Grad tiefer als heutigentags. Dazu werden Fallwinde konstruiert, die in eisiger Kälte von den Eispanzern der Nordgletscher und der Alpen herunterströmten und Wirbel erzeugten von einer Wucht, wie wir sie heute nur in der Antarktis kennen; Eiswinde, die jedes Leben auf einer hartgefrorenen Froststeppe zwischen den beiden Gletschermassen unmöglich machten. Das kann nicht stimmen. Jeder, der einmal in Grönland oder auf Spitzbergen gewesen ist, wird dem Verfasser zugeben, daß es dort oben im Sommer ganz erstaunlich heiß sein kann, jeder, der die Riesengletscher der Ötztaler Alpen kennt, wird wissen, daß eine Stunde unterhalb der Gletscherzungen schon bescheidene Erdflecken mit Hafer gedeihen. Anders war es zur letzten Eiszeit auch nicht, ja es muß in ihr Perioden gegeben haben, in denen das Eis ganz weit zurückgeschmolzen ist und auf den freigewordenen Gebieten eine erstaunlich hoch entwickelte Flora gedieh, Pflanzen, die alles andere als kälteliebend sind. Ein einziges Beispiel: In der stratigraphisch einwandfrei eiszeitlichen Jägerstation in Thayngen, unweit Schaffhausen am Rheinfluss, wurden Holzbohlen, die Reste einer Feuerstelle gefunden. Mikroskopisch untersucht, ergaben sie u. a. Kohlestückchen aus Haselholz. Jeder Landwirt weiß, daß die Hasel ein absolut wärmeliebender Strauch ist, der nichts weniger vertragen kann, als harte Kälte. Pollenanalysen von sog. Eiszeitstationen ergaben ähnliche Hinweise.

Wenn es also in Mitteleuropa schon zum mindesten warme Zeitalter in der Eiszeit gegeben haben muß, wie mögen dann erst in Mittel- und Südfrankreich einerseits, in

Ungarn andererseits in jenen urfernen Zeiten die klimatischen Verhältnisse besser gewesen sein, als wir jetzt annehmen! Auch dort haben damals Menschen gelebt, dazu kulturell und rassisch mit unsere n Ureinwohnern verwandt, wenn nicht gar artgleich. Eine ihrer kulturellen Eigenarten interessiert uns hier besonders. Alles was sie bewegte und was ihr Leben beeinflusste, das malten sie in erstaunlicher Wirklichkeit an die Wände ihrer Höhlen, bzw. schnitten sie in Elfenbein, ritzten sie in Knochen und Stein. Neben dem Weib stehen an erster Stelle die Jagdtiere. Gerade die letzteren finden wir fast in jeder Eiszeitstation. Begreiflicherweise. Denn das Mammut, später Ren und Pferd, waren ja die Hauptnahrung. Aber die Höhlen von Bourdes, Espelugues und Vorthet brachten noch andere, merkwürdige Kunstgebilde, schwer zu beschreiben, als Abbildung leicht zu erkennen. Piette und nach ihm Hoops haben sie als Getreideähren angesprochen. Jeder, der die Gebilde unvoreingenommen betrachtet, wird den beiden Forschern recht geben. Der Mensch der Altsteinzeit aber, der die Tiere, die ihm die Nahrung lieferten, in Tausenden von Skulpturen und Bildern uns hinterlassen hatte, warum sollte der nicht auch das Wildgras nachbilden, das ihm mit seinem Stärkegehalt eine wichtige Zukost war?

Ein Schrei der Empörung ging damals, als Piette es wagte, die Ähren als solche zu bezeichnen, durch die Reihen der französischen Vorzeitforscher. Piette war ja nicht zünftig, war ja nur Notar. Um in Frankreich zünftig genannt zu werden, mußte man — Abbé sein. Piette wurde unmöglich gemacht, aus den Wildgrasähren aber wurden — abgebrochene Harpunen. Das Dogma war gerettet. Doch es wurde in Frankreich noch ein Eiszeitfund gemacht: eine kleine Schieferplatte, auf der eine regelrechte Gerstenaähre eingerichtet war. Fundumstände, Lagerung, alles war so eindeutig, jeglicher Irrtum war ausgeschlossen, ebenso eine Fälschung. Einmal wurde in erster Entdeckerfreude ein kurzer Fundbericht darüber veröffentlicht, eine genauere Behandlung des Themas angesagt. Man hat nie wieder etwas davon gehört. Angeblich wurde die Skulptur nach England verkauft. Die Getreideskulpturen aber sind inzwischen von unbekannter Hand entwendet worden und somit der Wissenschaft verloren.

Wir aber wollen diese Vorfälle nicht der Vergessenheit überlassen. Es handelt sich, wie Hoops und Piette schon feststellten, bestimmt um Wildgetreideähren, um Weizen und Gerste. Botanisch läßt sich dagegen, wie wir oben sahen, nichts einwenden, ebensowenig aber auch von seiten der Vorgeschichtswissenschaft und der Anthropologie, soweit man sie unvoreingenommen treibt. Denn der Mensch war zu allen Zeiten „omnivor“ (allesessend), reine Fleischkost lag ihm nie.

Piette aber blieb auch weiterhin ein Sorgenkind jener Herren. Er grub eine Höhle in Ariège, Mas d'Azil. Die oberste Kulturschicht war jungsteinzeitlich, unter ihr lag eine viele Meter dicke Lehmstraße, vollkommen steril. Tiefer aber traf der Forscher eine neue Kulturschicht, die ihn und die Fundstelle berühmt gemacht hat. Es war eine rein mittelsteinzeitliche Kultur mit kleinen und kleinsten Steinwerkzeugen, mit stark degenerierten Hörngeräten, mit Kieselsteinen, die in roter Farbe buchstabenartige Zeichen aufgemalt hatten. Noch heute können wir uns deren Verwendung nicht erklären. Dann aber fand er noch, und zwar auf der ganzen Schicht verstreut, Haselnüsse, Walnußschalen, Pflaumenkerne und Getreide, Weizen. Piette aber beging gerade mit diesem wertvollen Fund einen großen Fehler. Er legte ihn an die Sonne. Als er einige Stunden später hinzukam, waren die Körner in Staub zerfallen. Heute, bei der fortgeschrittenen Untersuchungsmethode vorgeschichtlicher Funde, wäre dies an sich gleichgültig. Die modernen Verfahren könnten auch zerfallenes Getreide mit absoluter Sicherheit feststellen. Trotzdem besteht kein Zweifel an Piettes Weizenfund von Mas d'Azil. Ein Abbé war Zeuge der Grabung. Er mußte die Angaben des Forscher-Notars bestätigen. Da aber auch die mittlere Steinzeit für das Dogma noch zu früh ist, wurden aus den mittelsteinzeitlichen Weizenkörnern jungsteinzeitliche, die von Mäusen hinabgewühlt worden seien. Der seinerzeit bei der

Grabung anwesende Abbé, später nach den Wühlgängen der Mäuse gefragt — ohne weiteres für jeden Ausgräber an der dunkleren Färbung erkennbar —, konnte sich an nichts mehr erinnern. Leider aber läßt sich eine derartige Ausdeutung nicht halten. Abgesehen davon, daß keine Mausart bekannt ist, die meterdicke Straten Lehm durchwühlt ohne Not, spricht dagegen schon der Umstand, daß die Körner alle nicht auf einem Haufen gefunden wurden, sondern in der ganzen Kulturschicht verstreut. Auf Grund neuester Erkenntnisse aber muß noch festgestellt werden, daß der Weizen von Mas d'Azil aus der mittleren Steinzeit stammen muß, gerade weil er zerfiel. Seit der jüngeren Steinzeit ist das ausgeschlossen. In dieser Zeit hochentwickelten Bauerntums, in der längst schon Vorratswirtschaft mit Feldfrüchten getrieben wurde, hat der Bauer alles Korn, das er einlagerte, geröstet, um es vor Austreiben und Dumpfigwerden zu schützen. Diesem Röstvorgang, der, chemisch gesehen, nichts ist, als ein Anlagern von Huminsäuren, verdanken wir die oft sackweisen Getreidefunde der jüngeren Steinzeit, Gerste und Weizen der verschiedensten Arten, die tagelang, ja, wie die Praxis gezeigt hat, jahrelang in Sonne und Regen an der Erdoberfläche liegen können, ohne zu vergehen. Gerade, daß die Körner von Mas d'Azil zerfielen, ist ein Zeichen, daß sie älter sind, als die jungsteinzeitliche, höhergelegene Kulturschicht der von Piette gegrabenen Höhle.

Langsam wuchs die Waldflora gegen den Norden, das Ren fand nicht mehr die ihm zuzugenden Bedingungen, es zog dem immer mehr schwindenden Eise nach. Ihm auf den Spuren folgte der Mensch, nordwärts. Gustav Kossinna hat diese Wanderung — der Urfinnen und Ur-Indogermanen, wie er diese Menschen hieß —, das erste Mal nachgewiesen, wurde deswegen von vielen bekämpft. Im letzten Jahre hat der Leipziger Neche Kossinnas Theorie anthropologisch untermauert. Mit dem Menschen aber zog das Getreide. Es waren nicht mehr gesammelte Wildgräser, es war schon gebaut und gezüchtet. Die dazu nötig gewordenen Sackn liegen zu Hunderten vor, als ältesten die sog. Lyngbyhacken, sogar teilweise noch aus Rengeweihen. Als Beile — wie manche noch annehmen — waren sie wohl kaum zu verwenden, dazu ist das Material zu weich. Einzig und allein zur Bearbeitung des Bodens waren sie geeignet, und darauf deuten auch ihre Benützungsspuren.

Wem jedoch die Hacken nicht genügend Beweiskraft liefern, dem sei verraten, daß auch richtige Getreidefunde aus jenen frühen Zeiten vorliegen. Zwar sind sie noch spärlich, aber sie werden bestimmt nicht die einzigen bleiben. Aus Doudoumont liegen ganz frühe Funde vor, und wenn auch der, einer wichtigen mittelfeinsteinzeitlichen Kultur den Namen gebende, Fundort Campigny nach neueren Forschungen wohl jünger ist, als wir bisher annahmen, so ist er doch bestimmt um ein bedeutendes älter als die Zeit, in der man die erste Nord-Südostverbindung feststellen kann, die die Banderamiker darstellen dürften. Bourdes, Espelugues, Mas d'Azil, Doudoumont, Campigny, Lindskov, das ist die Entwicklungsgeschichte der beiden ersten nordischen Getreidearten. Es ist zugleich der Weg, den die sällische Rasse gemacht hat, die ältesten Bauern der nordischen Steinzeit.

Nun die Frage: Was waren es für Getreide? Nach Piettes Beschreibungen und nach den Formen der Eindrücke an den Keramiken war es triticeum monococcum, das Einkorn, das andere aber eine Gerstenart, der der alte Heer den schönen Namen Hordeum hexastichum sanctum, heilige Gerste, gegeben hat.

So weit die Frage des ältesten Getreides des Nordens, zugleich der Weg vom Jäger und Sammler zum Bauern. Jahrtausende kamen und gingen, da gelang im Norden die große Entdeckung des Pfluges, da traten die nordischen Bauern mit den Hackbauern der Banderamiker in Verbindung, lehrten diese das Pflügen, tauschten dafür aber neuartige Ackerbaupflanzen ein, die Hülsenfrüchte, den Lein und wahrscheinlich auch die Hirse. Verkehrt wäre es aber, die Banderamiker mit dem Orient in Verbindung zu bringen. Auch diese Bauern — Schmalbeetbauern — sind Kinder Mittel-

europas. Es würde zu weit führen, gingen wir heute darauf ein. Noch ist die Forschung über die Heimat der Banderamiker nicht weit genug vorgetrieben. Daß sie nicht aus dem Südosten kommen, ist jedoch gesichert. G. Kossinna nannte sie einst Südindogermanen. Er gab diese Ansicht später wieder auf, ohne eigentlich widerlegt zu sein. Vielleicht hatte er doch recht.

Zusammenfassend aber kann gesagt werden: Der Getreidebau läßt sich in unseren Gegenden schon nachweisen, als bestimmt keine Verbindung mit den erst werdenden Ackerbauern des Orients gegeben war. Er ist vielmehr in Mittel- und Nordeuropa selbst entstanden. Die Beweise, die der Russe Babilov mit seinen jetzigen Genzentren bringen will, reichen nicht aus für eine Zeit, die weit über zehntausend Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt.

Heilszeichen im Gefüge des niedersächsischen Bauernhauses

Don M. Helmers, Hamburg

Das niedersächsische Bauernhaus ist wie jedes gute Bauwerk aus rein praktischen Bedürfnissen heraus erstellt, ein in sich klar gegliederter Zweckbau. Wenn heute Neubauten auch aus ungegliederten Steinmauern aufgeführt werden, so zeigen alte Bauten doch nicht nur im Innenbau ein Ständergefüge, auch die Außenwände sind gleicherweise aus einem Balkengerüst zusammengefügt, dem Fachwerk. Bei diesem wird es dem Baumeister zweifellos in erster Linie auf die nötige Standfestigkeit angekommen sein. Sein Bestreben wird darauf gerichtet gewesen sein müssen, einen solchen Verband des Fachwerkes zu erstellen, der seitliche Verschiebungen nicht zuläßt.

Die Schönheit eines solchen Baus liegt nun nicht nur in der Gesamtformung, in dem Verhältnis von Länge und Breite zur Höhe, in der Bedachung mit Stroh oder Reth, sondern gleichfalls in der Art der Fachwerkfügung, in der Reihung der senkrechten Ständer, in dem Verhältnis der Fache, die durch den Abstand der Senkrechten und der Waagerechten bedingt sind usw. Letzteres wird uns ohne weiteres klar, wenn wir einen Bau mit überlängten Fachwerkwänden mit einem Haus vergleichen, bei dem die konstruktive Gliederung deutlich hervortritt. Bewundernd steht der Freund einer klar gegliederten Architektur vor diesen Bauten, die einfache ländliche Baumeister errichteten.

Nun treten aber in einzelnen Gegenden konstruktive Einzelformungen auf, die bisher zu wenig beachtet sind, die man in ihrer Formung auch als nur zweckmäßig empfand.

Vergleicht man mit diesen Bauten nun aber andere, die diese Formungen nicht zeigen, so ist es doch schon bei flüchtiger Betrachtung sehr fraglich, ob man dem Willen des Baumeisters damit gerecht wird. Auch damit dürfte man der Frage nach dem „Zweck“, anders gesagt, der Frage nach dem „Warum“ dieser Bildungen und ihrer Anbringung meistens an der Einfahrtsseite nicht näher kommen, wenn man ihnen über den konstruktiven Wert hinaus nur Bedeutung für die künstlerische Ausgestaltung der Fassade, für den Schmuck beimißt. Weder nüchterne Sachlichkeit noch Ästhetik kann allein bei Erstellung des Baues maßgebend gewesen sein, noch kann darum eine solche Betrachtungsweise zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage führen. Beide Einstellungen sind aus einer Weltbetrachtungsweise entstanden, die in allem nur das reale Sein, die Materie sah, oder nur den schönen Schein, die schillernde Außenhaut.

In beiden Fällen ist ein Symboldenken erstorben, das nachweislich einst in unserem Volke lebendig war und in dem es Bindungen an jenseitige Kräfte zum Ausdruck brachte.

Nun liegt es aber im Wesen des Symbols, daß sein Sinn nur dem erkennbar ist, der

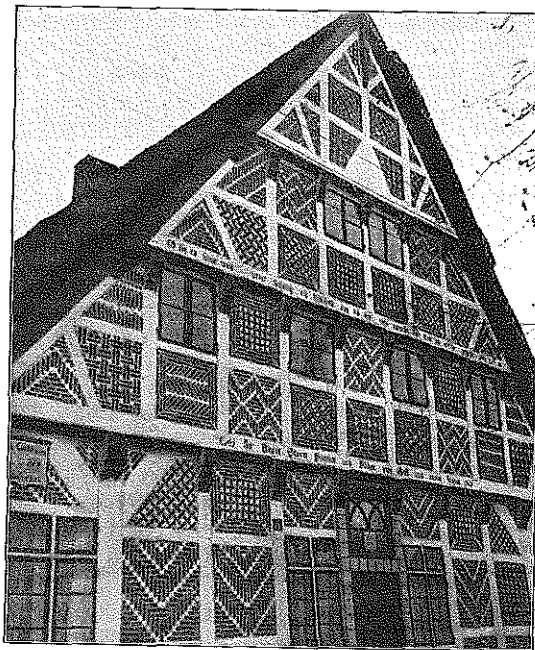


Abb. 1, ein Bauernhaus aus Jork (Altes Land) mit prächtiger Fassade, zeigt an der Stirnseite, die hier überall der Straße zugewandt ist, im unteren Fachwerk zwei Ständer (links unten ist der eine zu sehen), die mit Schrägverstrebrungen an den Querbalken gebunden sind. Beide Ständer zeichnen sich durch besondere Dicke aus und fallen daher auch noch bei dieser reichgeschmückten Fassade auf. Ähnliche Ständerformen finden sich auch anderwärts im Alten Land, weiterhin an Bauernhäusern im Hamburger Stadtgebiet, in Blankenese, in Holstein usw.

Abb. 2, eine Bauernkate aus Rütjensee (Holstein), zeigt beiderseits neben dem Einfahrtstor eine ähnliche Ständerverbindung, unten noch um zwei seitliche Verstrebrungen bereichert. Ähnliche Beispiele gibt es wieder im Alten Lande¹, am Ostfelders Haus in Husum, in Ostholstein und in der Gegend um Hannover.



Abb. 3. Nur Mittelbalken mit unteren Stützen zeigt ein altes Vierländer Haus. Hier sind sie im Obergeschoß in ununterbrochener Reihung gegeben, dazu noch mit ausgeschweiften Seitenstützen, während diese sonst meist einfach gehalten sind.

¹ Schöne Beispiele in: Wolf, Das norddeutsche Dorf. R. Piper Verlag, München. — Pöhlner, Deutsche Volkskunst: Niedersachsen. Delphin-Verlag, München.

um die Hintergründe weiß, die zu seiner Erstellung geführt haben. Und da nun Symbole Gemeinschaftsformungen sind und sein müssen, die aus gemeinsamem Erleben hervorgegangen sind, können sie auch nur Wirkung ausüben, wenn dem Betrachter der Zugang zu diesem Gemeinschaftserleben möglich ist.

Daß dieser Zugang in einem mehr materialistischen, oder einem mehr ästhetischen Zeitalter nicht möglich war, ist nicht verwunderlich. Verwunderlich ist auch nicht, daß die Frage nach der möglichen Bedeutung dieser auffälligen Bildungen niemals gestellt wurde. Diese Fragestellung nach dem Sinn der Zeichen kann nur von dem aufgeworfen werden, der sich zu einer Betrachtungsweise durchgerungen hat, die das Wesen der Dinge erforschen möchte.

Nur eine Zeit, wie die unsere, die wieder einer Gemeinschaft bedeutungsvolle Symbole sichtbar macht, kann überhaupt der Beantwortung unserer Frage Bedeutung beimessen; nur eine Zeit, die Glauben an Symbole fordert, kann wieder zum Glauben an Symbolwerte anderer Zeichen aus früherer Zeit führen; nur eine Zeit, die neue Symbole aus dem Wissen um Bindungen des eigenen Volkes erstellte, kann zum Erkennen des Symbolinhaltes der geheimnisvollen Zeichen der eigenen Vorfahren gelangen.

Bevor nun einzelne Konstruktionsformen näher betrachtet und untersucht werden, mag noch auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht werden, in der auch heute noch ein Symboldenken zum Ausdruck kommt, wenn auch nicht aus tiefempfundenerm Glauben an höhere Kräfte, sondern aus Erfahrungsglauben an niedere Kräfte, aus sogenanntem Aberglauben. Warum hängt mancher Autofahrer in das rückwärtige Fenster seines Wagens eine Puppe? Warum befestigt er an dem Kühlergitter ein auf der Straße gefundenes oder im Geschäft gekauftes Hufeisen? Im Volksmund heißt es, das Hufeisen bringt Glück. Und der Mann, der das Hufeisen anbringt, bekundet damit, daß er an eine Kraft glaubt, die hinter diesem Zeichen steht und die er mit diesem an sich und seinen Wagen binden möchte, damit er vor Unfall und Schaden bewahrt bleibe.

Aus ähnlichem Grunde hängt der Bauer hier und dort auch heute noch an die Einfahrtstür ein altes Hufeisen. Nach M. Maack¹ soll es vor Unwetter bewahren. Soll es gegen Hexen und Dämonen schützen, muß es an der Türschwelle mit der offenen Seite zum Eingang angenagelt werden. Und an anderer Stelle wird berichtet, daß der achtzehnjährige Sohn vom Scheelshof bei Malente in Ost-Holstein bezeugte, daß es in dortiger Gegend üblich sei, unter einem Hufeisen um günstiges Wetter zu beten.

Es soll hier nun nicht untersucht werden, warum man gerade dem Hufeisen solche Bedeutung beimißt, ob in diesem Brauchtum nicht auch noch alles Weistum lebendig ist, wenn auch sehr überdeckt und in den Bereich des Aberglaubens hinabgezogen. Im Zusammenhang unserer Darlegungen mag durch diese Beispiele lediglich erhärtet werden, daß wir um so eher berechtigt sind zu glauben, daß der Bauer früherer Zeit an seinem Hause, sei es im konstruktiven Gefüge oder im Schmuck, Zeichen anbrachte, die ihn und sein ganzes Anwesen in den Kraftbereich von Kräften bringen sollten, denen er sich viel mehr verbunden fühlte, wie der Mensch eines materiellen oder eines ästhetischen Zeitalters für möglich hielt.

Von all diesen Fachwerkkonstruktionen sind schon einige seit längerer Zeit in der volkstümlichen Forschung bekannt und ihre Bezeichnungen gebräuchlich, so die Konstruktion von Abb. 1 als „Mann-Verband“², von Abb. 6 als „Wilder Mann“, von Abb. 7 als „Bauern Tanz“.

Zweifelloos ist nun die Konstruktion von Abb. 3 eine Umkehrung der Konstruktion von Abb. 1, so daß hier etwa die Bezeichnung „Umgekehrter Mann“ angebracht wäre. Beide Formungen ergeben zusammen dann die Konstruktion von Abb. 2, die daher wohl „Dop-

¹ Kultische Volksbräuche beim Aderbau. 2. Aufl. Wegiton, Buchdruckerei, J. Witz, 1915.

² Koerner, Zur Entstehung der Heraldik aus den Runen. Nordische Welt. 1933. Heft 7/8.

pelter Mann" genannt werden dürfte. Vergleichen wir nun weiterhin die Konstruktion von Abb. 6 mit Abb. 5, so dürfte auch hier ein Zusammenhang bestehen. Dem „Wilden Mann“ entsprechend wäre hier die Bezeichnung „Halber wilder Mann“ angebracht. Wenn wir für die Konstruktion des Obergeschosses die in der Zimmermannssprache übliche Bezeichnung „Runverband“ und zwar in schräg gestellter Form nehmen, und die Formung der Unterreihe von Abb. 4 nach mündlicher Überlieferung als „Wiege und Grab“ bezeichnen, so bleibt nur die Formung der oberen Reihe ohne Bezeichnung, die wir daher zunächst der Verständigungsmöglichkeit wegen einfach als „Raute“ bezeichnen.

Viele dieser Konstruktionen finden wir auch anderwärts, also nicht nur an Bauernhäusern, z. B. die „Raute“ in Hannoversch Münden, den „Doppelten Mann“ an der Fachwerkkirche in Neustadt b. Plön und dem alten Rathaus in Eßlingen a. d. R. Den „Bauerntanz“ entdecken wir auch an anderen Bauernhäusern, so zweimal neben den Fenstern im Obergeschoß eines Gehöfts in Haglach (Rheinpfalz)¹, den „Wilden Mann“ in doppelter Reihung an den beiden Obergeschossen eines Fachwerkhäuses in Nürnberg und über dem alten Stadttor in Fridenhausen a. M.

Allein schon aus dieser Tatsache, daß einst Stadtväter über dem Tor den „Wilden Mann“ anbringen ließen, dürfte die Ansicht von der Bedeutungslosigkeit dieser Zeichen ins Wanken geraten. So wie heute hier und dort bei festlichen Anlässen Ehrenbogen errichtet werden, die auf weithin sichtbaren Transparent dem Gast ein herzliches Willkommen entgegenrufen, dürfte auch hier dies Zeichen in Beziehung zum eintretenden Wanderer gebracht werden müssen, also einen tieferen Sinn in sich bergen.

Nun leiten uns die vorhin angeführten Bezeichnungen der Konstruktionen zwangsläufig auf die alte Runenschrift. In der Konstruktion auf Abb. 1 haben wir die „Man“-Rune zu sehen, die ja auch in der Zimmermannssprache als „Mann-Verband“ bezeichnet wird. Auf Abb. 3 ist im „Umgekehrten Mann“ die „Dr“-Rune wiedergegeben. Beide Formen hatten wir in der Vereinigung den „Doppelten Mann“ genannt (Abb. 2), ein Zeichen, das nach Wirth noch in der Überlieferung des schwedischen Bauernstabkalenders im 16. und 17. Jahrhundert „Doppelmensch“ („Ewemaghr“, isländisch „Ewimadr“) hieß und uns in der jüngeren nordischen Runenreihe² in der „Hagal“-Rune begegnet. Der „Wilde Mann“ dürfte damit nichts anderes sein, als die verschobene Formung der „Hagal“-Rune, womit der „Halbe wilde Mann“, der immer paarweise auftritt, auch auf diese Rune zurückgeführt werden kann. Die „Raute“ kommt in der gleichen Form als „Jng“-Rune in einer späteren Runenreihe, der angelsächsischen, vor, die hier auch noch in einer Wechselstrom auftritt, die der Formung „Wiege und Grab“ in Abb. 7 gleicht. Und der in der Zimmermannssprache bekannte „Run-Verband“ weist hin auf die „Raut“-Rune der jüngeren nordischen Runenreihe. Lediglich der „Bauerntanz“ ist in seiner Formung auf den ersten Blick schwer auf Runen zurückzuführen. Erst wenn man „Raute“ und „Malkreuz“ voneinander trennt, ist auch diese Bildung klar. Sie ist eine Vereinigung der „Jng“-Rune der älteren Runenreihe, die hier als einfache Raute auftritt und der „G“-Rune, dem Malkreuz.

Nun ist aber die „Man“-Rune gleichzeitig das Zeichen des Gottes, der mit segnend erhobenen Händen auf den schwedischen Felsbildern dargestellt ist. Noch bis ins Mittelalter hinein wurde dies „Mensch“-Zeichen, der „Dreisproß“, in Form einer Lilie Königen als Zeichen ihrer göttlichen Berufung und Herrscherwürde in die Hand gegeben.

Diesem Zeichen für den jungen Gott, dem „Aufsteigenden“, steht das Zeichen für den

¹ Viele Beispiele in Franken und Ostdeutschland.

² Weigel, Woher stammen die Runen? Der Schulungsbrief. II. Jahrg. Heft 8.

Und endlich mögen in Abb. 4, einem Bauernhause aus den Vierlanden, noch zwei Bildungen gezeigt werden, beide in einer Reihung, die in der ganzen Breite über die Fassade führt, oben Rauten, unten becherartige Formen.

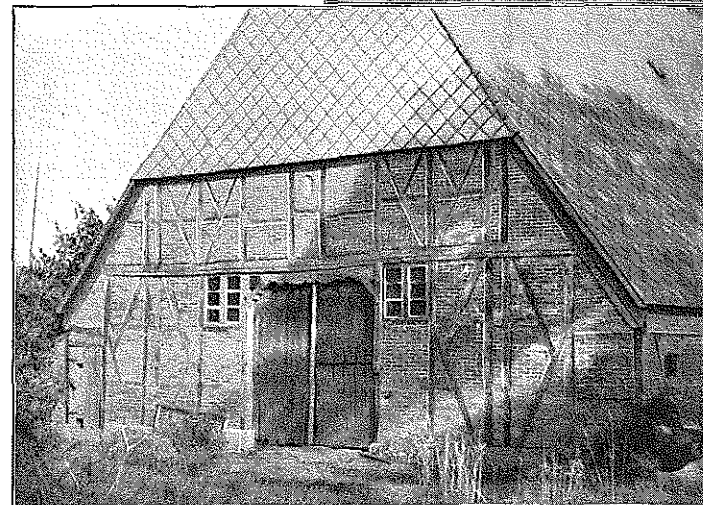
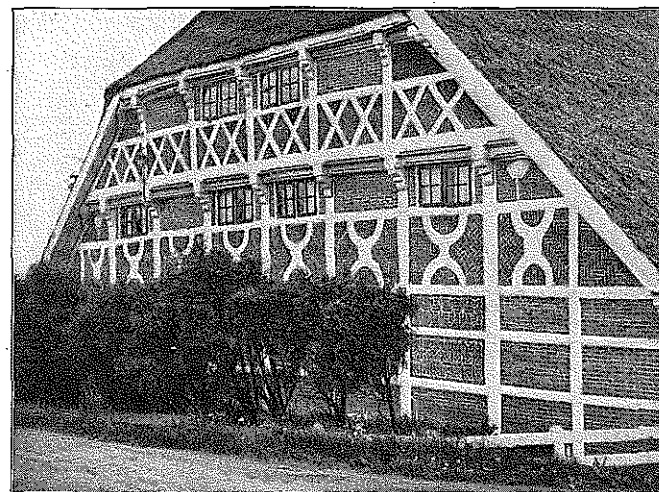


Abb. 5. Ein Bauernhaus aus Lütjensee (Holstein) zeigt rechts und links des Einfahrtstores eine Fachwerkkonstruktion, die stark an die Formung von Abb. 6 erinnert und wie ein großes K mit Spiegelschrift wirkt. Im Obergeschoß eine Konstruktion, die wie ein Y mit Spiegelschrift geformt ist.

Abb. 6 zeigt links und rechts vom Einfahrtstor einen Verband, der dem in Abb. 2 ähnelt, nur daß hier die oberen Seitenstreben den unteren aufgesetzt sind. Diese Art Verbindungen treffen wir unter anderem am Heidemuseum in Eckerwirth und an vielen Bauernhäusern Ost-Holsteins.

Eine eigenartige und komplizierte Konstruktion, die über dem Einfahrtstor der Gutscheune in Groß-Grönu b. Lübeck angebracht ist und sich am häufigsten in der Gegend zwischen Neumünster und Kiel, in der Probstei, bei Radeburg und Lauenburg findet.



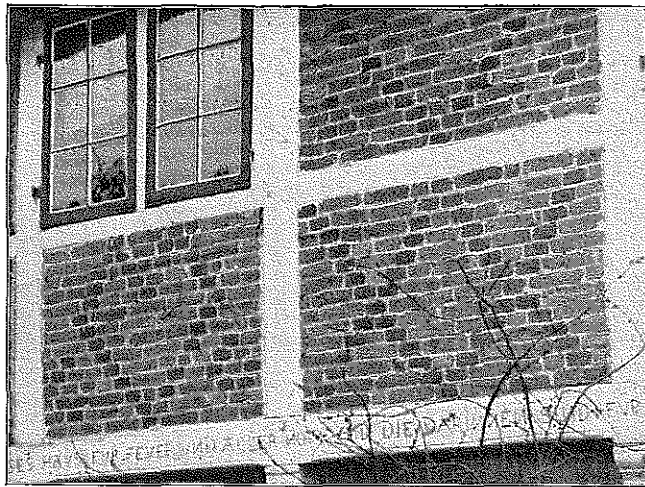


Abb. 7. Steinsetzung aus Bierlanden

sterbenden Gott, dem „Niedersteigenden“, in der „Yr“-Rune gegenüber, und beide vereinigen sich zum „Doppelten Mann“, der „Hagal“-Rune, dem Zeichen des „Zwiefachen“, des Gottes, der im Jahreslauf „unten“ und „oben“ ist, wie er uns auf den Felsbildern in Gestalt der doppelten Pferde entgegentritt.

Diese Beziehung der Zeichen auf den Jahreslauf müssen wir noch weiter verfolgen, wenn wir die übrigen Konstruktionsformen deuten wollen. Die „Yng“-Rune, die uns hier in der edigen Form entgegentritt, ist eine Variante des Bogenzeichens für „Himmel und Erde“. Der Erd-Bogen, hier mit der Spitze nach unten zeigend, vereinigt sich mit dem Himmels-Bogen, Spitze nach oben, zur Zeit der Mittwinter-Sonnentwende. So wird gleichsam verdeutlicht, wie die Umlaufbogen der Sonne immer kleiner werden, wie sie sich unter die Horizontlinie hinabsenken und so der Gott, die Sonne, einkehrt in den Schoß der „Mutter Erde“, in das „Grabhaus“, das gleichzeitig das „Geburts Haus“ ist, um neu zu entstehen als der „Aufsteigende“, der „Seguende“. Damit ist uns auch plötzlich die Bedeutung der volkstümlichen Bezeichnung von „Wiege und Grab“ erklärt und ebenfalls der Sinn des „Bauerntanzes“ ins helle Licht gerückt. Die „Raute“, hier die ältere Form der „Yng“-Rune, vorstehend als „Grab“- und „Geburts“-Haus des Gottessohnes bezeichnet, hat diesen in sich aufgenommen, damit er in der Mittwinternacht, gekennzeichnet durch das „Mal-kreuz“, dem Wendezeichen, neu erstehe.

Damit schließt sich der Kreis. Alle Zeichen deuten hin auf den Jahreslauf, in dem sich die Wirkung einer verehrten göttlichen Kraft offenbart, von dem der Bauer für sich, sein Haus und seine Arbeit Segen und Wohlergehen erwartete.

Das Leben erkennt man an seiner Ekstase. Es gibt eine Art Verzückung, in welcher Menschen aus sich herausgehen und sich vergessen, um im Unendlichen, im Zeitlosen zu versinken. Aber es gibt auch eine Ekstase, wo Menschen aus sich herausgehen, ohne ihren festen Stand in der Zeit zu verlieren, eine Verzückung, wo sie das Höchste und Tiefste – ihr Höchstes und Tiefstes – wie in einem Kraftgefühl erleben, wo sie eine Weile im Genuß des Anwachsens ihrer Stärke verharren und darauf weiterstürmen, stärker und mutiger. An dieser lebensvollen Verzückung soll man das Leben erkennen.

Wilhelm Grönbeck

Zur Wiederbelebung der Volkstunst

Don Hans Bauer

Alle wahre und bleibende Kunst hat ihre Wurzeln im Volke. Das ist heute allgemein bekannt und von allen völkisch Denkenden als wahr anerkannt, und man arbeitet allerorten daran, die Sünden der Vergangenheit in dieser Beziehung wiedergutzumachen. Unter all den dahin zielenden Bestrebungen sind die der neuen Porzellanmanufaktur in MIIa ch bei München besonders beachtenswert; sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, an die vieltausendjährige Überlieferung der deutschen Töpferei-Kunst anknüpfend, volkhafte Kunst zu pflegen. Ihre Erzeugnisse, wie die auf Abb. 1 und 4 gezeigten Gefäße, verleugnen in der Behandlung der Oberflächen und den Kennzeichen der Formung auf der Töpferscheibe keineswegs ihre Entstehung in unserer Zeit, aber sie schließen sich in Ornament und Sinnbild bewußt den ältesten Vorbildern an.

Abb. 2 zeigt eine ostgermanische Urne von etwa 200 v. Jw. mit einem aus dem Hakenkreuz entwickelten Mäanderornament, Abb. 1 eine Urne aus MIIa ch mit ähnlicher Zier, dazu als sinnbildliche Zeichen den Sechsstern und das Hakenkreuz. Die Schale auf Abb. 4 links schließt sich mit ihrem eingerichteten und weiß ausgefüllten Muster an die Rössener Keramik (Abb. 3) an, eine Endstufe der keramischen Entwicklung der Jüngerer Steinzeit, während die halbkugelige Form der auf Abb. 4 rechts stehenden Urne ihr Gegenstück in

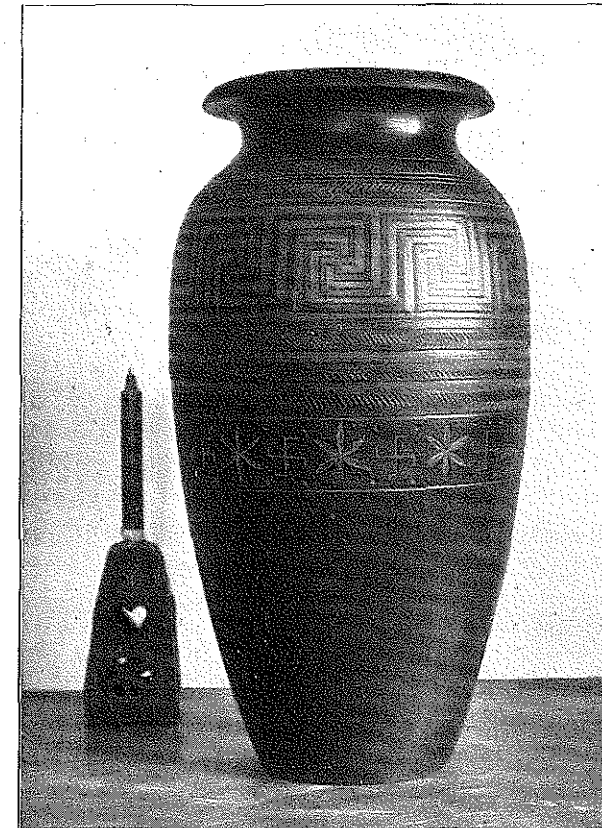


Abb. 1. Urne aus der Porzellanmanufaktur MIIa ch, links ein ebenfalls dort hergestellter Zulleuchter.

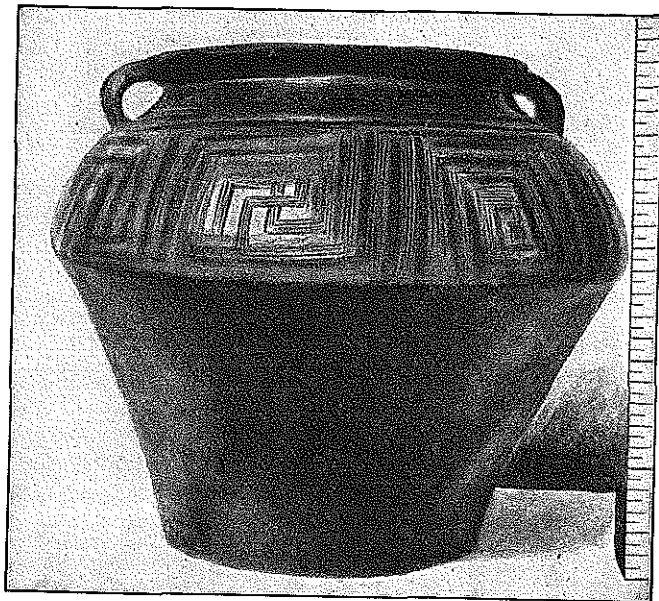


Abb. 2. Ostgermanische Mäanderurne
Nach Kossinna: Deutsche Vorgeschichte

der altfächfischen Hakenkreuzurne (Abb. 5) von etwa 400 n. Ziv. findet, nur daß sie statt des Hakenkreuzes den ebenfalls in der bäuerlichen Kunst bis heute lebendig gebliebenen Sechsstern trägt.

Es zeigt sich hier ein hoffnungsvoller neuer Ansatz zu einer überlieferungs- und volksgebundenen Kunst im Handwerk, die freilich mit dem im sogenannten Kunstgewerbe immer noch so beliebten volksfernen, nur das Material hervorhebenden „Geschmack“ nichts zu tun hat.



Abb. 3. Langesäße aus dem Gräberfeld von Rössen, Merseburg. Berlin, Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte
Aufn.: Dr. Hilke Bauer, Deutscher Kunstverlag



Abb. 4. Schale und Urne aus den Mächer Werkstätten



Abb. 5. Altfächfische Urnen mit Hakenkreuzmustern. Hannoversches Landesmuseum
Aufn.: Dr. Hilke Bauer, Deutscher Kunstverlag

Vom Sinn der germanischen Namengebung

Don Dr. E. Hertel

Unsere heutige Namenwelt trägt ein recht buntes Gewand. Neben den alten einheimisch-germanischen Namen (Gerhard, Hildebrand, Wilhelm) sind bei uns durch die Befehung viele fremde Namen üblich geworden, die entweder aus der Bibel stammen (David, Jacob, Thomas) oder aus der Heiligengeschichte (Benedikt, Lorenz, Pancratius). Zu ihnen gesellen sich die Namen nach den Berufen (Bäcker, Moldenhauer, Splettstößer), nach den Ortschaften der Herkunft (Brückner, Brinkmann, Gruber). Es folgt das große Gebiet der Beinamen (Gansauge, Kalbfleisch, Schreyvogel) und so manches andere.

Den Grundstock machen allerdings immer noch die germanischen Namen aus, es sind — so merkwürdig es auch klingen mag — weit mehr, als je durch die schriftliche Überlieferung erfasst worden sind. Wieviel Namen mögen durch die immerhin zufälligen Urkunden überhaupt nicht erfasst worden sein! Auch hier war das gesprochene Wort stärker als das schriftlich niedergelegte. Von diesen alten, einheimisch-germanischen Namen sei hier die Rede.

Über die Namengebung gibt es unter unseren spärlichen Überlieferungen nur eine einzige, die hierfür etwas aussagt. Es ist jene langobardische Stammes Sage, die durch Paulus Diaconus auf uns gekommen ist, wonach die Winiler mit Freyas Hilfe Wodan überlisteten, indem sich die Frauen der Winiler die Rüstungen ihrer Männer anziehen, sich ihr langes Haar wie Bärte um Kinn und Wangen schlagen, so daß Wodan frühmorgens bei ihrem Anblick erstaunt ausruft: „Was sind das für langbärtige Waffenleute?“ — Worauf Freya ihm antwortet: „Haft du ihnen den Namen verliehen (= langbärtige Waffenleute), so schaffe ihnen auch den Sieg. Notgedrungen muß Wodan ihnen als Namensgeschenk nun den Sieg verleihen. Daher nennen sich die Winiler von nun an Langbärte oder Langobarden. — So berichtet es wenigstens die Sage. Über die wirkliche Erklärung des Namens herrscht heute noch keine Einigkeit.

Die obige Sage bezeugt eigentlich nur, daß bei der Namengebung ein Geschenk übergeben werden mußte — eine Sitte, die sich bis heute als Namenstags- und Geburtstagsgeschenk erhalten hat.

Recht bezeichnend ist auch jene Stelle aus dem Anfange des Heliand, in dem neben allem Christlichen noch manches Einheimische steckt, von den Engeln, die nach Walfürenart noch Federgewänder tragen, bis zu den „hohen Hornsälen“ Jerusalems. Aus dieser Stelle läßt sich entnehmen, daß zu dieser Zeit ein biblischer Name nicht gern angenommen wurde.

Dem greisen Ehepaar Zacharias und Elisabeth wird da ein Sohn, ein „Erdbart“ geboren.

„Da fragt' ein Erfahrener, der vieles verstand,
Weise von Wort und witzig von Sinn,
Genau fragt' er nach, wie sie nennen das Kind
Wollten in dieser Welt. ...
Schleunigst begann da
Des Kindes Mutter, die den Knaben hielt,
Den Geborenen, am Busen: „Uns kam Gottes Gebot,
Vorigen Jahres; züvörderst gebot er uns,
Daß er Johannes heißen sollte
Nach Gottes Anordnung, was ich aus eignem Sinn
Nicht zu ändern wage, wenn ich entscheiden soll.“
Da begann ein Übermütiger, der ihr verwandt war:
„Also hieß nie einer der Edelgeborenen
Unseres Stammes und Geschlechts: ersehn wir einen andern
Genehmeren Namen, daß er ihn nehme, wenn er darf.“

Allerdings wird die Beweiskraft dieser Stelle dadurch herabgesetzt, daß in der Bibel der gleiche Vorgang geschildert wird (Lukas I, 59—63).

Aus dem gleichen Anlaß ärgern sich die Schweden im Jahre 1020 ebenso, daß ihr junger König „Jacob“ heißen soll, wie es Snorri in seinem 2. Königsbuche erzählt: „Da bekam er (der christliche Schwedenkönig Olaf) von seiner Gemahlin einen Sohn, der am Jacobstage geboren wurde; und als dieser Knabe getauft wurde, gab ihm der Bischof den Namen Jacob. Dieser Name mißfiel den Schweden sehr, und sie beklagten sich darüber: niemals noch habe ein Schwedenkönig Jacob geheißten. — Nun geleiteten die Brüder

Frejvid und Arnvid den Königssohn Jacob dort auf das Thing, und sie ließen ihm den Königstitel beilegen. Überdies aber gaben ihm die Schweden den Namen Snund, und so nannte man ihn fortan, solange er lebte. Zu dieser Zeit war er zehn bis zwölf Jahre alt.“

Zu dem eigentlichen Thema sei vorausgeschickt, daß jeder germanische Name ein sinnvolles Gebilde darstellt. Hiervon sei diesmal nicht die Rede. Anders steht es mit der Frage nach dem Sinn der germanischen Namengebung überhaupt. Wenn hier unsere einheimischen Quellen ganz versagen, müssen wir uns notgedrungen nach anderen Zeugnissen umsehen.

Es sind das die isländischen Sagas, jene Bauern- und Familiengeschichten, die auf Island nach der Besiedelung zwischen 874 und 930 entstanden sind; ausgezeichnet wurden sie erst um 1200. Da heißt es in der Saga von den Seetalsleuten: „Er bekam einen Sohn; und als der Knabe zum Vater (Thorstein) getragen und ihm aufs Knie gesetzt wurde, sagte er: Dieser Knabe soll Ingimund heißen, nach seinem Muttervater, und ich wünsche, daß sein Heil dem Namen folgt.“

Aus derselben Saga: „Wigdis gebar einen Sohn; und als der Vater (Ingimund) sah, daß er einen klugen, stillen Blick hatte, nannte er ihn nach seinem Vater Thorstein und wünschte ihm das Heil seines Großvaters.“

Nach diesen beiden Stellen schon ergibt sich der Sinn jeder germanischen Namengebung: der Name soll seinem Träger Heil bringen, d. h. etwas Günstiges. Insbesondere soll er ihm das Heil, das Glück der Sippe (Familie) bringen, in die er hineingeboren ist. Diese Vorstellung wieder beruht auf dem Glauben, daß jede Sippe ihre guten Geister, die Fylgjen (= Folgegeister) hat, die im Verborgenen immer für das Heil, für das Glück der Sippe sorgen. Es sind gewissermaßen die guten Heimchen am Herde. Daher wird den Kindern auch so häufig, damals wie heute, der Name nach den Großeltern gegeben.

Nun verstehen wir auch, warum bei Fürsten- und Königshäusern so oft derselbe Name wiederkehrt: Friedrich, Otto, Wilhelm (bei den Fürsten von Ruß ging der Name Heinrich wohl über die Zahl 50 hinaus! — es sollte der Ahnherr des Geschlechtes mit seinem Namen auch sein Glück und seine Tatkraft den Nachkommen vererben!

Daher erklärt sich auch die zunächst befremdliche Tatsache, daß selbst ein Sterbender seinen Namen vererben kann, wie es in der Saga von Finnbogi dem Starken erzählt wird, der erst sein Erbe verteilt und dann fortfährt: „Nun will ich dir (Urdarkfött) meinen Namen schenken. Ich bin nicht zukunfts kundig; doch denke ich, dein Name wird leben, solange die Welt steht. Das wird mir dann eine Ehre sein und meinen Verwandten, daß ein so berühmter Mann von mir den Namen hat — wie du einmal wirst, wenn es so kommt, wie ich denke. Denn mir hat das Geschick das nicht zugedacht.“ — Urdarkfött dankte ihm für die Gabe. Nicht lange mehr ruhte er auf Urdarkfötts Schoß, da starb er.

Wir heutigen Menschen handeln unbewußt nach derselben Anschauung, wenn wir dem Kinde den Vornamen des Vaters, des Großvaters oder sonst eines lieben Verwandten geben — denn damit hegen auch wir den stillen Wunsch: das Kind möge so werden wie der, dessen Namen es trägt! Keinem Vater wird es jemals einfallen, sein Kind nach einem Mitgliede der Familie zu benennen, das im Leben Schiffbruch gelitten oder gar Schande auf seinen Namen gehäuft hat. So stark sind wir alle unbewußt in unserer völkischen Vergangenheit und nordischen Wesensart verwurzelt!

Daß die Namengebung eine ernste Angelegenheit war und daß die Verleihung eines Namens möglichst von einem vornehmen Manne vorgenommen wurde, erfahren wir bei Snorri mehrmals.

„Nun war es Sitte, wo es sich um Kinder edler Leute handelte, sorgfältig die Männer auszuwählen, die sie mit Wasser besprengten (hier und im folgenden noch die alte, heidnische Taufe) und ihnen den Namen geben sollten. ... Sie lagen die Nacht am Lande, und da gebar Thora an einer Klippe nahe dem Ende der Landungsbrücke ein Kind. Das

war ein Knabe. Jarl (Herzog) Sigurd besprengte ihn mit Wasser und nannte ihn Hakon, nach seinem Vater, dem Jarl Hakon von Lade.“

„Erich und Gunnhild bekamen einen Sohn, den König Harald mit Wasser besprengte und dem er seinen Namen gab, indem er beifügte, er solle einmal König werden nach seinem Vater Erich.“

„Kaiser Otto fuhr zurück in sein Reich nach Sachsenland. Er und der Dänenkönig schieden in Freundschaft. Man erzählt, daß Kaiser Otto der Pate von Haralds Sohn Svend wurde und ihm seinen Namen gab, so daß er bei der Taufe Otto-Svend genannt wurde.“

Mehrfach finden sich auch Belege dafür, daß bei der Namensgebung ein Geschenk übergeben wurde, das den Namen „fest machen“ sollte. Das geschah in der Regel nicht bei den Neugeborenen, sondern weit häufiger bei Erwachsenen, wenn sie bei irgendeiner Gelegenheit einen Beinamen bekommen hatten.

In der Saga von den Schwurbrüdern fährt der Skalde Thormod oft zu einer Witwe, deren Tochter Thorbjörg ihm sehr gefällt. Sie ist ein fein gesittetes Mädchen, nicht besonders schön, doch hat sie auffallend schwarze Haare und Augenbrauen; sie heißt deshalb Kolbrun = Schwarzbraune. Die Saga erzählt nun weiter: „Er (Thormod) dichtete damals ein Lobgedicht auf Thorbjörg Kolbrun. Das nannte er die ‚Schwarzbraune Weise‘. Und als das Gedicht fertig war, da trug er es vor, so daß es viele Leute hörten. Katla (die Mutter des Mädchens) zog einen Fingerring von ihrer Hand, groß und wertvoll, und sprach: ‚Diesen Ring will ich dir schenken, Thormod, als Dichterlohn und zur Namensgabe; denn den Kenn-namen gebe ich dir: du sollst Schwarzbraunenkalbe heißen.‘ Thormod dankte Katla für die Gabe; und seitdem blieb der Name, den Katla ihm gegeben hatte, an Thormod haften.“

In der Geschichte von Rolf Kraki wird das Umgekehrte berichtet, nämlich, daß der reiche König Rolf dem armen Jüngling ein Geschenk dafür gibt, daß er ihm einen Namen gegeben hat, obgleich dieser Name gar nicht schön ist. „Ein armer Bursche, Wögg genannt, kam einst in König Rolfs Halle, als der König noch jung an Jahren und von zartem Wuchse war. Da ging Wögg zu ihm hin und sah ihn an. Der König sprach: ‚Was willst du damit sagen, junger Geselle, daß du mich so ansiehst?‘ Wögg antwortete: ‚Als ich daheim war, hörte ich sagen, König Rolf in Jevre sei der größte Mann in den Nordlanden; und nun sitzt hier auf dem Hochsitz eine kleine Krähe (Kraki), die nennen sie ihren König.‘ — Da versetzte der König: ‚Du, Geselle, hast mir einen Namen gegeben, und ich werde Rolf Kraki heißen. Es ist aber Gebrauch, daß dem Namen eine Gabe folge. Weil ich nun sehe, daß du kein Geschenk hast, welches du mir zu diesem Namen geben könntest, oder welches sich für mich schickt, so soll dem andern geben, wer da hat.‘ Da zog er einen Goldring von der Hand und gab ihn ihm. Wögg sagte: ‚Du bist der beste aller Könige. Darum gelobe ich dir, ich will desjenigen Mannes Mörder sein, der dein Mörder sein wird.‘ Da sprach der König lachend: ‚über eine Kleinigkeit freut sich Wögg.‘

Noch ein anderes Mal erfahren wir, daß ein unschöner Name ohne weiteres angenommen wird und sich dann von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Das erzählt die Gisle Saga: „Er (der Neugeborene) wurde mit Wasser geweiht und erhielt erst den Namen Thorgrim nach seinem Vater. Als er heranwuchs, fand man ihn mürrisch und widerspenstig, und so änderte man seinen Namen und nannte ihn Snorri (= Schnauber, Schnarher, Brummer).“¹

Vielleicht noch aufschlußreicher ist die Saga von Thorstein dem Weißen, aus der hervorgeht, daß ein doppelter Name, auch wenn er unschön ist, für besonders glückbringend gilt

¹ Hierzu sei auf einen sehr ähnlichen Namensträger aus der Neuzeit hingewiesen, der eine über das Driliche hinausgehende Berühmtheit gewonnen hat: nämlich jenen Hamburger Postträger, dem die Kinder seines brummenden Wesens wegen das Nachwort „Hummel Hummel“ nachriefen, das heute zur Losung für alle Hamburger geworden ist. Pl.

und längeres Leben verleihen soll. Als dort Vieh zusammengetrieben wird, fangen die Stiere an, sich zu stoßen. „Als Selgi das sah (nämlich wie sein Haustier von einem fremden zurückgestoßen wurde), holte er aus dem Hause ein paar große Eisstachel und band sie dem Haustier vor den Kopf. Der Kampf ging weiter und endete so, daß der Haustier den anderen zu Tode stieß; die Stacheln waren tief eingedrungen. Diese Tat schien den meisten eine unschöne List. Er bekam davon seinen Namen Brodd-Selgi, denn Brodd bedeutet Stachel. Einen Doppelnamen zu haben, galt damals als glückbringend; die Leute glaubten länger zu leben, wenn sie zwei Namen hätten.“

Im Zusammenhang damit sei zum Beschluß auf jene Stelle bei Plutarch verwiesen, die von der verborgenen Macht zu sprechen scheint, die in jedem Namen ruht. Dort ziehen die germanischen Ambron 102 vor Christ bei Aquae Sextiae zur Schlacht gegen die Römer. „Sie rückten nicht ungeordnet und in wilder Hast heran. Auch stießen sie nicht etwa ein verworrenes Kriegsgeschrei aus, sondern sie schlugen im Takt an ihre Waffen, sprangen alle dazu gleichzeitig in die Höhe und riefen dazu zu wiederholten Malen ihren Namen, vielleicht um sich selbst anzufeuern, vielleicht um die Römer von vornherein durch die bloße Nennung ihres Namens in Schrecken zu setzen.“

Die schöpferische Kraft der Namensgebung ist heute bei uns tot, denn wir tragen alle einen festen Namen. Und doch lebt sie noch weiter, freilich nur bei der Benennung von Tieren und leblosen Dingen, — so wenn der Bauer seine Kühe, der Hirte seinen Hund benennt, wenn der Reiter seinem Pferde einen schönen Namen gibt, wenn wir Boote und Schiffe taufen. Und noch in einem haben wir uns die alte Freiheit der Namensgebung gewahrt, in der Wahl unserer Vornamen. Wollte doch jeder Vater seinem Kinde endlich einen deutschen und sinnvollen Namen geben, damit Fischarts Wunsch weiter wirke: „Schöne Namen reizen auch zu schönen Taten!“

Oberstleutnant Platz 70 Jahre



Oberstleutnant a. D. Platz, am Schluß des Weltkrieges Regimentskommandeur, gehört zu den auch wissenschaftlich veranlagten Offizieren, die neben ihrer voll erfassten militärischen Aufgabe sich noch ein anderes Gebiet ernsten Studiums zu erwählen pflegen. Die Fragen um Atlantis zogen ihn mächtig an, und seine Lichtbildervorträge über altamerikanische Kulturen fanden lebhaften Beifall. Über Germanen Wirth gelangte er zur Germanenforschung. Er war einer der ersten in Detmold, die überzeugt auf meine Seite traten, als ich mit meinen Beobachtungen an den Externsteinen und in Desterholz, fußend auf den Wahrheiten der Vererbungslehre und den zuletzt von Kossinna vertretenen Gedanken folgend, in das Dunkel einzudringen versuchte, welches über der germanischen Kultur lagert. Als die altgewohnte Schulmeinung von den auf Bärenhäuten liegenden Germanen

noch herrschend war und man sich kopfschüttelnd vorstellte, daß die Einherjer in Walhall über germanische Himmelskunde, astronomische Ortung und Kampfsplatzbahnen in helles Gelächter ausbrechen würden, stand Platz unbeirrt zur Sache. 1927 wurde er Mitbegründer der Vereinigung der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ und ihrer Zeitschrift. Opferbereit übernahm er ehrenamtlich die nicht geringe Arbeitslast des Vorsitzenden der Vereinigung und hat

unermüßlich durch Vorträge, Führungen und Schriftwerk den Bund gefördert, der sich schnell zu einer über Deutschland verbreiteten Bewegung auswuchs. Den Tausenden, denen er gedient hat, bleibt die eindrückliche, frische, auch mit Humor durchsetzte Art, in der er unsere Sache zu vertreten wußte, unvergeßlich. Er kämpfte selbstlos und ehrlich, in hohem Verantwortungsgesühl, gütig und gerecht. 1936 ging die Leitung der Vereinigung an das „Ahnen-erbe“ über. Es ist mir eine besondere Freude, daß dieser 70. Geburtstag am 22. Juli mir erneut Gelegenheit gibt, an dieser Stelle den Dank, die Verehrung und die herzlichen Wünsche aller derer zum Ausdruck zu bringen, die den Anteil des ersten Vorsitzenden der Vereinigung unseres germanenfundlichen Werks zu würdigen wissen.

W. Leudt.

Die fundgrube



Überlieferung im Kinderspiel. Obenstehendes Bild ist aufgenommen im Berliner Osten, vor der Tür des Ahnen-erbes in der Raupachstraße, von dessen Fenstern sich der — zumal kurz nach der Veröffentlichung über das „Alte Hexenspiel“ in Heft 4/37 — ganz überraschende Ausblick auf mehrere solcher Spiralen bot. Das Spiel dazu geht so vor sich: ein Kind steht in der Mitte, das ist die Verkäuferin; nun betätigen zunächst die anderen Kinder die in Gestalt eines kleinen Kreises am An-

fang der Spirale angebrachte „Kloche“; sie steigen die „Treppe“ hinauf — das sind die Querstriche im ersten Bogen — zur „Verkäuferin“, bei der sie zum Schein etwas zu kaufen verlangen, ein Paar Schuhe, ein Pfund Butter, irgend etwas; nach Aushändigung der „Ware“, nämlich eines Holzstückchens — auch ein Klaps in die Hand kann sie erfolgen — kommt es darauf an, ohne zu bezahlen möglichst rasch zu fliehen; wer von der „Verkäuferin“ gefangen wird, tritt an ihre Stelle, und das Spiel geht von vorne an.

Der reale Inhalt dieses Spieles entstammt natürlich der Vorstellungswelt des Großstadtkindes, aber es ist deutlich, daß die „Verkäuferin“ hier eine ähnliche Rolle spielt, wie in dem von R. Weigelt geschilderten Spiel die Hexe, die ihre Gespielen „bannt“ und in den „Backofen“ befördert. Es wird übrigens, wie man mir sagt, im westfälischen Industriegebiet in genau der gleichen Form wie in Berlin gespielt. Der überdeckte mythische Sinn der Spirale ist immer noch darin zu erkennen, daß Gefahr in ihrem Zentrum lauert, ähnlich wie bei den verwandten Labyrinth und Trojaburgen in den damit verbundenen Sagen. Beim Alte-Hexe-Spiel ist das Verlassen des Backofens durch die Spirale nur möglich, wenn die Hexe durch Vernichtung des Malkreuzes das Schloß des Ausgangs öffnet; hier wird die Befreiung durch die Flucht erstrebt. Hierin liegt vielleicht die Beziehung zum Winterjonnwendmythos von der Niederlage und der Wiedergeburt des Lichtes und des Lebens.

Das Alter der Überlieferungen, die letzten Endes diesen Spielen zugrunde liegen, mag man an der Felszeichnung von Ta-

nurm, abgebildet in Heft 4/37, S. 122, und an den in gleichem mythischen Boden wurzelnden Erscheinungen der Trojaburgen (Abb. 2) ermessen.

Hans Bauer.

„Entsagst du dem Teufel?“ Man schreibt uns: „Im Juniheft dieser Zeitschrift erschien ein ausgezeichnete Aufsatz von Eugen und Minin über das Alttschechische Taufgelübde, das mit den Worten begann: „Widerstehst du dem Teufel?“

An dieses Taufgelübde knüpft sich ein bezeichnender Vorgang, den ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten möchte. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts übernahm ein eben von der Universität gekommener junger Pastor die Kirchengemeinde Hildesheim in Hannover. Er kannte seine Bauern noch nicht recht, als er in den ersten Tagen schon eine Taufe vornehmen mußte. Dabei verwendete er die in jener Gegend ungewöhnliche Formel: „Entsagst du dem Teufel und allem Teufelswerke?“ worauf die Paten antworten sollten: „Ja, ich widerstehe ihm.“ Anstatt aber in dieser Weise zu antworten, trat ein alter Bauer vor und sagte sehr eindringlich: „Herr Pastor, mit dem Teufel und all seinen bösen Werken haben wir hier gar nichts zu tun.“

Auf diese unerwartete Antwort trat peinliche Stille ein. Der junge Pfarrer war im Augenblick recht verlegen, rettete aber die Situation, indem er eine andere ihm bekannte Taufformel anwandte.

Ich kann mir diesen Vorgang nicht anders erklären, als daß der alte Bauer noch durch generationenlange Überlieferung eine dunkle Erinnerung an die Vorgänge hatte, die sich bei der Zwangsbekehrung ereignet hatten, zumal ja große und furchtbare Ereignisse lange im Gedächtnis des Volkes haften.

Werinher.

Altgermanisches und Vorgeschiedliches bei Dante. In seinem in Heft 6 des Jahrgangs 36 veröffentlichten Aufsatz „Heidenmauer und Brunhildstuhl als germanisches Heiligtum“ spricht Wilhelm Leudt die Vermutung aus, daß „Vor Beginn der Steinbrucharbeiten im oberen Driitel der jetzigen Bergküde am Brunhildstuhl entweder eine Kuthöhle zu finden ist, oder eine Grotte als Schauburg in den Berg eingearbeitet gewesen sein kann“.

Eine Grotte als Schauburg? Wo gibt es derartiges?

In Dantes göttlicher Komödie im zwanzigsten Gesang der Hölle! Dort erwähnt Dante den etruskischen Wahrsager Aruns, der den Sieg Cäsars nach seinem Übergang über den Rubikon vorausgesagt haben soll. Er spricht von ihm als einem,

Der in den Bergen Lunis, wo die Bauern Carraras ihre Felder droben ackern, In einer weißen Marmorköhle wohnte,

Wo nichts den Blick ihm in die Weite sperrte
Hin nach den Sternen und aufs blaue Meer.

Die Entsprechung ist so vollkommen, daß ich mir nicht versagen kann, die Leser dieser Zeitschrift darauf hinzuweisen. Guardar le Stelle, die Sterne zu beobachten heißt es im Urtext. Also nicht der schönen Aussicht wegen sah Aruns oben in seinem Felsen. Er war Kalendermacher, der den Zeitpunkt des Untergangs der Gestirne am westlichen Horizont, im Meer, Tag für Tag beobachtete.

An anderer Stelle erfahren wir aus der göttlichen Komödie, daß bei den Deutschen in Italien noch bis ins 13. Jahrhundert n. d. Zth. große Hügelgräber errichtet wurden. Im dritten Gesang des Läuterungsberges beklagt sich Manfred, der Sohn Kaiser Friedrich II., über den Bischof von Cosenza, der sein Grab geschändet hat, „wenn er fromm gewesen wäre,

So ruhten jetzt noch meines Leibs Gebeine
Im sichern Schutz des großen Hügelmales,
Am Brückenkopfe dicht vor Venevent“.

Bemerkenswert ist hierbei auch der Umstand, daß die deutschen Ritter ihren Helmen bei einer Brücke befestigt haben. Das wird seinen Grund in dem Mythos von der Himmelsbrücke haben, von dem D. S. Reuter in seinem unschätzbaren Buch über „das Rätsel der Edda“ so Ausführliches zu berichten weiß. Daß im 13. Jahrhundert eine sonst nur aus der Bronzezeit bezeugte Sitte wieder in Erscheinung tritt, ist ein neuer Beweis dafür, daß im Volke außerhalb der literarischen Welt uralte Unterströmungen vorhanden sind. Ein Genie ist imstande, auch aus diesen zu schöpfen.

In der Edda, im Bafthrudnerlied, wird der Ursprung der Winde mit dem Vers erklärt:

Totenvertilger
Heißt ein am Himmelspol
Hodender Unhold
In Adlerverhüllung
Mit den Fittichen fächelt er
Wind allem Volk zu.

(Nach W. Jordan.)

Dieser Unhold ist bei Dante der Satan selbst, der im untersten Grund der Hölle mit seinen Flügeln drei Winde erzeugt, die den Cocytus bis zum Grunde in eine Eis- masse gefrieren lassen. Es ist, als wenn

Dante am Kaminfeuer seiner ritterlichen Freunde noch mehr solcher germanischer Mythen habe erzählen hören. Sein Läuterungsberg ist frei von Gewittern, wie der Donnersberg in der Pfalz und viele andere heilige Berge im Norden. Wie die Nibelungen bei Keutlingen mit einer goldenen Kette, so ist auch der Himmelsberg bei Dante von einer Mauer ringsum umzogen. Die Stimme des Blutes spricht aus diesen Anklängen und Bildern, sie bricht sieghaft durch bei der Stufenleiter der Sünde. Da ist Dante ganz Germane, wenn er als schlimmste Sünde den Verrat bezeichnet. In seinem lehrhaf-

ten Vortrag über die Sündenstrafen spricht er zum Schluß von den Sünden gegen die Pflicht der Liebe:

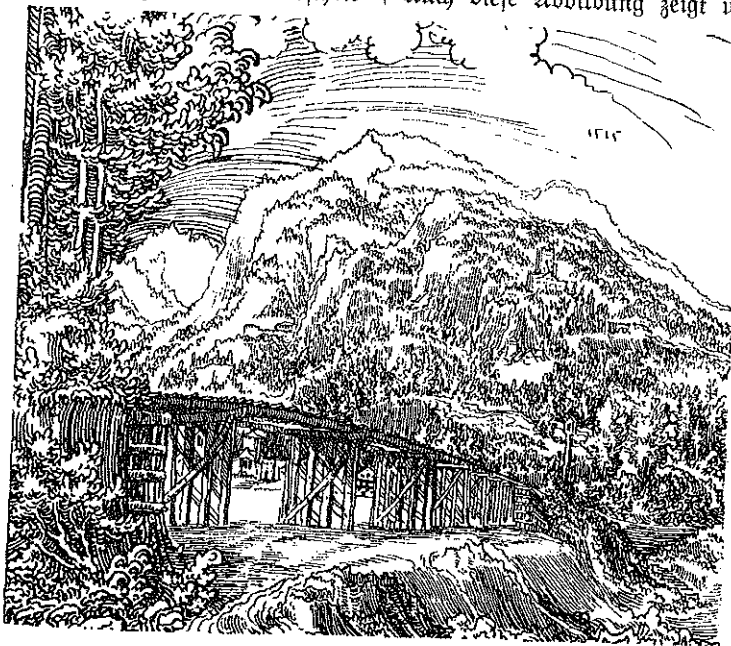
Die zweite Art verfehlt sowohl die Liebe, Die uns Natur befehlt, als auch die andre, Die man in Sonderheit die Treue nennt —, und nun erhebt er plötzlich die Stimme zu dramatischer Wucht, wenn er fortfährt:

Und darum wird im tiefsten Kreis, im Punkt Des Weltalls, der den Namen Dyle trägt, Verrat in alle Ewigkeit zermalmt. H. A. Priebe.

Aus der Landschaft

Zum germanischen Brückenbau. In „Germanien“ 1936/2, S. 52 ff., wird die „Blumberger Stege“ bei Ostfritz als Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Zimmermannskunst, welche seit Urzeiten die germanische Baukunst bestimmt, abgebildet und beschrie-

und befindet sich in der graphischen Sammlung zu München. (Abgedruckt in: „Kultur des Handwerks“, Anst. Zeitschr. der Ausstellung München 1927 „Das Bayerische Handwerk“, Heft 11, Sept. 1927, S. 361.) Auch diese Abbildung zeigt uns, wie noch



ben. Über die Blumberger Stege liegen seit dem Jahre 1530 urkundliche Nachrichten vor. Aus dem gleichen Zeitabschnitt ist uns die Federzeichnung einer langen hölzernen Donaubrücke (wohl aus der Gegend von Passau) überkommen. Sie stammt von Wolf Huber (gest. 1553), ist datiert 1515

bis ins späte Mittelalter hinein selbst in Gegenden, die lange Zeit von den in Stein bauenden Römern besetzt gewesen sind, die altgermanische Zimmermannskunst lebendig geblieben ist und treffliche Werke geschaffen hat. Werner Stief, Berlin.

Die Bücherwaage

Keltische Studien. Im Januar dieses Jahres wurde die „Deutsche Gesellschaft für keltische Studien“ gegründet. Sie wendet sich in einem Aufruf an alle Freunde des keltischen Kulturkreises und insbesondere an alle jungen Kräfte der deutschen Wissenschaft, die als Volkskundler, Vorgeschiedener, Sprachforscher keltische Studien treiben. Sie will auch „den Weg bereiten für ein tieferes Verständnis für die Werte und Formen der keltischen Welt, deren bedeutende Einwirkungen auf das Kulturleben unserer westeuropäischen Nachbarstaaten, aber auch auf unsere eigene Entwicklung heute allerorten offenkundig sind“. Der Ehrenpräsident der Gesellschaft ist der Altmeister der deutschen Keltologie, Geh. Rat Thurneisen-Donn; zu den Gründern gehören Prof. Mühlhausen, Dr. Bauersfeld, Dr. von Lebenar. Die Geschäftsstelle der Gesellschaft befindet sich in Berlin (Berlin C 2, Dorotheenstr. 6, Indogermanisches Seminar, keltische Abteilung).

Die Germanenforschung hat mehr als einen Berührungspunkt mit der Keltologie, und bedeutende Germanenforscher haben wesentliche Beiträge zur Keltenforschung geliefert (z. B. Meißner, Much). Kelten siedelten in später von Germanen besetzten Gebieten; die beiden Nachbarvölker beeinflussten sich gegenseitig. Schon früh siedelten Germanen in Irland und Jütland in Island. Ferner sind Kelten und Germanen zusammen mit den Italikern eine besonders enge, urverwandte Gruppe der Westindogermanen. Die bisher viel zu sehr vernachlässigte Erforschung der gemeinsamen westindogermanischen Kultur setzt die Zusammenfassung der germanischen, keltischen und italischen Überlieferung voraus und dient der Erschließung der germanischen Vergangenheit. Der Germanenforscher wird also die Gründung dieser Gesellschaft auf das lebhafteste begrüßen und ihrer Arbeit guten Erfolg wünschen. D. S.

Helmuth Bauersfeld, Die Entwicklung der keltischen Studien in Deutschland. Berlin 1937, Heft 1 der Schriftenreihe der „Deutschen Gesellschaft für keltische Studien“ (zu beziehen von der Geschäftsstelle, Berlin C 2, Dorotheenstr. 6, Indogerm. Seminar, Kelt. Abt.).

Das kleine Heft enthält einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte der keltischen Forschung in Deutschland und berücksichtigt sowohl Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte wie Vorgeschichte und Volkskunde. Man wird zugleich über die heutige Lage der Forschung unterrichtet. Einzelheiten, die man vermisse, werden gewiß in den weiteren Heften behandelt werden. Solche Übersichten wünschen wir uns auch für die Geschichte der slawischen und baltischen Studien. Dr. Guth.

Germaan Klaatsch, Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur. 3. Ausgabe mit einer Einführung von Jörg Seidler und Ergänzungen von Julius Andree und Hans Weinert. Berlin-Leipzig 1936, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 424 S., 348 Textabbildungen und 7 Beilagen. Ganzleinen 13,50 RM.

Diese Neuauflage des berühmten Werkes von Klaatsch bringt den Originaltext mit Änderungen lediglich in unwesentlichen Einzelheiten und Einschaltungen in Klammern. Um den Leser auch mit dem neuen Material vertraut zu machen, sind zwei Abschnitte hervorragender Forscher hinzugefügt worden: „Die Entwicklung der mitteleuropäischen Kulturen in der älteren und mittleren Steinzeit“ von Andree und „Die paläontologischen Zeugnisse für den Werdegang der Menschheit“ von Weinert. Auf diese Weise ist das klassische Werk zugleich zu einer ausgezeichneten Einführung in die heutige Lage der Erforschung von Kultur und Rasse der Altsteinzeit geworden. Guth.

Rudolf Much, Die Germania des Tacitus. Heidelberg 1937. C. Winter-Verlag. 464 Seiten, 1 Karte und 26 Abbildungen auf 12 Tafeln. Geheftet 12 RM., gebunden 14 RM.

Rudolf Much ist im März 1936 gestorben; er hinterließ die fertige Handschrift des jetzt erschienenen Germania-Kommentars. Das Werk Muchs ist für jeden Germanenkundler unentbehrlich. Guth.

Josef Strzygowski, Aufgang des Nordens. Lebenskampf eines Kunstforschers um ein deutsches Weltbild. Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig 1936. 139 Seiten, mit 20 Abbildungen auf Tafeln.

Wer das Lebenswerk des bahnbrechenden

Forschers St. kennenlernen will, greife zu diesem Buche, das wir wärmstens empfehlen.
Guth.

Wolfram, Richard, Schwerttanz und Männerbund. Kassel, 1. Lieferung 1936, 2. Lieferung 1937, Bärenreiter-Verlag. Jede Lieferung 4,80 RM.

Das Werk Wolframs, von dem jetzt zwei Lieferungen vorliegen, haben wir bereits in „Germanien“ 1935, Seite 92, angezeigt. Es handelt sich um ein grundlegendes Werk der Germanenforschung. Wolfram hat nicht nur viel neues, bisher unbekanntes Material beigebracht, sondern weist auch für das Verständnis der Tänze neue Wege. Wir haben es mit dem Werk eines Forschers zu tun, der die Tänze, die er behandelt, zum guten Teil selbst getanzt hat. Das bedeutet eine große Überlegenheit über fast alle bisherigen Bemühungen um das so wichtige Thema. Beschreibungen der Tänze können nie die eigene Ausübung ersetzen.

Die bisherigen Lieferungen enthalten folgende Abschnitte: Die Fragestellung, Der Schwerttanz der deutschen Stadt, Der bäuerliche Schwerttanz, Die Schwerttanzform, Der Reistanz, Die geographische Verbreitung des Schwerttanzes, Der Stil des Schwerttanzes, Die Bedeutung des Schwerttanzes.

Leopold von Schröder hatte in seinem Werk „Mysterium und Mimus im Rigveda“ (Leipzig 1908) zuerst gezeigt, daß kultische Waffentänze bereits dem ur-indogermanischen Altertum bekannt waren und von Kriegerbünden ausgeführt wurden. L. Weiser, R. Meuli und vor allem D. Höfler hatten die Forschungen Schröders auf germanenfundlichem Gebiet fortgesetzt, während J. W. Hauer auf Schröders eigentlichem Fachgebiet, der Indologie, zu bestätigenden und ergänzenden Ergebnissen kam.

Wolfram widerlegt gründlichst verfehlte Entstehungstheorien, die den Schwerttanz aus städtischen Kunstbräuchen herleiten wollten. Er zeigt, daß der Schwerttanz schon ursprünglich dem bäuerlichen Lebenskreise zugehört und aus dem germanischen Altertum her stammt. Die genaue Übersicht über die geographische Verbreitung des Tanzes bestätigt Kurt Meschkes Ansicht, die er in seiner ausgezeichneten Arbeit über „Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis“ (Leipzig 1931) darlegte, daß der Schwerttanz eine eigentümlich germanische Tanzform ist. Höchst bedeutsam sind die Ausführungen des Abschnittes über den Stil des Schwerttanzes. Der Schwerttanz ist ein Kettenanz und ist aus dem älteren Sing- und Kettenanz entstanden. Die Linienführung des Schwerttanzes läßt Schlangen- und Wirbelmotive erkennen, die uns aus der nord-

ischen Zierkunst von der Bronzezeit bis zur Wikingerzeit bekannt sind. Tief in den kultischen Sinn des Schwerttanzes führt der folgende Abschnitt. Kreisgang, Durchgang durchs Tor, Schlangenlauf haben religiösen Sinn. Den Höhepunkt des ganzen Tanzes bedeutet die Bildung des Schwertkranzes, der sogenannten Rose; es ist im allgemeinen ein Achtstern und in jedem Falle ein Jahreskreisbild. Der Schwerttanz war also ein kultisches Spiel, ein heiliges Drama. Wolframs Arbeit ist daher als eine bedeutsame Untersuchung zum germanischen Kult zu werten.
Dr. D. Guth.

Tögel, Hermann: Der Werdegang der christlichen Religion. Bd. V: Germanenglaube. 2. Aufl. Julius Klinckschardt, Leipzig.

Tögel will „durch die Behandlung des Germanenglaubens (im christlichen Religionsunterricht, B.) eine wichtige Erweiterung und Ergänzung unseres christlichen Gefühlskreises“ erreichen. Daß eine germanische Vertiefung des Christentums von innen her, aus dem religiösen Erleben des Einzelnen möglich ist, wobei allerdings Kerngebiete des Christlichen verlorengehen müssen, das hat die deutsche Mystik des Mittelalters bewiesen. Solches jedoch vom altgermanischen, heidnischen Stoff her gewissermaßen organisieren zu wollen, scheint uns ein etwas abenteuerliches Unternehmen. Es zeigt sich denn auch bei näherer Prüfung, daß Tögel entscheidende Mittelpunkte des Germanenglaubens in völlig falschem Lichte sieht. Germanische Frömmigkeit ist ihm (S. 121) „die sehr einfache, urkräftige Frömmigkeit eines gesunden, gutartigen Bauernvolkes. Sie war freilich nicht besonders geistreich. Ihr Schwung reichte nicht weit. Um Fruchtbarkeit der Felder, Gesundheit des Leibes, reichliches Essen und Trinken, Gab und Gut handelte es sich zumeist“. Das Verhältnis der Germanen zu ihren Göttern ist in Anlehnung an eine hier öfters abgelehnte Anschauung (vergl. den Zeitaufsatz in Heft 6/37) als bürgerlicher Do-ut-des-Vertrag aufgefaßt, in den ein Gott wie Wodan nun natürlich nicht hineinpaßt. Dazu kommt, daß der Verfasser im Hinblick auf ihn bekümmert gestehen muß (S. 113): „Odins Ränke und Liebesabenteuer befremden uns aufs schmerzlichste“. — Donar ist zwar „bisweilen noch ein plumper Bauer“ (S. 113), aber man muß ihm immerhin zugestehen, daß er „treu wie Gold“ (S. 91) ist. — Moralisierend und ästhetisierend läßt sich germanischer Glaube nicht begreifen. Wir sind im Gegensatz zu Tögel der Meinung, daß Germanenfunde auf keinen Fall eine Art Lückenbüßer für „unser so viel höhere Geistesreligion“ (S. 122) sein kann. Tögel hat nicht verstanden, daß der Glaube

der Vorzeit allein in Sinnbild und Mythos wurzelt, denen jegliche „Geistesreligion“ notwendig als Todfeind gegenüberstehen muß.
Hans Bauer.

Deutsche Bekenntnisse, Schulungshefte. Widukind Verlag H. Boff, Berlin, 1937. Jedes Heft 0,50 RM.

Soeben erscheinen die ersten neun Hefte der Schulungsreihe „Deutsche Bekenntnisse“, die Aussprüche von Nietzsche, Hölderlin, Schiller, Arndt, Herder, Schopenhauer und Görres enthalten. Diese Zusammenfassung entscheidender Äußerungen bildet ein ungemein wertvolles Arsenal geistiger Waffen für unsere Zeit, die reif ist für endgültige Entscheidungen im Ringen um eine aus germanischem Geist geborene Lebensfrömmigkeit. Die „Deutschen Bekenntnisse“ wollen an ihrem Teil mitwirken an der Befreiung der deutschen Seele von allen Fremdeinflüssen. Sie gehören in die Hand aller Lernenden und Lehrenden.

Übrigens insbesondere die Hefte Arndt, Herder und Görres bringen viele Aussprüche, die dem Volkstumsforscher wertvollste Anregung zu geben vermögen. Hier liegen Äußerungen vor zu Fragen, mit denen gerade die jüngste Volkstumsforschung sich

beschäftigt hat. Man wird überrascht sein, wie klar und tief die längst gegebenen Antworten sind, die in beschämender Weise bis heute fast unbekannt und unbeachtet blieben.
R. Enke.

Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, Bln. 1935. Verlag de Gruyter, 335 Seiten.

Das Buch von de Vries tritt in Pauls Grundriß der germanischen Philologie an Stelle der „Germanischen Mythologie“ von Mogk. Es ist für den Forscher unentbehrlich wegen der genauen Quellenangaben und Schrifttumsnachweise. Das vorangestellte bibliographische Verzeichnis umfaßt 36 Seiten. Als zuverlässige Zusammenfassung der neueren Forschungen ist das Buch von de Vries sehr willkommen. Bemerkt werden muß, daß das Kapitel über „Das volkstümliche Material“ nicht befriedigt. Da heißt es auf Seite 278, daß Karl Meisens Mikolautsbuch „Lobende Erwähnung“ verdiene. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Gelehrter wie de Vries sich von einem literarischen Tendenzwerk, das die gesamte wissenschaftliche Volkskunde ablehnt (Wolfram, Kriß, Pöfeler usw.), beeindrucken ließ.

Dr. Otto Guth.

Zeitschriftenchau

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit.

13. Jahrgang, Heft III, 1937.

Walter von Stolar, Mikroskop und Reagenzglas. Von Stolar weist daraufhin, daß „der erste, der das Mikroskop gleichwertig neben dem Spaten bei Grabungen angewandt wissen wollte“, Prof. Dr. Retolitzki, Czernowitz, war. Er macht sodann Ausführungen, die den Ausgräbern Wege zeigen sollen, wie sie bei Berücksichtigung der chemischen Methoden zu verfahren haben. Jeden Ausgräber wird die übersichtliche Anleitung von Stolars, die zugleich eine Antwort auf viele Anfragen ist, begrüßen und beherzigen.

Werner Neugebauer, Ein wikingisches Gräberfeld in Elbing. R. berichtet über die Freilegung von Gräbern, deren Funde ins 8. bis 10. Jahrhundert zu setzen sind und die wahrscheinlich von Wikingern aus Gotland her stammen. Die Elbinger Funde sind für die Erkenntnis der frühen

Wikingerzeit Westpreußens von großer Bedeutung.

Mannus, 29. Jahrgang, 1937, Heft II. P. Grimm, **Baalberger Kultur in Mitteldeutschland;** R. Waller, **Der Ursprung der sächsischen Fenstergefäße der Völkerwanderungszeit.** G. Ohlhaber, **Großteingräber und Grabhügel in Glauben und Brauch.** R. Müller, **Die astronomische Bedeutung des Kriemhildensuhls bei Dürheim.** Unter den Beiträgen des neuen Heftes sind von besonderer Bedeutung die Arbeiten von Ohlhaber und Müller. Ohlhaber bringt in seiner umfangreichen Studie den Nachweis, daß entgegen irrigen Darlegungen von volkstümlicher Seite manche deutschen Volksagen weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Erinnerungen bewahren. Die gründliche Arbeit dürfte sowohl den Vorgeschichtlern wie den Volkskundlern wesentliche Anregungen bringen. Die Arbeit von R. Müller ist ein

Leipzig, August 1937

neuer wichtiger Beitrag zur Ortungsfor-
schung.

Schwarzes Korps, Mai 1937, Folge 20/21
Kampfgemeinschaften. 1. **Altariſche Krieger-
bünde**, 2. **Der germaniſche Kampfbund**. Diese
Aufſätze, die in den Juni-Nummern fort-
geſetzt werden, führen in ausgezeichneter
Weiſe in den Sinn und die Geſchichte der
indogermaniſchen Kriegerbünde ein. „Faſt
bei allen ariſchen Völkern iſt in irgendeiner
Form der kriegeriſche Kampfbund als uralte
Einrichtung belegbar.“ Erſt vor kurzem hat
„einer der beſten Kenner unſerer Mytholo-
gie“, D. Höfler, dieſe Kriegerbünde im ger-
maniſchen Altertum nachgewieſen und ge-
zeigt, daß ſie in der ganzen deutſchen Ge-
ſchichte in verwandelter Form fortbeſtanden
haben. Bei allen Indogermanen haben dieſe
Bünde im Kult eine wichtige Rolle geſpielt.

Landvolk im Sattel, II. Jahrg. Heft 9,
Berlin, 2. Mai 1937. **Rückzüchtung des alt-
deutſchen Waldwildpferdes in München**.
Zur urſprünglichen Tierwelt Europas ge-
hörten auch Wildpferde. Drei Wildpferd-
arten laſſen ſich unterſcheiden, ein großes
Wildpferd der Niederrheingegend, von dem
die niederrheinischen und belgiſchen Pferde,
ſowie die ſchweren noriſchen Pferde Baherns
und Oſterreichs abſtammen. Ferner ein röt-
liches Steppentwildpferd, das in Inneraſien
bis in die Gegenwart als Wildpferd erhal-
ten blieb. Vor allem aber das graue Wald-
wildpferd, das wir als das Wildpferd der
Germanen bezeichnen können. Unterſeite und
Maul ſind weiß, Mähne und Schwanz dun-
kel und über den Rücken zieht ſich von Mähne
zu Schwanz ein dunkler Streifen, der ſoge-
nannte Aalſtrich. Im Gegenſatz zu den Haus-
pferden ſind Wildpferde immer gleich gefärbt.

„Es gibt verſchiedene zahme Pferdeſtaffen,
welche die Erbmaſſe des Waldwildpferdes
noch ziemlich rein bewahrt haben. So leben
heute noch im Oſten Europas, in Polen,
Litauen und Rußland, ferner in Schweden
und auf Gotland Pferde, die vom Wald-
wildpferde abſtammen und ſeine Erbmaſſe
noch faſt ungetrennt enthalten. Auch in Nor-
wegen und Island gibt es noch ſolche halb-
großen, vom Waldwildpferd abſtammenden
Pferde. Ebenſo gehören manche Raffen der
britiſchen Inſeln dazu. In Deutſchland fin-
det man dieſe Erbmaſſe des Waldwildpfer-
des noch in den Herden des Wildgeſtüttes des
Herzogs von Groh in Dänemark bei Weſt-
falen.“ Dr. Heinz Hed vom Münchner Tier-
park hat den ausgeſtorbenen Auerochſen, den
Ur der Germanen, wieder zurückgezüchtet.

Ebenſo hat er aus verſchiedenen kleinen
Pferderaffen das germaniſche Waldwildpferd
wieder herausgezüchtet. „Bereits im Jahre
1933 gelang es hier ein Stutfohlen zu züch-
ten, das im Ausſehen dem grauen Wald-
wildpferd ſehr ähnlich war. Inzwiſchen ſind
noch zwei gleiche Stuten gezüchtet worden,
ſo daß man im Münchner Tierpark ſchon
heute wieder Pferde ſehen kann, welche die
gleiche Farbe und Geſtalt aufweiſen, wie
ſie das altgermaniſche Waldwildpferd gezeigt
hat. Direktor Hed, der Leiter des Tierpar-
kes Hellabrunn, iſt davon überzeugt, daß es
gelingt, wieder Pferde zu züchten, die dem
deutſchen Waldwildpferd, das im Leben
unſerer Vorfahren eine ſo große Rolle
ſpielte, genau gleicht.“

De Wolfſangel, Nr. 13, Juni 1937, **Strijd-
blad voor Nederlaandſch Volksbewuſtzijn**. Der
Leitartikel beſchäftigt ſich mit dem „Pferd
in unſerem Volksleben“. Er un-
terrichtet gut über die Pferdeſtaffen der Ger-
manen, ihre Pferdezüchtung und das Roß im
Kult (die Roß- und Wagenrennen, das
Pferdeopfermahl, das kirchliche Verbot des
Pferdefleiſchessens). Unter den Abbildungen
zu dieſem Aufſatz finden wir das weiße Roß
über der Tür eines holländiſchen Hauſes.
Von den weiteren Aufſätzen ſeien die Mit-
teilungen über „Heilige Linien in Holland“
hervorgehoben, die die Ausführungen der
Aprilnummer fortſetzen.

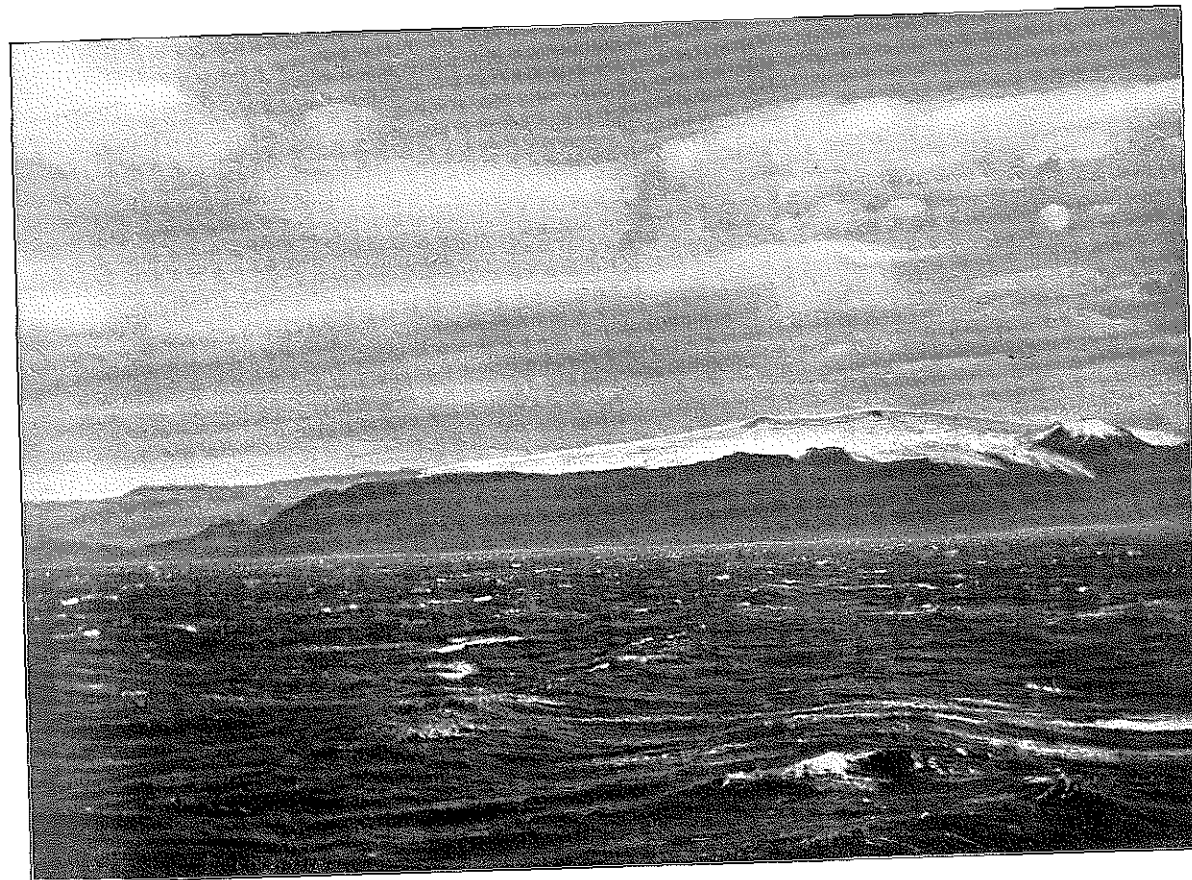
Deutſchmähriſch-ſchleſiſche Heimat, 23. Jg.,
1937, Heft III—IV. Dr. Herbert Wei-
nelt, **Befefigte Kirchen in Mähren**. „So
gut wie unbeachtet von der Wiſſenſchaft und
Heimatsforſchung ſind die mähriſchen Wehr-
kirchen geblieben ... In der Kirchenfeſte,
im befeſtigten Kirchenhof, lebt eine uralte
Tradition fort: die der indogermaniſchen
und germaniſchen Volksburg. So wie in
vorgeſchrittener Zeit ein Stamm bei nahe-
der Gefahr in dem umwallten Platz Schutz
ſuchte, ſo flüchtete in Zeiten der Not im
Mittelalter die Dorſchaft in ihre feſte Kirche
und ihren befeſtigten Kirchhof und vertei-
digte dort ihre wertvollſte Habe.“

Weinelt berichtet über einige Kirchenbur-
gen, bringt Grundriſſe und Bilder und teilt
mit, was biſher über die Baugeschichte be-
kannt iſt. Er ſchließt ſeine Arbeit mit einem
Aufruf an die mähriſch-ſchleſiſche Heimat-
forſchung, „den befeſtigten Kirchen erhöhte
Aufmerksamkeit zuzuwenden, um den unbe-
dingt notwendigen kulturgeographiſchen Ar-
beiten das nötige Material bereitzuſtellen“.

Dr. D. Guth.

Der Nachdruck des Inhaltes iſt nur nach Vereinbarung mit dem Verlag geſtattet.
Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachſtr. 9 IV. Druck: Offizin
Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: A. F. Koehler, Leipzig O 1. Printed in Germany.

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Leudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Aleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Gitterdamm 12

9. Jahrgang, Heft 8

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Die Urkunde des Himmels. Von Otto Sigfrid Reuter.....	225
Runen in Amerika. V. Wolfgang Krause	231
Rasse und Gesittung der Kanariier. Nach Franz v. Vöher, zusammengestellt von Otto Huth	236
Zum Wittekindstein. Einführung in die Fragestellung. Von Edmund Weber	243
Der Schlitten im Brauchtum. Von Friedrich Mößinger	247
Geschichtliche Weihestunde in Quedlinburg	251
Die Büchertwaage	253
Sieb und Stich	254
Zeitschriftenchau	255
Mitteilung	256

Das Umschlagbild zeigt die fürmische und unwirkliche Südküste der Insel Island.

Als erste Zeichen leuchten dem Schiffer die weißen Gletschermassen des größten europäischen Gletschers „Batna Jökull“ entgegen. (Aufn. H. Pfeib, Hamburg.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. F. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Gitterdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

August

Heft 8

Zur Erkenntnis deutschen Wesens

Die Urkunde des Himmels

Dem menschlichen Herzen hat ehemals der Himmel nahegestanden. Unsere Gegenwart kennt ihn kaum noch. Er war ehemals ein offenes Geheimnis, heute ist er verschlossen. Uhr, Kompaß und gedruckter Kalender werden von den Fachgelehrten in Verbindung mit den himmlischen Erscheinungen gehalten, und damit entfällt für den Bürger, besonders den Großstädter, jeder Anreiz, sich mit einem Gegenstande zu befassen, dessen Geheimnisse man in der Tasche trägt. Glaubte man früher wohl von den alten Völkern sagen zu dürfen, daß die Himmelskunde in den Händen einer Priesterkaste gelegen habe, wie es zum Beispiel Cäsar von den keltischen Druiden, die astrologische Theorie von den Babyloniern bezeugt, so darf man heute bei der oft beispiellosen Unwissenheit angesichts unserer wahrhaft glänzenden Umgebung noch weit eher sagen, daß die Himmelskunde zu einer dem modernen Asphaltmenschen unzugänglichen Geheimwissenschaft herabgesunken ist.

Aber auch heute führt von jenem großen Worte Kant's, das dem gestirnten Himmel die gleiche immer neue Bewunderung zuerkennen will wie dem moralischen Gesetze in uns, eine unmittelbare, unsterbliche Brücke mitten in unsere Gegenwart; mitten in die Natur hinein, unter die große Stille der Sterne tritt die glaubensbereite deutsche Jugend mit dem bewegenden Worte ihres Führers:

„Was zweifelst du? Dort oben stehen Sterne!
Solange sie leuchten, gibt es einen Gott.
Den Tapfern nah, den Feigen furchtbar ferne,
Zeigt er den Weg trotz Schächer und Schafott!
Was zweifelst du? Wenn wir die Hände heben,
Gibt's keine Macht, die von der Freiheit trennt!
Wir sind das Schicksal und wir sind das Leben,
Und unsre Fahne ist das Firmament!“

Die kleine Erde, ein bescheidener Stern, schwebt scheinbar mitten im Himmel, rings umgeben von Unendlichkeiten, aus denen größere Welten grüßen. Weltbild und Glaubensbild

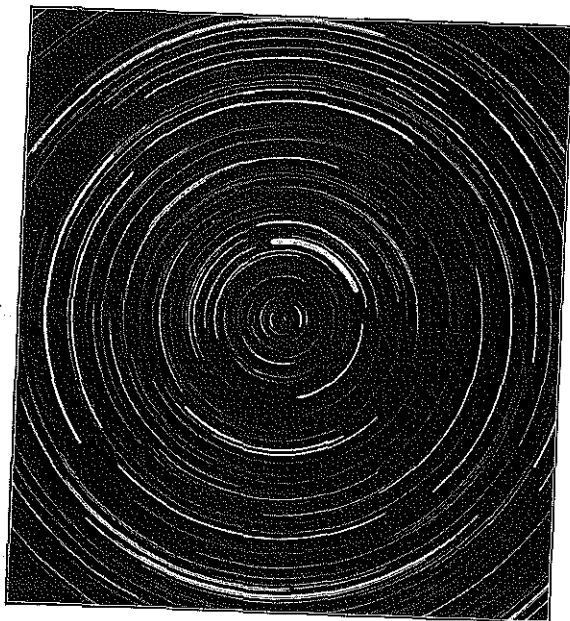


Abb. 1. Die Himmelskreuzung um den Stamm der „Welte“ - „Ermin“ - „Das“ - „Wirkel“ - „der“ - „Edda“. Fünfstündige Aufnahme des nördlichen Himmels; Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg.

begegnen sich in der Menschenbrust. Und doch bleibt die Frage, ob dies nur eine moderne Betrachtungs- und Gefühlsweise sei, die mit dem Freiheitsgefühl des großen Dichters wähnt, vom Himmel sich die ewigen Rechte herabholen zu müssen, die auf dieser Erde mangeln. Es bleibt die Frage, ob der frühere Mensch den Himmel überhaupt gesehen habe.

Es erschien wichtig, allen und jeden Spuren nachzugehen, um zu erfahren, was wenigstens die germanischen Stämme in der vorchristlichen und vorgeschichtlichen Zeit an Beobachtung und Erfahrung der himmlischen Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten besaßen und nutzten, sei es in der Richtungsbestimmung, in der Hochseeschifffahrt und in der Zeitrechnung, sei es auch nur in der Auszierung des gestirnten Gewölbes über uns mit Bildern von eigener Art und Bedeutung. Die Aufgabe war um so wichtiger, als gerade die Beschäftigung mit den Himmelserscheinungen immer als ein Prüfstein für die gesamte Geisteshaltung eines Stammes gegolten hat. Bei dem scheinbaren Versagen der Quellen hatte es nicht an Hohn und Spott über eine angebliche Barbarei unseres Altertums gefehlt, denen eine mehr oder minder ausgesprochene Tendenz zugrunde lag. Was eine eindringlichere Durchsicht der Quellen und die Beibringung und Ausnutzung neuer Hilfsverfahren an „Germanischer Himmelskunde“ vorgefunden haben, hat im Laufe von zweieinhalb Jahren die Feuerprobe der sachmännischen Kritik im In- und Auslande¹ bestanden. In wie lebendiger Beziehung aber ehemals die germanische Glaubenswelt sich dem Himmelsanblicke verbunden fühlte, das gehört in den großen Zusammenhang von „Astronomie und Mythologie“, den ich schon 1925² dargelegt habe.

Die vielberühmten 346 Sterne und Sternbilder freilich, die um 550 Jordanes, aus seinem römischen Gewährsmann schöpfend, der gotischen Himmelskunde beilegte, die noch 1932 E. Zinner zwar nicht den Goten, so doch den Eten zubilligen wollte, gehören nicht der germanischen Himmelskunde an, da diese Zahl, wie ich nachwies, der Großen Syntaxis des Claudius Ptolemäus entnommen ist (Germ. Himmelsk. S. 177 ff.). Dafür ist es aber gelungen, aus den zum Teil recht entlegenen Quellen noch etwa 15 Namen von Sternen und Sternbildern zu gewinnen und ihre Stellung am Himmel mit einiger Sicherheit zu bestimmen.

Merkwürdigerweise ist von den Planeten kein Name überliefert, obgleich doch diese

hellsten und auffälligsten aller Sterne auch von den Germanen gekannt und benannt worden sein müssen. Die merkwürdigen Schleifenbewegungen scheinen auf Island aber wenigstens dem Mars den Namen des Vorwärts- und Zurückwandernden verschafft zu haben. Bedenken wir, daß auf Island bald nach der Annahme des Christentums im Jahre 1000 die heidnischen Wochentagsnamen durch die kirchlichen *feriae* ersetzt werden mußten, so finden wir wohl mit Recht auch in dem allgemeinen Fehlen aller germanischen Planetennamen eine Spur der Zerstörung der heidnischen Überlieferung.

Die Namen der Fixsterne sind aus altdeutschen, angelsächsischen und altnordischen Quellen beigebracht, Quellen also, die geschichtlich und schrifttümlich unabhängig von einander sind. Und doch treten die aus so verschiedenen Orten herbeigetragenen Sternbildnamen sofort und durch sich selbst in einen deutlichen Zusammenhang. Sicher ist die Zahl der Bilder und Namen ursprünglich bedeutend größer gewesen. Aber der Bedeutungszusammenhang könnte, auch wenn wir alle verlorenen Bilder besäßen, nicht stärker hervortreten. Sehen wir von rein himmelskundlichen Namen wie Zeitstern, Tag-, Südstern und ähnlichen ab, so sind sämtliche anderen Bilder der großen germanischen Göttersage entnommen. Dies gilt für den angelsächsischen Namen Tir des Zeitgestirns, am Himmelspol also, der doch wohl den nordischen Tyr, die Himmels- und Kriegsgottheit im germanischen Gebiete, meint, der nach der eddischen Erzählung als einziger seine Hand dem Rachen des gefesselten Urvolfs Fenrir anvertraut und sie verliert. So hat in Deutschland mindestens seit dem 5. Jahrhundert die Milchstraße ihren Namen von dem Helden Fring, Fringsweg, erhalten, hinter dem Jacob Grimm wohl mit Recht den alten Wodan vermutete. Trägt doch derselbe Sternentweg später den Namen Frminstraße und auch Wodansweg selbst scheint nicht ungebräuchlich gewesen zu sein. Der angelsächsische Karlswagen für den Großen Wagen trägt im Norden den gleichen Namen; ausdrücklich bezeichnet noch in der älteren Edda das altnordische Karlr den höchsten Gott, Odinn, und noch im 14. Jahrhundert nennt man den Großen Wagen ausdrücklich den Wodanswagen.

Und so sind die meisten der wiederaufgefundenen germanischen Gestirnnamen mythologischen Gehalts. Gerade das deutsche Zeugnis vom Fringsweg beweist, daß die Art der Benennung der Gestirne aus der Göttersage wirklich alt und gemeingermanisch ist. Sie unterscheidet sich beispielsweise von der chi-

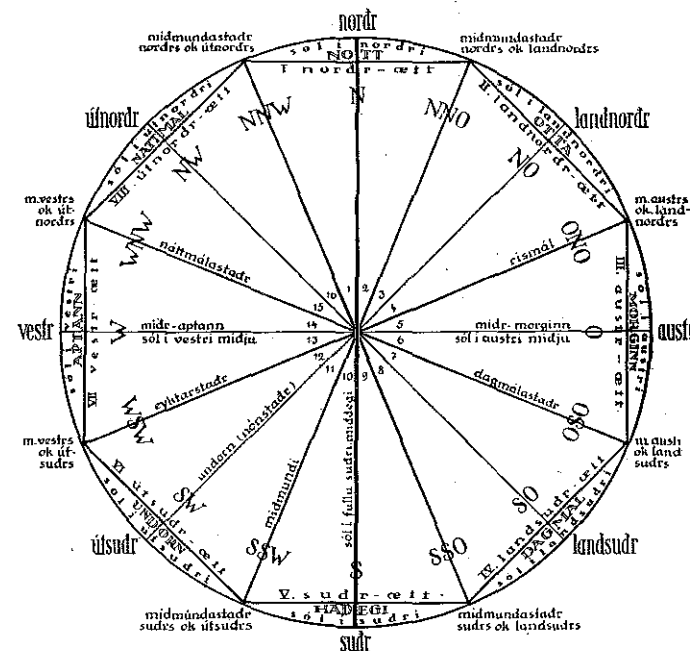


Abb. 2. Mettir und Eytir. Die altnordische Teilung des Himmels nach dem Gestirngang über den Himmelsrichtungen.

¹ Vgl. zuletzt noch: Hstör. Zeitschr., 1937, Heft 1; Arkiv för nordisk filologi, 1937 S. 94 ff. (Svensk) Hstör. Tidsskrift, 1937 S. 25 ff. u. a.

² Vortrag gehalten in der Ges. f. Deutsche Vorgeschichte in Berlin, 1. Dezember 1925; vgl. Mannus 18 (1926), 33 ff.

Die Übereinstimmung zwischen der Erzählung der Edda einerseits und dem Himmelsanblick andererseits ist so auffallend, daß ein Zufall ausgeschlossen erscheint. Aber noch andere Bilder treten herzu und vollenden das große Weltallsdrama, das uns in dem allstündlich drohenden Endkampfe zwischen Göttern und Riesen, d. i. den Schöpfungs- und den Zerstörungsmächten in der Göttersage, geschildert wird. Löst sich mit herb-einbrechendem Winter das Herbststernbild des Großen Wolskrachens von seiner Stellung am Osthimmel, dann erreicht in der Mitte der dunkelsten, der Wintersonnwendnacht, in den Breiten Islands und Norwegens ganz niedrig über dem Himmelstrand im Südpunkte, der flackernde Sirius den Fuß der Milchstraße, der Asenbrücke. So jung die Überlieferung des 18. Jahrhunderts scheint, so trifft sie doch in das Gefüge der älteren Sternbildbezeugungen sonderbar treffend ein. Es ist danach Lokis Brand, der die Götterbrücke betritt, da überdies eine altisländische Glosse dem „Vorhund“, der dem Sirius voranschreitet, den Namen des Fackelschwingers beigelegt hat. Auf der Götterbrücke selbst aber, in unserem Bilde des Fuhrmanns, hat sich Des Asen Kampf be-

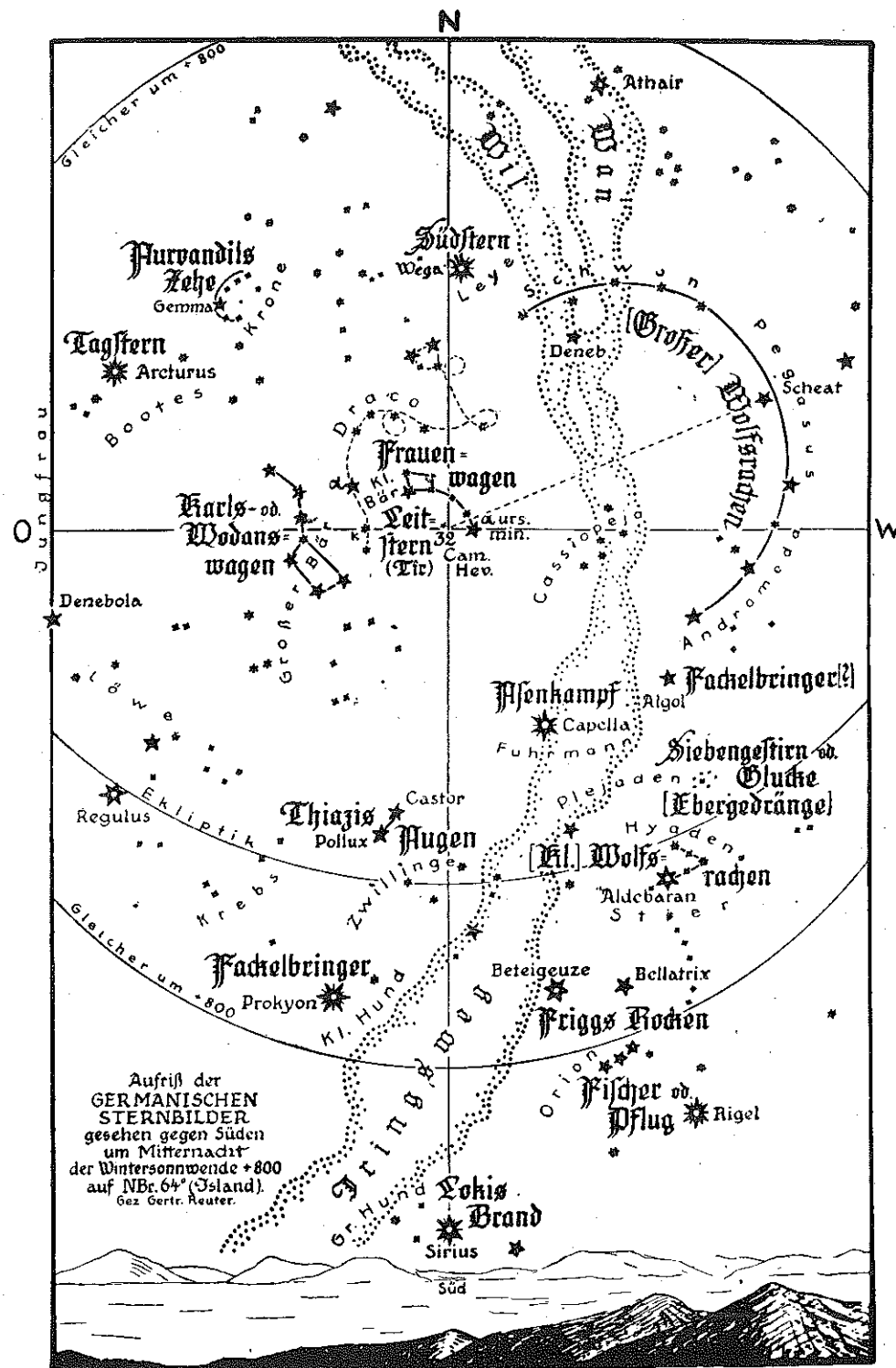
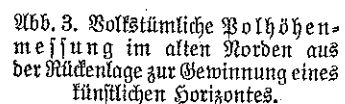


Abbildung 4

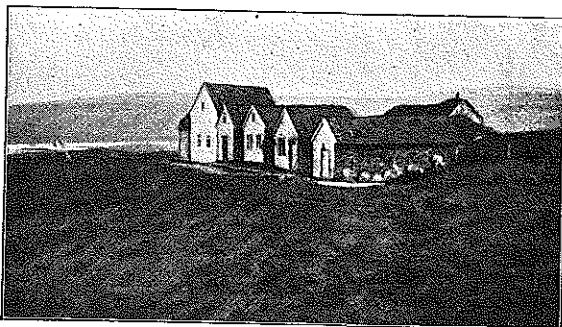


Abb. 5. Der Wohnsitz des Stern-Oddi im Ausgang des 10. Jahrhunderts. Das heutige Gehöft Muli in Nordisland, gesehen von Südwest

reits entwickelt; ist es doch nach der Edda Odin, der an der Spitze der Einherer dem die Asenbrücke heraufstürmenden Todfeinde im Goldhelm begegnen soll.

Nach der Edda freilich müßte der Sirius den Namen „Surt's Brand“ tragen; aber gerade eine solche Unstimmigkeit bezeugt, daß der Sternhimmel keine gelehrte Angelegenheit, sondern eine Volksschrift des Glaubens trug.

Wir können vermuten, daß diese Bilder im eddischen Zeitalter, zum Teil lange vor der um 930 beginnenden Sagazeit, an den Himmel gesetzt sind. Wahrscheinlich noch in Norwegen. Der älteste uns durch Strophen bekannte Skalde Bragi dichtete um 825 in Norwegen von Thor, dem Himmelsgott:

der emporgeworfen zum weiten Himmel
über alles Volkes Sitz die Augen
des Vaters der Skaldi.

Es sind die Augen Thiazis, die Thor auch nach dem Harbardsliede der Edda als „größtes Merkzeichen seiner Werke“ an den Himmel geworfen hatte, ein Zeichen, das in der Jüngerer Edda Snorri ausdrücklich 2 Sternen gleichsetzt, unter denen wir wohl die „Zwillinge“ erkennen dürfen. Die Söhne der Menschen, das ist des Gottes Ziel, sollen sich an des Gottes Taten erinnern.

Wir erkennen, daß die Sitte der Auszierung des Sternhimmels mit Göttersagen in das norwegische, vorisländische Altertum zurückreicht, gleichzeitig die angelsächsische und südgermanische Sitte bezeugend. Es ist das Zeitalter Norwegens, in dem der von den Norwegern zum Einherer erhobene bedeutendste Skalde Bragi den alten Landesgott Thor schon als Odins Sohn bezeichnet, Odin selbst aber den Menschenvater nennt und sich selbst als Odins Skalden rühmt. Scheint doch schon damals, bezeugt auch durch den halogaländischen Skalden Thjodolf von Hvin aus demselben 9. Jahrhundert, also wiederum in vorisländischer Zeit, das Gesamtgefüge der eddischen Göttersage von den Skalden nicht erfunden, sondern aus der volkstümlichen Dichtung der Thulir übernommen zu sein.

Nach allem ist das Verfahren der Verstärkung der Göttersage in der Namengebung vorisländisch, im Wesen gemeingermanisch. Dieser Schluß aber tritt zu der gleichzeitigen großen Überlieferung Altsachsens von der Verehrung der Irminsul als eines Abbildes der Weltsäule, die gleichsam alles trägt. Es sind große kosmische Bilder, in denen sich der höhere Glaube der Germanen spiegelt. Die großen Vorstellungen von Odin als dem Menschenvater (alda födr) bei Bragi und dem Welt herrn (foldar drottinn) bei Thjodolf im Nordnorwegen des 9. Jahrhunderts können also auch dieserhalb unmöglich erst von den Skalden erdichtet sein. Beim ersten Austausch der vorisländischen skaldischen Dichtung ist auch das Verhältnis zwischen Odin und Loki und damit das Sagengefüge im wesentlichen bereits daselbe wie in der trümmerhaften Edda. Die Isländersaga kennt den Weltbaum nicht mehr. Die Göttersternbilder aber spiegeln echtes Heidentum.

Das Germanentum kannte keinen Gestirnsdienst, keine Astrologie babylonischer Prägung.

Aber auch diejenigen kommen nicht auf ihre Kosten, die in den neu aufgefundenen Sternbildern den Grund und Anlaß der Göttersagen sehen wollen. Anders wie in Babylon, wo die Sterne als Offenbarungen der Götter galten, lebten die germanischen Götterwesen als Weltallsmächte unsichtbar; sie waren es, die, gänzlich undämonisch, auch die Welt der Sterne „setzten“ und den Himmel „hochzimmerten“. Die Götterdreieheit, unter deren Walten die Altsachsen durch 33 Jahre der stärksten Militärmacht Europas widerstanden, war, wenn auch ihre Namen versanken, vom Range der Ewigkeit.

Von jenem Glauben zeugt heute noch der Himmel; er kündigt in gewaltigen Bildern noch heute die Großtaten der Himmlischen, kündigt aber auch die Urdrohung, die aller Schöpfung von den Mächten der Zerstörung gesetzt ist, und fordert uranfänglich den hingebenden Kampf der Tapferen unter des Gottes wissender und begeisternder Führung. Er ist die Urkunde nicht eines vergänglichen Dichtertraums, sondern eines, allen Bildern, Namen und Vergänglichkeiten überlegenen ewigen Glaubens¹.

Otto Sigfrid Reuter.

Runen in Amerika

Don Wolfgang Krause

Am Hafen von Boston erhebt sich ein Standbild Leif Ericssons, der als erster Europäer, auf einer Fahrt von Norwegen nach Grönland vom Sturm verschlagen, im Jahre 1000 nordamerikanischen Boden betreten hat. Daß es gerade die Gegend der späteren Stadt Boston war, läßt sich leider nicht erweisen, ist jedoch keineswegs ausgeschlossen.

Daß die Entdeckung Leifs und die anschließenden Vinlandfahrten von Isländern und Grönländern nicht nur die Köpfe amerikanischer Gelehrter, sondern auch die Phantasie anderer Bürger der Vereinigten Staaten beschäftigte, ist nur allzu verständlich. Der erstgenannten Gruppe verdanken wir ausgezeichnete wissenschaftliche Abhandlungen über die mancherlei strittigen Fragen der Vinlandreisen des 11. Jahrhunderts, der zweiten Gruppe dagegen die amerikanischen Runen.

So fand sich auf einer kleinen Insel in Marthas Vineyard zwischen Kap Cod und Long Island ein Stein mit Runen, die von Leif Ericssons Anwesenheit hier berichteten und leichtlich als Nachwerk unseres Jahrhunderts erkannt wurden². Hierüber ist also kein Wort mehr zu verlieren.

Ganz anders steht es dagegen mit der berühmten Runeninschrift von Kensington in West-Minnesota, also im innersten Herzen Nordamerikas. Seit dem Erscheinen von Hjalmar R. Holands 316 Seiten starkem Buch „The Kensington Stone“ (Ephraim, Wis. 1932) geistert diese Inschrift besonders in deutschen Zeitungen und sogar wissenschaftlichen Zeitschriften in immer stärkerem Maße herum. Es sei mir aber gestattet, vom Standpunkt des Runen- und Sprachforschers zu dieser Runeninschrift Stellung zu nehmen.

Als der Farmer Olof Ohman, seit 1891 ansässig in dem Dorf Kensington, Douglas County, Minnesota, im August 1898 beim Urbarmachen von Land eine Espe ausroden wollte, entdeckte er, von den zwei Hauptwurzeln des Baumes fest umklammert, eine 91 Kilogramm schwere Steinplatte, die auf drei Fünfsteln der einen Breitseite und den anschließenden drei Fünfsteln der benachbarten Seitenfläche eine lange Inschrift in Runen aufwies. Der Stein wurde alsbald Herrn Professor Breda von der University of Minnesota zur Untersuchung übersandt, der die Inschrift als Fälschung erklärte, worauf der

¹ Abb. 1—3 und 5 zu diesem Aufsatz wurden entnommen aus des Verfassers „Germanischer Himmelskunde“, Verlag J. F. Lehmann, München; Abb. 4 stammt aus dem Werk „Der Himmel über den Germanen“, Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München.

² Vgl. A. W. Brögger, Norsk Geografisk Tidsskrift 6, 76.

Stein seinem Entdecker Ohman wieder zugestellt wurde, der ihn nunmehr als Schwelle vor seiner Scheune verwandte mit der Hauptseiten nach unten, während die Schmalseite mit Runen nach vorn wies. Dort also lag der Stein, bis ihn im Jahre 1907 Hjalmar A. S o l a n d wieder entdeckte, mit Einwilligung Ohmans nach Hause schaffte und seine Inschrift eingehend studierte. Bald kam Soland zu dem Ergebnis, daß Professor Bredas Urteil vorschnell und irrig, die Inschrift vielmehr echt sei und aus dem Jahr 1362 stamme. Bereits ein Jahr später (1908) berichtete Soland über seine Ergebnisse in der Zeitschrift „Skandinaviens“. In den folgenden Jahren entspann sich nun ein sehr lebhafter Streit zwischen amerikanischen, gelegentlich auch europäischen Forschern um die Echtheit der Inschrift. Soland selbst ließ sich keine Mühe verdrießen, um die Echtheit mit allen Mitteln wissenschaftlicher Beweisführung zu erhärten, und sein nach fünfundzwanzigjähriger Forscherarbeit veröffentlichtes Buch muß in der Tat jedem Leser Hochachtung abnötigen vor der gewaltigen Leistung dieser Untersuchungen. Jedes einzelne Wort und jede einzelne Runenform der Inschrift ist eingehend und unter Heranziehung der Sprach- und Zeichenformen in skandinavischen Urkunden des 14. Jahrhunderts erörtert. Der Fundbericht ist mit Hilfe forstwissenschaftlicher und mineralogischer Gutachten aufs eingehendste nachgeprüft. Alle geschichtlichen und erdkundlichen Möglichkeiten sind erwogen. Funde skandinavischer Waffen des 14. Jahrhunderts im Gebiet von Minnesota sind, mit guten Abbildungen versehen, veröffentlicht. Endlich ist die Glaubwürdigkeit sämtlicher Zeugenaussagen in bezug auf die Inschrift nachgeprüft und durch Abdruck von Briefen und amtlichen Protokollen beglaubigt worden.

Angesichts einer so gewaltigen und in jedem Punkte überredenden Leistung scheint es fast vermessend, noch immer Zweifel an der Echtheit der Runeninschrift von Kensington laut werden zu lassen. Freilich scheinen sich auch die skandinavischen Runenforscher noch nicht von der Echtheit überzeugt zu haben¹.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst den genauen Text der Inschrift in buchstabengetreuer Umschreibung samt wörtlicher Übersetzung. Die ersten neun Reihen stehen auf der Breitseite, die letzten drei Reihen auf der Schmalseite des Steines.

8 göter ok 22 norrmen po
opdagelsefard fro
winland of west wi
hade läger wed 2 skjar en
dags rise norr fro deno sten
wi war ok fiske en dagh äptir

wi kom hem fan 10 man röde
af blod og ded AVM
frælse af illy
har 10 mans we hawet at se
äptir wore skip 14 dagh rise
from deno öh ahr 1362

„8 Götter und 22 Norweger auf Entdeckungsfahrt von Vinland westwärts. Wir hatten (ein) Lager bei 2 Schären eine Tagesreise nördlich von diesem Stein. Wir waren und fischten einen Tag. Nachdem wir heim gekommen waren, fanden (wir) 10 Mann rot von Blut und tot. A (ve) B (irgo) M (aria), befreie von Übel!

Haben 10 Mann am Meer zu sehen nach unsern Schiffen 14 Tagereisen von dieser Insel. Jahr 1362.“

Schon der Inhalt dieser Inschrift ist im höchsten Grade erstaunlich. Man fragt sich: Wie ist es denkbar, daß im Jahr 1362 ein Trupp von 30 Skandinaviern in das innerste Herz von Nordamerika vorgebracht sein soll, in eine Gegend, die in der Neuzeit zum erstenmal 1868 vom Fuß eines Weißen betreten wurde (Soland S. 45). Soland nimmt an, daß mit dem „Meer“ der Inschrift die Hudson-Bay gemeint sei, und daß die kühnen Nordleute von dort aus über Land den Nelson River aufwärts bis zum Winnipeg-See und weiter den in diesen See mündenden Red River entlang bis in die Gegend des nachmaligen Dorfes Kensington vorgebracht seien. Man fragt sich vergeblich, welche

¹ Vgl. E. Noreen in *Östsvenska Dagbladet* vom 26. 2. 1932.



Stein von Kingstonsort
(Aus Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskab V.)

Abicht diese zwanzig Mann denn zu diesem abenteuerlichen Unternehmen verleitet haben könnte. Soland verweist auf eine Reise, die auf Befehl des Königs Hakon im Jahr 1355 unter der Führung des Norwegers Paul Knutson nach Grönland unternommen wurde, um dort das Christentum in den nordischen Siedlungen wiederherzustellen. Diese Expedition scheint nun erst 1364 heimgekehrt zu sein, und längst haben einige Forscher vermutet, daß Knutson von Grönland aus auch bis Vinland vorgebracht sei. Nun hat dies im Jahre 1000 von Leif Eriksson entdeckte Vinland sehr wahrscheinlich an der nordamerikanischen Ostküste irgendwo zwischen Neufundland im Norden und Neuschottland im Süden gelegen¹. Man sieht also keinesfalls ein, wie Mitglieder jener Knutson-Expedition in jene innersten Gegenden des Erdteils gelangt sein können. Allein schon der Inhalt der Inschrift muß uns also sehr mißtrauisch stimmen, wenngleich hierin noch kein unbedingter Beweis gegen die Echtheit zu sehen ist, da ja allenfalls mit einem ganz außergewöhnlichen Wagnis gerechnet werden könnte.

Betrachten wir jetzt die Zeichen der Inschrift. Den Grundstock bildet ein Runenalphabet, das wir in der Tat im 14. Jahrhundert auch sonst bezeugt finden. Nun aber weichen mehrere Zeichenformen erheblich von dem Schema ab: Die Runen für a, ä, g und p haben in der Kensington-Inschrift eine einzigartige Form. Der Laut d ist — abweichend von dem sonstigen Gebrauch — nicht durch die punktierte t-Rune, sondern durch die th-Rune wiedergegeben. Endlich sind die Runen für j, k, ö, w und y durch Umbildung mittelalterlicher lateinischer Buchstaben entstanden, wie Soland mit viel Scharfsinn nachgewiesen hat. Soland sucht diese auffallende Tatsache mit der Annahme zu erklären, daß der Runenriker von Kensington dort in der Wildnis und Einsamkeit die Zeichen für einige Runen vergessen habe. Das ist jedoch ganz unwahrscheinlich: Wie soll jemand, der überhaupt das Runenhandwerk verstand, ausgerechnet so landläufige Runen wie die für a, g, k und u vergessen haben? Das erscheint mir völlig ausgeschlossen. Durchaus möglich scheint es mir dagegen, daß jemand, der in der Neuzeit aus Freude an geistigem Basteln eine ganz besondere und eigenartige Runeninschrift herstellen wollte, auf den Gedanken kam, gerade einige der geläufigsten Runen durch gewiß mühevoll zurechtgemachte Sonderformen zu ersetzen, um dem Entzifferer die Arbeit nach Möglichkeit zu erschweren oder ihn zu verblüffen. Dieser neuzeitliche Runenmeister muß freilich recht gute Kenntnisse in spätmittelalterlicher Schriftkunde besessen haben; um diese Feststellung kommen wir nach Solands Darlegungen gewiß nicht herum. Aber wir haben es eben vermutlich mit einem geistigen Bastler zu tun, dem wir schon allerlei stille Forschungen zutrauen dürfen. Aus allen Teilen der Erde haben wir ja Beispiele dafür, wieviel geistige Arbeit und Mühe sich Schriftfälscher oder Schriftnachahmer bereitet haben, um ihrem Werk den Anstrich

¹ Vgl. W. Krause, *Forschungen und Fortschritte*, 1937, S. 196 ff.

der Echtheit zu verleihen, sei es aus Gewinnsucht, sei es einfach aus Lust am Basteln. Der Runenmeister von Kensington ist vermutlich in die zweite Gruppe zu rechnen. Es ist auch auffallend, wie überaus sorgfältig und schön sämtliche Runen in den Stein gemeißelt sind: Das sieht nicht danach aus, als hätte ein Mann in größter Not die Inschrift hingeworfen.

Kommen wir nun zur Sprache der Inschrift. Holand hat sich redlich bemüht, alle einzelnen Sprachformen auf dem Kensington-Stein als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts möglich zu erweisen. Prüft man aber seine Darlegungen genau, so stellt man fest, daß eine Reihe von Kensington-Formen in den Urkunden des 14. Jahrhunderts zwar ganz selten hier und da auftreten, jedoch in der Regel an Stelle von anderen Formen stehen. Das heißt: Die Sprache der Kensington-Inschrift wäre ein Sammelbecken von Ausnahmeformen. Das ist durchaus unglaublich bei Annahme der Echtheit. Rechnen wir dagegen mit dem neuzeitlichen Erzeugnis eines Amerikaners skandinavischer Herkunft, so ergibt sich ungezwungen die Annahme, daß dieser Mann, der seine skandinavische Muttersprache nur noch unvollkommen beherrschte, andererseits aber in seinem Leben irgendwann auch ältere skandinavische Texte kennengelernt hatte, eine altentümliche skandinavische Sprache wählte, die im Grunde weder Dänisch noch Norwegisch noch Schwedisch war, sondern ein Gemisch von allem.

Doch wählen wir einige handfestere Beispiele aus der Inschrift aus: Zweimal begegnet das Wort *rise* „Reise“. Das ist eine Unform, die auch Holand nur mit Unsicherheit in der Schreibung erklären kann. Im 14. Jahrhundert wurde das entsprechende Fremdwort *reise*, *reyse* oder *re(e)se* geschrieben, niemals *rise*. Hier kann nur die englische Rechtschreibung unserm Runenmeister einen Streich gespielt haben, der an *reise* dachte und in englischer Weise *rise* schrieb. Eine andere Erklärung gibt es schlechterdings nicht.

Neben zweimaligem *fro* „von“ bietet unsere Inschrift einmal *from*. Man sieht ohne weiteres, daß dem Runenmeister auch hier wieder sein Englisch in die Quere gekommen ist. Holands Bemühungen, auch *from* als gut mittelskandinavische Form zu erklären, sind fehlgeschlagen: Unter den zahllosen Belegen für diese Präposition vermag auch Holand nicht einen einzigen aufzuweisen, der die Gestalt *from* hat. Die weitaus übliche Form des 14. Jahrhunderts ist *fra*, woneben sich selten *fram* findet: Kurz *a* ist aber niemals zu o geworden.

Der Laut *ö* wird dreimal in unserer Inschrift mit einem besonderen Zeichen wiedergegeben (in *göter*, *röde*, *öh*). Um so mehr fällt die Form *ded* „tot“ auf, die schon darum kein einmaliges Versehen in der Schreibung des Vokals sein kann, weil die echt nordische Form an der betreffenden Textstelle *döde* lauten müßte: *röde af blod og döde*. Wenn statt dessen *ded* im Text steht, so kann auch hier wieder nur das Englische schuld sein, indem der neuzeitliche Runenmeister das ihm geläufige englische Wort *dead* lautgetreu als *ded* schrieb.

In Zeile 10 der Inschrift findet sich die Verbindung *10 mans* „10 Mann“. Das *-s* soll hier vermutlich den Genetiv bezeichnen. Dieser Genetiv ist hier aber gänzlich fehl am Orte. Der neuzeitliche Runenschmied kannte, wie wir schon vorhin bemerkten, gewiß Proben der alten skandinavischen Sprache. Dort nun kommen Ausdrücke vor wie *herrmanns* „Heerhaufe“, *mägi manns* „Haufe Männer“, *fiöldi manns* „Menge Männer“ und dergleichen. Offenbar nach derartigen Wendungen ist nun auch irrig das *10 manns* unserer Inschrift gebildet. Holand kennt sich in diesem Fall nicht genügend in der altnordischen Grammatik aus.

Das Wort *opdagelse* ist — trotz Holands verzweifelter Bemühungen — ein spätes Lehnwort aus dem Niederdeutschen, das zum erstenmal im Jahre 1575 in dem skandinavischen Schrifttum nachweisbar ist. Holand meint, dies späte Auftreten sei ein Zufall der Überlieferung. Aber sollte nicht gerade im Zeitalter der Entdeckungen schon lange vor

1575 Gelegenheit gewesen sein, dies Wort anzuwenden, falls es überhaupt schon vorhanden war?

Die Zahlen sind in unserer Inschrift mit Hilfe des Dezimalsystems wiedergegeben, das in der Tat, wie Holand nachweist, schon im 14. Jahrhundert in Skandinavien bekannt zu werden anfang. Immerhin ist es damals keineswegs üblich gewesen. Besonders auffällig ist aber die Art der Jahresangabe am Schluß der Inschrift: *ahr 1362*. Das klingt neuzeitlich, war aber damals, im 14. Jahrhundert, unmöglich. Denn wenn auch schon damals gelegentlich die Jahreszählung nach Christi Geburt in Skandinavien eindringt, so ist sie doch noch sehr selten und muß dann vor allem deutlich gekennzeichnet werden. Es ist sehr bezeichnend, daß Holand bei der Wiedergabe des Textes der Inschrift in der Jahresangabe die Worte *äptir guz byrd* „nach Gottes Geburt“ in Klammern einfügt: Ohne einen derartigen Zusatz wäre die Jahresangabe im 14. Jahrhundert einfach unmöglich.

Die soeben gebotene Auswahl von unmöglichen Sprachformen zeigt wohl zur Genüge, daß die Kensington-Inschrift keinesfalls echt, d. h. im Jahr 1362 verfaßt sein kann. Es ist ja nun aber so, daß der Nachweis der Unechtheit auch nur auf einem Gebiet genügt, um allen Echtheitsbeweisen auf anderen Gebieten das Rückgrat zu brechen. Was hilft es also, wenn Holand sich durch langwierige Arbeiten und Anstrengungen bemüht, die Fundumstände so zu klären, daß danach die Echtheit der Inschrift erwiesen zu sein scheint. Und nicht einmal das gelingt ihm! Als nämlich Holand 1907 nach Kensington kam, war die Espe, unter deren Wurzeln der Runenstein eingeklemmt lag, längst ausgerodet, und Holand mußte an noch stehenden, der Erinnerung der Leute nach ähnlich beschaffenen Espen die Jahresringe zählen, um zu dem Schluß zu gelangen, daß der fragliche Baum zweiundsiebzig Jahre alt gewesen sei, daß aber der Stein vor dem Wachsen des Baums an jener Stelle gelegen haben müsse, also vor 1826, mithin lange vor der Zeit, in der die Gegend um Kensington besiedelt wurde. Wer will noch behaupten, daß der Stein nicht mit Kunst zwischen die Wurzeln des Baumes geschoben sein konnte? Ja, wer weiß mit Sicherheit, wie alt jener Baum in Wirklichkeit war, als Herr Ohman ihn ausrodete? Was nützt es, wenn Holand allen Männern, die nur irgend an der Sache beteiligt sein konnten, amtliche Baumundszugnisse ausstellen läßt? Es bleibt auf jeden Fall eine merkwürdige Tatsache, daß gerade in der Gegend von Kensington überwiegend Farmer skandinavischer Herkunft siedeln. Wer will behaupten, daß keiner von all diesen Männern sich je aus Liebhaberei mit den alten Vinland-Geschichten und mit Runen befaßt habe? Holand selbst gibt an, daß sich in Herrn Ohmans Bücherei eine schwedische Grammatik vom Jahr 1840 befunden habe, die u. a. eine Runenreihe — allerdings nicht von der Art der Kensington-Runen — sowie Paradigmen des Mittelschwedischen und verschiedene kurze Proben schwedischer Mundarten enthielt. Diese Grammatik gehörte früher einem heruntergekommenen Hilfsgeistlichen Sven Fogelblad an, der einst in Upsala studiert und sich kurz vor 1860 in Westgötland aufgehalten hatte, später ein Trinker wurde und nach seiner Auswanderung bei verschiedenen Farmern in Minnesota abwechselnd als Hauslehrer lebte, ein im übrigen gänzlich harmloser Mann, der sich mit allerlei Bastleien beschäftigte und 1897 starb. Einer der Nachbarn Ohmans namens Andrew Anderson hat behauptet, daß Fogelblad ein Runenbuch des „berühmten“ Gelehrten Fryxell besessen und Ohmann gegeben habe¹, und schriftlich ausgesagt, daß er jenen Fogelblad für geistig fähig hielt, eine Runeninschrift zu verfassen, wenn er ihm diese Fälschung auch nicht moralisch zutrauen wollte. Es wäre freilich töricht, wenn ich von Deutschland aus, ohne jede Kenntnis der Verhältnisse in Kensington, in diesem Streit um die Person des

¹ Ohmann bestreitet zwar die Richtigkeit dieser Angabe. Wie konnte Anderson aber auf den Namen Fryxell verfallen, ohne zu wissen, daß es tatsächlich ein Buch gibt: *Erland Fryxell, De antiquitate calendarii runici* (Holmiae 1758). Die falsche Schreibung des Namens beruht wohl auf Verwechslung mit dem bekannteren Anders Fryxell.

Fälschers irgendwie Partei ergreifen wollte. Die Bemerkungen über Fogelblad wollten vielmehr nur zeigen, daß es in der Gegend von Kensington gewiß Menschen gab, die Lust und geistige Fähigkeit zum Runenrizen besaßen, gewiß nicht, um boshaft zu fälschen, wohl aber aus Bastelfreude.

Wenn Holand in seinem Buch als Stützen für die Echtheit der Kensington-Inschrift auch einige Funde von skandinavischen Beilen mittelalterlichen Gepräges aus Minnesota anführt, so ist das gewiß eine an sich interessante Tatsache, vermag aber die angeführten Beweise für die Unechtheit in keiner Weise zu entkräften.

Zum Schluß sei noch auf die Kensington-Inschrift als Ganzes hingewiesen. Wer überhaupt Runentexte kennt, wird zugeben, daß so nie eine Runeninschrift ausgesehen hat. Glücklicherweise besitzen wir eben aus dem 14. Jahrhundert und aus einer dem nordamerikanischen Festland wenigstens benachbarten Gegend eine wirklich und unbestritten echte Runeninschrift, nämlich die auf dem Stein von Ringigtorsöak, einem Eiland an der grönländischen Westküste unter 72° 58' n. Br. Diese Inschrift, die von drei kühnen Männern, vermutlich Jägern, in höchster Not verfaßt wurde, lautet in Übersetzung: „1333 (diese Zahl in Geheimzeichen). Erling Sigvatsson und Bjarni Tordarson und Eindridi Oddsson Sonnabend vor Gangtag (= 25. April), schichteten diese Warten auf und beraunten den Eissturm.“ Wie anders klingt dieser Text als der von Kensington! Zudem gibt es in der Inschrift von Ringigtorsöak weder irgendwelche Runen noch irgendwelche Sprachformen, die sonst Ausnahmen wären. Selbst die Geheimrunen am Schluß der Inschrift von Ringigtorsöak sind nach einem bekannten Schema verfaßt.

Wir müssen Hjalmar Holand gewiß Dank sagen für die ungeheure Arbeit, die er sich mit seinem Buch gemacht und durch die er den Mitforschern die Nachprüfung aller Umstände so wesentlich erleichtert hat. Es ist besonders anzuerkennen, daß Holand auch sehr viele Umstände angeführt hat, die auf die mögliche Unechtheit der Inschrift deuten, wenn er diese Umstände dann auch entkräften zu können vermeint. Das Endergebnis für den Philologen bleibt aber doch: Die Kensington-Inschrift ist in der Neuzeit verfaßt von einem Mann, der im Alltagsleben englisch sprach, der sich aber viel und eingehend mit Runen und mit älteren skandinavischen Sprachen beschäftigt hat.

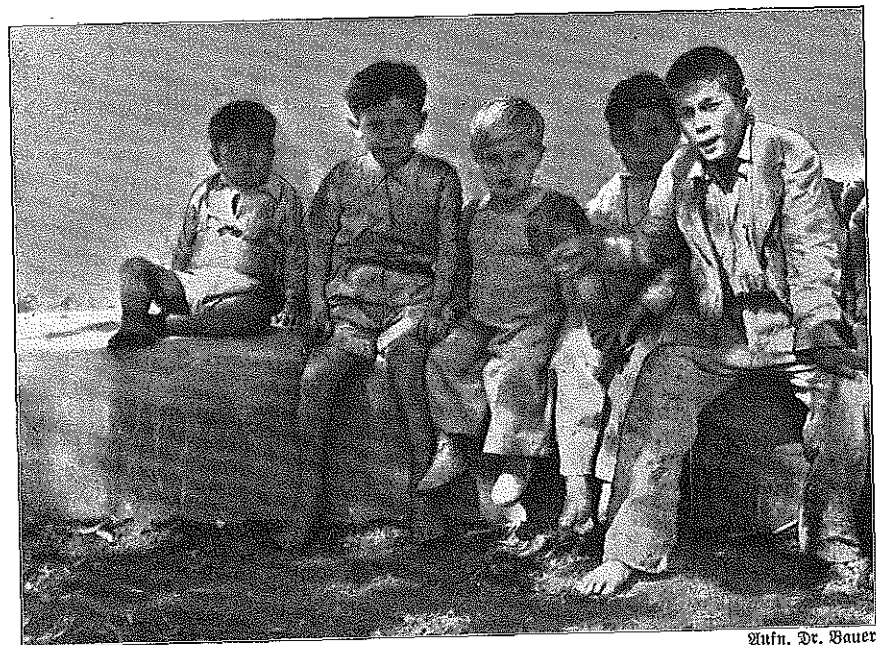
Rasse und Gesittung der Kanarier

von Franz von Löhner

Aus dem „Kanarierbuch“ ausgewählt und erläutert von Otto Huth¹.

Mich blühte, als ich von der Teneriffa-Küste ins Innere und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht an, als je eines auf westfälischen Heiden über seinen Hofszaun ausschaute. Es wehte mich etwas Verwandtes an, ähnlich wie früher unter französisch redenden Burgundern, englisch redenden Pennsylvaniern, magyarisch redenden Zipsern in Ungarn. Ich war dann auf schwierigen Bergpfaden unter die ärmsten und abgelegensten Kanarier auf Teneriffa, Palma und Gran Canaria gekommen, hatte in ihren Hütten und Grotten verkehrt, und beständig hatte sich erneuert und verstärkt jene erste Ahnung, daß die Urbevölkerung der Inseln germanisch gewesen und sich mit späteren Ansiedlern aus Europa vermischt habe.

Als im fünfzehnten Jahrhundert Franzosen, Spanier und Portugiesen herbeigesegelt, um die glücklichen Inseln, diese schimmernden Juwelen im Atlantischen Ozean zu erobern, fanden sie dieselben bewohnt von einem zahlreichen Volke von heller Gesichtsfarbe



Aufn. Dr. Bauer

Kinder von La Palma. Der blonde Knabe in der Mitte zeigt stark sächsische Züge

und hellem Haar, das sich Wandschen, auf Teneriffa Wandschen nannte. Die Spanier schrieben Guanches oder auch Guanges, da sie unser w durch gu (wie in guah, Weh, Guerra, Wehre) und unser dsch durch ihr ch wiedergeben. Die Aussprache „Guanchen“ aber erweckt von vornherein eine irrige Vorstellung wie von etwas Indianischem.

Dieses Volk war stark und tapfer und gewandt wie kein anderes, schön und kräftig gebaut und voll Geist und Leben. Ein natürlicher Frohsinn, sowie Treue und Redlichkeit schien ihm angeboren. In seinem ganzen Wesen war etwas Edles und Hochgemutes.

Zwei Charakterzüge wurden aber der alten Kanarier Unglück. Sie waren die arglose Offenheit und Gutmütigkeit selbst; hundertmal betrogen, vertrauten sie immer aufs neue. Ihr noch schlimmerer Fehler lag in dem innern Widerstand ihrer Natur gegen die Forderung, sich zusammenzuschließen und zu handeln und Krieg zu führen nach der Leitung eines Planes und Oberhauptes. Unbesieglich war der Eigensinn bei Mann und Stamm.

Dennoch widerstanden sie hundert Jahre lang mit ihren einfachen Waffen allen Angriffen. Ihre angeborene Tapferkeit und Klugheit besiegte die Vorteile, welche ihren Feinden Reiterei und Feuergewehr und die Taktik geschulter Heere brachte.

Besiegt werden schließlich auf allen Inseln die Wandschen nur durch ihr eigenes Volk, indem einzelne Stämme und Fürsten gemeinsame Sache mit dem Eroberer machen, wiederholt ihn vom Untergange retten, und durch ihre Treue, Kraft und Landkenntnis den Ausschlag geben. Ist alles verloren, so flüchten die Kühnsten in unzugängliche Berge und Waldungen, führen dort das Leben von Verbannten, und werden jahrelang wie Wild gehetzt, bis die Tapfersten unter den Kugeln und in Hunger und Elend verenden!

Alle Berichterstatter sind darin einig, daß die Wandschen ein sehr schönes Volk gewesen, von kräftigem Wuchs und Mittelgröße oder darüber, begabt mit Schwungkraft der Glieder und offener Gebärde. Die Mumien, die man aus den Höhlen zog, bezeugen noch den hohen und kräftigen Körperbau.

An vielen Mumien sieht man auch noch das blonde Haar, an einigen goldfarbiges.

Mit der Blondheit des Haares stimmte das Blau oder Hellgrau der Augen. Jedoch kamen auch auf allen Inseln Schwarzköpfe und Braunaugen vor, wenn schon nicht häufig.

¹ Vgl. W. Krause, Was man in Runen riht, Halle 1935, S. 43.

² Man vergleiche die Ausführungen über „Die Gesittung der Kanarier als Schlüssel zum Urindogermanentum“ im Februarheft 1937 von „Germanien“. Dort wurde gezeigt, daß die „Guanchen“ zwar keine Germanen, wohl aber Indogermanen waren.

Der Bartwuchs erschien bei den Männern voll und stark. Das Kopfsaar war schlicht herabhängend, weder kraus noch büschelförmig. Die Hautfarbe war, wie sie im mittleren Europa gewöhnlich ist, weiß und rötlich und hie und da etwas brauner. Alle Europäer, die mit Wandschen zu tun bekamen, schildern sie als fröhlich und gesellig, gastfrei und hochgemut. Von ihrem herzigen und sanften Wesen können Spanier und Franzosen nicht genug erzählen. Aber sie bemerkten, daß bei aller Stärke des Körpers und der Seele doch etwas Weiches und Zärtliches in ihrer Natur sei, und daß sie leicht sich der Wehmut und schmerzlichen Gedanken hingaben. Besonders fiel auch den Romanen das tiefe Gefühl auf, das in den Wandschen wohnte, und die lebhaft ausdrucksvolle Gebärde, das leuchtende Auge, die stürzenden Tränen, durch welche die Empfindung sich kundgab. Nirgends äußerte sich die Stärke dieses Gefühls mächtiger, als bei Leid und Freude, welche Ehre und Freiheit oder die Familie betrafen.

Es war wohl natürlich, daß auf diesen blühenden Inseln, im milden Klima in einer üppigen und doch so feinschönen Natur alles dasjenige, was in germanischer Art von Gemüt und Seelenadel wohnt, zur vollen Entfaltung kam. Wunderbar aber scheint es, wie dennoch in dieser Natur angeborene Härte keinen Schaden litt. Denn Inselvölker sind gewöhnlich sanft und liebenswürdig, selten aber von kriegerischer Rauigkeit und von jener rücksichtslosen Ehr- und Freiheitsliebe, welche Gefahr und Wunden und Tod verachtet. Gerade diese Eigenschaften aber waren bei den Wandschen so entwickelt, daß die Spanier im Kampfe oft ein leises Grauen überfiel. Die Tapferen schlugen sich Jahr auf Jahr gegen die Eroberer: keine Niederlage, kein Unglück kann die Eisenherzen brechen. Erst wenn infolge übermenschlicher Anstrengungen, wenn infolge der Landesverheerung, des Viehraubs, der unbebauten Äcker, des Mangels an allen Lebensmitteln Seuchen und Krankheiten ausbrechen und die Krieger dahintraffen, erst dann pflegen sich die freien Männer zu ergeben. Aber auch dann finden sich noch immer einige, die ein Notleben im unzugänglichen wüsten Gebirge vorziehen.

Bei so kriegsgewohntem Volke war die Waffenfreude natürlich. Waffen waren Schmuck und Ehre des freien Mannes, und nicht leicht ging einer aus, ohne ein Waffenstück oder einen Stab mit einem großen Knopf darauf oder wenigstens einen kurzen Stock aus wildem Olbaum in der Hand zu führen.

Die Wandschen aber fanden sich noch im Besitz einer anderen einfachen, aber gefürchteten Waffe, das war der Steintwurf aus bloßer Hand oder mit der Schleuder. Ein paar Würfe zersplitterten jedem Spanier den Schild in hundert Stücke. Sie waren so treffsicher, daß ihr Steintwurf den höchsten Ast vom Baume schmetterte, und mit ihrer riesigen und gewandten Kraft schlangen sie die schwersten Steine in unglaubliche Entfernung. Ihre Spieße und Lanzen flogen mit solcher Kraft und Gewalt, als wären die Arme Kriegsmaschinen. Sie selbst aber waren vom Knabenalter an täglich belehrt, vor Lanzen und Pfeilen ungemein behende auszubiegen.

Die Annäherung einer feindlichen Schar wurde durch Rauch und Feuer in die Weite verkündigt. Auch stellte man Schildwachen aus, deren Pfiff stundenweit gehört ward.

Eines Volkes Wesen und Treiben wird wesentlich bestimmt und gefärbt durch die Einwirkung der Frauen. Ihre Stellung war bei den Wandschen eine solche, wie sie weder bei Griechen und Römern, noch bei Berbern und Arabern, sondern einzig bei den Germanen stattfindet. Diese konnten es sich nicht anders denken, als daß in den Frauen dieselbe edle Menschennatur lebe, wie in den Männern.

„Die Germanen wähen“, sagt Tacitus, „in edlen Jungfrauen sei etwas Heiliges und Vorahnendes, und ihre Ratschläge werden nicht verschmäht, noch ihre Entscheidungen vernachlässigt.“ So hatten auch die Wandschen den frommen Glauben, daß eine reine weibliche Seele ins Verhüllte und Dunkle schaue und die Wirrnisse löse. Oft traten bei ihnen bedeutende Frauen auf als Prophetinnen, ordnen das Staatswesen, schlichten Streitig-

keiten und rufen zum Kampf für die alte Freiheit. So erzählte Galindo wörtlich von Canaria: „Im Galdargau, dem fruchtbarsten der Insel, lebte eine jungfräuliche Herrin, Antidamana genannt, von großem Wert und Verdienst, welche bei den Eingeborenen in hoher Achtung stand. Sie hatten solch eine Meinung von ihrem Urteil und Verstand, daß sie häufig an sie sich wandten, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und niemals gegen ihre Erkenntnisse Einspruch erhoben.“

Es sind deshalb bei den Wandschen Frauen auch tätig bei religiösen Aufzügen, ja, ihnen vorzugsweise wird bei den Opfern ein priesterlicher Charakter eingeräumt. An allen Festen, an den öffentlichen Tänzen und Gesängen nehmen sie teil, und sind bei den Kampfspielen der Männer und Jünglinge begeisterte Zuschauerinnen. Sie kümmern sich um ihres Volkes Schicksal, und wo Streit ausbricht, suchen sie zu vermitteln. Rückt aber die Mannschaft zum Krieg aus, so bleiben die Weiber nicht zu Hause, sondern ziehen nach, um auch im Feld ihres Frauenamtes zu warten.

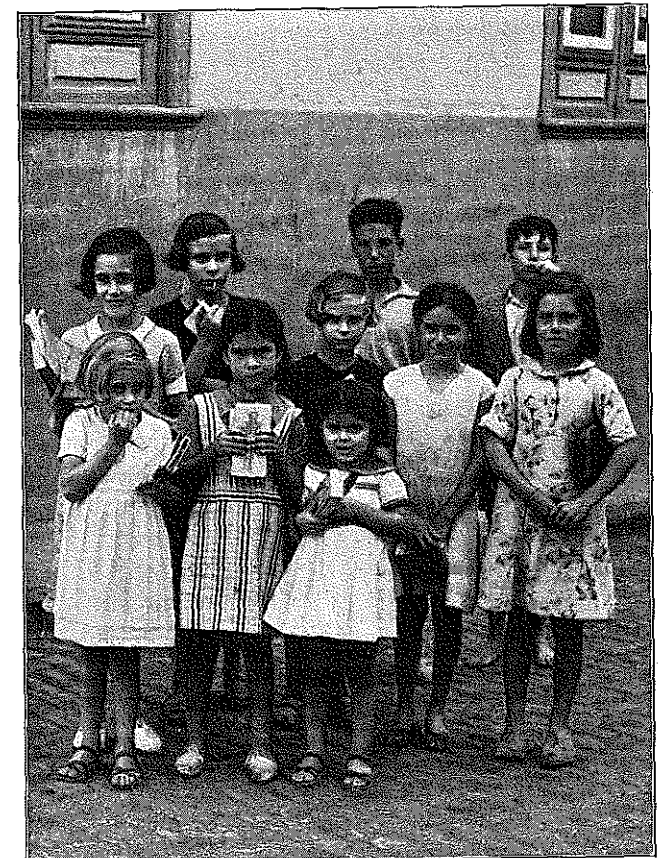
Bei der Hochzeit streut man noch jetzt auf das Brautpaar ein paar Hände voll Weizen. Dieser Brauch, der kein spanischer, rührt ohne Zweifel aus der Wandschen-Zeit her.

Die Knaben aber wurden von Jugend auf zu den Waffen erzogen. Sie stellten sich in gewisser Entfernung voneinander auf, dann warfen sie sich erst mit Steinchen, und mußten, ohne einen Fuß zu rühren, bloß durch Ausbiegen und blitzschnelles Heben und Senken des Leibes, den Wurf vermeiden. Waren sie geübt darin, so traten an Stelle der Steinchen Wurfspeie, und die rastlose Übung machte, wie insbesondere von denen auf Gomera erzählt wird, sie so behende, daß sie fliegende Steine und Spieße mit der Hand auffingen.

Anderes hatten die Mädchen zu lernen. Außer dem Zuschneiden, Nähen und Ausputzen der Bett- und Kleiderfelle, außer den häuslichen Arbeiten wurden sie insbesondere in zwei Künsten, der Färbekunst und der Heilkunst, unterrichtet.

Die Frauen waren es, welche die Wunden heilten und Schmerz und Krankheiten bekämpften. Sie wußten Kräutertränke zu bereiten, deren Wirkung erprobt war. Ihre Hauptmittel waren Butter und Mark von Ziegen und Schafen.

Nichts war bei den Wandschen beliebter, als Volksfeste.



Kinder auf Teneriffa. 2 Mädchen sind blond

Aufn. Dr. Bauer



Agua Mansa auf Teneriffa

Aufn. Dr. Bauer

Die Ernte, der Jahrestag der Krönung des Fürsten, der Landtag sowie die religiösen Feierlichkeiten gaben im Jahreslauf wiederkehrend Anlaß zu öffentlichen Festen. Die Zeit wurde nach dem Mondwechsel ein für allemal bestimmt. Dann wurde allgemeiner Landfriede verkündet, Fehden und Kriege mußten ruhen, und selbst feindliche Nachbarn hatten freies Geleit, um zum Feste zu erscheinen. Am feierlichen Tage zog alt und jung mit grünen Zweigen in den Händen daher, das wallende Haar bekränzt mit Laub und Blumen, und den Aufzügen und Opfern folgten Kampfspiele, Tänze und Lieder ohne Ende, und wenn der Abend dunkelte, flammten die Freudenfeuer auf den Bergen.

Natürlich fehlte es dabei nicht an Schmausereien, die Wandschen waren vielmehr große Freunde von Gastmählern. Regelmäßig gab es bei den Volksfesten die große Schüssel, den Ganigo, aus welchem sie mitkommen aßen.

Kein Fest aber ohne Wettkämpfe. Vor der ganzen Gemeinde, ja vor dem ganzen Volke Geschick und Mut und Körperkraft zu zeigen, kühne Entschlossenheit eines gewandten Geistes und hohe Meisterschaft in den Waffen, dadurch den Mitbewerbern obzuseigen und in Wort und Lied gefeiert zu werden, — dahin ging die brennende Begierde von Jugend auf.

Auf Canaria, ohne Zweifel auch auf den anderen Inseln, gab es öffentliche Häuser, wo man zusammenkam, um zu tanzen und zu singen. —

Die Tänze waren Paartänze oder Reihentänze.

Alle diese Tänze geschahen nach dem Takt und mit großer Behendigkeit der Füße und höchst ausdrucksvollem Wiegen und Biegen des Leibes. Den Takt schlugen die umstehenden Zuschauer klatschend mit den Händen und stampften mit den Füßen. Alle aber sangen im Takt ihre Lieder dazu. Die Spanier nahmen von den Wandschen den hübschen Tanz an, den sie noch den *babylo canario* nennen. „Zwei Dinge“, sagt ein Schriftsteller, „gehen in alle Welt und haben die Inseln berühmt gemacht: die Kanarienvögel, so beliebt wegen ihres Gesangs, und der Canario, der edle und kunstreiche Tanz.“ Dieser Canario war ein Tanzen und Schweben im Viertakt, den man mit heftigen kurzen Fußstößen angab.

Die alten Wandschen waren auch ein liederreiches Volk, und sie liebten nichts mehr als Tanzen und Singen. Ihr Gesang klang den Spaniern eigentümlich, weil er sich in schweren

langgezogenen Tönen bewegte. Der Inhalt vieler Lieder war so schlicht und rührend, daß Europäer, wenn ihnen übersezt wurde, was die Wandschen sangen, öfter in Tränen ausbrachen. Es gab aber vielerlei Volkslieder. Die einen waren Gesänge bei religiösen Festen, die anderen Liebes- oder Frühlings- oder Erntelieder und dergleichen; wieder andere hatten Heldentaten und andere wichtige Ereignisse zum Gegenstande. Die Wandschen waren gewohnt, was auf sie Eindruck machte, in Vers und Lied zu bringen, und diese historischen Gesänge trugen der Ereignisse Andenken bis in fern entlegene Zeiten hinab. Nationalgesänge ersetzten das Geschichtsbuch.

Grundzug der religiösen Anschauung bei den Wandschen ist der lebendige Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, den Abvater, der dort oben wohnt, wo sein Abbild das hehre und weite Himmelsgewölbe.

Von gottesdienstlichen Stätten finden sich zwei Gattungen, kleine Kapellen oder, wie bei den alten Germanen, freie Plätze mit irgend etwas Hochragendem, sei es eine gewaltige Baumsäule, ein hoher Einzelfelsen oder ein künstlich von Steinen errichteter kleiner Turm.

Auf Ferro dienten ebenfalls dazu zwei hohe Felsblöcke, und das Volk glaubte, so sagten wenigstens die Spanier, das göttliche Wesen lasse sich, wenn die feierliche Versammlung die Felsäulen umringe, auf ihrer Spitze nieder. Von Lanzarote wird berichtet, daß die Bewohner, um zur Gottheit zu flehen, einfach auf die Berghöhen stiegen und dort die Hände zum Himmel erhoben. Die ragenden Felsen oder Steinsäulen, welche die heiligen Stätten bezeichneten, trugen den Namen eines Gottes, und bei ihnen schwur man, und niemals wurde solch ein Eid gebrochen. Götterbilder aber kannten die Wandschen auf allen Inseln nicht.

An feierlichen Tagen, wie bei Sonnentwende und Mondwechsel, über deren Eintritt man sorgfältige Rechnung führte, versammelte sich alles Volk auf den geweihten Plätzen, wo die Steintürme oder die Felsäulen standen, und feierte durch festliche Umzüge, Tänze, Gesänge und Kampfspiele die Gottheit.

In Zeiten, wo schwere Landesnot nicht weichen wollte, kam es wohl vor, daß ein Mann sich von schroffer Fels Höhe hinunterstürzte in den freiwilligen Tod, damit sein Heldennut und sein Lebensopfer die Gottheit annehme zur Sühne für das Volk.

Ja, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die östlichen Inseln bereits lange christlich waren, erzählte man dort folgendes. Wenn auf Teneriffa Königskrönung sei, so opfere sich einer. Dann versammle sich das Volk in einem tiefen Felsental, und nach einer gewissen Zeremonie, unter dem Aussprechen feierlicher Worte, stürzte der Mann, der freiwillig sein Leben zum Opfer bringe, sich von der Fels Höhe in die Tiefe. Dann aber gebe der König reichlich dessen Verwandten. Damit also der neue Fürst lange und glücklich das Volk regiere, nahm einer aus dem Volke das Unheil, daß dem Fürsten etwa drohte, freiwillig auf sein Haupt und stürzte sich damit in den Abgrund. Die feierlichen Worte, welche den Todessprung begleiteten, waren sicherlich dieselben, wie der letzte Ausruf der Freiheitskämpfer, die freiwillig, um vor dem spanischen Joch zu retten, vom Felsgipfel in den Tod stürzten: „*¡Mistirma!*“

Bei den Wandschen war jeder Hausvater sein eigener Priester, aber für die öffentlichen Religionsübungen, die das ganze Volk angingen, gab es auf Canaria und ohne Zweifel ebenso auf anderen Inseln einen öffentlichen Beamten, und zwar von so großem Ansehen, daß er gleich nach dem Fürsten kam. Dieser, der *Jahlay* genannt, war der oberste Vertreter des Königs im Felde, bei Gericht und vor der Gauversammlung. Er nahm die Wehrhaftmachung vor, führte bei Gericht den Vorsitz und wahrte bei den öffentlichen Zweikämpfen den Frieden.

Es gab auf Canaria mehrere Häuser, in welchen priesterliche Jungfrauen zusammen lebten, und diese Wohnungen wurden so heilig gehalten, daß Verbrecher, welche dorthin

flüchteten, vor den Gerichtsbeamten Schutz genossen. Diese Jungfrauen aber trugen, gleichwie die Priesterinnen, weiße schleppende Gewänder. Sie standen in hoher Verehrung, und das Volk brachte ihnen freiwillige Gaben dar. Ihr Amt war, bei den festlichen religiösen Umzügen die Opfergefäße zu tragen und das Opfer zu verrichten, in den Bethäusern aber täglich Milch auszusprengen, die man von besonders aufbewahrten Ziegen nahm, denen die Zicklein gelassen wurden.

Solange eine Jungfrau in dem geweihten Hause wohnte, durfte sie an Heiraten nicht denken. Die Vorsteherin jedoch konnte auch eine Witwe sein. In diesen Klöstern pflegte man auch die Töchter der Edlen zu erziehen. Erst mit dem zwanzigsten Jahre, wenn sie heiraten wollten, kehrten sie zu ihren Eltern zurück.

Die Kinder wurden bald nach der Geburt mit Wasser begossen, und dies geschah durch jene priesterlichen Jungfrauen. Es war deshalb wahrscheinlich ein religiöser Akt mit feierlichen Sprüchen.

Bei den Wandschen hießen jene Geweihten vorzugsweise „die Jungfrauen“, magadas, oder auch, weil hari Volk hieß, sie aber aus dem Kreis ihrer Familien herausgetreten waren und dem ganzen Volk angehörten, so nannte man sie harimagadas (Vollsmädchen).

Auf Wahrsagung hielten die Wandschen große Stücke, und öfter traten unter ihnen Greise und Frauen auf, deren Prophezeiungen in Ehren gehalten wurden, gleich als wären sie von göttlichem Geiste erfüllt. So gab es auf Fuerteventura zwei Frauen, Lamonante und ihre Tochter Libabrin, welche die öffentlichen Ereignisse vorher sagten. Sie standen in solcher Verehrung, daß zu der Mutter die Häuptlinge kamen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, und daß die Tochter anordnen durfte, was zum Gottesdienst geschehen sollte.

Nachbemerkung: Damit ist die Fülle des Materials, die Löhers Werk birgt, keineswegs erschöpft. Ich hoffe, daß die Proben aber genügen, zu zeigen, daß hier wichtigstes Überlieferungsgut vorliegt. Während Löhner sich meist auf den Vergleich mit germanischen Überlieferungen beschränkt, muß endlich einmal dies ganze Material vom Gesamtindogermanentum aus betrachtet werden. Wir können den Satz aufstellen: wenn Bräuche bei verschiedenen indogermanischen Völkern sich finden und zudem bei den Kanariern überliefert sind, so dürfen diese Bräuche als ur-indogermanisch gelten. Von den oben mitgeteilten Bräuchen finden wir z. B. bei andern Indogermanen bezeugt das Kornüberschütten bei der Hochzeit, die Feuerzeichen u. a. Sehr bedeutsam ist die hochgeachtete Stellung der Frauen und ihre Rolle im Kult. Ich werde an andern Orten zeigen, daß wir in den Harimagadas „Bestalinnen“ zu sehen haben, d. h. Priesterinnen, die das heilige ewige Stammesfeuer bewahren. In dem Himmelsgott der Wandschen erkennen wir den indogermanischen „Zeus“. An christliche Erinnerungen — wie Löhner will, dessen Wandschen-Bandalen ja einmal Christen waren — ist hier ebenso wenig zu denken wie bei dem indogermanischen Ritus der Taufe. Vieles bedarf noch genauer Untersuchung. So vermißt man bei Löhner eine Angabe darüber, wann die Feuer auf den Bergen angezündet wurden. Waren es Sonnenwendfeuer? — Jedenfalls berührt es eigenartig, daß die kanarischen Überlieferungen bis heute weder von der Indogermanistik, noch von der Volkskunde ausgewertet wurden! Wir hoffen, daß unser Hinweis hier Wandel schafft.

Unsere Vorfahren waren keine Barbaren, was uns von gewisser Seite als Märchen sogar von der Kanzel herab aufgetischt wird, sondern sie hatten vor Tausenden von Jahren eine hohe bauerliche Kultur entwickelt.

Die gemeinsame Geschichte und das nordische Blutband verbinden alle deutschen Stämme!

**Ministerialdirektor Dr. Gütt (Reichsministerium des Innern)
auf der Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene“**

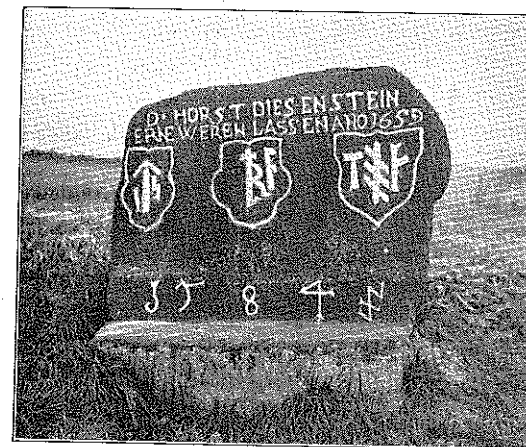


Abb. 1. Der Wittekindstein in Solterwisch im Tale der Salzquelle, südlich von Bad Deynhausen

Aufn. v. S. Bipp

Zum Wittekindstein

I. Zur Einführung in die Fragestellung¹

von Edmund Weber

1. Der Stein (Abb. 1)

Der Stein ist eine Sitzbank. Er mißt über dem Erdboden 110—115 cm. Seine obere Kante ist nicht mehr gerade. Man hat den Eindruck, daß an beiden Seiten etwas abgesprengt ist. Der Stein ist grauer Sandstein, nicht Granit, wie Vormbaum und Leberkus geschrieben haben. Seine Breite ist 110 cm, seine Tiefe unten 70 cm, der Sitz 30 cm über der Erde, Tiefe etwa 20 cm, die Rückenlehne unmittelbar über dem Sitz bis zu einer Höhe von 17 cm 32 cm tief. Auf dieser 17 cm hohen Fläche stehen die Zeichen, die 10—12 cm hoch sind. Die obere Fläche, welche die Schilde zeigt und auch die Inschrift trägt, ist etwa 24 cm tief, also im Vergleich zum unteren Teil abgearbeitet. Die Schilde sind 29 cm hoch und von rechts nach links 28; 28 und 20—21 cm breit. Die Schildrahmen sind eingetieft, die Zeichen erhaben gemeißelt.

2. Zur Geschichte der Steinbank

Der Stein steht heute im Schatten einer Linde im Salztal in der Bauernschaft Solterwisch an einer Abzweigung der Straße Exter-Valdorf, am Rande eines Ackers des Bauern Hartwig. Das ist aber nicht der ursprüngliche Standort. Der Sandsteinblock stand vielmehr früher unmittelbar am Hohlweg, auf dem Rande („auf dem Ufer“ des Hohlwegs) etwa 100 Schritte oberhalb des jetzigen Standplatzes, auf dem abgeplatteten Gipfel eines sanft ansteigenden Hügels. Dieser Hügel gehörte zum Besitz der Vorfahren

¹ Die Ausführungen greifen zum Teil auf einen Vortrag zurück, den ich für die Pfingsttagung 1932 der Freunde germanischer Vorgeschichte entworfen hatte und der an Ort und Stelle von Herrn Studiendirektor Dr. P. G. Beyer vorgelesen worden ist. Sie beruhen auf Mitteilungen Beyers, der bei den Bauern der Gegend und Herrn Pastor Brünner-Exter persönliche Feststellungen gemacht hat, und auf folgendem Schrifttum: 1. Vormbaum: Beschreibung der Grafschaft Ravensberg für Schule und Haus. Leipzig 1864, S. 115. — 2. Ravensberger Blätter 1902 Nr. 3, S. 14—15 und Nr. 8, S. 59; beide Aufsätze von Pastor A. Schmidt-Blottho. — 3. Ravensberger Blätter 1909 Nr. 2, S. 10—12, von Landgerichtsdirektor Dr. Gerhard zu Essen. — 4. Ravensberger Wanderbuch von Rektor H. Meije, 1922, S. 143. — 5. Edmund von Wecus, „Die Beme“ (Guido von List-Verlag, Berlin-Dichterfelde W.). — 6. Paul Wigan, Das Fehmgericht Westfalens. Halle a. S. 2. Aufl. 1893. — 7. Theodor Lindner, Die Beme. Münster u. Paderborn. 1888. — 8. Prof. Dr. C. G. Sommerer, Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870.

Partwig, der Sippe der „Partwig am Stein“, Solterwisch Nr. 3. Dieser Hof und sein Land sind heute im Besitz des Bauern Benger und durch Kauf in dessen Hände gekommen. Auf der alten Stelle des Steins stand eine uralte Linde, dahinter lag ein großer runder, hartgetretener Platz, der bei der Umwandlung zu Ackerland kaum mit dem Pflug umzubrechen war. Nicht weit davon befand sich ein mit Bäumen bestandener Ort. Der jetzige Bauer Partwig, der also nicht mehr auf dem alten Erbhofe sitzt, hat folgende wörtliche Angaben gemacht: „Mein Großvater hat bei der Erbteilung und Abfindung den Stein erworben, der zu des Großvaters Zeiten noch oben gestanden hat. Der Großvater hat den Stein heruntergeschafft — er stand droben in eine Mauer eingefügt — und hat auch die Linde dabei gepflanzt.“

Diese Aussage dürfte die Beschädigung des oberen Randes erhellen.

Eine um 60—70 Jahre ältere Mitteilung über die Geschichte des Steines fand ich in dem Zeitwerk über die „Haus- und Hofmarken“ des Professors der Rechte Dr. C. G. Hommer. Unter den Förderern seiner Arbeit hat er den Geh. Großherzogl. Staatsrat zu Oldenburg Dr. W. Zeverkus genannt. Dieser hatte ihm berichtet von einem „roh behauenen Granitstein von der Gestalt eines Stuhles unter einer Linde“ eine halbe Stunde von Exter an dem Wege nach Blotho (Reg.-Bez. Minden) und dabei bemerkt: „Nahe dabei liegt das Bauernhaus ‚Partwig am Stein‘. Der gleichnamige Besitzer erzählte, er habe vor der Franzosenzeit diesen ‚Gerichtstuhl‘ und die Linde in Stand halten, auch dreimal im Jahr den Richter samt Schreiber und Untervogt beköstigen müssen. Der Richter habe sitzend auf diesem Stuhle das Urteil gesprochen“ (Hommer S. 250).

Minna Flagmeier im Hause Benger hat angegeben, sie habe „aus einem alten Buche“ abgeschrieben, im Volksmunde habe noch die Erzählung, daß am Wittekindsstein jedes Jahr ein Frei- oder Fehmgericht oder Fehmding gehalten worden sei, zu dem aus der ganzen Umgegend die Bewohner vorgeladen worden seien; die Angeklagten hätten hinter der Linde auf dem großen, runden und abgetretenen Platz gestanden, und nicht weit davon sei ein mit Bäumen bepflanzter Ort gewesen, wo sich die Richter, die Schöffen und das Volk¹ befanden.

Dr. P. G. Beyer hat festgestellt, daß noch heute ein schmaler, kleiner, unfruchtbarer Landstreifen, der sich vom Südbahange der Steinegge nach dem alten Partwigshofe zu hinunterzieht, „of dem wiggen Rampe“, d. h. auf dem geweihten (heiligen) Rampe heißt.

3. Zu dem Namen „Wittekindsstein“

Nach einer alten Sage soll Wittekind den Stein haben zurichten lassen, um sich auf ihm auszuruhen und sich an der schönen Hügellandschaft zu erfreuen. In einer anderen Überlieferung aus dem Volksmunde wird erzählt, wie später der Freigraf auf dem Stein zu Gericht gesessen habe, so habe es auch schon Herzog Welfing gehalten. Und eine dritte Sage will gar wissen, Wittekind und der Frankenkönig hätten sich über diesem Stein die Hand zum Frieden gereicht.

Jegendwelche Vermutungen darüber zu äußern, ob in diesen Sagen ein geschichtlicher Kern enthalten sein mag, und zu versuchen, ihn herauszuschälen, würde viel zu weit führen. Aber daß die örtliche Überlieferung den Stuhl mit Wittekind in Verbindung gebracht hat, dürfte wohl den Stein als uralten Richterstuhl wahrscheinlich machen. Zum Vergleich sei folgende Stelle aus Lindner S. XIV herangezogen: „Die Freigrafen verehrten als den Stifter der heimlichen Gerichte den Kaiser Karl und den Papst Leo², und nichts hätte ihren felsenfesten Glauben erschüttern können. Obgleich die Gelehrten diese Überlieferung bald als Sage erkannten, vermeinten sie in ihr einen geschichtlichen Kern zu finden, indem sie die Bemeegerichte als die Fortsetzung der Karolingischen Gerichte betrachteten. Einiges

Zutreffende liegt darin, jedoch nur insofern, als der große Kaiser überhaupt der Begründer des mittelalterlichen Staats- und Gerichtswesens war.“

Überträgt man diese Folgerung auf den Wittekindsstein, so ergibt sich folgendes. Derselbe Theodor Lindner hat a. a. O. geschrieben: „Denn die Gerichte, welche seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Namen des westfälischen Landes in ganz Deutschland berühmt und berufen machten, sind aus mehreren Wurzeln hervorgebrochen, von denen die eine in viel frühere Zeiten als die Karls des Großen hinableitet, während die anderen zwar ihre ersten Fasern unter ihm bildeten, aber ihren rechten Nährboden erst durch die Zerrüttung des Reiches im dreizehnten Jahrhundert gewannen, so daß sie, von der weiteren Zersetzung aller öffentlichen Verhältnisse reich befruchtet, neue kräftige Schößlinge emportrieben.“

Was Lindner mit den von mir gesperrten Worten nur andeutet, hat ein anderer namhafter Forscher, Paul Wigand, S. 24 näher ausgeführt. Er weist darauf hin, daß es im alten Sachsenlande in vorchristlicher Zeit in den Bauernschaften und Gemeinden Burrichter (Bauerrichter) gegeben hat, deren Wirksamkeit König Karl I. unangestastet ließ. Wigand hebt hervor, daß die „Burrichter“ noch in die späteren städtischen Verfassungen übergingen, so z. B. in Soest. Diese Richter erkannten über Auflösungen von Grundstücken wirtschaftliche Vereinbarungen (Verdingungen!) usw. „Ihre Versammlungen hießen Th.“ Wigand betont weiter S. 27 die ungemeine Bedeutsamkeit der Markstätten für das Volk. S. 47 sagt er: „Die natürliche Ordnung in der Versammlung war, daß der Richter an erhabener Stelle (Stolle, Stuhl, Freistuhl) saß, wo er alles überschauen und ordnen konnte, daß um ihn her die freien Männer sich in Reihen ordneten und die ältesten und erfahrensten Schöffen einen Kreis oder eine Bank bildeten, deren angemessenste Form die Runde war.“

Solcher Markstätten mit ihren Sitzsteinen gibt es ja noch manche in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Aus diesen Bauernschaftsgerichten erwuchsen im vierzehnten Jahrhundert die Frei- oder Fehmgerichte. Durch den Verfall der Grafschafts- und Gaugerichte, denen die Gerichtsbarkeit über Leib und Leben vorbehalten gewesen war, wurden die Tiegerichte dazu getrieben, in Selbsthilfe sich auch die Rechtsprechung gegen Diebe, Räuber und Mörder anzueignen.

Zu den Beschreibungen, die Minna Flagmeier und der alte Partwig gegeben haben, sei angeführt, was Wigand sagt: „Die Versammlung kam freiwillig in gewissen Zeiten des Jahres zusammen; später wurde es strenge Pflicht der Genossen des Gaues oder der Grafschaft, dieser Zusammenkunft beizuwohnen. Man hieß sie das ‚Ungebot‘, welches sich, wie überall in alter Sitte, so auch bei den Freigerichten erhielt. Das ‚Ungebot‘ oder echte Ding, zu dem sich alle Genossen und Dingpflichtigen regelmäßig versammelten, hatte schon in der germanischen Verfassung einen Gegensatz in dem gebotenen Ding, zu dem der Richter eine Anzahl Genossen berief und einen Beklagten vorlud. So wurde also das Freigericht ein ‚gebotenes‘ Gericht.“

Lindner gibt im 15. Abschnitt seines Werkes eine Zusammenstellung der ehemaligen Lippeschen und im 57. Abschnitt eine der Waldeckischen Freigrafenschaften. Die Bauernschaft „Solterwisch“ wird dabei, so weit ich sehen konnte, nicht erwähnt. Bei der Fülle der noch nicht veröffentlichten und noch unverwerteten Urkunden besagt das aber wenig. Hier sollte die Heimatforschung einsetzen. Dabei mag vielleicht helfen, was Lindner S. 141 berichtet: „1430 übertrug Erzbischof Dietrich als Bischof von Baderborn die von Friedrich von Driburg aufgelassene freie Grafschaft von Suthheim mit ihren Dingstätten und Zubehör, zwei Höfen, an die drei Brüder von Dohnhausen.“

Die örtliche Überlieferung und der Sachverhalt sprechen also stark dafür, daß der Wittekindsstein zu einem Tieplatz gehört hat und daß in ihm ein alter Richterstuhl bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist. So darf man wohl in der Vor-

¹ Der Umstand.

² Leo III., der Karl 777 in Baderborn aufgesucht hat.

ausführung, daß der Stein ursprünglich für das „Burgericht“ der Bauernschaft Solterwisch gedient hat, vermuten, daß die Volkserinnerung an die altsächsishe Herkunft dieses Gerichtes den Stein mit dem Namen des großen Vorkämpfers für das alte Sachsenrecht verknüpft hat.

4. Die Inschrift und die Zeichen

Oben ist gut erkennbar in lateinischer Schrift zu lesen:

D·HORST DIESEN STEIN ERNEWEREN LASSEN ANO 1659.

Schmidt hielt das D für eine Abkürzung von „Droste“ oder Dominus (Herr) oder von de (von). Andere sehen darin einen Überrest von Arnold. Denn im Jahre 1659 war ein Arnold Horst „Drost“, d. h. Oberamtmann zu Blotho. Ist er es gewesen, der so bald nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges noch Sinn dafür gehabt hat, ein so ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit zu pflegen, so gebührt seinem Andenken alle Ehre! Dann hat er gewiß zu den „Wissenden“ gehört, denn die Feme ist erst vom König Jerome — in der Franzosenzeit! — beseitigt worden. Der letzte Freigraf Engelhardt starb 1835 in Wörl. Es gibt sicherlich auch heute noch alte bodensässige Geschlechter in Westfalen, die Erinnerungen an die Feme hüten.

Der schon genannte Leberkus hat an Someyer berichtet, eine Bauernschaft in der Nähe der Malsstätte heiße „Horst“. Ob diese Angabe zutrifft, vermochte ich nicht mehr zu ermitteln. Es ist zu hoffen, daß Heimatforscher sie nachprüfen werden.

Die unteren Zeichen lassen die früheren Erklärer als Jahreszahl 1584, ebenso Leberkus, Eberhardt allerdings mit der Einschränkung, daß diese Zahl nicht das Herstellungsjahr des Steines bedeuten könne. Inwieweit diese Auffassung sich aus dem flüchtigen Augenschein an Ort und Stelle oder aus nicht ganz genauer Nachzeichnung erklärt, ist schwer zu sagen. Hat man aber eine so klare neuzeitliche Lichtbilddaufnahme vor sich, wie sie S. S. Zipp geschaffen hat und wie sie mir von Dr. P. G. Beyer übermittelt worden ist, so vermag man eine solche Lesung nicht zu teilen. Beyer, der den Stein genau untersucht hat, schrieb mir 1932, er halte die Deutung dieser Zeichen als Jahreszahlen für nicht angängig. Auch mir erschien sie als mit dem Befund unvereinbar. Das erste Zeichen entspricht zu wenig einer 1 und das zweite noch weniger einer 5, als daß eine solche Lesung mir annehmbar gewesen wäre. Vielmehr gewann ich den Eindruck, als müßten diese scheinbaren Zahlen in einem inneren Zusammenhange mit den Zeichen in den Schilben stehen.

Auffällig betont in den Mittelpunkt des unteren Blickfeldes gestellt erschien mir die scheinbare 8. Aus Edmund von Wecus war mir ein Alphabet der Feme bekannt, das nach Seite 23 seines Festes aus einer Urkunde von Arnberg 1437 „Reformation des heimlichen Gerichtes“ stammt. In diesem Abc steht das W am Ende; es gleicht einer 8, von deren Schlingpunkt ein Seitenstrich nach rechts geht. Ich nahm des Anlaufs wegen an, daß mit dieser Schlinge die „Wiede“ dargestellt sein möchte, d. h. der Strick, mit dem die Femerichter Verurteilte an den nächsten Baum zu hängen pflegten. Dann konnte die scheinbare 8 der untersten Reihe ebenfalls ein Sinnbild der Wiede sein, da es sich ja doch um einen Femestuhl handelt. Auffällig war mir auch, daß die Zeichen 1, 2 und 4 dieser Reihe eine in der Grundgestalt z. T. recht weitgehende Übereinstimmung mit den Buchstaben c, i und a des Geheim-Abc aufweisen. Daß der Femebund seit seiner Ausbreitung über das ganze Reich geheime Erkennungszeichen und Losungen zu schaffen sich genötigt gesehen hatte, ist bekannt. Darum hielt ich es für sehr wohl möglich, daß die genannten Zeichen einen geheimen Sinn für die „Eidgenossen“ enthielten. Ich habe seitdem festgestellt, daß Wecus in seinem Hauptteil von Binder abhängig ist und die von ihm gebotenen Urkundenstellen verlässlich sind. Aber das Urbild des von ihm mitgeteilten Alphabets habe ich bisher nicht ermitteln können. Hier müßte weiter unter-

sucht werden. Denn wenn es sich wirklich um Geheimbuchstaben der Feme handeln sollte, so ließe sich daraus eine untere Zeitgrenze für die Meißelung dieser Reihe gewinnen.

Dadurch, daß ich in der scheinbaren 8 ein Bildzeichen der Wiede glaubte sehen zu können, wurde mein Deutungsversuch von 1932 auf ein bestimmtes Gleis geschoben. Someyer hat S. 3 seines Leitwerkes geschrieben: „Zwischen Bild und Zeichen tritt noch eine Mittelstufe ein, das Bildzeichen, das Sinnbild. ... Ein solches Zeichen nun, welches sich nicht des Bildes, sondern schlichter, einem jeden bereiter Mittel bedient, nenne ich Merkzeichen oder schlechtweg Marke. Dabei kann dieselbe Figur bald ein Bild, bald ein Sinnbild, bald eine Marke darstellen. Die Kreuzesgestalt ist die natürliche Nachbildung des Holzes, an dem der Heiland litt; sie ist das Sinnbild der christlichen Kirche; sie ist endlich eine bloße Marke, wenn diese Zusammenfügung einiger Striche, auch ohne Beziehung auf das Christentum, zum eigenen Zeichen einer Person genommen wurde.“

Zu den mehrdeutigen Figuren hätte Someyer auch das „Hammerzeichen“ und den „Lebensbaum“ stellen können. Im dritten Schilde des Stuhls steht links das Zeichen T. Als „Hammerzeichen“ hat es im Brauchtum der Germanen und im Rechtswesen des deutschen Mittelalters eine bedeutsame Rolle gehabt. Darauf hat u. a. wieder Eugen Weib 1927 in „Steinmehart und Steinmehgeist“ S. 68 hingewiesen. Da der Stuhl ein Richterstuhl ist, hielt ich also für möglich, in dem T ein Sinnbild des Hammers zu sehen. Das mittlere Zeichen des dritten Schilbes faßte ich — unter Anlehnung an die Sinnbilderforschung Herman Wirths — als „Lebensbaum“. (Schluß folgt.)

Der Schlitten im Brauchtum

Von Friedrich Mößinger

Während der Wagen und das auf Rädern gefahrene Schiff, beide als Geräte kultischer Umzüge, schon lange die Aufmerksamkeit der Forscher gefunden haben, sind Schlitten oder Schleife bis jetzt noch kaum beachtet worden, obwohl sie ohne Zweifel eine viel urtümlichere Form solcher Geräte darstellen und obwohl sie früher wie heute noch häufig im Brauchtum zu finden sind.

Schon unter den zahlreichen, auf den schwedischen Felszeichnungen der Bronzezeit sichtbaren Schiffen, die zu kultischen Festaufzügen gehören, befinden sich eine ganze Anzahl, die auf Schlitten zu sitzen scheinen, wenn sie nicht gar überhaupt nur Schlitten darstellen. Besonders deutlich ist ein solches Gefährt, auf dem ein vierspeichiges Rad gefahren wird, aber auch andere Bilder stellen deutlich Schlitten dar, bei denen man sogar die stützenden und verstrebbenden Balken erkennt. Einen Schlitten zeigt auch eine Steintafel des Rixig-Grabes, dessen Darstellung ohne Zweifel mit kultischen Geräten verbunden, also selbst kultisch gemeint ist.

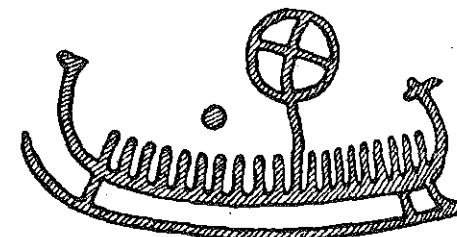


Abb. 1. Schiff mit Rad (Schlitten?)
Bohuslän, Schweden
(Nach D. Almgren)
Nordische Felszeichnungen, Verlag Dieckhoff

Es erscheint nicht befremdend, daß in dieser Frühzeit an Stelle des noch seltenen Wagens der Schlitten oder die Schleife als Kultgerät benutzt wurden, eben aus der Zeit herstammend, in der der Wagen noch nicht erfunden war. Erstaunlich aber ist es, daß sich dieses Fahrzeug im Brauch und Kinderpiel bis heute erhalten hat, und zwar dort, wo man den viel besseren und praktischeren Wagen erwarten sollte. Zwar sitzen bei den meisten Schiffsumzügen die Kultschiffe auf Rädern. Dies trifft schon für die Nürnberger Schembartzüge

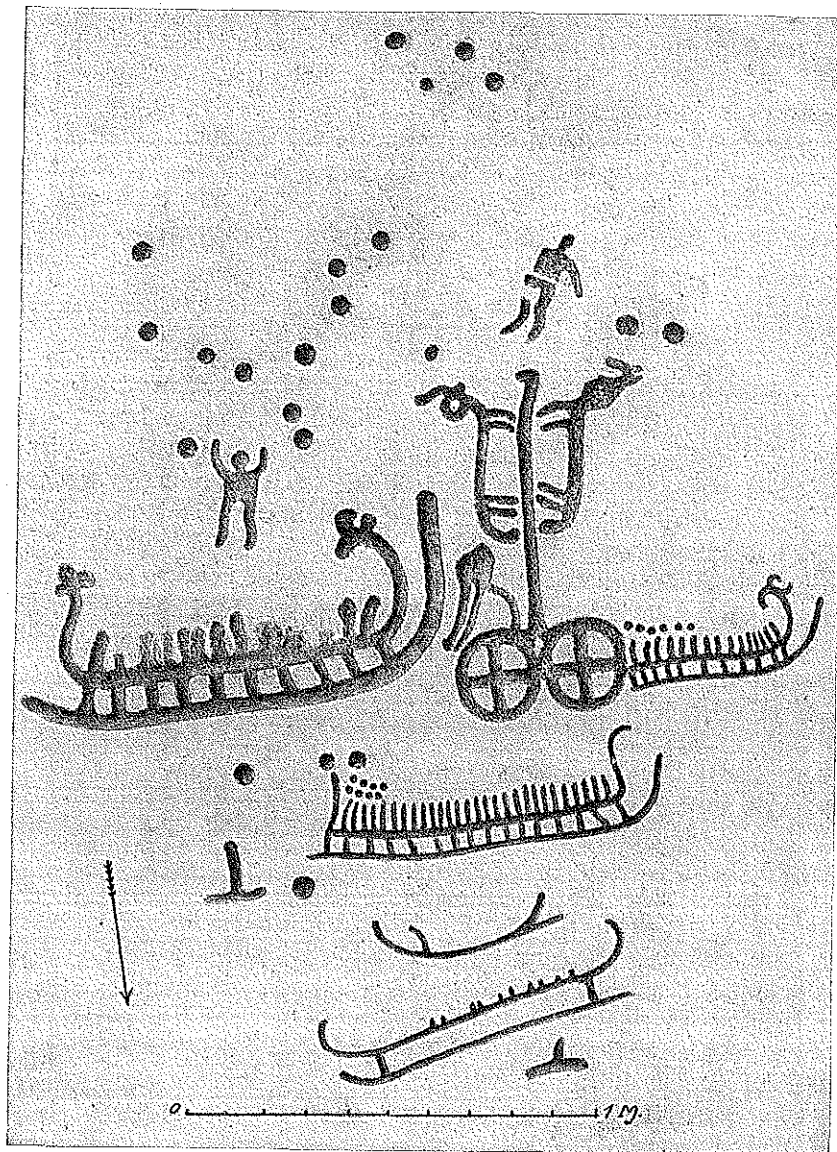


Abb. 2. Björneröb, Tanum, Bohuslän
(Nach Rossinna, Die deutsche Vorgeschichte, Verlag Kabisch, Leipzig)

des ausgehenden Mittelalters zu und erst recht für die Schiffe unserer rheinischen Fastnacht der Gegenwart. Daneben aber steht die Schembarthölle in Nürnberg, allerdings kein Schiff, mehrfach auf Rufen (1475, 1508, 1516), und die Laufener Schiffer schleppen heute noch zur Faschingszeit ein Schiff auf einer Schleife durch die Straßen der Stadt¹. Auch der „Bloch“, den die Burschen an Fastnacht in Tirol mit einem geschmückten Bäumchen durchs Dorf ziehen, liegt auf einem Schlitten², und in Kärnten werden der letzte Drescher und der Knecht, der die letzte Garbe aufgebunden hat, mit Strohseffeln und Strohkronen auf einem Schlitten durchs Dorf gezogen und in den Bach geworfen³. Könnte man bei diesen Erwähnungen daran denken, daß hier ein Schlitten benutzt wird, weil Schnee liegt, so kann dies für folgenden Brauch nicht zutreffen, denn er wird erst an Pfingsten

Abb. 3. Nürnberger Schembarthölle von 1508

(Nach Brüggemann, Vom Schembarthlaufen. Bibliograph. Institut, Leipzig)



geübt. Da verkleiden sich die jungen Burschen in manchen Gegenden Böhmens mit Hilfe von großen Hüten aus Birkenborke und Blumen. Ihren „König“ ziehen sie auf einem Schlitten durchs Dorf und kippen ihn in die Pfützen am Weg⁴. Zum Schluß gehen sie mit einem Maibaum bettelnd durchs Dorf. Es kann kein Zweifel sein, daß es sich hier um Reste alter Umzüge handelt, bei denen der Winter, der Tod, der altgewordene Jahresherr oder wie wir ihn auch nennen wollen, feierlich umgefahren und dann vertrieben wird. Der Schlitten aber ist dabei ein Gerät von höchstem Alter; er hat sich nur erhalten, weil er von Urzeiten her mit diesen Bräuchen verknüpft war; freilich ist er oft durch den praktischeren Wagen ersetzt, der uns als Kultwagen ebenfalls schon früh begegnet.

In einer Sage von der wilden Jagd, die Höfler anführt, wird in uns die Erinnerung an die bronzezeitlichen Felszeichnungen besonders wach. Es heißt da, daß die bösen Geister ein sonderbares Fuhrwerk nachziehen; es besteht „aus einer Art Schlitten, der fast gestaltet ist wie ein Schiff ...“⁵. Ebenso auffällig in ihrer Ähnlichkeit mit den rädertragenden Schlittenzeichnungen Schwedens ist eine Gruppe von weitverbreiteten Bräuchen, bei denen eine oder zwei Puppen, manchmal auch wirkliche Menschen, auf einem sich drehenden Rade in einem Umzug mitgeschleift werden. So geschieht es bei einem Johannistagsfest in Rohrbach im Odenwald, wo das geschleifte Rad sich immer



Abb. 4. Puppe auf dem Schleifrad
(Rohrbach im Odenwald, Aufn. Collmann)

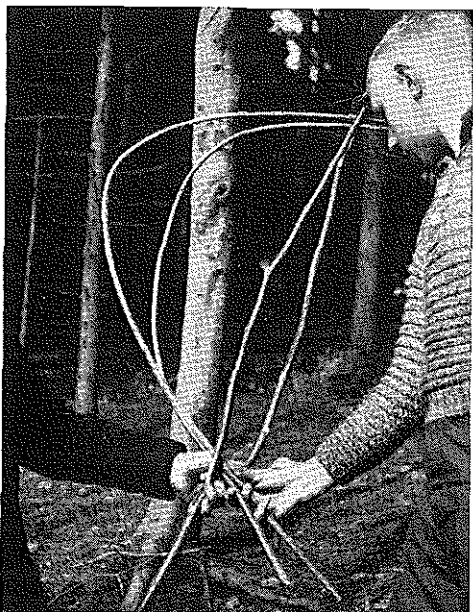


Abb. 5. Herstellung des Hasenwagens (Odenwald)
(Aufn. Winter)

kreisend dreht und die menschenähnliche Puppe mit. Solche auf Räder gebundene Gestalten werden im Zuge des wütenden Heeres schon 1534 von Agricola und 1668 bei Prätorius erwähnt, doch ist hier wie bei Belegen aus der Gegenwart von der Schweizer Fastnacht und im Burgenland nicht deutlich, ob eine Schleife dabei verwendet wurde. Dagegen heißt es bei der Beschreibung eines Wasservogelfestes in Sauerbach (Oberbayern) deutlich, daß Hänfl und Gretel von Stroh auf einem Schleifrad und eine Heze auf einer Eggen Schleife mitgeführt wurden. Bei einem Frühlingsfest zu Hollstadt im Saalegrund werden zwei ähnliche Gestalten durch lebende

Menschen auf dem Schleifrad dargestellt und außerdem ziehen vier junge Mädchen eine Rübenschleife⁶. Am klarsten aber ist ein Bericht von der Buchener Fastnacht⁷: „Auf einem Bock mit Rufen war ein Rad waagrecht so befestigt, daß es durch ein Seil ständig gedreht werden konnte. Bei dem Zug durch die Stadt saß auf diesem schwankenden und kreisenden Gefährt ein Bursche, an dessen krampfhaften Bemühungen, seine fünf Sinne beieinander zu behalten, sich jedermann köstlich weidete.“ Wie sehr dieser Bock mit Rufen an die vorn genannte Felszeichnung erinnert, braucht nicht noch besonders betont zu werden.

Auch im Kinderspiel ist ein Schlitten (zur Sommerzeit und ohne Schnee!) noch wohl bekannt. Es ist schon oft betont worden, daß sich bei den Kindern viel Altertümliches erhalten hat, das bei den Erwachsenen längst ausgestorben ist. So kennen sie auch noch die Herstellung eines Schlittens mit gebogenen Zweigen als Rufen. Schon Schmeller⁸ beschreibt ihn als „Graitelwagen“; in der Mark heißt er „Vögelwagen“⁹, im Odenwald „Hasenwagen“. Hier wird er besonders altertümlich ohne jeden Nagel, ja ohne Schmir gel gefertigt und dient dazu, das Moos für die Osterhasennester herbeizuschleifen¹⁰. In der

¹ Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch. 1924, 79.

² Panzer, Bahr. Sagen und Bräuche. II. 1855, 246.

³ Frazer, Der goldene Zweig (deutsche Ausg.). 1928, 625.

⁴ Frazer, Ebenda 189.

⁵ Kultische Geheimbünde der Germanen. 1934, 91.

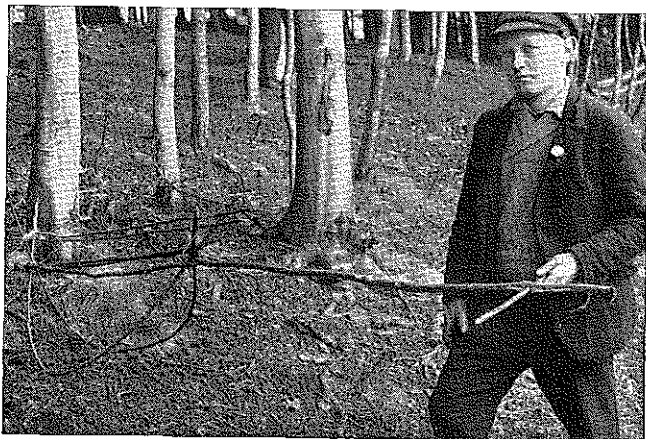


Abb. 6. Der Hasenwagen im
Odenwald
(Aufn. Winter)

Wetterau wird er kräftiger gebaut, so daß die Hirtenjungen sich darauf setzen und sich gegenseitig über die Weideflächen ziehen. Wenn hier auch, von dem schwachen Anklang an den Osterbrauch abgesehen, die Beziehungen zum Brauchtum verschwunden sind, so haben doch die Kinder wenigstens die Herstellung des Schlittens und damit des ältesten Fahrzeuges, des Vorläufers der Räderwagen, erhalten und bis heute gepflegt. So spannt sich ein Bogen vom uralten Schlitten der Vorzeit bis zum Kinderspielzeug unserer Tage in seiner einfachen, werkgerechten und wahrhaft zeitlosen Gestaltung.

⁶ Mannhardt, Mythologische Forschungen. 1884, 111.

⁷ May Walter, in dem „Warturm“ (Buchen). I. Jahrg. 1926, 20.

⁸ Bahr. Wörterbuch. II. 1828, 124.

⁹ Brunner, Ostdeutsche Volkskunde. 1925, Abb. 42.

¹⁰ Winter, in „Volk und Scholle“ (Darmstadt). 1934, 115.

Geschichtliche Weiestunde in Quedlinburg

Die feierliche Wiederbeisetzung der Gebeine des ersten deutschen Königs

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1937 wurden in der Apsida des Domes zu Quedlinburg die Gebeine Heinrichs I., des ersten deutschen Königs, im Rahmen einer Weiestunde feierlich beigesetzt. An der Feier selbst nahm nur ein kleiner Personenkreis teil: an der Spitze der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei Heinrich Himmler, Reichshauptkammerherr und Gauleiter Jordan, Gauleiter SS-Gruppenführer Eggeling, außerdem eine Reihe von hohen Führern der SS und der Oberbürgermeister der Stadt Quedlinburg. Das „Münenerbe“ war auf Einladung des Reichsführers SS vertreten durch den Präsidenten SS-Hauptsturmführer Professor Dr. Walter Wüst und den Reichsgeschäftsführer SS-Obersturmführer Sievers.

Vor der Feier im Dom begab sich der Reichsführer SS mit seinen Gästen und seiner Begleitung zu der auf dem alten Königshof gelegenen Kapelle Heinrichs I., wo er einen Strauß aus Eichenzweigen niederlegte. Den Weg zur Kapelle umsäumten Fackelträger der SS. Am Eingang der Kapelle und in der Kapelle selbst standen Doppelposten der SS-Junkerschule Braunschweig im Stahlhelm als Ehrenwache. Nach einem kurzen Gedenken begab sich der Reichsführer SS mit seiner Begleitung zum Schloßberg, an dessen Ausgang hohe schwarze, mit den Sig-Runen der SS geschmückte Phylonen standen, deren brennende Feuer auf dem Schloßberg eine eigenartig-feierliche Stimmung verbreiteten. Rechts und links vom Ausgang standen Männer der SS-Junkerschule Braunschweig im Stahlhelm mit Gewehr bei Fuß.

Beim Betreten des Domes, dessen bodenständiger Schmuck seine Bedeutung als König-Heinrich-Halle würdig unterstrich, erklang feierliches Orgelspiel. An der Konsole saß der bekannte Organist Fritz Werner aus Potsdam. Durch den Dom begaben sich der Reichsführer SS und seine Gäste an die durch Kerzen beleuchtete Heinrichsgruft. Dort meldete SS-Obersturmführer Dr. Böhm dem Reichsführer SS, daß die in wissenschaftlicher Forschung nachgewiesenen Gebeine Heinrichs I. zur Wiederbeisetzung in einem neuen, zeitlichen Sarkophag bereitstünden.

Hierauf gedachte der Reichsführer SS noch einmal in kurzen Worten der unsterblichen Verdienste des großen Sachsenherzogs, dieses wahrhaft ersten deutschen Königs, und gab dann den Befehl, die sterblichen Reste König Heinrichs nunmehr zur letzten und endgültigen Ruhe beizusetzen.

Unter ergriffenem Schweigen der Anwesenden wurde in feierlicher Form die Einfargung vorgenommen und der Sarkophag geschlossen und versiegelt.

Als Zeugen dieser geschichtlichen Stunde unterzeichneten alle Anwesenden die Wiederbeisetzungsurkunde.

Als die Gruft geschlossen war, legte der Reichsführer SS an der Ruhestätte König Heinrichs und seiner Gattin, der Königin Mathilde, Kränze nieder. Jubelnde Orgelklänge beschloßen die Feierstunde.



Der Reichsführer SS Heinrich Himmler in der Krypta des Domes zu Quedlinburg anlässlich der feierlichen Wiederbeisetzung der Gebeine König Heinrichs I.
Aufn. Presse Ill. Hofmann

Die Bücherwaage

Frederik Adama van Scheltema, **Die Kunst unserer Vorzeit**. Bibliographisches Institut AG., Leipzig. 191 Seiten und 204 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. In Leinen gebunden 4,80 RM.

Mit Freude zeigen wir dieses bedeutende Werk an. Das Thema, das des Verfassers „Alt-nordische Kunst“ angeschlossen ist hier fortgeführt und erweitert: der Versuch nämlich, „die Eigengesetzlichkeit dieser Kunst und ihre hohe Bedeutung gerade für die moderne, fast nur im deutschen Sprachgebiet verbreitete und verstandene Kunstforschung nachzuweisen“ (S. 1), wobei zugleich die Brücke zwischen der Vorzeit- und der Kunstforschung geschlagen werden soll; es kann wohl gesagt werden, daß das Erreichte in vielem über das Ergebnis eines Versuchs hinausgeht. Für die Kunstgeschichte ergeben sich trotz der Verschiedenheit der Wege manche Berührungen mit den Forschungen Josef Strzygowskis; Stein auf Stein fügen sich die Grundmauern zu einer künftigen deutschen Kunstgeschichte, zur endgültigen Überwindung — was nicht gleichbedeutend ist mit Ablehnung — des Humanismus auch hier. Die Vorgeschichtsforschung gewinnt eine Menge von neuen Gesichtspunkten und eine entschiedene Förderung auf ihrem Wege zur Ergänzung der bloßen Sachkunde durch die Kunde von Wesen und Entwicklung (nach Strzygowski), von Wesen und Wachstum (nach A. van Scheltema). Aus der Fülle des Wertvollen und Anregenden entnehmen wir nur einige Sätze zum Einflußproblem (S. 65): „Die Frage, wie unsere nordische Kultur auf die ihr aufstrebenden fremden Kunstformen reagiert, wie diese Einverleibung sich vollzieht und welcher Endzustand sich aus diesem Prozeß ergibt, wird nicht nur durch den Charakter der Fremdformen bedingt, sondern vor allem auch durch die jeweils herrschende geistige Struktur, den jeweils erreichten Entwicklungszustand, in dem eben diese nordische Kulturgemeinschaft sich im Augenblick der fremden Einwirkung befindet. Unsere ganze Einstellung zu diesen Fragen würde sich außerordentlich vereinfachen, wenn wir uns endlich dazu entschließen könnten, die Kulturgemeinschaft als einen lebendigen Organismus zu verstehen, der, wie jeder biologische Organismus

des Individuums, sein eigenes Form- und Entwicklungsgesetz in sich trägt.“ Bedauerlich ist, daß der Verfasser den von hier aus uns nur klein erscheinenden, so wesentlichen Schritt zur Einbeziehung rassistischer Gesichtspunkte nicht vollzieht. — Keine Vorgeschichtsbetrachtung wird künftig an den Methoden und Ergebnissen dieses Buches vorbeisehen können. H. Bauer.

J. Rasch, **Niederländische Folklore**. Deventer, Kluwer-Verlag. 110 Seiten 1,25 Gulden.

Dies kleine Wörterbuch der holländischen Volkskunde, das über Volksglauben und Brauch unterrichtet, ist eine sehr dankenswerte Zusammenstellung zerstreuten Materials. Ein Schlagwortverzeichnis erleichtert den Gebrauch, und die genauen Schrifttumsnachweise sind sehr zu begrüßen. Die Volkskunde Hollands ist bis heute in Deutschland viel zu wenig beachtet worden. Die vielfach höchst alttümlichen Überlieferungen Hollands können die Volksüberlieferung Deutschlands oft in wertvoller Weise ergänzen. Guth.

Adolf Spamer, **Deutsche Fastnachtsbräuche**. Albert Becker, Osterrei und Osterhase. Eugen Fehrle, **Deutsche Hochzeitsbräuche**. Walter Dschilewski, **Der Buchdrucker**. Diederichs, Jena. Gebunden je 1,60 RM.

Die vorliegenden Bände eröffnen die neue Reihe „Volkstum und Brauch“, die Spamer herausgibt. Diese Schriftenreihe ist ähnlich ausgestaltet, wie die Bände der bekannten Reihe „Deutsche Volkheit“. In vollstümlicher Weise wird von besten Sachkennern das Brauchtum der Volksfeste und der Berufsstände dargestellt. Die vorliegenden Bände können alle sehr gefallen, und wir wünschen, daß die Reihe einen guten Erfolg hat.

Spamer stellt die Fastnachtsbräuche dar und kann dabei die wichtigsten Aufschlüsse, die einmal die Festschriftforschung, zum andern die neuen Untersuchungen der Sagen vom Wilden Heer gebracht haben, auswerten. Becker schildert die Osterbräuche; man erfährt viel Wissenswertes über die Göttin Ostara, das Osterrei, den Hasen.

Fehrle hat in seinem Band über die Hochzeitsbräuche Gelegenheit, eine Fülle

vollständiger Überlieferungen vor dem Leser auszubreiten. Sehr zu begrüßen ist die klare Darlegung der Umformung germanischen Hochzeitsbrautums durch christliche Einflüsse. Im Vorbeigehen bemerkt F., daß ein bestimmter metallner Brautschmuck an bronzezeitliche Formen erinnere; dazu

wünscht man sich eingehendere Betrachtungen.

Schilewski führt in den Bereich der Handwerkerbräuche, die bisher weniger beachtet wurden, aber ebenfalls viel altertümliches bewahren, wie man neuerdings immer deutlicher sieht. Guth.

Hieb und Stich

Auch eine Antwort. In den „Nordischen Stimmen“, Heft 6/1937, finden wir folgende Auslassung:

„In der gleichen Zeitschrift (Germanien) Heft 6, Juni 1937, findet sich ein von Hugin und Munin, den bekannten Odinsräben, unterzeichneter, also tapfer pseudonymer großer Angriffsaufsatz gegen die vor zehn Jahren durch zwei führende Wissenschaftler (Haas und Mogk) der Öffentlichkeit übergebene Doktorarbeit des Unterzeichneten, voller Entstellungen, Behauptungen und Unsachlichkeiten.“

Wir widmen den zwei Raben folgende Strophen, in Walhall den dämonischen Verserfern in Tiermaske zu singen:

Hugin und Munin

Erst Odinsräben, dann nur Galgenvögel,
so flattern diese zwei um's deutsche Nest;
statt Walhall-Selben anonyme Flegel,
die in Germanien man schreiben läßt.

Des „Wilden Jägers“ irrendes Gelichter
gab nie der Heimatfront zum Kampf sich
hin;

doch macht man seine Wildheit uns zum
Richter,
verhöhnt jeden heimatsichern Sinn.

Ihr treibt's so weit, bis Müttern nur noch
Grauen

das Herz vor solchem Ahnenbild erfüllt;
und lehrt sie neu der Kirche sich vertrauen,
die ihnen bannt des „Wutgotts“ graues Bild.

Die „Pax Romana“ wartet auf die Stunde,
da deutscher Gottesfriede aufgelöst
in Euerem Wahn vom Wutgott-

Männerbunde,
Von dessen Kriegslust uns nur „Rom“ erlöst.

Und so beschimpft ihr uns, die wir noch
kämpfen
aus Gottesgrund und Sippe, Blut und Land,

Und Euerem „Dionys“ die Räusche dämpfen
mit Volles Klarheit, Herzschlag und Verstand.

Bernhard Kummer.

Odins Dichternet scheint nicht jedem zu bekommen. Im übrigen geben wir diese Gegenäußerung wörtlich und ungekürzt wieder und stellen anheim, in Angriff und Gegenangriff „Entstellungen, Behauptungen und Unsachlichkeiten“ auf ihr beiderseitiges Maß zu prüfen. Der Aufsatz in unserem Juniheft ist unter voller Verantwortung der Hauptschriftleitung erschienen; die Zitate aus dem Buche von Kummer sind der zweiten Auflage von 1935 entnommen und nirgendwo geändert oder entstellt, sondern wörtlich wiedergegeben. Gehässigkeit innerhalb dieses Aufsatzes dürfte man wohl nur in den Zitaten selbst finden, und zwar richten sie sich gegen den obersten germanischen Gott, gegen dessen Verunglimpfung sich allerdings der „heimatsichere Sinn“ mit allem ursprünglichen germanischen Zorne aufgelehnt hat (wofür uns von zahlreichen Lesern und auch von vielen „führenden Wissenschaftlern“ Beifall gezollt wurde). Dagegen ist der Urheber dieser Zitate nirgendwo persönlich angegriffen worden, obschon er selbst mit Wendungen wie „romhörig“ und ähnlichen etwas leichtfertig umzugehen pflegt (vgl. „Nordische Stimmen“, Jahrgang 1932 u. a.).

Auf einer Stufe, die durch „Reime“ wie „Galgenvögel — anonyme Flegel“ gekennzeichnet wird, gedenken wir uns nicht auseinanderzusetzen. Einen Gegenangriff, der sich wirklich und mit aller Schärfe auf die angeschnittenen Fragen richtet, die für unser germanisches Selbstbewußtsein brennend sind, wie wenige andere — einen solchen Gegenangriff würden wir dagegen wärmstens begrüßen. Der Hauptschriftleiter.

Zeitschriftenchau

Rasse, 4. Jahrg., 1937, Heft 5. Rudolf Wiggers, Vom Stil des Reisens und Wanderns im deutschen und im arabischen Märchen. Obgleich das deutsche und vor allem das arabische Märchengut nicht einheitlicher Herkunft ist, lassen sich doch in ihnen bezeichnende Grundhaltungen aufweisen. W. verdeutlicht das in den Schilderungen des Reisens und Wanderns. Zwei Stile heben sich voneinander ab: „der des planlosen Schweifens und Jagens als Ausdruck der Beutegier und der des hochgemuten Wanderns als Ausdruck eines inneren Dranges in die Ferne zur unbekannten Aufgabe hin.“ Forschungen und Fortschritte, XIII. Jahrg., Nr. 15, 20. Mai 1937. Franz Steinbach, Volksgeographie und politische Geschichte an der deutschen Westgrenze. Steinbach berichtet über die Ergebnisse der Forschungen von Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich (Bonn 1937, Röhrscheid-Verlag), dessen Hauptthese er zustimmt. Petri habe den Nachweis erbracht, daß die fränkische Reichsbildung auf der Grundlage breiter germanischer Volksiedlung in Nordgallien erfolgt ist. Die bisher herrschende Ansicht, daß „die Franken nur bis zur Sprachgrenze als Siedler in breiter Front, darüber hinaus bloß als politische Eroberer vorgedrückt seien“, sei durch Petris Forschungen endgültig überwunden. Von archaischer Seite stimmt H. Reif (Historische Zeitschrift, Heft 1, 1937) Petri zu, während Sammlers Bedenken geltend machte.

Vergangenheit und Gegenwart, 27. Jhrg., Heft V, Mai 1937. Gustav Köhler, Die Belehrung der Burgunder zum Christentum. Eine gründliche Arbeit, die sich im ersten Teil mit der These H. von Schuberts auseinandersetzt und zeigt, daß „der Arianismus bei den Burgundern traditionell war, obgleich auch der Katholizismus in einigen Familien Eingang gefunden haben mochte.“ Wichtig sind die Verbindungslinien vom urnordischen Sonnenglauben zum Arianismus, zu dem die Germanen keineswegs aus irgendwelchen Erwägungen theologisch-dogmatischer Fragen hinneigten. Köhler glaubt, daß der Arianismus der Ostgermanen zu einer vom-unabhängigen germanisch-christ-

lichen Kultur hätte führen können, wenn diese Entwicklung nicht durch die Franken aus politischem Egoismus zerstört worden wäre. Die Arbeit von Edmund Weber, Das erste germanische Christentum (Leipzig, A. Klein-Verlag) berücksichtigt der Verf. bedauerlicherweise nicht.

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit.

13. Jahrgang 1937, Heft 5/6. Dies reichhaltige Doppelheft des Nachrichtenblattes ist der rheinischen Vorgeschichte gewidmet. Die Museumsleitungen und Institute in Bonn, Trier und Duisburg berichten über ihre Ausgrabungstätigkeit seit 1933. / Prof. Dr. Erwin Mehl, Wien, Altgermanisches Bergsteigertum. Rhythmus, Monatschrift für deutsche Kultur, 15. Jahrgang, Heft 6 und Heft 7/8. Den bisherigen Sportgeschichten war das altgermanische Bergsteigertum unbekannt, obgleich es sehr gut bezeugt ist. Mehl ordnet die Belege in zwei Abschnitte: 1. Nachrichten der Römer und Griechen und 2. Altnordische Überlieferung. Beide Nachrichtenquellen ergänzen sich auch in dieser Frage in überraschender Weise und ergeben ein lebendiges Bild des germanischen Bergsteigertums. Mehls Arbeit ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der germanischen Leibesübungen überhaupt. Mit größtem Recht sagt Prof. Mehl: „In bezug auf ihre Stellung innerhalb der Erziehung und im öffentlichen Leben können sich diese altnordischen Leibesübungen ohne weiteres mit den vielgerühmten hellenischen vergleichen, an Kühnheit und Reichhaltigkeit der Formen übertreffen sie sie weitaus. Nur die humanistische Einstellung unserer Kultur und besonders der Schule hat bisher ihre gehörende Schätzung verhindert.“ Die Arbeit Prof. Mehls verdient weitest Verbreitung und aufmerksamste Beachtung, sie ist ein sehr schöner Beitrag zur Germanenfunde. / Dr. Plazmann, Das heilige Brot. F. M.-Zeitschrift, 4. Jahrg., Folge 8, August 1937. Jeder Deutsche kennt die Sinnbilder darstellenden Festgebäcke, das „Gebildbrot“; man weiß auch um die Heiligkeit des Brotes im Volksglauben, und viele kennen die weitverbreiteten Sagen von der Bestrafung des Brotfrevels. Sonderbarerweise sind sich aber die wenigsten darüber klar, daß die Heiligkeit des Brotes im germanischen

Germanien

Mythos wurzelt. Plafmann zeigt dies in überzeugender Weise. Damit wird ein dankbares Thema umrissen, das einmal eine umfassende Behandlung verdiente. / **Archiv für Religionswissenschaft.** Heft 12, 1937. Das Archiv für Religionswissenschaft berücksichtigt seit 1936 besonders die Religion der indogermanischen Völker, vor allem der Germanen (vergl. die Vorrede des Jahrgangs 1936 und den Zeitaufsatz von Friedrich Pfister „Die germanische Religion“). Dabei ist es seiner alten Tradition treugeblieben und leistet gediegene wissenschaftliche Arbeit; zu dem Mitarbeiterstab gehören vor allem deutsche, holländische und schwedische Gelehrte. Das neue Doppelheft enthält folgende Arbeiten, die den Germanenforscher besonders angehen: Merkel, Anfänge der Erforschung germanischer Religion; Hauer, Religion und Rasse; Pfister, Probleme der religiösen Volkskunde; Otto Weinreich, Zur religiösen Volkskunde Altbayerns; Fr. Behn, Die nordischen Felsbilder. Merkel berichtet über die Erforschung der germanischen Religion vor Grimm; Hauer kritisiert vernichtend die verfehlte Arbeit von Christel M. Schröder über „Rasse und Religion“; Weinreich würdigt die Ver-

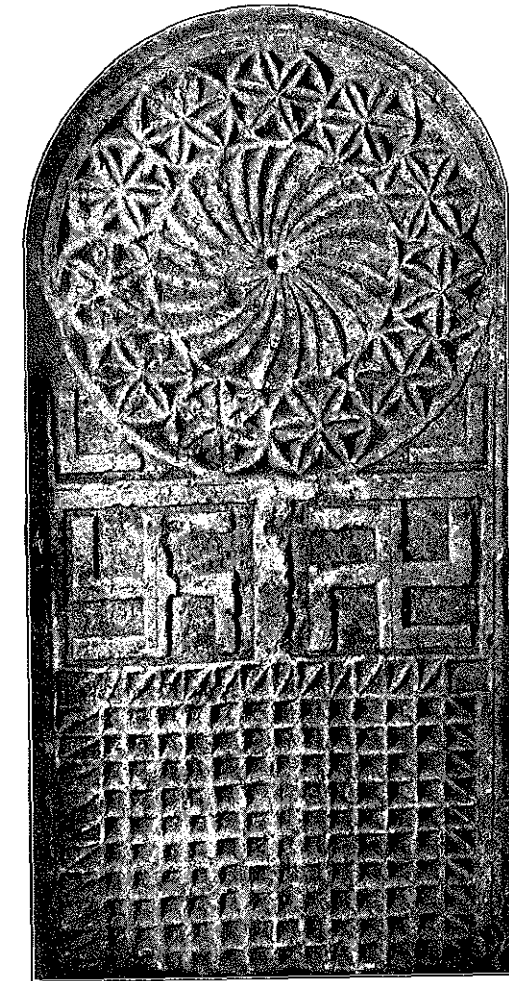
öffentlichungen von Rud. Krüß zur religiösen Volkskunde Altbayerns, die ausgezeichnete Forschungsarbeit bedeuten, „geleitet von Liebe zur Heimat und Einfühlungsvermögen in lebendige Volksreligiosität.“ / **Der Volksangel**, 2. Jg., Nr. 1, Juli 1937. Die Herausgabe der Volksangel übernimmt mit der ersten Nummer des 2. Jahrganges die Stiftung „Der Baderen Erbeel“, Werkgemeinschaft voor Volkskunde. Der große Zeitaufsatz der vorliegenden Nummer handelt über das Odalzeichen und bringt viele gute Abbildungen. / **Bruno Schier, Der deutsche Einfluß auf den Hausbau Osteuropas.** NS. Monatshefte, Nr. 86, Mai 1937. Der durch sein Werk „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa“ rühmlich bekannte Verfasser gibt eine auf gründlicher Forschung beruhende Darstellung des germanisch-deutschen Einflusses auf den westslawischen Hausbau. „Es gibt auf westslawischem Boden kein flur-, siedlungs- und hauskundliches Merkmal, das nicht eine Spur deutschen Einflusses erkennen ließe... Auch die slawische Forschung hat stets mit Anerkennung vermerkt, daß die westslawische Stadt als Siedlung und wirtschaftlicher Organismus auf deutschen Ursprung zurückgeht.“ Dr. D. Guth.

Mitteilung: II. Nordischer wissenschaftlicher Kongress „Tracht und Schmuck“

Zum zweiten Male treten in der Zeit vom 30. August bis 4. September 1937 in Lübeck die Forscher und Freunde der Vor- und Frühgeschichte sowie der Volkskunde zusammen, um im Rahmen des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck“ von diesen beiden Hauptgebieten der einschlägigen Wissenschaft aus gemeinsam Fragen und Probleme von Tracht und Schmuck zu behandeln, nachdem bei dem ersten Kongress Haus und Hof im nordischen Raum im Vordergrund der Erörterungen standen. Wie erfolgreich der vorjährige Kongress verlaufen ist, mag daran zu ermessen sein, daß in diesem Jahre fast alle nordisch-germanischen Staaten Europas durch ihre wissenschaftlichen Fachleute vertreten sein werden. Das Programm der Vortragsveranstaltungen, das in Kürze veröffentlicht wird, sieht insgesamt rund vierzig Vorträge vor, die von Vertretern aus folgenden Staaten bestritten werden: Belgien, Dänemark, Finnland, Holland, Island, Lettland, Norwegen, Österreich, Tschechoslowakei, Schweden und Deutschland. Der erste Teil des Kongresses beschäftigt sich mit den Fragen von Tracht und Schmuck vom vor- und frühgeschichtlichen Standpunkt aus, während im zweiten Teil die volkskundliche und historische Seite behandelt wird.

Nähere Mitteilungen und Einladungen stehen beim Vorbereitenden Komitee des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck“, Berlin W 9, Schellingstraße 6, zur Verfügung.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Bläzmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 9

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Sippe und Kriegerbund	257	Der Ursprung des Gegenwahrns. Von B. Dultz	270
Der Backofen. Von Helgar Krieger ...	261	Jahrgott-Männchen in Böhmen. Von Ing. E. Gebauer	277
Zum Wittekindstein. Einführung in die Fragestellung (Schluß). Von Edmund Weber	265	Erwecker der Vorzeit	280
Zur Deutung des Wittekindsteines. Von A. Meier-Böke	268	Sieb und Stich	282
		Fundgrube	283
		Bücherwaage	286
		Zeitschriftenschau	287

Umschlagbild:

Germanischer Grabstein des 3. Jahrhunderts aus Spanien

Aufnahme Werner Köhler, Berlin

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Bläzmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

September

Heft 9

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Sippe und Kriegerbund

In der germanischen Heldendichtung und der aus den gleichen Wurzeln erwachsenen deutschen Sage steht der Held zwischen zwei Grundtrieben, die beide zugleich höchste Verpflichtung sind: dem Willen zur Sippe, dem Hingezogensein zu Weib, Kind und Familie; und auf der anderen Seite dem Willen zum Kampf, zur Ausweitung des Gesichtskreises und zur Erweiterung des Lebensraumes — eine Eigenschaft, die Günther als den Willen zum „Ausgriff“ und als ein bezeichnendes Merkmal der nordischen Rasse bezeichnet hat. Wir können diese beiden Pole unseres Wesens und ihr stetes Wechselspiel durch die ganze germanische Geschichte bis in ihre frühesten Anfänge, und darüber hinaus bis in die indogermanische Geschichte verfolgen; besonders die deutsche Geschichte bis heute ist eine stete, fruchtbare Wechselwirkung zwischen dem Willen zu Sippe und Heimat und dem Willen zum Reich, das heißt zu einer das Nebeneinander von einzelnen Sippen überhöhenden Einheit, die weder den Sippengedanken ausschließt, noch auch mit dem römischen „Imperium“, von dem es durchaus wesensverschieden ist, gleichgesetzt werden kann.

Die mittelalterliche Ritterdichtung — sie ist trotz aller Beimischungen eine im wesentlichen Kerne durchaus germanische Erscheinung — hat dies zweifelhafte Widerspiel, in dem aber erst die Einheit germanischen und nordischen Wesens beschlossen ist, zu einem Grundthema ihrer Heldengeschichten gemacht. Sie schildert mit allen Kunstmitteln, die ihr zu Gebote stehen, das innige Verhältnis des Helden zu seiner „brouwe“, deren Wesensinhalt ungleich tiefer und umfassender ist, als der ihres romanischen Gegenstückes, der „dame“, und zur Familie. Sie schildert aber auch mit innerster Begeisterung die „abenteuer“ des Helden, seinen Kampf mit mythischen Ungeheuern oder mit furchterregenden menschlichen Gegnern; seine Fahrten in lodende Fernen, seine unwandelbare Treue zum Gefolgsherrn und sein unerschütterliches Zusammenhalten mit den Schwertgenossen und ihrem heimlichen oder offenen wehrhaften Bund. Sie läßt ihren Helden zwischen diesen beiden Polen seines Wesens den eigenen, den heldischen Weg suchen, und sie hat für die Gefahren beider, für das „verligen“ und das „dervarn“, den treffenden deutschen Ausdruck gefunden. Die Gefahr „sich zu verliegen“ droht dem Helden, der über

dem häuslichen Glück sein „Schildebunt“ vergift; das „Verfahren“ bedroht ihn, wenn er, verstrickt in Abenteuer und verlockt vom Glanze der Ferne, der treuen Gattin und den Kindern und der heimatischen Burg und ihren Umwohnern entfremdet wird. In Parzival, der sich als Knabe durch die lockenden Stimmen der Vögel und die eherne Pracht gewappneter Ritter aus der allzu engen Obhut der Mutter entführen läßt, und den später drei Blutstropfen im Schnee mit übermächtiger Sehnsucht nach der fernen Heimat erfüllen, hat der deutsche Ritter Wolfram von Eschenbach trotz allen romanisierenden Beimwerks das ewige deutsche und germanische Schicksal gezeichnet. Er hat dies Wechselspiel in den Bereich des allerpersönlichsten Erlebens verlegt, ohne die unauflöslliche Bindung des ritterlichen Mannes an seine Kriegergemeinschaft zu leugnen; denn er hat von sich selbst mit Stolz bekannt, daß er „zum Schildebunt geboren“ sei.

Man verkennet das Wesen des Rittertums und seiner Dichtung völlig, wenn man es in einen wesenhaften Gegensatz zum germanischen Kriegertum und seiner Dichtung stellen will. Die Männer, die den Dichtungen von Siegfried und den Nibelungen, von Dietrich von Bern und von Gudrun lauschten, waren dieselben, die sich von Ercc und Parzival, von Tristan und Iwein erzählen ließen; und es wäre unsinnig, anzunehmen (ob schon das vielfach geschieht), daß sie aus den ersteren germanischen, und aus den letzteren romanischen Geist eingefogen hätten. In alle, auch in die fremden Stoffe legten sie das ewige germanische Schicksal hinein, sowie sie auch als Ritter im Gefolge des Kaisers eine germanische Schicksalsaufgabe erfüllten, wenn sie ihm das Reich aufbauen halfen. Daß dieser germanische Wille zum „Ausgriff“ in der Italienpolitik teilweise aus dem Volkstum herausführte oder in den Kreuzzügen, die von der Außenpolitik des römischen Papsttums gelenkt waren, für völlig wesensfremde Ziele eingesetzt wurde, ändert nichts an der Tatsache, daß der Wille zu der Ausweitung des Gesichtskreises selbst eine echt germanische Eigenschaft ist. Man hätte weder einen germanischen Bauernkrieger, noch einen deutschen Ritter jemals mit der Ermahnung vom Einmarsch in ein fremdes Land abgehalten, daß es besser sei, zu Hause bei Weib und Kind zu bleiben und seinen Weizen zu bauen. Und wäre das möglich gewesen, so hätten wir zwar vielleicht das deutsche Blut, das in Italien, in Gallien und im Morgenlande geflossen ist, gespart; aber wir hätten weder unseren Lebensraum über den engen Raum zwischen Rhein und Elbe hinaus erweitert, noch hätten wir es verhindert, daß Italien, Gallien und das Donaubeden zu einem Aufmarschgebiet süd- und ostländischer Mächte geworden wären, anstatt zu einem Vorgelände für das die Volkskraft erhaltende und immer wieder aussendende eigentliche Deutschland — was sie das ganze Mittelalter hindurch gewesen sind.

Der Träger dieser, dem deutschen Volkstum dienenden und seinen Lebensraum schützenden aktiven Außenpolitik aber war das von Heinrich dem Ersten neugeschaffene und auf eine unzweifelhaft deutsche Grundlage gestellte Reich, in dem wir nicht nur eine durchaus germanische Schöpfung, sondern die größte Schöpfung des Germanentums seit der Völkertwanderung sehen müssen. Es hat in seinen Außenwerken auf romanischem und slawischem Boden für tausend Jahre den festen Wall geschaffen, hinter dem germanische Sippen ohne Sorge siedeln und ihren Lebensraum verdoppeln konnten. Die Träger dieses Reiches aber waren wehrhafte Männerbünde, die ihrem Wesen nach auf dem germanischen Gefolgschaftswesen aufgebaut waren. Das deutsche Rittertum, wie es in seiner hohen Zeit in die Erscheinung tritt, hatte sich weit von dem ursprünglichen karolingischen Feudalismus entfernt, der sich als ein System von fremden Verwaltungs- und Militärbeamten über das Sippengewebe der germanischen Altstämme gelegt hatte. Schon unter den sächsischen Königen zeigte es sich wieder eng verwachsen mit dem Volkskörper, und Konrad II., der erste Salier, vollendete die Rückentwicklung zum Germanischen, als er die Lehen wieder erblich machte; und das nicht nur für die deutschen Geschlechter, sondern auch für die langobardischen „Balvassoren“, die Nachkommen der germanischen Edelfreien

in Oberitalien. Seitdem blühte der Stand auf, der uns in diesen Tagen auch in der Dichtung zuerst als „die stolze ritterschaft“ entgegentritt, und der als Träger des Reichsgedankens von Walthar von der Vogelweide bis Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen unvergängliche Vorkämpfer deutscher Geistesfreiheit gestellt hat.

Als Konrad aus dem Welslehen wieder einen Odalsbesitz machte, hat er den Sippengedanken mit dem des Kriegerbundes eng verbunden; und gerade hieran wird ein wesenhafter Unterschied deutlich, auf den wir heute nicht eindringlich genug hinweisen können: der Unterschied zwischen der germanischen und der römischen Art des Männerbundes. Neben dem wehrhaften Kriegerbund der Ritterschaft stand im alten Reich der geistliche Männerbund der Priesterschaft, die ursprünglich, ebenso wie jene, Amtsträger des Königtums waren, wenngleich sie geistig von Rom aus dirigiert wurden und auch die königlichen Ranzleien zu beherrschen pflegten. Es ist kein Zufall, daß Rom gerade in der salischen Zeit schärfstens sein angebliches Recht auf die Investitur, wie auch die angebliche Pflicht zur priesterlichen Chelosität geltend machte. Wie Grafen und Ritter, so waren auch die Weltgeistlichen jener Zeit Träger zahlloser königlicher Lehen; wie jene waren sie größtenteils verheiratet und erhofften wie jene die Bestätigung der Erblichkeit ihres Besitzes. Ein durch Blut und Boden mit dem eigenen Volke verbundenes Priestertum aber hätte aufgehört, eine Kampftruppe der geistigen Fremdmacht zu sein, daher der heftige Kampf Gregors VII. gerade um diesen Punkt. Die Vertreter der völkischen Königsgewalt haben in verhängnisvoller Weise übersehen, worauf es hierbei eigentlich ankam; und auch heute wird das noch durchweg übersehen. Der römische Männerbund ist durch Verneinung der Sippenzugehörigkeit bedingt; der germanische Kriegerbund steht zu dieser in unlöslicher Wechselbeziehung. Zwischen römischem Männerbund und germanischem Sippengedanken gibt es nur ein Entweder-Oder, niemals einen tragischen Konflikt, der nur zwischen polaren Äußerungsformen einer lebensgesetzlichen Einheit entstehen kann, wie es die germanische Sippe und der germanische Kriegerbund sind. Die germanische Dichtung spiegelt diese Gesetzmäßigkeit in reicher Fülle wider.

Das Rittertum hat neben Dietrich von Bern den lichten Siegfried zum dichterischen Urbild erhoben, weil sich in ihm die beiden Pole germanischen Wesens trafen: die „Minne“ zu seiner „triuntin“ und ihrem Sohne, und die kämpferische Einsatzbereitschaft für den Gefolgsherrn, dem er, der Königssohn, nur deshalb mit Treue und Ergebenheit dient, weil ihn die Bande der Versippung mit ihm verbinden. So innig sein Verhältnis zu seiner jungen Frau ist, so kriegerisch ist sein Kampfeszorn auf den Heerfahrten, die ihn zum selbstvergessenen Berserker machen; ohne daß einer der Hörer darin jemals einen Widerspruch empfunden hätte. Und liegt nicht der Keim zu seinem Untergange gerade darin, daß er in allzu inniger Bindung an die Frau vertrauensfelig das Geheimnis preisgibt, dessen Wahrung er mit den heiligsten Eiden des Kriegerbundes gelobt hat? Im Konflikt zwischen Sippengefühl und Kriegerpflicht hat er — sinnbildlich wird das durch den Vergessenstrank ausgedrückt — die härtere Pflicht verletzt; er hat „sich verlegen“, wie es die mittelhochdeutsche Dichtersprache nannte. Von nun an ragt das eherne Gesetz des Kriegerbundes in der Gestalt des grimmen Hagen drohend in den Lauf der Dinge hinein und führt unerbittlich zum bitteren Ende.

Wenn uns dies Schicksal erschüttert, wie unsere Vorfahren vor siebenhundert Jahren, so doch nicht nur deshalb, weil ein lichter und liebenswerter Held einer Mordtat zum Opfer fällt, oder gar weil der Germane mit Zittern und Zagen vor einem unerforschlichen Schicksal zu Kreuze kroch, wie man es töricht mißdeutet hat. Das Warum ist es, das unsere Ahnen erschütterte: sie fühlten, daß sie selbst gleich dem tragischen Helden zwischen den beiden Polen standen, die ewig des germanischen Mannes Los bedingen und ihm niemals gestatten, in ein alleinseigmachendes Entweder-Oder zu flüchten. Er ver-

neint weder, wie es der weltflüchtige christliche Mönch tut, seine lebensgefehlliche Bindung an Frau und Kind, an Blut und Sippe; noch weicht er dem Konflikt dadurch aus, daß er sich in den Bereich des Sippenfriedens zurückzieht — den man heute zuweilen gründlich falsch auffaßt — und seine weltgefehlliche Bindung an eine Aufgabe leugnet, die über jenen hinausreicht, ohne ihm jedoch zu widersprechen.

Diese innere Einheit ist es ja, die die Tragödie von Siegfrieds Tod mit der von Hagens Untergang innerlich verbindet. Es ist doch nicht so, daß der Dichter nun plötzlich die Begeisterung für den lichten Helden mit der für seinen finsternen Mörder vertauscht — vielmehr ist es das Gesetz der kriegerischen Gemeinschaft selbst, das hier seiner Erfüllung entgegenstreitet und über alles Schicksal dadurch triumphiert, daß seine Träger sehend untergehen. Denn auch jetzt steht es noch in stetem Widerspiel — nicht im Widerspruch — mit dem Gesetz der Sippe: in dem edlen Rüdiger, in Dietrich von Bern und vor allem in der Gestalt der rächenden Kriemhild, die nur als Frau das Gesetz der Sippe und Gattenliebe selbst verkörpern und erfüllen kann. Ja, es gibt kein anderes Gesetz, mit dem das der Kriegerehre überhaupt in absoluten, unausweichlichen Konflikt geraten kann. Beide sind die höchsten Gesetze überhaupt, über denen es kein höheres mehr gibt; beiden wird der Anspruch auf Unbedingtheit zuerkannt. Und nur zwischen solchen kann es zu jener tragischen Spannung kommen, die befreit, indem sie erschüttert.

Diese Spannung ist ewig, wie die Spannung zwischen der hegenden Liebe der Frau und der handelnden Härte des Mannes; aus ihnen geht alles hervor, sie sind polare Gesetze, und ihre stete Spannung ist das Leben selbst. Zwischen diese Pole einen spannungs- und konfliktlosen Einheitsmenschen hinsetzen zu wollen, ist Verkennung des lebendigsten Gesetzes, denn der Mensch selbst ist um so vollendeter, je vollendeter er Mann oder Weib ist. Erst eine decadente Zivilisation hat zwischen beiden Rangwertungen gesetzt und ausgleichen und einander annähern wollen, was nur in seiner Spannung lebenerzeugend ist. Mit germanischem Lebensgefühl hat es nichts zu tun, wenn man im Namen des Sippengedankens die eisenharten Männer unserer Vorzeit verharmlosen will, oder wenn man das Ideal eines Männerbundes aufstellt, der einen für sich bestehenden Selbstzweck darstellen soll. Die Gefahr liegt nahe, daß Parolen wie „Sippengedanke“ und „Männerbund“ zu Schlagworten verflacht und als ein Entweder-Oder gegeneinander ausgespielt werden. Das ist genau so töricht, als wenn man Bauerntum und Kriegertum oder Gemüthhaftigkeit und Kampfesgrimm als angebliche Gegensätze gegeneinander ausspielt; oder als wenn man den Gedanken der Sippe gegen den des Reiches stellt und umgekehrt. Der Germane ist deshalb des höchsten Furor teutonicus fähig, weil er auch den tiefsten Gemütsregungen zugänglich ist — das kann nur der Spießbürger verkennen, der weder Höhen noch Tiefen kennt, sondern nur seine eigene Flachheit.

Wenn man den germanischen Kriegerbund anerkennt und bejaht, so darf man ihn nicht als eine isolierte Erscheinung, losgelöst aus dem Gesamtbild germanischen Wesens betrachten. Er hat nichts gemein mit dem römischen Männerbund, der das Weib grundsätzlich als minderwertig ausschließt. Er ist aber ebensowenig ein feindlicher Gegensatz zum Sippengedanken; denn er hat mit mönchischer Lebensfeindlichkeit nichts zu tun. Wo ein mönchisches Ideal mit hineinspielt — wie es zum Teil etwa beim Deutschen Orden der Fall war — erst da tritt er in feindlichen Gegensatz zu dem Sippengewebe des Volkstums. In den schöpferischen Zeiten des Germanentums, wie auch schon des Indogermanentums, war er der Träger des Reichsgedankens in seiner nordischen Prägung: die notwendige Überhöhung des Sippenlebens, das ohne diese überhöhende Zielsetzung immer mit sich selbst in blutigen Widerstreit geraten ist. Nie ist in der germanischen und der deutschen Geschichte der Sippengedanke selbst strahlender in die Erscheinung getreten, als in den wehrhaften Jünglingen, die von den Sippen zum gemeinsamen Kampfe für höhere Aufgaben hinausgesandt wurden: zum Kampfe für das Reich. Das

germanische Reich aber ist kein Sanctum Imperium, dessen Staatsgott ein Oberpriester in Rom ist; sein heiliges Feuer ist der Herd der Sippe, von dem auch dem Manne die Kraft zu männlichen Taten strahlt.

Eine Bewegung, die das Reich auf der Ganzheit des germanischen Volkstums baut, wird in Sippe und Kriegerbund die Kraftpole des germanischen Reiches erkennen.

Hugin und Munin.

Der Backofen

Germanische Dauerüberlieferung in der Lüneburger Heide

Von Helgar Krieger

Der ländliche Backofen, ein treffliches Denkmal des alten Bauerntums, wird immer mehr zu einer Sehenswürdigkeit. Denn, auch wenn kein Bäcker sich im Dorfe niederläßt, geht das häusliche Brotbacken zusehends zurück. Der auf dem Lande wohlbekannte Bäckerwagen bringt fast täglich das frische Brot auch in das kleinste abgelegene Dorf.

Nur auf wenigen Bauernhöfen wird Brot heute in den alten, eigenartig gewölbten Backöfen regelmäßig gebacken. Diese Arbeit — das Hantieren der Frauen an diesem dunklen, braunen Ungetüm — gleicht beinahe einem Priesterdienst, einem Opferfeuer der grauen Vorzeit ... Nicht jede Frau versteht sich auf dieses Handwerk, besonders wenn die Backüberlieferung des Hofes unterbrochen wurde. Daher der berechtigte Stolz einiger alter Frauen, die noch vereinzelt diese Kunst des Hausbackens verstehen und üben.

Gebäckt wird in größeren Zeitabständen, meist einmal im Monat. Jedesmal werden, je nach Größe des Hofes, 30 bis 50 Brote gebacken, die sich im Keller lange Zeit frisch

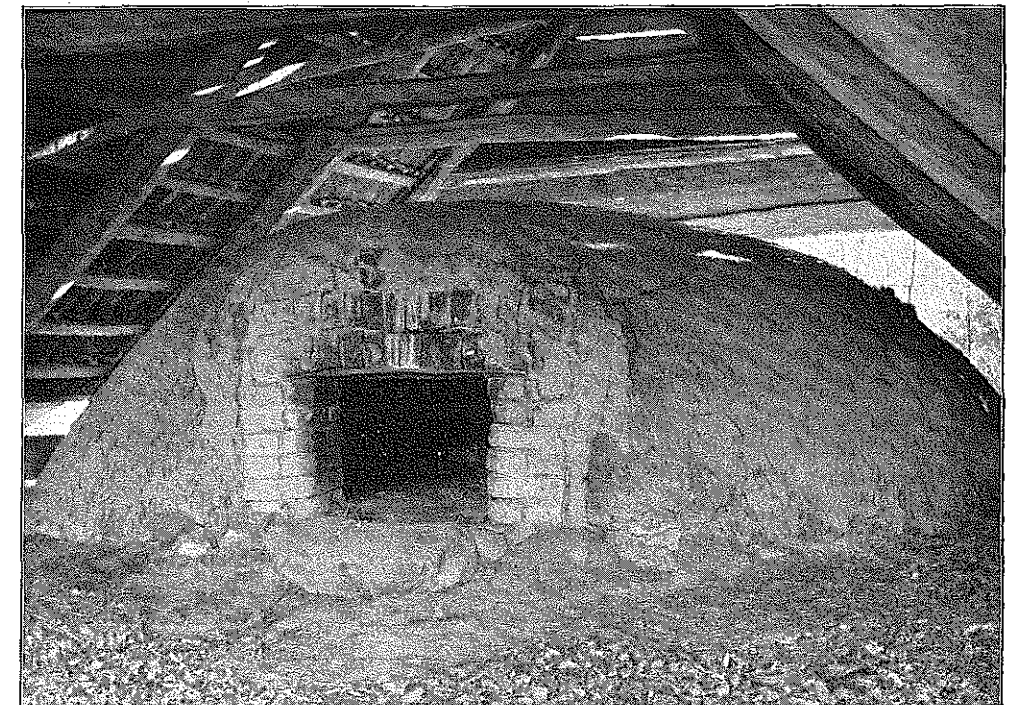


Abb. 1. „Buraben“ (Gemeindebackofen)
Aufn. Helgar Krieger

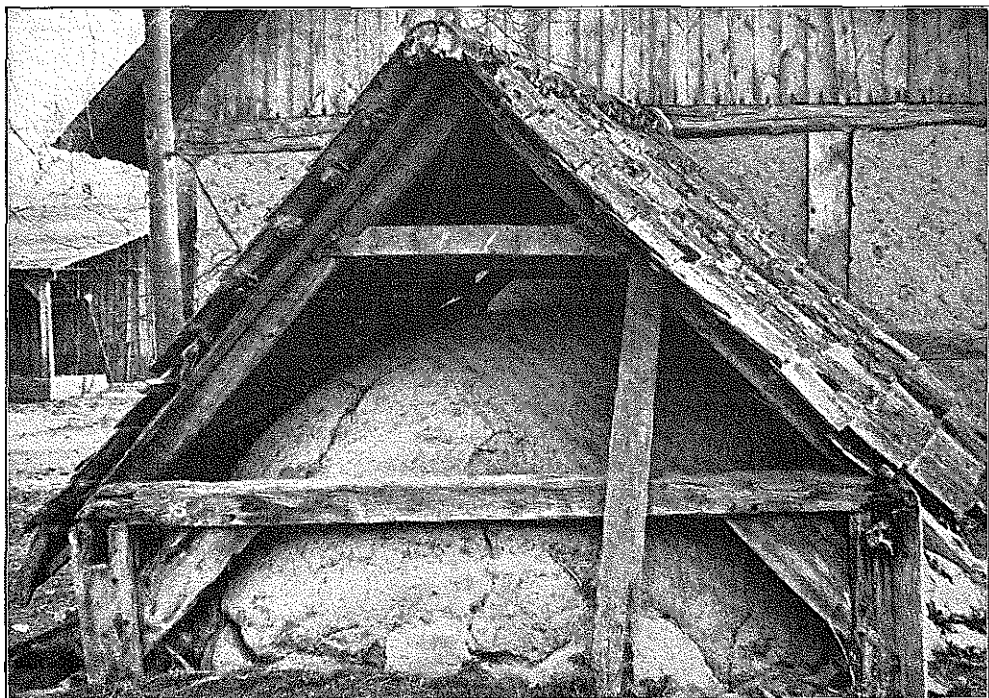
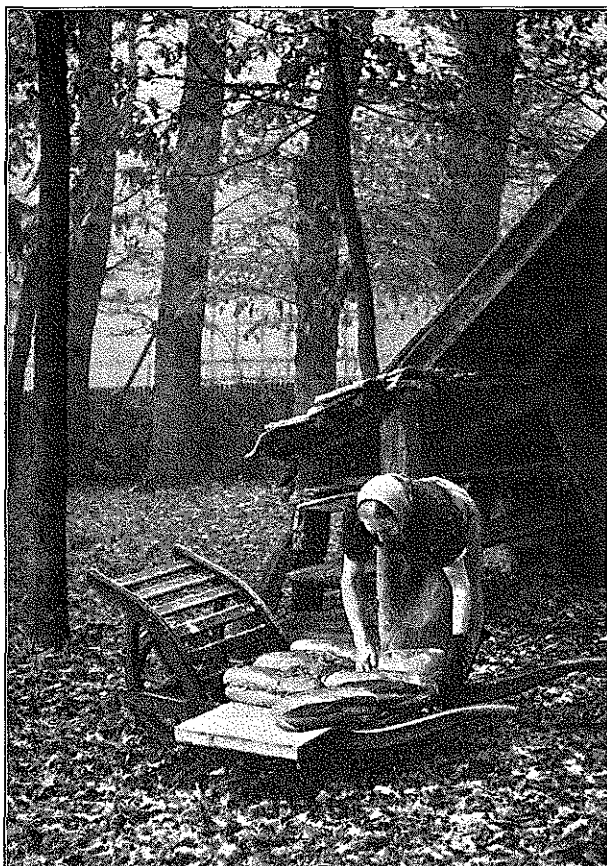


Abb. 2. Backofen der Lüneburger Heide
von der Rückseite. Man erkennt das Ge-
wölbe aus Lehm und die Grundlage
von Feldsteinen
Aufn. Helgar Krieger



halten. Nur zu großen Festen, wie Ostern, Weihnachten, Hochzeit u. a., werden viele Kuchen gebacken. Für einige Zeit wird dann das Brot völlig vergessen, und der schöne „Bodderkuchen“ (Butterkuchen) ist manchmal über eine Woche lang die einzige Backware, die es im Bauernhause gibt, zur hellen Freude der Kinder und der Bauersleute selbst.

Zuweilen findet man den Backofen mit einem Backhaus vereinigt, das der Teigzubereitung dient, und in dem alle zum Backen nötigen Geräte aufbewahrt werden. In

Abb. 3. Bauersfrau mit dem fertigen Brot
Aufn. Helgar Krieger

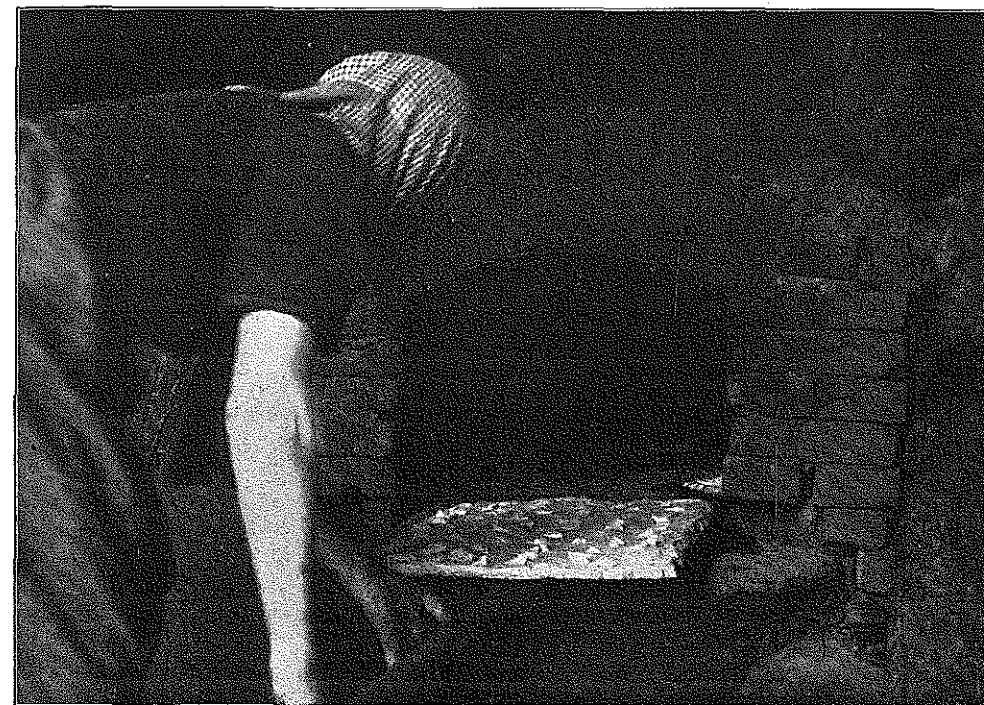


Abb. 4. Der Kuchen wird in den Ofen gebracht
Aufn. Helgar Krieger

solchen Backhäusern wird aber heute nur selten gebacken. Wegen der Feuergefährdung hat man in den meisten Fällen den eigentlichen Backofen von dem an ihn angebauten Backhaus getrennt. So trifft man heute fast ausschließlich die freistehenden Ofen. Die Backhäuser waren — vielfach noch vor ihrer Trennung von dem Ofen — zu Wohnzwecken ausgebaut und beherbergten dann die Familie des Häuslings. Daher die bis heute noch in manchem Ort gebliebenen Bezeichnungen für die Bewohner solcher Häuser, auch wenn diese nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung dienen: Brammers Backhäuser, Backhäusers Bader, Backhäusers Fritz usw.

Der alte Backofen der Lüneburger Heide ist zugleich ein lehrreiches Denkmal technischer Kultur, das uns lebhaft an die Backöfen der Vorzeit erinnert. Er hat einen etwa 50 Zentimeter hohen, aus Findlings- oder Feldsteinen aufgebauten Sockel. Darüber ruht ein ziemlich flaches, birnenförmiges Gewölbe aus Strohlehm. Beim Bau des Ofens wurden in einem auf dem Sockel ruhenden eichenen Holzrahmen junge Stämme von Fichten, Birken oder Eichen befestigt, auf die gegenüberliegende Seite hinübergebogen und dort ebenfalls mit dem Rahmen verbunden. Zur stärkeren Befestigung und zur Bildung eines zusammenhängenden Gewölbes wurde zwischen diesen jungen Baumstämmen Reisig und Stroh quer hindurchgeflochten. Auf das Geflecht trug man nun nach außen etwa 25 Zentimeter Lehmputz auf, ließ ihn trocknen und brannte dann das Gezeig durch ein schwaches Feuer ab. Danach wurde auch die Innenseite des Gewölbes mit einer dicken Lehmsschicht überzogen und sauber verputzt. In der aus Lehm oder gebrannten Steinen aufgemauerten Stirnwand eines solchen Ofens liegt das etwa einen halben Meter hohe und breite Backloch, das während des Backens mit einer eisernen Tür verschlossen wird. Hinten, in der Höhe der Wölbung, befindet sich gewöhnlich ein kleines Rauchloch, das mit einem Stein verschlossen werden kann und beim An-

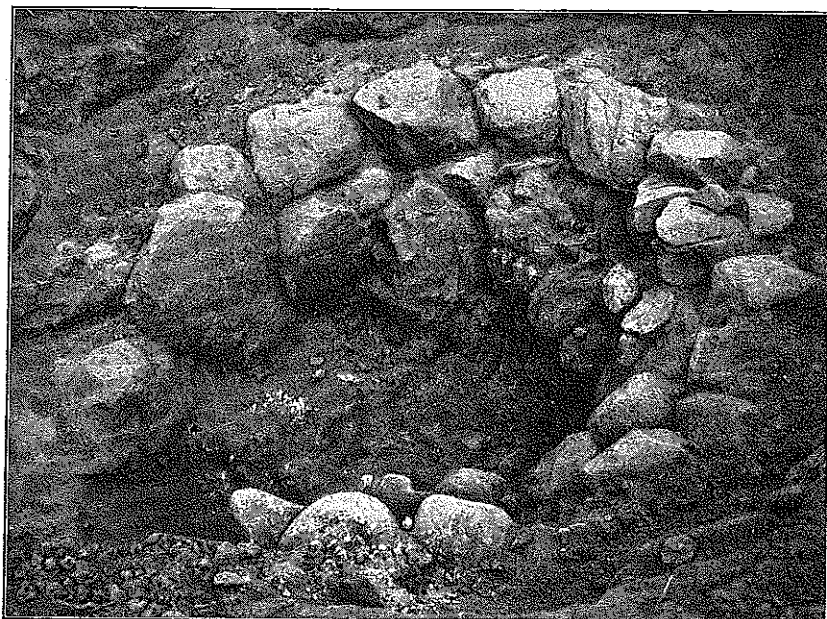
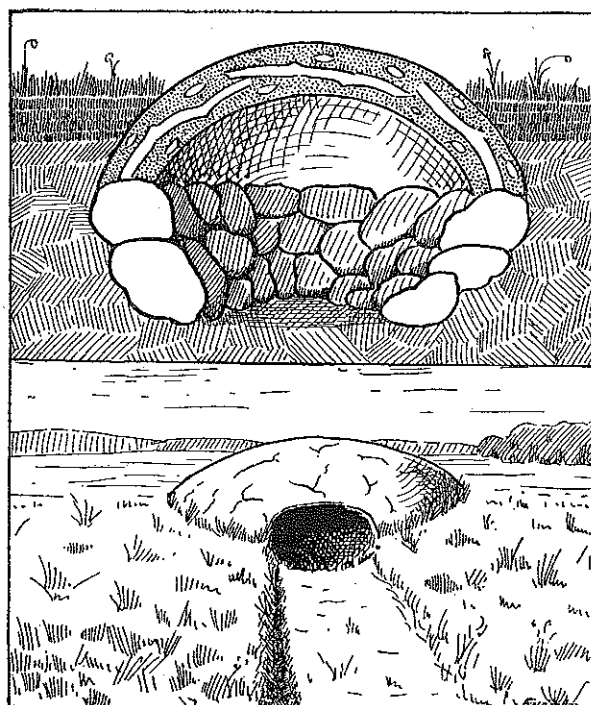


Abb. 5. Langenbach, Kreis Garburg. Backöfen aus den beiden letzten Jahrhunderten vor der Zito. Aufnahme von Südwesten. Die eingestürzte Lehmdecke ist entfernt.
Aufn. Dr. Wegewitz

heizen dazu dient, den nötigen Zug zu erzeugen. Der Rauch zieht im wesentlichen jedoch durch das geöffnete Backloch ab.

Die Backöfen dieser Art sind ein lebendiges Glied, das uns mit der Vorzeit verbindet. Die urgeschichtliche Forschung, die zuerst vorwiegend die Grabfunde untersuchte, wendete sich eigentlich erst in den letzten zwanzig Jahren der systematischen Erforschung der alt-



germanischen Siedlung zu. Im 3. Band der „Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte“ berichtet uns W. Wegewitz, Museumsleiter in Garburg, unter anderem auch über Auffindung der vorgeschichtlichen Öfen. Diese unterschieden sich von den beschriebenen Öfen hauptsächlich dadurch, daß sie zum größten Teil unterirdisch lagen. Der Durchmesser der Steinkränze betrug 1,20 bis 1,80 Meter. Der Steinbau reichte 1,20 bis 1,80 Meter in den Boden hinein. Nach unten verengte sich die Steinsetzung, so daß der Durchmesser des Bodenraumes etwa 0,80 bis

Abb. 6. Rekonstruktion des vorgeschichtlichen Backofens von Langenbach. Das durch Flechtwerk gestützte Lehmgewölbe ist ergänzt.

Zeichnung von A. Fernandez

1 Meter betrug. Nur die Lehmdecke ragte aus der Erde heraus. Der Bau der Decke geschah in ähnlicher Weise, wie wir ihn beschrieben haben. In mehreren Fällen wurden bei der Ausgrabung auch Getreidekörner gefunden. Die Funde werden in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt datiert und sind als langobardische Bauten anzusprechen. Die Auffindung dieser Backöfen hat unser Wissen über den Ackerbau der Langobarden, die nur teilweise aus ihrer Urheimat abwanderten, wesentlich vertieft.

Der Backofen wurde früher auch zum Trocknen des Hafens und des Flachses benutzt. In den Gegenden, in denen früher der Anbau von Hanf und Flachs besonders intensiv betrieben wurde, trifft man auch größere, von der Gemeinde gebaute Öfen, sogenannte „Buraben“.

Die ältesten Lehmbacköfen, denen man in den Dörfern der Lüneburger Heide begegnet, sind nun bald 300 Jahre alt. In einigen Ortschaften, so in Oldendorf an der Orke, wird noch heute in einem solchen alten Backofen regelmäßig das schöne Bauernbrot Niedersachsens nach altem Brauch gebacken, und es schmeckt nicht schlecht!

Zum Mittelstein

I. Zur Einführung in die Fragestellung

(Schluß)

Don Edmund Meier

Es gibt zwei Hauptarten der Haus- und Hofmarken: eine ältere und eine jüngere. Die ältesten Hausmarken zeigen möglichst einfache strichliche Formen, die sich durch Hauen, Schneiden oder Ritzen in leichter, kunstloser Weise anbringen lassen; die Form des Stabes oder Stammes herrscht vor; an ihn sind Kennstriche („Beizeichen“, wie Homer sie nennt) wie Zweige oder Arme angefügt (Abb. 2, Nr. 16).

Die jüngere Art kam auf, als die Familiennamen fest geworden waren und die Lateinschrift in die breiteren Kreise drang — laut Homer seit dem sechzehnten Jahrhundert. Da wurde es, um das Hinzufügen neuer Beizeichen an die alte Marke zu ersparen, üblich, den Namenszug mit den Hausmarken zu verbinden. Zu dieser Gruppe 2 sagt Buise Zeppenfeldt (Hildesheimer Hausmarken und Steinmetzzeichen, Hamburg 1921) im Anschluß an Homer:

„Wir haben solche, bei denen a) die Hausmarke vorherrscht und die Buchstaben noch untergeordnete Bedeutung besitzen; b) die Anfangsbuchstaben rechts und links neben der Hausmarke stehen (Abb. 2, Nr. 3); c) die Buchstaben zur Seite der Hausmarke, aber auch noch an dem Stamm der Marke selber stehen (Abb. 2, Nr. 3); d) die Buchstaben selber Stamm bilden; sie gelten auch so noch als Marke, denn die Initialen stehen oftmals noch daneben; e) die Hausmarke zum Monogramm geworden ist.“

In allen diesen Fällen handelt es sich um das Hinzutreten ausgesprochen lateinischer Buchstaben zu der alten Marke. Auf dem Steinstuhl stehen indessen Zeichen in den Schilden, die wohl als Runen, aber keinesfalls oder schwerlich als lateinische Buchstaben angesprochen werden können. So gleicht das dritte Zeichen des ersten Schildes einer nordischen S-Rune, das zweite des mittleren einer A-Rune des längeren oder einer D-Rune des kürzeren Futharks, und das dritte Zeichen des dritten Schildes läßt sich immerhin mit einer F-Rune vergleichen. Infolgedessen kam mir die Auffassung der drei Zeichengruppen als solcher von „verbundenen“ Hausmarken zu gewagt vor.

Andererseits war der Einspruch A. Meier-Bökes für mich ein Ansporn nachzuprüfen, ob nicht vielleicht mein Vergleichsstoff unzureichend gewesen sei. Da fand ich denn bei Dr. Herbert Spruth, der seit Jahren in Gemeinschaft mit dem Volkskundlichen Archiv für Pommern Haus- und Hofmarken sammelt, eine einwandfreie Entsprechung zu

dem „Hammerzeichen“ in der Hausmarke T der Bauernhufe Hafemeister in Voigtshagen i. B. und auf Homers Tafeln zum Marienburger Werder einen zweiten Beleg. Die schlichte Tur-Rune ohne jedes Beizeichen entdeckte ich als mecklenburgische Hausmarke bei Homeyer, ebenso bei diesem aus Rostock eine Marke, die der M-Rune des Mittelschildes entspricht, und endlich aus dem Westhavelland einen Beleg für das Zeichen, das ich als „Lebensbaum“ angesprochen hatte. Eine zweite genaue Entsprechung zu dem letztgenannten Zeichen steht als Nr. 40 in Luise Zeppenfeldts Tafel der Hildesheimer Marken. Eine 8 als Hausmarke ist bei Homeyer verzeichnet und eine oben nach rechts überschwingend geöffnete 8 bei Karl Theodor Weigel unter den Steinmetzzeichen (Runen und Sinnbilder, Berlin 1935, S. 67). Herr Weigel teilte mir weiter freundlicherweise mit, daß die signumgleiche Marke des Schildes Nr. 1 sich in seiner eigenen Sammlung aus Kibbighausen bei Braunschweig befindet.

Das Ergebnis meiner Suche war also, daß die Zeichen in den Schilden und die drei letzten der untersten Reihe Haus- oder Hofmarken sein können, mögen einige von ihnen auch selten und wenig belegt sein. Aber daraus ergab sich die Folgerung für mich, daß es sich bei den drei Schildgruppen nicht um „verbundene“ Hausmarken im Sinne der Unterarten 2b und 2c bei Luise Zeppenfeldt handeln kann, sondern daß es sich empfiehlt, jedes Zeichen dieser Gruppen als selbständige Einheit, also einzeln zu fassen. Es muß zugegeben werden, daß diese Erkenntnis erschwert worden ist durch den Umstand, daß die Zeichengruppe des Schildes 1 äußerlich ganz nach Art der verbundenen Hofmarken geordnet ist. Leberkus, der Homeyer nur die Mittelzeichen jedes Schildes mitgeteilt hat, ist über die Schwierigkeit hinweggeglitten mit den Worten: „jede noch von einigen Buchstaben, wie es scheint, begleitet“. Es ist sehr schade, daß Homeyer damals keine genaue Nachzeichnung des Gesamtzeichenbestandes erhalten hat. Er hätte gewiß gesehen, daß diese scheinbaren Buchstaben keine waren und sind. Ihre Runenhaftigkeit wäre ihm sicherlich aufgefallen; spricht er doch selbst von der „mystischen runenähnlichen Gestalt“ vieler Hausmarken und stellt er doch selber S. 141 eine engere Beziehung zwischen Marken und Runen zur Erwägung.

Ist jedes Zeichen in den Schilden als selbständige Marke zu fassen, so erhebt sich die Frage, was ihre Ordnung in drei räumlich getrennten Gruppen bedeuten sollte. Es liegt dann nahe, an drei zu dem Sitzplatz gehörige Bauernschaften zu denken. Das hat schon Leberkus getan und gefragt: „gehören etwa drei Bauernschaften zu dem Gericht und gingen die drei Marken auf diese?“ Eine Antwort auf diese Frage kann nur die Heimatforschung geben. Immerhin dürfte es sich verlohnen, hier zu berücksichtigen, was Lindner S. 396 beigebracht hat: „Wie groß die Zahl der Freistuhlgüter und Freien gewesen sein mag? Die einzelnen Nachrichten zeigen große Unterschiede zwischen den einzelnen Freigrafschaften. ... Zum Stuhl am Bockengraben gehörten 4 Höfe, zu denen der Stadt Münster nur 2. Die Ransfelder hatten 4 Freihöfe und Güter, die Freibank zu Erler 6 Freie.“

Näht man die Zeichen in den Schilden als Hofmarken der dingpflichtigen Höfe, so fällt vielleicht ein gewisses Licht auf den Umstand, daß die mittlere Gruppe nur zwei Zeichen aufweist. Platz für ein drittes wäre ja links noch dagewesen. Hat dort vielleicht einmal eines gestanden und hat es weggehauen werden müssen, weil das betreffende Hofgeschlecht aus irgendeinem Grunde ausgeschieden war? Wie mir Dr. P. G. Beher unter dem 9. 3. 1937 freundlicherweise mitteilte, ist beim genaueren Betrachten der Stelle oder beim Abtasten nicht das geringste festzustellen derart, daß etwa ein Zeichen weggehauen oder von selber abgesprungen ist. Ob bei der „Erneuerung“ etwa noch vorhandene Spuren weggeebnet worden sein mögen, ist ja heute nicht mehr festzustellen. Ein solches Wegmeißeln eines früher vorhandenen Zeichens wäre ja gar nicht so schwer gewesen, weil die Marken erhaben gearbeitet waren im Gegensatz zu den Schildrahmen. Daß diese eingetieft sind,

dürfte ein Anzeichen sein, daß sie eine spätere Zutat sind und erst bei der „Erneuerung“ hinzugekommen sind. Wenigstens meint Eberhardt, die Schildformen und die darin stehenden Zeichen hätten nichts miteinander zu tun; die Ausbogungen der Wappenumrisse seien der Renaissance eigentümlich und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sowie im 17. Jahrhundert — also zur Zeit der „Erneuerung“ — üblich gewesen.

Nachdem ich erkannt hatte, daß Meier-Böke mit seiner Mutmaßung, es dürfte sich um Hofmarken handeln, einen gangbaren Weg eingeschlagen hatte, suchte ich nach Zeugnissen für das Vorkommen von Marken auf den Richterstühlen. Bei Lindner fand ich S. 363: „Die großen Freigrafen um die Mitte des 15. Jahrhunderts haben sämtlich ihre eigenen Bilder oder Marken“. Weiter las ich bei Oskar Wächter (Behmgerichte und Exenprozesse in Deutschland, Stuttgart 1882): „Auf der Markstätte stand gewöhnlich ein steinerner Tisch, welchen von drei Seiten eine steinerne Bank umgab. So wird noch heute unter der sogenannten Behmlinde zu Dortmund, einen der angesehensten Freistühle, der steinerne Tisch gezeigt, auf welchem das Dortmunder Wappen, ein Adler, eingehauen ist.“ Da sagte ich mir: „Wenn in dem Dortmunder Tisch ein Wappen eingehauen ist, so ist es möglich, daß die Zeichen auf dem Wittkindstein einen ähnlichen Zweck gehabt haben.“

Ganz schwer in die Waagschale fallend aber erscheint mir, was Homeyer in seinem Leitwerk S. 246 § 94 über die „Zeichen der Gerechtigkeiten“ geschrieben hat:

„Unter Gerechtigkeiten (Gerechtsamen) verstehe ich Befugnisse, die ... als wesentlich dauernde gedacht werden. Und zwar so, daß ein gewisser sich stets erneuernder Personenkreis als verpflichtet ihr gegenübersteht. Das Dasein einer solchen Gerechtigkeit läßt sich nun auch kundgeben an Rörpern, die zwar den Berechtigten nicht geradezu gehören, aber doch zu der Berechtigung in naher Beziehung stehen.“

Auf S. 249 fährt er fort:

„Zweifelhafterer Natur sind die folgenden Zeichen. D. Die Glosse zum Sächs. Landrecht III, 26 spricht von einem Wahrzeichen, welches der Schöffe an dem Schöffentuhl hat, zu dem er Schöffe ist. (Siehe über die Deutung Homeyer Heimat S. 11, 79, der ich noch den Ausdruck der lateinischen Übersetzung: 'et iste illius signum habet verificum in sede scabinorum, in qua sede scabinorum dignus est' und den des Bocksdorffschen Remissori unter hantgemal: 'unde das er noch das mal habe d. i. das warzeichen an dem scheppfenstuhle, da sie czu gehören' hinzufüge).“

Auf S. 250 bringt er im Anschluß daran die Mitteilungen des Dr. Leberkus, die oben schon mehrfach erwähnt worden sind, und schließt mit den Worten:

„Ich habe meinerseits nur hinzuzufügen, daß dennoch die eine alte Marke² von 1584 den Richter bezeichnet und diese somit eine dem alten Schöffenzeichen der Glosse analoge Bedeutung gehabt haben möchte.“

So vorsichtig auch Homeyer sein Urteil abgefaßt hat, so stellt es doch fest, daß der Steinisch als Schöffentuhl und zum mindesten das letzte Zeichen unten als eine Schöffensmarke anerkannt werden können. Der Wittkindstein ist der einzige Freistuhl in ganz Deutschland, der als Beispiel für die Glosse dienen kann. Damit gewinnt er eine einzigartige Bedeutung, die ihn weit über eine rein örtliche Merkwürdigkeit hinaushebt.

Um so mehr sollte es alle Verufenen locken, auch noch die letzten Fragen zu lösen, die sich an seine Zeichen hängen. Den Anfang dazu hat A. Meier-Böke mit dem folgenden Aufsatz gemacht.

¹ Sperrung von mir.

² Also das 5. Zeichen der untersten Reihe.

II. Zur Deutung

Don A. Meter, Bötze

Das Ergebnis meiner Suche nach Gebäudezeichen im Gebiet des Wittekindssteines veranlaßt mich zu einer andern Deutung, als wie sie an Ort und Stelle anlässlich der Pfingsttagung 1932 vorgetragen worden ist.

1. Das „4-Zeichen“ in der unteren Reihe: Etwa 5 km südöstlich des Wittekindssteines (Abb. 1) liegt der Lohhof, der die Nr. 1 der Gemeinde Balldorf führt. Das Haupthaus dieses Hofes ist 1686 laut Inschrift an Stelle des abgebrannten erbaut. Rechts und links auf den Pfosten der Niederntür finden sich die beiden Sippenwappen des Bauherrn und seiner Frau, wie sie die Abbildung (Abb. 2, Nr. 1 u. Nr. 3) zeigt. Die Großbuchstaben zu beiden Seiten der Marke bedeuten Johan Sytmerßen und Marija Schumacher. Das zwischengefetzte Zeichen ist das vierte aus der unteren Reihe am Wittekindsstein. Aus der mir vorliegenden Sammlung von Steinmetzzeichen und Hausmarken füge ich die 6 kerngleichen der untergeordneten Reihe aus Nachbarorten des Gebietes an (Abb. 2, Nr. 4, 5, 6, 7, 8, 9).

Eine vergleichende Betrachtung dieser Zeichenauswahl kommt zu dem Schluß, daß das fragliche Zeichen des Wittekindssteines eine entschiedene formale Beziehung zu den kerngleichen Gestalten haben muß. Ich führe nach D. Lauffer, „Niederdeutscher Volkskunde“ (Leipzig 1923, S. 31) an: „Früher trugen sie (die landwirtschaftlichen Hausgerätschaften) seine (des Bauern) Hausmarke, das ist ein gekerbtes oder gemaltes Zeichen von waagerechten und schrägen Strichen, die sich über oder neben einen senkrechten Mittelstrich legten. Diese Marken waren auf dem Lande wie auch in den Städten stark verbreitet. Heute sind sie eigentlich nur noch als Fischermarken erhalten. So sind sie z. B. auf der Halbinsel Gela noch in allgemein verbreiteter, lebendigster und verständnisvoll gehandhabter Verwendung als Besizerzeichen der einzelnen Gerätschaften. Sie heißen dort „das Mal“ oder noch häufiger „das Mark“, und jeder selbständige Fischer hat sein eigenes, nur ihm zukommendes Mark... Wir sind über die Wandlungen, denen die Hausmarken in ihrer Form unterlagen, genau unterrichtet. Von Gela wissen wir, daß dort in der Regel dieselben Familien Marken mit gleichem Kopf haben. Das einzelne Familienglied gibt ihnen für sich einen beliebigen Beiftrich als Unterscheidungszeichen, wodurch man dann zu immer mehr zusammengefügten Formen gelangt.“

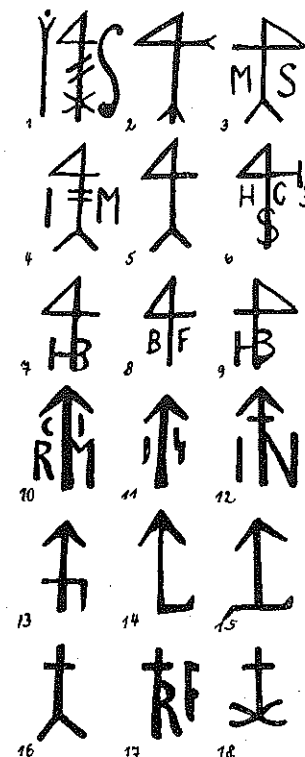
A. Schmidt veröffentlichte im Augustheft der Ravensberger Blätter von 1908 23 „Haus- und Familienmarken“ aus dem Amte Blotho, unter denen sich auch die beiden des Lohhofes befinden. Von den 23 Zeichen haben 15 die Grundgestalt der Ziffer 4. Versuchen wir, diesen Befund zu deuten, so wird zunächst klar, daß alle diejenigen mißdeuteten, die in der unteren Zeichenreihe des Wittekindssteines eine Jahreszahl sahen, denn die „deutlichste“ der Ziffern muß als Hausmarke erkannt werden. Unter Anwendung der Lauffer'schen Erkenntnisse wird ferner wahrscheinlich, daß eine der Familien mit den kerngleichen Zeichen mit dem vierten Mal der unteren Reihe am Wittekindsstein in Zusammenhang gebracht werden muß, was formal am ehesten für die Marke der Marija Schumacher zutrifft, bei der die Beiftriche die Grundgestalt im Sinne der Steinmarke am wenigsten veränderten. Die nur spiegelbildliche Gleichheit kann nicht ins Gewicht fallen, wenn man Lauffers Bemerkungen recht anwendet.

2. Die Zeichen in den Schildern: Auch die Mittelgestalt des linken Wappenschildes (Thr-Rune) auf dem Stein hat ihre im gleichen Sinne weiter entwickelten Entsprechungen. Diese Gestalt erscheint dreimal in Schmidts Sammlung. Damit würden auch die Zeichen der oberen Reihe in Zusammenhang mit Sippenzeichen rücken. Die vergleichende Betrachtung der mir vorliegenden Sammlungen der Steinmetzzeichen der Schlösser Varenholz und Detmold, des Klosters Mellenbeck und der Städte Bielefeld und von Befunden an noch andren Orten läßt überhaupt die Pfeilgestalt und die im Mittelwappen

Hausmarken aus der näheren und weiteren Umgebung
des Wittekindssteines

Orts- und Zeitnachweis der Zeichen

1. Lohhof, Balldorf, 1686
2. Wittekindsstein, Zeichen 4, untere Reihe
3. Lohhof, Balldorf, 1686
4. Blotho, Langestr. 116
5. Schloß Detmold, 16. Jahrhundert
6. Beckmann, Bönneberg b. Blotho, Nr. 6, 1705
7. Schwarze, Balldorf, Nr. 100, 1677
8. Bielefeld, Ravensb. Blätter, 1901, S. 29
9. Erder a. d. Weser, Nr. 73, 1680
10. Götte, Blotho, Scheune
11. Wittekindsstein, Wappenschild
12. Götte, Blotho, Scheune
13. Schloß Varenholz, 1582—99
14. Kirchenstuhl St. Stephani, Blotho
15. Kloster Mellenbeck, Ausgang 15. Jahrhundert
16. Schloß Varenholz, 1582—99
17. Wittekindsstein, Wappenschild, 2. obere Reihe
18. Bielefeld, Wappen der Familie Meinders, 1686



eingemeißelte Kreuzgestalt als Kernfiguren fast sämtlicher Steinmetzzeichen und Hausmarken erkennen (Abb. 2, Nr. 10—18). Die Form der Hagalrune wäre noch zu ergänzen. Auch sie ist gehäuft verwandt.

Die in der oberen Reihe verwandte Umrahmung der Zeichenverbindungen ist ziemlich die gleiche wie die bei den 7 Rothhoffmarken angewandte, die etwa 400 Jahre alt sind (Abb. bei A. Schmidt, Ravensberger Blätter, 1902, S. 74). Die Einrahmung der Zeichen hätte an sich schon ein Hinweis auf ihre Selbständigkeit sein sollen. Jeder unbefangene Betrachter wird sie als Eigenwesenheiten auffassen.

Es kommt noch ein letzter Befund hinzu. Sämtliche Hausmarken in der Schmidtschen Sammlung und alle mir sonst bekannten fügen die Anfangsbuchstaben des Besizers zu dem Grundzeichen der Sippe rechts und links bzw. unterhalb bei, oft recht kunstgerecht verquirlt. Die obere Reihe der Zeichen offenbart die gleiche Gepflogenheit, nur das mittlere fällt ein wenig aus der Rolle. Es liegt aber auf der Hand, daß das linke Begleitzeichen entweder bei der Erneuerung im Jahre 1659 fortgelassen ist, weil es nicht mehr kenntlich war, oder daß es späterhin zerstört wurde. Daß an der bezeichneten Stelle etwas fehlt, lehrt schon der unmittelbare raumgestaltliche Eindruck. (Diese formale Symmetrie der 3 Zeichen, die sowohl links als auch rechts die Anfangsbuchstaben der Besizernamen verleiht, ist ausschlaggebend für die Annahme einer Zerstörung. Sämtliche von Schmidt zusammengestellten Marken unterliegen dieser formalen Anordnung. Wie Nr. 10 der Abbildung zeigt, kommen bis zu 4 Initialen vor.)

Wir kommen somit zu der von Vormbaum schon 1864 (Beschreibung der Grafschaft Ravensberg, Leipzig 1864, S. 115 ff.) aufgestellten Meinung: „Unter diesen Zeilen (gemeint ist die Inschrift oben am Stein) befinden sich drei nebeneinander stehende Wappenschilder, wie solche in alten Zeiten die Ratsherren, Schöffen und Richter im Siegel führ-

ten.“ Wir stimmen A. Schmidt zu, wenn er sagt: „Am interessantesten sind und bleiben natürlich die drei Wappenschilder, schon um deswillen, weil sie den Übergang von den Hausmarken und Handzeichen zu den Siegeln und Familienwappen veranschaulichen“ (Ab. VI., 1902, Nr. 3). Schmidt sieht in den Zeichen des Steines urtümlichere Gestalten als in den Marken seiner Sammlung. Und das bestätigt der formalvergleichende Augen-schein auch dem Laienforscher unmittelbar.

Die Herkunft der Familienmarken ist eine allgemeine Fragestellung, in die die Stein-mehzeichen mit einzuschließen sind. Wir sind mit Lauffer (a. a. O.) der Ansicht, daß, „wenn irgend etwas in der Welt an die alten Runen erinnert, so sind es diese Hausmarken ... diese Ähnlichkeit ergibt sich daraus, daß die Marken ebenso wie die Runen fast ausschließlich in Holz geschnitten wurden“. Auch A. Schmidt meint: „Die Identität der alt-deutschen Runen für s und t mit dem zweiten und dritten Zeichen des ersten Wappen-schildes liegt auf der Hand. Bekanntlich kommen dieselben in westfälischen Haus- und Familienmarken häufig vor. Auch die Formen der andern Zeichen finde ich mehr oder weniger genau auf den mir vorliegenden Tafeln zu Friedländer, „Westfälische Hausmarken“. Die Vermutung Bornbaums, daß durch die Wappenschilder diese Steinbank als Freigerichtsstuhl bezeichnet sei, dürfte gewiß zutreffen. Wir haben es hier ohne Zweifel mit einem interessanten Rechtsaltertum oder wenigstens mit der Erneuerung eines inter-essanten Rechtsaltertums unserer engeren Heimat zu tun, und es wäre zu wünschen, daß die archäologische Forschung den sagenumwobenen Wittekindstein etwas mehr in das Licht geschichtlicher Tatsachen rücken könnte.

Geschichtlich müßte in erster Linie die kommende Forschung verfahren: durch Auf-suchung aller ersatzbaren Urkunden und landschaftlichen Gegenständlichkeiten, um durch vergleichendes Verfahren vielleicht einmal zu den Sippen zu gelangen, die im Umkreis des Steines zu den Thingbevorrechteten gehörten. Insbesondere wäre der Geschichte des „Loh“-hofes und des „Rott“-hofes, der allein 7 Zeichen überlieferte, die leider an einen jüdischen Althändler veräußert wurden, nachzugehen. Die Namen tragen schon den Stempel archäo-logischer Bedeutsamkeit an der Stirn. Sodann wäre aber auch die Überleitung der beson-deren Fragestellung des Wittekindsteines in die allgemeinere der Herkunftsfrage der Mar-ken und Mehzeichen überhaupt gegeben. Vielleicht fällt dann auch einmal Licht auf die ganz aus dem Rahmen der Mehen- und Hausmarken herauspringenden 3 Zeichen der unteren Reihe.

Der Ursprung des Hexenwahns

Don B. Dultz

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Zerstörung der germanischen Weltanschau-ung, die eine Umkehrung aller germanischen Werte bedeutete, steht der mittelalterliche Hexenwahn, dem Millionen nordischer Frauen zum Opfer gefallen sind. Da auch heute noch die Ansicht vertreten wird, der Hexenglaube sei von den germanischen Völkern aus-gebildet worden, so soll hier kurz darauf eingegangen werden. Vorweg ist zu sagen, daß der Glaube an Hexen, Teufel, Dämonen, böse Geister und Besessene in der Bibel als fester Bestandteil des Christenglaubens bezeugt ist, während er in der altgermanischen Welt völlig fehlt. Sehen wir nun, welche Vorstellungen sich im Norden mit den Namen Hexe verbanden.

Im germanischen Altertum lag die Heilkunde und mit ihr die Arznei- und Kräuter-kunde vornehmlich in den Händen der Frauen. Heilkundige Frauen, die hohes Ansehen genossen, werden immer wieder in den Sagas genannt. Wir hören aber auch von Frauen,

die ihr Wissen um die heilkräftigen und todbringenden Wirkungen der Kräuter zum Schaden ihrer Mitmenschen benutzten, wie z. B. die Mutter Thorsteins in der Grettir-saga, die einen Holzkloß mit Gift so präparierte, daß die Art des im ehelichen Zweikampf unüberwindlichen Grettir daran abgleiten und ihm eine tödliche Wunde beibringen mußte.

Diese hölviskona (im Schadenstiften wissende Frauen) und seibhfona (in der Sud-kunst bewanderte Frauen) verfügten nicht über „übernatürliche“ Kräfte, sondern wendeten ganz natürliche Mittel an, um ihren Mitmenschen heimlich zu schaden, und die Volks-gemeinschaft wehrte sich gegen diese ehrlosen Übeltäterinnen, indem sie sie hart bestrafte. Thorstein wurde geächtet, d. h. aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen, weil er die Tat seiner Mutter geduldet hatte. Es ist bekannt, daß Frauen um solcher Reidingstaten willen getötet¹ wurden, es ist aber durch keine Quelle belegt, daß man sie lebendig verbrannt hat. Bemerkenswert ist, daß wiederholt gesagt ist, daß diese Künste von den Finnen- und Lappenweibern erlernt wurden.

Um den natürlichen Zauber der Persönlichkeit handelt es sich, wenn in der Geschichte vom Goden Snorri von dem hochbegabten und schönen Björn Asbrands-son, der Thurid Björkstochter liebte und von ihr geliebt wurde, gesagt wird, daß, obgleich Thurid nun mit einem anderen Manne verheiratet war, sein Einfluß auf sie „zauberkräftiger denn je“ gewesen sei. Björn verließ Island, um Thurid nicht zu schaden.

Ein halbes Jahrtausend älter als das Zeugnis der Sagas ist das Zeugnis der ältesten germanischen Rechtsammlungen, die allerdings kein germanisches Volksrecht darstellen, sondern die ersten Königsgesetze sind, die zum Schutze und zur Sicherung der neuen Königs- und Kirchenherrschaft erlassen wurden, und die aus diesem Grunde nicht als einwandfreie Quellen für die Einrichtungen des heidnischen Germanentums gelten kön-nen. Auch in diesen Gesetzen erscheint die Hexe als Giftnislerin.

Als ältestes Gesetz aus der Christianisierungs-epoche gilt die „Einung der Saksfranken“ (Pactus Legis Salicae) aus dem Jahre 511. Es heißt dort:

Rap. 19, I. „Wenn jemand einem anderen Kräuterfaß zu trinken gibt, so daß er stirbt, vor Gericht ‚Zaubergabe‘ genannt, und es ihm nachgewiesen wird, werde er zu 800 Pfennigen gleich 200 Schilling verurteilt.“

II. „Wenn jemand an einem anderen einen Zauber verübt, und jener, an dem er ver-übt wurde, davonkommt, vor Gericht ‚Lebensgefährdung‘ genannt, werde der Urheber des Verbrechens, dem man es nachweist, oder der überführt wird, dieses zugefügt zu haben, vor Gericht ‚Hexenkräuterkommen‘ genannt, zu 2500 Pfennigen gleich 65 Schil-ling verurteilt.“

Rap. 64, I. „Wenn jemand einen anderen Hexendiener schimpft, d. h. einen Hexen-träger, dem man nachsagt, er trage den Kessel, in dem die Hexen brauen und es ihm nicht nachweisen kann, werde er zu 62½ Schilling, vor Gericht ‚Sühnegeld‘ genannt, verurteilt.“

II. „Wenn jemand ein freies Weib eine Hexe schimpft und es nicht nachweisen kann, werde er zu 2500 Pfennigen mal drei gleich 187½ Schilling verurteilt.“

In dem Alamannengesetz (Pactus Alamannorum) heißt es zum gleichen Gegenstand:

Rap. 72. „Wenn eine Frau eine andere eine Hexe oder Giftnislerin schimpft und das in Streit oder in Abwesenheit sagt, zahle sie 20 Schilling.“

Rap. 74. „Wenn jemand eines anderen Frau des Verbrechens der Hexerei oder Gift-mischerei beschuldigt, sie ergreift und auf die Folterbank legt und irgendeiner von den Verwandten sie mit 12 Eidhelfern oder mit dem Schwerte reinigt, büße er 800 Schilling.“

In diesen ersten Rechtsaufzeichnungen ist die Hexe eine kräuterkundige Giftnislerin und wird mit hohen Geldstrafen gebüßt. Aber auch diejenigen, die eine Frau schuldlos anklagen, haben ungewöhnlich hohe Strafen zu erwarten. Das gleiche gilt für diejenigen,

¹ Ratla der Eyrbyggjasaga.

die einen Mann der Mithilfe (Kesseltragen) beschuldigen und es nicht nachweisen können. Die Erwähnung der Folter im Alamannengesetz beweist, daß in ihm fremde Einflüsse herrschend sind. Folter bedeutet Stockschläge. In Germanien aber durfte kein freier Mann und keine freie Frau geschlagen werden. Bei der Waffenübergabe erhielt der zwölfjährige Enabe den letzten Schlag und wurde verpflichtet, von nun an keinen Schlag mehr ungerächt hinzunehmen. Dagegen gehörten die körperlichen Züchtigungen von Anfang an zur Klosterzucht.

Im Gegensatz zu diesen Rechtsauffassungen steht das Edikt des Langobardenkönigs Rothari aus dem Jahre 643, das die Hexen nicht bestraft, sondern schützt. Es heißt dort: „Niemand soll sich unterstehen, eine fremde Frau oder Magd als Hexe, was sie auch Maske nennen, zu töten, denn es ist nach christlichen Vorstellungen in keiner Weise zu glauben und erscheint auch nicht möglich, daß eine Frau einen lebenden Menschen innerlich aufzehren könne.“ Im Langobardenreich werden also fremde Frauen und Mägde der Hexenkunst beschuldigt, wobei zu berücksichtigen ist, daß es schon Jahrhunderte vor den Langobarden in Rom berühmte Giftnissherinnen gegeben hat. Anscheinend will dieses christliche Gesetz den Langobarden verwehren, nach eigenem Recht diese Frauen zu richten. Man darf nicht vergessen, daß auch das langobardische Volk vom Königshause her christianisiert worden ist. Diese Frauen werden nicht gegen den Verdacht in Schutz genommen, Menschen zu essen, sondern sie, wohl durch Gift, „innerlich aufzufressen“.

In der Lex Salica (angeblich aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts) heißt es in Anlehnung an die frühere Sammlung:

Kap. 67, I. „Wenn jemand einen anderen Hexendiener schimpft, d. h. einen Hexenträger, dem man nachsagt, er trage den Kessel, in dem die Hexen brauen, und ihn nicht überführen kann, werde er zu 2500 Pfennigen gleich 62½ Schilling verurteilt.“

II. Wenn jemand ein freies Weib eine Hexe schimpft oder eine Sure und sie nicht überführen kann, werde er zu 7000 Pfennigen gleich 187½ Schilling verurteilt.

III. Wenn eine Hexe einen Mann verzehrt und überführt wird, werde sie zu 8000 Pfennigen gleich 200 Schilling verurteilt.“

Die Lex Ribuaria aus derselben Zeit hat folgende Bestimmung:

Kap. 83, I. „Wenn ein Mann oder eine ribuarische Frau jemanden durch Gift oder durch irgendeinen Zauber zugrunde richtet oder tötet, büße er das Mannsgeld.“

II. Wenn jener jedoch nicht stirbt und davon eine erkennbare Veränderung oder Schwächung seines Leibes davonträgt, werde er zu 100 Schilling verurteilt oder schwöre mit 6“ (Eidhelfern).

Lex Thuringorum:

Kap. 6, 52. „Wenn ein Weib bezichtigt wird, den Gatten durch Vergiftung getötet zu haben oder durch Arglist der Tötung preisgegeben zu haben, tue des Weibes Nächster sie durch Zweikampf als unschuldig dar, oder sie werde, wenn sie keinen Kämpfer hat, selbst zur Probe über 9 glühende Pflugscharen geschickt.“

Aus allen diesen Bestimmungen geht mit Sicherheit hervor, daß der Hexenglaube des christlichen Mittelalters, der die Frauen der Unzucht mit dem Teufel, der Gestaltverwandlung und anderer unmöglicher Dinge beschuldigt, nicht aus ihrer Vorstellungswelt hervorgegangen sein kann. Zwar heißt es in der Lex Salica „wenn eine Hexe einen Mann verzehrt“, aber auch hier kann es sich nur um ein „Verzehren“ durch Gift handeln. Die Lex Thuringorum gibt uns mit ihrer Bestimmung, daß Frauen zur Probe über glühende Pflugscharen geschickt werden sollen, einen Fingerzeig, wo wir die Wurzel des Verbrennungstodes auf dem Scheiterhaufen zu suchen haben.

Schlägt die Folter germanischen Chrbegriffen direkt ins Gesicht, so sind die Gottesurteile (Feuer- und Wasserproben) in der germanischen Vorstellungswelt ganz unmöglich. Man hielt sie in Germanien auch für das, was sie waren, nämlich für Betrug. Auf

dem Reichstag zu Aachen wurde 809 ein Gesetz erlassen: „Alle sollten dem Gottesurteil glauben sonder Zweifels.“ Wir können nicht annehmen, daß Kaiser Karl seinen Priestern und Grafen gebot, an die germanischen Gottesurteile zu glauben, sondern es ist doch so, daß man die Germanen zur Anerkennung der fremden Rechtspflege zwingen wollte. Dieses Gesetz wäre ganz sinnlos, wenn die Gottesurteile bei den Germanen bekannt gewesen wären. Weder der germanische Zweikampf noch das Los können Gottesurteile genannt werden. Sie hatten keine abergläubischen, sondern sittliche Grundlagen. Die Bedeutung des Loses geht ganz unzweideutig aus seiner Anwendung hervor. Dafür nur zwei Beispiele. Als eine friesische Mannschaft in den Kämpfen zwischen Rom und Germanien von Römern gefangen wurde und das verfügbare Geld nicht zum Loskauf für alle reichte, ließ man das Los entscheiden, wer in die Heimat zurückkehren und wer in Gefangenschaft gehen wollte. — — — Auf der Heimfahrt von einer Amerikafahrt wurde das Schiff Bjarne Grimolfssons led. Da das Boot nicht alle Insassen aufnehmen konnte, wurde gelost, wer einen Platz darin haben sollte. Bjarne fiel ein Platz durch Los zu. Er trat ihn an einen jungen Isländer ab und ging in den Tod. Auch die Auswahl der jungen Mannschaft, die auf Landnahmefahrt geschickt wurde, geschah durch Los, und Land zur Neusiedlung wurde durch Los verteilt. Es ist ganz klar, daß hier folgenschwere Entscheidungen der persönlichen Beeinflussung entzogen werden sollten. Der Friesenführer Raddod ließ unter Willibrord und seinen Begleitern, die das Stammesheiligtum geschändet hatten, durch Los einen auswählen, der hingerichtet wurde, während die anderen dem Frankenherzog Pippin ausgeliefert wurden.

Die wichtigste Urkunde, die den germanischen Ursprung des Hexenglaubens erweisen soll, ist das Sachsengesetz Karls des Großen, dessen Artikel 6 bestimmt: „Wenn jemand, vom Teufel getäuscht, nach Sitte der Heiden glaubt, daß irgendein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und Menschen ißt und er sie deshalb verbrennt, oder ihr Fleisch zu essen gibt, oder sie ißt, werde mit dem Tode bestraft.“

Die Ähnlichkeit dieser Bestimmung mit dem Ediktus Rothari ist unverkennbar. Auch hier soll die Hexe vor der Bestrafung durch die Heiden geschützt werden.

Das Sachsengesetz ist nach der blutigen Niederwerfung der Sachsen zur Befestigung der fränkischen Herrschaft und der kirchlichen Einrichtungen erlassen. Die Bestimmungen haben ausnahmslos zum Ziel, die germanische Weltanschauung zu zerstören und die germanische Rechtspflege und die staatlichen Einrichtungen außer Kraft zu setzen. Die Priester wurden mit der Überwachung der Ausführung der Bestimmungen durch die Grafen beauftragt.

Man muß die Frankengeschichte Gregors von Tours kennen, um zu ermessen, welche Welle von Grausamkeit und bedenkenlosen Verbrechen sich mit der fränkischen Herrschaft über die germanischen Länder ergoß. (Schon zur Zeit Gregors [6. Jahrhundert] herrschte im Frankenreiche ein unüberbietbarer Aberglaube, man verstand sich meisterlich auf die Giftnissherei, hatte bereits ein raffiniertes Folterwesen ausgebildet und quälte unbequeme Leute, indem man sie der Zauberei beschuldigte, auf grausamste Weise zu Tode. Die Königin Fredegund führte auf eigene Faust Hexenprozesse durch und ließ ihre unglücklichen Opfer lebendig verbrennen.)

Man darf ohne weiteres annehmen, daß die Franken, in deren Staatskunst der heimliche Mord, und vor allen der Giftmord, eine so große Rolle spielte, die gleichen verbrecherischen Mittel, deren sie sich im eigenen Lande bedienten, auch in den unterworfenen Ländern anwendeten, und daß die Sachsen diese Verbrecher nach ihren eigenen Rechtsanschauungen hinrichteten oder, wie bei den Missionaren, einfach totschlugen. Der Artikel 6 des Sachsengesetzes mußte dann so verstanden werden, daß er die fränkischen Grafen, Priester und Nonnen vor der gerechten Bestrafung durch die Sachsen schützen sollte. Die gleiche Bedeutung hat auch der Artikel 9 desselben Gesetzes, in dem es heißt:

„Wenn jemand einen Mann dem Teufel opfert und nach Sitte der Heiden den Dämonen zum Opfer darbringt, sterbe er des Todes.“ Auch hier sollen fränkische Frevler (wir denken besonders an die Priester, die die sächsischen Heiligtümer zerstörten), die nach der sächsischen Rechtsauffassung den Tod verdient hatten, vor der Hinrichtung geschützt, die Sachsen dagegen, die sich gegen die fremden Heiligtumschänder wehrten, mit dem Tode bestraft werden.

Auf keinen Fall aber kann man aus diesem Gesetz schließen, daß der mittelalterliche Hexenwahn in sächsischen Vorstellungen wurzelt, und daß die mittelalterlichen Greuel der Hexenprozesse aus der sächsischen Rechtspflege hervorgegangen sind. Die Angabe, daß Hexen Menschen essen, selbst gegessen oder verbrannt werden, ist durch keine Tatsache belegt. Sie erhält nur dann einen Sinn, wenn wir auch hier an das „innerlich verzehren“ durch Gift denken. Es müßten dann jene Mörder, die andere durch Gift umgebracht hatten, ebenfalls durch Gift (hier durch vergiftetes Fleisch) getötet worden sein¹.

Im viel späteren Uplandslag heißt es schon ganz fränkisch und mittelalterlich: „Tötet eine Frau durch Zaubermittel, soll sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen.“ Und das Westgötalag kennt schon die Hexe, die in losem Haar auf der Heckenrute reitet, als Tag und Nacht gleich waren, worin sich der Übergang vom alten Hexenwesen zum neuen Hexenglauben kundtut.

Kehren wir nun in das christliche Frankenreich des 6. Jahrhunderts zurück, so finden wir uns einer Vorstellungswelt gegenüber, die von derjenigen des christlichen Mittelalters nicht mehr weit entfernt ist.

Wir beschränken uns auf die Darstellung einiger Vorgänge aus dem Leben der Königin Fredegund. Fredegund war eine unfreie Magd, ehe sie König Chilperich I. von Westfranken (561–584), nach Verstoßung seiner ersten Frau, Audovera, und Ermordung der zweiten, der westgotischen Prinzessin Galeswintha, zu seiner Frau machte. Man darf sie die ruchloseste Erscheinung der fränkischen Geschichte nennen.

Fredegund bediente sich zur Ausführung ihrer Giftmordanschläge der Geistlichen. Gregor von Tours berichtet (VIII, 29) unter anderem, daß sie zwei Geistliche mit vergifteten Dolchen abschickte, um Childibert II. von Ostfranken zu ermorden, und daß sie diesen versprach, ihre Angehörigen zu den Ersten im Reiche zu machen. „Aber Fredegunde gab ihnen, als sie sie schwanken sah, einen Zaubertrank, und zeigte ihnen, wohin sie gehen sollten. Und sogleich wuchs ihnen der Mut und sie versprachen, alles zu vollführen, was Fredegunde geboten hatte. Aber sie hieß sie noch ein kleines Gefäß voll desselben Tranks mitnehmen, und sagte: An dem Tage, wo ihr vollführt, was ich euch geboten habe, nehmet morgens, ehe ihr euer Werk beginnt, diesen Trank, und es wird euch an Kraft nicht gebrechen, es zu vollführen.“

Eine andere unfreie Magd, die ihren Herren viel Geld durch Wahrsagen einbrachte, fand, nachdem der Bischof Agerich von Verdun vergeblich versucht hatte, den unreinen Geist auszutreiben, Aufnahme bei der Königin. „Da dies (die Tatsache, daß sie viel Gold und Silber zusammenbrachte) dem Bischof Agerich von Verdun zu Ohren gelangte, schickte er Leute, um sie zu ergreifen. Als sie aber ergriffen und zu ihm gebracht war, erkannte er, daß es ein unreiner Geist sei, der aus ihr wahrsage, wie wir denn in der Apostelgeschichte lesen.“ (VII, 44.)

Die nachfolgend angeführten Ereignisse lassen erkennen, daß man sich schon im 6. Jahrhundert im Frankenreiche der Anklage der Zauberei (Giftmischerei) bediente, um persönliche oder politische Feinde zu beseitigen und sich ihrer Güter zu bemächtigen.

Das westfränkische Königspaar hatte an einer Seuche, die in Spanien und Frankreich wütete, seine beiden im Säuglingsalter stehenden Söhne verloren. Als Thronantwörter

lebte nur noch Chlodovich, der letzte Sohn König Chilperichs aus seiner Ehe mit Audovera.

(V, 39) „Damals schickte er (Chilperich I.) seinen Sohn auf Betrieb der Königin (Fredegund) nach Braine, damit er nämlich auch von dieser Seuche hingerafft werden sollte. Denn die Krankheit, die seine Brüder getötet hatte, wütete damals noch stark an jenem Ort, aber sie befiel ihn nicht. Nach einigen Tagen kam aber jemand zur Königin und sagte zu ihr, daß du so einsam ohne deine Kinder bist, daran ist allein die Hinterlist des Chlodovich schuld. Denn er ist in die Tochter einer deiner Mägde verliebt, und von der Mutter derselben hat er durch böse Künste deine Kinder töten lassen.“ Die Königin ließ das Mädchen, auf das Chlodovich ein Auge geworfen hatte, ergreifen, schwer geißeln, ihm das Haupthaar abscheren und es an einem gespaltenen Pfahl vor der Wohnung Chlodovichs aufknüpfen. Auch die Mutter des Mädchens ließ sie binden, auf die Folter bringen und lange peinigen und lockte so das Geständnis von ihr heraus, jene Reden seien wahr. Danach flüsterte sie dies und anderes der Art dem Könige zu und verlangte Rache an Chlodovich.“

Er wurde gefesselt der Königin ausgeliefert, und sie ließ ihn in den Kerker bringen.

„Hier kam er durch einen Dolchstoß um, dem Könige wurde gemeldet, er habe sich selbst getötet mit eigener Hand. Die Diener des Chlodovich wurden an verschiedene Orte zerstreut, seine Mutter grausam getötet, seine Schwester von den Dienern der Königin beschimpft und in ein Kloster geschickt. Alle Schätze, die sie gehabt hatten, bekam die Königin. Das Weib, welches (in der Folter) gegen Chlodovich ausgesagt hatte, wurde zum Flammentode verurteilt. Als sie dazu abgeführt werden sollte, fing die Unglückliche an zu jammern, sie hätte alles erlogen. Aber ihre Worte halfen ihr nichts, sie wurde an einen Pfahl gebunden und lebendig verbrannt.“

(VI, 35) „Indessen kam der Königin zu Ohren, daß ihr Sohn, der (684 an der Ruhr) gestorben war, ihr durch Zauberei und Besprechungen entrisen sei, und der Präsekt Mummolus, der ihr schon lange verhaßt war, darum gewußt habe. Da ereignete sich, als Mummolus einst in seinem Hause speiste, einer von den Hofleuten in Klagen über den Königssohn ausbrach, den er lieb gehabt und den die Ruhr dahingerafft habe, und Mummolus erwiderte darauf: „Oh, da habe ich ein Kraut vorrätig, wor von bei der Ruhr nimmt, der wird geheilt, wenn auch alle Hoffnung verloren ist.“ Als die Königin das vernahm, wurde sie noch zorniger, ließ gewisse Weiber in Paris ergreifen, auf die Folter spannen und brachte sie durch Schläge dazu, alles zu bekennen, was sie wußten. Und sie bekannten, daß sie Zauberinnen seien, und viele seien schon durch sie gestorben. Sie fügten auch noch hinzu, was nach unserer Meinung keinen Glauben verdient: „Deinen Sohn, o Königin, haben wir geopfert, um den Präsekt Mummolus am Leben zu erhalten.“ Darauf ließ die Königin noch schwerere Strafen über sie verhängen, ließ sie teils erwürgen, teils verbrennen, teils auf das Rad flechten und ihnen die Knochen brechen. Dann begab sie sich mit dem König nach Compiègne und entdeckte ihm alles, was sie von dem Präsekt gehört habe. Der König sandte darauf seine Diener und ließ den Mummolus holen. Er wurde verhört, in Ketten gelegt und auf die Folter gebracht. Die Hände auf den Rücken gebunden, wurde er an einen Pfahl gehängt und so befragt, welcher Zauberkünste er sich bewußt wäre. Doch er bekannte nichts von dem, wovon die Rede war. Nur das gab er zu, er habe öfter Zaubertränke und Salben, um die Günst des Königs und der Königin zu erwerben, von jenen Frauen erhalten. Als er darauf vom Pfahle abgenommen wurde, rief er dem Senkersknecht zu: „Sage dem König, daß alles, was er mir angetan, mir keinen Schmerz bereitet hat.“ Da dies der König hörte, rief er: „So ist es also doch wahr, daß er ein Zauberer ist, wenn ihm diese Folter keinen Schmerz bereitet hat.“ Danach wurde er auf den Boß gespannt und mit dreisträhnigen Riemen solange gezeißelt, bis die Folterknechte müde waren. Dann wur-

¹ Vgl. hierzu auch F. D. Blassmann, „Die ‚Menschenopfer‘ nach der Varusschlacht“; Germanien 4/1934.

den ihm Pflocke zwischen die Nägel an Händen und Füßen eingeseilt, und erst, als das Schwert schon über seinem Haupte schwebte, um ihm den Todesstreich zu geben, schenkte ihm die Königin das Leben. Doch erlitt er eine Demütigung, die nicht minder bitter war, als der Tod. Er wurde nämlich auf einen Karren gesetzt und nach der Stadt Bordeaux geführt, wo er geboren war. Alle seine Habe wurde ihm genommen. Auf dem Wege dorthin traf ihn ein Schlaganfall, und er konnte kaum an den Ort, wohin er bestimmt war, gelangen und gab nicht lange danach seinen Geist auf."

Weder die Untaten der unfreien Magd und Christin Fredegund, noch die Verbrechen der, nach dem Zeugnis Prokops schon in vorchristlicher Zeit stark keltisch und romanisch vermischten, christlichen Franken können als Belege für die germanische Herkunft des Hexenwahns und der Hexenprozesse gelten. Diese wurden vielmehr den germanischen Völkern erst nach ihrer Bekehrung bekannt.

In späterer Zeit begegnen uns die Hexenprozesse fast ausschließlich als Kampfmittel der Kirche gegen die heidnische Weltanschauung. Schon das Sachsengesetz Karls des Großen bezeichnet die führenden Männer des Heidentums als „Weissager und Zauberer“ und befiehlt ihre Auslieferung an die Kirchen und Geistlichen.

Unzählige Gesetze sind zur Ausrottung der heidnischen Vorstellungen und Gebräuche erlassen worden, und weil man sie durch Verbote nicht auszurotten vermochte, rottete man die Menschen aus. Die „Heilige Inquisition“ rottete die Menschen aus, deren Treue nicht zu brechen war.

Hatte man zuerst die mythischen Gestalten zu Teufeln und Unholden erklärt, so ging man später dazu über, diejenigen Männer und Frauen, die an der alten Überlieferung festhielten, als Teufelsdiener und Teufelsliebchen und als Ketzer zu verfolgen. Die Eigenschaften der mythischen Gestalten wurden jetzt den Menschen angeeignet¹.

Während man in heidnischer Zeit kosmische Vorgänge durch Bilder aus dem Menschenleben verdeutlichte, übertrug man jetzt umgekehrt kosmische Vorgänge ins Menschenleben. So schrieb man Männern und Frauen die Fähigkeit des Gestaltwandels zu, und wie früher die Wolkenmädchen, so sollten nun die Hexen durch die Lüfte reiten. Es ist bezeichnend, daß das Maienfest, das Fest der Mutter Erde und der Frauen, wo man auf den Wallbergen (Götterbergen) die Befreiung des Frühlings aus den Fesseln des Winters und das Erwachen der Mutter Erde in der liebenden Umarmung der Sonne (von dem noch der Mythos von Siegfried und Brunhilde und das Märchen von Dornröschen kündet) feierte, zum Hexenfest auf dem Teufelsberg gestempelt wurde, und daß man gerade an diesen Plätzen die Scheiterhaufen für die als Hexen verklagten unglücklichen Frauen errichtete. (Köterberg bei Corbeu.)

Die Hexenprozesse, eines der dunkelsten Kapitel der Kirchengeschichte, haben die germanischen Völker in ihrem rassistischen Bestande unheilbar geschädigt, indem sie die rassistisch hochwertigsten Menschen vernichteten, und sie haben bewirkt, daß der germanische Mythos in Hexen- und Teufelsgeschichten unterging.

Nicht für immer, so dürfen wir heute sagen! Niemand anders als der große, einsame Seher und Sänger Friedrich Nietzsche hat das prophetische Wort gesprochen:

„Glaube niemand, daß der deutsche Geist seine mythische Heimat auf ewig verloren hat — eines Tages wird er sich wach finden in aller Morgenfrische eines ungeheueren Schlafes.“

¹ Es ist bezeichnend, daß wir die Vorstellungen des spätmittelalterlichen Hexenwahns zuerst bei dem Inquisitor Konrad von Marburg ausgebildet finden. Dieser fanatische Wüterich wagte sich mit seinen Beschuldigungen an die größten Männer des Reiches, so an die Grafen von Sahn und Arnberg. Den letzten beschuldigte er, er habe nächtlicherweise auf einem Krebs geritten. Wie das Volk darüber dachte, gab es eindeutig zu erkennen, als es daraufhin den jüdischen Dominikaner totschlug.

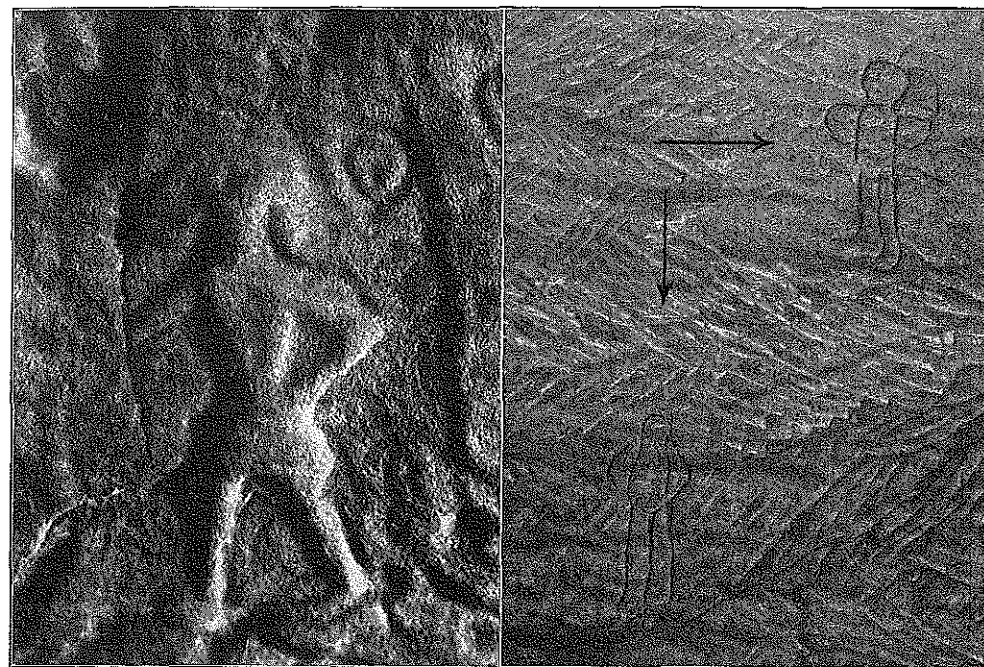


Abb. 1. Das Männchen im „Krug“ zu Bürgstein

Abb. 2. Die beiden Männchen im Eschischkenkrug

Jahrgott-Männchen in Böhmen

Von Ing. E. Gebauer

Die von Herman Wirth in seiner „Heiligen Urschrift ...“ niedergelegten Erkenntnisse geben uns eine Erklärung der mutmaßlichen Bedeutung jener Darstellungen von männlichen Gestalten aus Ton, Stein und Fels, Holz und Pergament in unzähligen Abwandlungen, die sich durch bestimmte, zwar unterschiedliche, aber in sichtlicher Gesetzmäßigkeit festgelegte Armhaltung kennzeichnen. Nach der Wirthschen Erkenntnis gilt die Darstellung — ein Arm gesenkt, ein Arm erhoben — als Sinnbild der Winter- und Sommerwende, bzw. die ganze Darstellung als winter- und sommerwendlicher „Jahrgott“. Waagerechte Haltung beider Arme kann als Sinnbild der Tag- und Nachtgleiche, beide Arme erhoben als Zeichen des Hochsommers und beide Arme gesenkt als Darstellung der Vorsonnenwende im Winter, also als Tiefstand des Sonnenzeniths angesehen werden. Nachdem bis heute keiner eine überzeugendere Erklärung für diese bildlichen Darstellungen zu geben vermochte, kann die Theorie Dr. Wirths bislang als unangefochten gelten.

Aber auch wenn man hiervon absieht sind diese Symbole, welche vom späten Mittelalter bis in die Steinzeit zurück verfolgt werden können, höchst beachtenswert. Die, eine grundsätzliche Gleichart der Darstellung bewirkende, nicht anzuzweifelnde feste Regel in den Armstellungen muß der Ausdruck einer Vorstellung sein, welche Jahrtausende hindurch im Denken der Menschen eine Rolle spielte. Die Herstellung solcher Symbole im Mittelalter ist nichts anderes als die Auswirkung eines uralten, mindestens aus der jüngeren Steinzeit überlieferten geistigen Erbgutes. Selbstverständlich ist die Frage, ob diese Männchenbilder nur im Leben der arischen oder auch der andersrassischen Menschen eine Rolle spielten, noch nicht zu beantworten. Jedenfalls hat Wirth sie grundsätzlich für

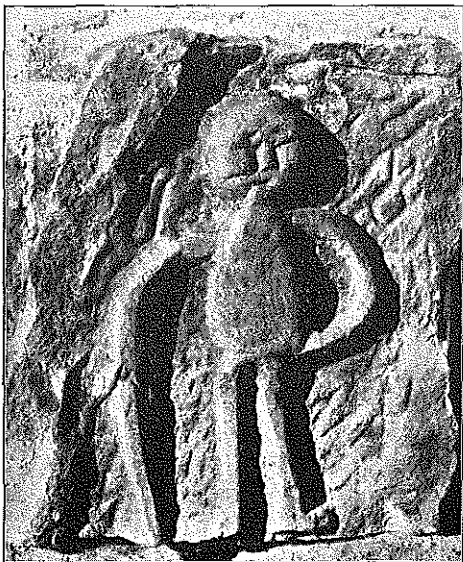


Abb. 3. Das Männchen von Arnau

alle Erdteile nachgewiesen, doch kommen die Bilder in Fels und Stein im Verhältnis zur Größe der einzelnen Landschaftsgebiete sehr selten vor. Bekannt sind die Bilder von Panoffas, der fränkische Grabstein von Niederdollendorf, das Bild von Schen, jene auf den frühbronzezeitlichen Felsenzeichnungen von Bohuslän u. a. Auch im deutschen und ehemals deutschen Gebiete Böhmens befinden sich eine Anzahl solcher Darstellungen. Die Gesellschaft zur Erforschung der heimatischen Vor- und Frühgeschichte für Nordostböhmen — Sitz Gablonz a. N. —, welche neben anderen Forschungszweigen auch die Suchenach symbolischen Felsenzeichnungen und Skulpturen pflegt, hat im Laufe der letzten

drei Jahre bereits sechs derartige Bilder in Böhmen festgestellt. Im Jahre 1934 wurde das Männchen von Bürgstein in dem interessanten Felsenbilde im „Krug“ am Einsiedlerstein entdeckt. Ich habe das Bild in „Germanien“ Heft 6, 1935, beschrieben (Abb. 1). Unweit von Bürgstein, etwa zwei Stunden nördlich von Böhmen. Leipa, befinden sich in Neugarten die wenigen Spuren vom sagenhaften Tschischkenschloß. Auch dort befindet sich ein solcher „Krug“. Der Schacht, 7,30 m tief in den Sandsteinfelsen gehauen, ist kreisrund bei 4,20 m lichtem Durchmesser, hat flaschenartige Form und eine obere Einstiegsöffnung von Kreisform mit 1,30 m Durchmesser. An der Wand befinden sich neben der ausgesprochen mittelalterlichen Darstellung eines Kopfes mit Mütze ältere Zeichen und die Strichzeichnungen zweier Männchen (Abb. 2). Ähnliche Bilder weist Herman Wirth in Tafel 9 Nr. 19 der „Urschrift“ für die nabatäische Grabstele von Wadi Mukatel nach.

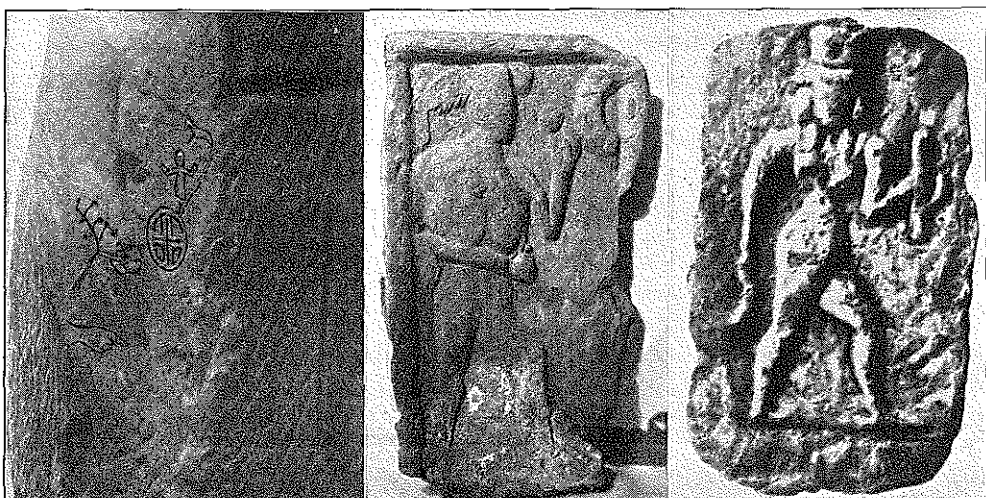


Abb. 4. Brunnenmännchen von Rotstein. Abb. 5. Reliefbruchteil auf einer halben mittelalterlichen Dfenkachel. Ausgrabung in Gutwasser bei Münchengrätz. Abb. 6. Relief von Jara (aus Wirth, „Heilige Urschrift“)

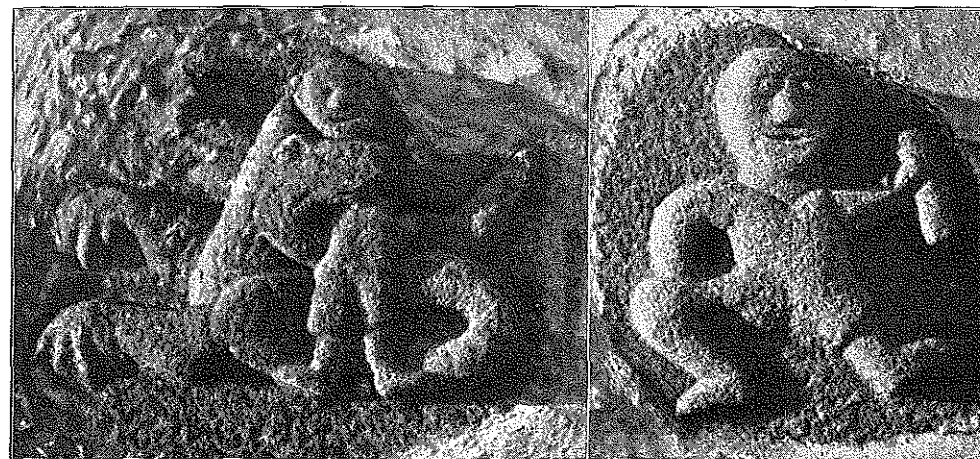


Abb. 7. u. 8. Das Männchen an der Steinkirche in Kirchberg bei Grasslitz

Eine besonders interessante Entdeckung wurde in Arnau im Riesengebirge gemacht. Steinbrucharbeiter stießen am Fuße des Töpferberges auf eine künstliche Höhle. Leider war die Decke derselben bereits abgesprengt, als in der Seitenwand die tief in den Stein gemeißelte Gestalt eines „Männchens“ sichtbar wurde. Die Figur hat eine Länge von 38 cm (Abb. 3). Einigen Arnauer Heimatforschern ist es zu danken, daß diese Entdeckung gerettet worden ist. Der Teil der Höhlenwand, in welchen das Bild gemeißelt war, wurde vorsichtig aus dem anstehenden Felsen gespalten, der Block in das heimische Museum überführt und dort verwahrt. Beide Arme sind gesenkt; der linke bildet einen Halbkreis mit in die Hüfte gestemmter Hand, die rechte Hand stützt sich auf einen Stab. Die Art der Ausführung dieses Bildes gleicht jener auf dem fränkischen Grabstein von Niederdollendorf a. Rh. Südlich von Turnau befindet sich die Ruine der einstigen Felsenburg Rotstein. Die Geschichte der mittelalterlichen Burg ist teilweise bekannt. Da auf dem kaum eine Stunde entfernten Ziegenberge (heute Rozakow) eine steinzeitliche Höhle reiche Funde ergab, außerhalb derselben Gräber aus der Bronze- und frühen Eisenzeit, und in den Turnau benachbarten Großklarer Felsen gleichfalls reiche Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit in größtem Umfange geborgen wurden (besonders aus der Germanenzeit), so dürfte auch der „Rotstein“ vor Errichtung der mittelalterlichen Burg vorgeschichtliche Menschen gesehen haben. An der Wand des tiefen Felsenbrunnens befindet sich etwa eineinhalb Meter unter dem Bordrande ein Radkreuz und seitlich darüber eine menschliche Figur, welche der Grabstele von Sidi Mecid (Urschrift Tafel 168/7) ähnelt (Abb. 4). Leider war eine bessere Lichtbildaufnahme ohne vorherige kostspielige Sicherheitsvorkehrungen nicht möglich.

Ebenfalls unweit von Turnau, südlich von Münchengrätz, im Orte Gutwasser (heute „Dobre Woda“) konnte ich bei der Suchgrabung eine mittelalterliche Kachelbrennerei aufdecken. Unter den aus dem 12. bis 13. Jahrhundert stammenden Kacheln fand ich ein Halbstück mit dem Bilde eines Mannes (Abb. 5). Die Darstellung gleicht jener, welche Herman Wirth, „Urschrift“, Tafel 327 Nr. 7 auf dem Relief von Jara ausweist (Abbildung 6).

Schließlich wurde mir bekannt, daß sich in der Außenwand der Kirche zu Kirchberg bei Grasslitz zwei in Stein gehauene Bilder eines und desselben Männchens befinden (Abb. 7 und 8). Das Männchen hält in der Linken einen zylindrischen Gegenstand. Im ersten Bilde scheint ein Drache diesen Gegenstand rauben zu wollen. Die Brust des

Männchens befindet sich bereits im Rachen des Untiers; trotzdem streckt der Bedrohte die linke Hand mit dem Gegenstand weit von sich, um denselben dem Räuber vorzuenthalten. Am zweiten Bild scheint die Gefahr überwunden zu sein. Der Drache ist fort und das Männchen führt anscheinend einen Freudentanz auf, wohl weil sein Kleinod und es selbst gerettet ist.

Spielarten solcher Männchendarstellungen gibt es natürlich noch eine ganze Anzahl in Böhmen. Der Hinweis auf die obigen möge genügen um darzutun, daß auch das Land der Bojer und Markomannen an diesen Symbolen — aus welcher Zeit sie immer stammen mögen — nicht arm ist.

Erwecker der Vorzeit

Ludwig Uhland

Ob man Ludwig Uhland als den Dichter, den Gelehrten, den Politiker oder den Menschen betrachtet, er ist immer derselbe, und das Bleibende in ihm ist das Deutschtum. Aber ein Deutschtum mit starkem Einschlag der engeren Heimat. Uhland wäre ohne sein Schwaben nicht denkbar. Er fühlte sich schon von Jugend auf zum Studium der germanischen Sprachen und Volksagen angezogen. Das juristische Fachstudium hatte er nur auf Wunsch des Vaters ergriffen, „und nur halb sich losgerissen von dem lockenden Gefang“, wie er selbst sagte.

Uhlands wissenschaftliche Arbeiten, die ausschließlich die deutsche und germanische Dichtung und Sage behandeln, befassen sich weniger mit philologischer Kritik oder stellen diese wenigstens nicht als Selbstzweck in den Vordergrund, sondern wollen den mythischen Hintergrund der Stoffe, die Persönlichkeit des Dichters, wie bei Walter von der Vogelweide, und auch die Kultur der Zeit aus Form und Inhalt der Quellen ergründen. Es ist also eine durchaus lebendige Forschung, der sich Uhland hingibt. Uhlands erster wissenschaftlicher Aufsatz „Über das altfranzösische Epos“, eine Frucht seines Pariser Aufenthaltes (1810), behandelt nur scheinbar ein nichtdeutsches Gebiet. Der germanische Untergrund der altfranzösischen Heldendichtung ist unverkennbar und war bereits durch die fränkische Herrschaft gegeben, so stark sich auch das Keltenum mit ihm verbindet. Sehr wesentlich und für seine Zeit ganz neu war Uhlands Entdeckung und Begründung, daß das altfranzösische Epos zum musikalischen, will sagen melodramatischen Vortrag bestimmt war.

Uhlands folgende, wissenschaftlich zum

Teil heute noch sehr wertvolle Abhandlungen über „Walter von der Vogelweide“, die „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“, die sich in erster Linie mit dem Sagenewebe der dichterischen Stoffe und der Bedeutung ihrer Gestalten befaßt, und die Inauguralrede „Über die Sage von Herzog Ernst“ zeichnen sich nicht nur durch ihren gediegenen Inhalt, sondern auch durch eine bei aller Sachlichkeit meisterhafte Sprache aus. Und dabei immer wieder der Hinweis auf die Volksdichtung, die er überall hinter der Kunstdichtung sucht und deren Spuren er eifrig nachgeht. So sagt er im „Herzog Ernst“: „Die Zeit der Hohenstaufen ist unstreitig diejenige Periode des deutschen Mittelalters, welche die reichste und mannigfaltigste Fülle dichterischer Denkmäler aufzuweisen hat. Aberaus dürftig und farblos erscheint hiergegen, was die Literaturgeschichte aus den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser zu verzeichnen weiß. Anders jedoch stellt sich die Sache, wenn wir im Reichthum der späteren Zeit auch das Erbe der früheren erkennen, wenn wir auch den leiseren Spuren und Klängen des nichtliterarischen Altertums nachzugehen bemüht sind. Dann wird sich zeigen, daß dem ritterlichen Minnefang, der sich vom Ende des 12. Jahrhunderts an so üppig entfaltete, ein einfacherer, aber frischerer Volksgefang vorausgegangen sein muß, daß die deutsche Heldensage, die unter den Hohenstaufen in größere Dichtwerke aufgefäht wurde, notwendig erst durch die vorherigen Perioden hindurchgeschritten ist und in diesem ihrem ursprünglichen Wesen noch näher kam.“

Neben der großen, kritisch gesichteten, aber

leider unvollendet gebliebenen Volkslieder Sammlung interessieren uns vor allem Uhlands Arbeiten über die nordische Sagenvelt. Sein Hauptwerk ist hier „Der Mithras von Thor nach nordischen Quellen“. Es ist des Verfassers großes Verdienst, das mythische Weltbild des germanischen Nordens aus dem Erlebnis der Landschaft heraus entwickelt zu haben. Man mag in diesem oder jenem Punkte heute anders denken, aber das eine ist sicher, daß Uhland das Kämpferische in der nordischen Mythologie als einer der ersten mit voller Schärfe erkannt hat. Die nordische Rasse war schicksalhaft von Haus aus auf einen Heimatboden gestellt, dem sie ihr Leben in täglichem schweren Ringen abtrotzen mußte, und daraus erwächst der heldische Charakter aller nordischen Lebensäußerung. Thor ist von Uhland als der Gott des germanischen Bauern erkannt worden. In diesem Sinne stellt er ihn Odin gegenüber: „In Odin offenbart sich der schöpferische Geist, in Thor die schirmende Kraft. Odin sinnt und forscht, er wirkt die dichterische und kriegerische Begeisterung, Thor arbeitet unverdrossen und ermuntert den tüchtigen Fleiß.“ Das erscheint uns heute vielleicht als „Vinsentwahrheit“, aber doch nur deshalb, weil es Uhland zuerst entdeckte und es späteren Mythologen vererbte. Aus seiner eigenen tiefen Intuition heraus hat Uhland den Sinn des altgermanischen Götterglaubens recht erfaßt, und wir können heute auch nicht viel mehr tun, als auf seinen Forschungen weiterbauen.

So erscheint uns Uhland als einer der frühesten geistesgeschichtlichen Pioniere der nordischen Vorzeit, ohne daß wir damit dem Ruhm Jakob Grimms zu nahe treten wollen. Es ist eben die Tragik in Uhlands Leben, daß er sich dieser seiner Sendung nicht völlig hingeben konnte, daß er als deutscher Mann und echter Sohn seines Volkes auch dem Ruf der politischen Führerpflcht Folge leistete. Aber gerade diese Eigenschaft bringt uns Uhland heute besonders nahe. Er hat in vielem vorgelebt, was wir heute wieder als etwas Neues vom deutschen Gelehrten fordern.

Daß Uhland auch als Dichter von der nordischen Vorstellungswelt ganz erfaßt ist, erscheint bei der Geschlossenheit seiner Persönlichkeit einfach selbstverständlich. Und doch holt er die meisten seiner älteren deutschen Stoffe mehr aus dem christlichen Mittelalter als aus dem heidnischen Norden. Als deutscher Romantiker, wie man ihn dichterisch einordnen muß, reizte ihn das ergiebigere Feld für eine farbendürstende Phantasie, die in der ernsten und kargen Bildwelt des Nor-

dens weniger auf ihre Rechnung kam. Aber dennoch steckt hinter seinen zahlreichen glühenden Romanzen ein durchaus altgermanischer Zug, der als Hintergrund der Stoffe sehr deutlich und bewußt wie ein überflutetes Mosaik durchschimmert. Daneben hat Uhland aber auch geradezu altnordische Balladen geschaffen. Am stärksten scheinen mir hier „Die drei Lieder“ mit dem tief nacherlebten Gefühl der Blutrachepflicht und dem kurzgeschürzten, herben Sprachstil. Und dann „Die sterbenden Helden“ sowie die graufigen Schicksalstragödien in kurzen Gedichtformen „Des Knaben Tod“, „Drei Fräulein“ und „Das Nothwend“ mit ihren echt germanischen Verwicklungen von Schicksal und Schuld. Ganz besondere Beachtung aber verdient Uhlands „Ver sacrum“. Hier hat er, vielleicht ohne es selbst noch zu wissen, den Vorgang erahnt, in dem sich auch einst die Wanderung und Ausbreitung der Indogermanen vollzog. Und dann seine Volkslieder! Sie sind vielleicht mit das Genialste, was uns Uhland hinterlassen hat. Nicht ein Gelehrter der Volkskunde, kein noch so begnadeter Dichter konnte den Volkston so treffen, wie der so ganz mit seinem Stamm und darüber hinaus mit dem Wesen der deutschen Nation blut- und herkunftsmäßig verwachsene Ludwig Uhland. „Der gute Kamerad“, „Der Wirtin Töchterlein“ und „Jung-Siegfried“, sie alle sind lebendig im Munde des Volkes und werden gesungen werden, solange es eine deutsche Zunge gibt. Und weil es gar so sangbare, echte Volkslieder sind, darum haben sie auch so schnell ihre Vertoner gefunden, überhaupt ist kein deutscher Dichter so häufig in Musik gesetzt worden wie Uhland. Heute erheben wir die Forderung nach der schöpferischen Persönlichkeit, die im Volkstum wurzelt. In Ludwig Uhland besaßen wir bereits vor hundert Jahren, was wir heute suchen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, ein vollständiges Lebensbild Ludwig Uhlands zu geben. Hier würdigen wir nur sein Verdienst um die Erweckung der deutschen Vorzeit. Dennoch gehört es zur Abrundung seiner Persönlichkeit auch als germanischen Altertumsforschers, einen Blick auf sein Menschentum zu werfen. Seine äußeren Schicksale sind, abgesehen von seiner politischen Tätigkeit, sehr ruhig verlaufen. Bis auf etwa zwanzig Jahre brachte er den größten Teil seines Lebens in Tübingen zu, wo er am 26. April 1787 geboren wurde und am 13. November 1862 starb, so daß in dieses Jahr sein 150. Geburtstag wie sein 75. Todesstag fallen. Uhland, der seit 1820 mit Emilie Vischer in sehr glücklicher, aber kinderloser Ehe verheiratet war, fiel allen

Freunden durch seine übergroße Schweißsamkeit auf, die sich mit dem Alter noch steigerte. Nichts war ihm verhafter, als sich mit seiner Person hervordrängen zu müssen oder in der Öffentlichkeit, was natürlich sehr nahe lag, gefeiert zu werden. Nur wenn ihn die Pflicht rief, stellte er sich seinem Volk zur Verfügung, und wo es nottat, hielt er mit Worten nicht zurück. Reinheit und Güte des Herzens nach außen hin, verbunden mit einer bis zur Kargheit gehenden Bescheidenheit und persönlichen Anspruchslosigkeit, waren Uhlands Tugenden. Mit beiden Füßen stand er im schwäbischen Volksleben. Im Uhländischen Hause wurde streng auf alles Brauchtum gehalten. An der herbstlichen Weinlese beteiligte sich der Hausherr stets persönlich, auch pflegte er dem jeweils unter seinem Dache wohnenden Gast — das Fremdenzimmer stand nie lange leer — jeden Morgen eigenhändig frisches Wasser und die geputzten Stiefel hinaufzubringen, denn „das komme dem Wirt zu und er dürfe es keinem anderen überlassen“. Solche kleinen, unde-

utendenden Züge beleuchteten Uhlands Wesensart und stempelten ihn zu dem, was man (frei von allem kitschigen Beigeschmack) im besten und edelsten Sinne einen „Wiedermann“ nennt. Seine liebste Erholung waren weite Wanderungen und im Sommer der Schwimmsport, beides noch bis ins hohe Alter betrieben. Auch unternahm Uhländ häufige und weite Reisen, die aber vor allem seinen volkstümlichen Forschungen dienten.

Überhaupt das Volk! Es bildete Uhlands Lebensinhalt. Seine Schwaben, seine Deutschen und was lebendig in ihnen war an alter Stammesart und ihrer Pflege, wie sie vererbt war vom Vater auf den Sohn seit undenklichen Geschlechtern — das war die Welt, die Ludwig Uhländs gesamte Persönlichkeit in sich schloß und verkörperte. Als Mensch, als Dichter, als Gelehrter, als Politiker — immer lebte er nach dem selbstgeprägten Wahlspruch:

„Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.“

Dr. Wolfgang Hofmann.

Hieb und Stich

„Nû wîl ich mîch des scharpfen fanges ouch genîeten!“

Wir haben im letzten Heft eine Gegenäußerung von Dr. Bernhard Kummer gegen unseren Aufsatz „Widerstachst du dem Wodan?“ abgedruckt und die Aufforderung daran geknüpft, statt Schimpfwörtern wie „anonyme Flegel“ und „Galgenbögel“ lieber ernsthaftes Beweismaterial unserer Auffassung des Wodan entgegenzustellen. Leider sind wir nicht in der Lage, unsern Lesern solches zu bieten. Dr. Kummer hat es vorgezogen, in den „Nordischen Stimmen“ an Stelle einer sachlichen Auseinandersetzung seinen Lesern eine weitere Blütenlese von Beschimpfungen und verdächtigenden Anspielungen vorzusetzen. Wir können leider nicht darauf verzichten, unsern Lesern davon Kenntnis zu geben, da Stillschweigen in diesem Falle mißdeutet werden müßte. Wir entdeckten erst nachträglich, daß auf der dritten Umschlagseite des Heftes 6 der „Nordischen Stimmen“, in dem das Gedicht „Hugin und Munin“ abgedruckt war, der Verleger A. Klein eine Aufforderung zum Kauf des Kummer'schen Buches „Widgards Untergang“ abdrucken ließ, worin er behauptet, daß die vermeint-

lichen Verfasser des Germanien-Aufsatzes „in echt jesuitischer Weise“ und in „niederträchtiger Weise“ gehandelt hätten, wobei er von den „gemeinen Versuchen“ spricht, „den Verleger beim Verfasser anzuschwärzen, das Ansehen des Verlages zu untergraben und den Einfluß der Nordischen Stimmen zu hemmen“; und er fährt wörtlich fort: „Wir lassen Nuben Bübisches tun“. Mit dem Abdruck dieser Injurien hatte sein Mannesmut sich allerdings verausgabt, denn das uns überlassene Austauschheft war gegen alle sonstige Gewohnheit vorzichtshalber mit einem undeutlichen Umschlag versehen. Was nicht verhindert, daß die zuständigen Rechtsstellen sich eingehend mit diesem sehr wenig nordischen Stimmaufwand beschäftigen werden.

In Heft 7 der „Nordischen Stimmen“ brachte dann Kummer einen ausführlichen Aufsatz „Irretrüme um Germanien“, in dem er seine Angriffe gegen Professor Dr. Otto Höfler richtet, obschon der angegriffene Aufsatz gar nicht von Höfler verfaßt ist, auf den darin auch gar nicht Bezug genommen wird, sondern, wie alle bisher unter diesen

Namen erschienenen Zeitaufsätze, als eine redaktionelle Äußerung von mir selbst. (Auch Dr. Kummer sollte übrigens den Unterschied zwischen Anonymität und Schriftstellernamen kennen.) Kummer fordert da, wiederum mit deutlicher Anspielung, „eine von Jesuiten freie Germanienkunde“, spricht von „geheimen Fronten, die nicht gegen die heidenhaft-erfüllte Ecclesia militans, sondern gegen „etnen in der Front“ ihre schärfsten Waffen richten“. Im übrigen tut er fast so, als wenn Wodan einer der höchsten Heiligen der römischen Kirche wäre, und als wenn der Vatikan und das „schwarze Verhängnis“ sich über seine Verteidigung freuten — wobei der Leser offenbar an geheime Einflüsse dieser Art glauben soll. Dieselben Anspielungen enthält die gereimte Auslassung „Germanien in falscher Front“ im Augustheft der „Nordischen Stimmen“; z. B.: „Germanien“ ruft — nicht gegen „Rom“ — zum Streite ... Der Kardinal jedoch bedenkt in Freude: „Zum Dank bringt man Thors Hammer uns zur Beute, Wird Walhall neu mit Schindeln goldgedeckt.“ In einer daran anschließenden Äußerung über eine Tagung der katholischen Universität Salzburg wird wiederum angedeutet, daß die Zeitschrift „Germanien“ nichts gegen die „schwarze Gefahr“ tue, denn: „Wir rufen auf zum Kampf gegen Salzburg! Und zählen keinen zur deutschen Front, der in „Germanien“ die Stunde verpaßt zum ganzen Einsatz gegen die schwarze Gefahr“ (S. 249—250).

Darauf habe ich mit aller Deutlichkeit zu

erwidern: Herr Kummer rechnet mich nicht zur „deutschen Front“. Das kann mich als deutschen Frontsoldaten nicht berühren. Was aber die Zeitschrift „Germanien“ angeht, so verweise ich ihn eindringlich auf den Namen, der in jedem Heft auf der zweiten Umschlagseite, Zeile 5 von oben, gedruckt steht. Wenn er sich Waffen im Kampf gegen Rom holen will, so möge er etwa den von Hugin und Munin geschriebenen Zeitaufsatz in Heft 10/1937 lesen. Es entspringt auch wohl einer, vorsichtig ausgedrückt, nicht ganz bescheidenen Selbst einschätzung, wenn er sich einbildet, wegen eines Angriffes gegen eine seiner Meinungen stimme man im Vatikan gleich ein Te Deum an.

Wir stellen also fest: Herr Dr. Kummer hat auf das wissenschaftliche Beweismaterial, das gegen sein verzerrtes Wodanbild vorgebracht worden ist, nichts vorzubringen als Beschimpfungen und verdächtigende Anspielungen auf angebliche geheime Beziehungen zur „schwarzen Front“. Und selbst das ist noch nicht einmal neu. Denn wir lasen schon im Jahre 1932 (August/September, S. 132) in den „Nordischen Stimmen“ einen Bericht über eine Schulungswoche des Tannenbergbundes, worin folgende Sätze stehen: „Auch auf die protestantische Kirche dehnt Rom seinen Einfluß aus (Heiler, ev. Kloster in Ostpreußen usw.). Auch der Einfluß des romhörigen Hitlers auf den protestantischen Norden ist gefährlich.“

Wir haben dem nichts mehr hinzuzufügen. Der Hauptschriftleiter.

Die Fundgrube

Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen! Vater Wilhelm Koppers, der zusammen mit Vater Wilhelm Schmidt die „Kulturkreislehre“ geschaffen hat, bei der die Indogermanen als spätes Mischvolk hingestellt werden, hat ein Buch herausgegeben, das den Begriff „Indogermanen“ zerlegen soll. Der Sammelband trägt den Titel „Zur Indogermanen- und Germanenfrage“. Hier wird versucht, der indogermanischen und germanischen Kultur einen „Mischcharakter“ zuzusprechen.

Vater A. Cloß stellt darin die Behauptung auf, die Wodansreligion sei aus dem Osten nach Germanien eingedrungen. Also wieder ein neuer Versuch, das

altdeutsche Heidentum als überfremdet hinzustellen. Es lohnt sich, einmal die verschiedenen einander widersprechenden Meinungen über Wodan nebeneinanderzustellen: Nach Goltz, v. d. Beyen und anderen ist er fcltisch; nach Kynast und anderen vorderasiatisch; nach Kummer teils „südlich“, teils „asiatisch“; nach Vater Cloß sibirisch oder vorderasiatisch.

So werden sämtliche Himmelsrichtungen angerufen, um zu beweisen, daß das heidnische Germanentum schon vor zweitausend Jahren eine artfremde Religion gehabt habe: vorderasiatisch oder fcltisch, sibirisch oder mittelmeeisch — nur eben nicht bodenständig.

Zu diesen verschiedenen Versuchen gesellt sich nun Vater Eloß. Bewiesen hat er die Artfremdheit des germanischen Hauptgottes so wenig wie irgendein anderer der Überfremdungstheoretiker.

Von besonderem Interesse ist uns der Aufsatz von A. Slawik, „Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen“. Slawik weist an einer Arbeit des japanischen Religionshistorikers Oka, das nach Höflers Buch „Kultische Geheimbünde der Germanen“ (1934) erschienen ist, mancherlei Ähnlichkeiten zwischen japanischen und germanischen Mannschaftsverbänden nach. Es ist nun eine Frage, die gewiß sehr brenzlich ist: sind die (in der Tat zum Teil sehr auffallenden) Übereinstimmungen zwischen germanischen und japanischen Mannschaftsverbänden ein Beweis für die Überfremdung des Germanentums?

Man vergesse nicht: die Japaner sind außer den Indogermanen fast das einzige Volk, das einen großpolitischen Staat auf kriegerischer Grundlage geschaffen hat. Wie bei den Indogermanen und Germanen Mannschaftsverbände Träger der großpolitischen Entwicklung waren — wir verweisen auf die Schilderung der Kampfverbände im „Schwarzen Korps“ (Mai/Juni 1937) — so sind die eigentlichen Träger der japanischen Politik Mannschaftsverbände wie die Samurais. Wenn man nun behaupten will: die Japaner kennen kultische Mannschaftsverbände und die Germanen auch, also sind die Germanen asiatisch beeinflusst, so ist das ein plumper Fehler. Bekanntlich ist bei den Japanern (wie den Chinesen) auch der Kult der Sippe sehr ausgebildet, ähnlich wie bei den Germanen. Wer wagt, deshalb zu behaupten: also ist die germanische Sippe „artfremd“ — asiatisch oder asiatisch beeinflusst? Das wäre die nächste Konsequenz dieser „Methode“.

Im übrigen sind sehr bemerkenswerte und wesentliche Unterschiede zwischen den von Oka geschilderten japanischen Traditionen und den von Höfler untersuchten germanischen: vor allem ist der japanische „Bundesgott“ Susumoro wenigstens nach der Darstellung Okas ein vorwiegend gefürchteter, boshafter Geist, während sein germanisches „Gegenstück“ Wodan, ein ehrfürchtig verehrter, heroischer Gott ist. Eine nähere Untersuchung der germanischen und japanischen Traditionen wird doppelt lehrreich sein: sie wird ebenso sehr die Unterschiede wie die Übereinstimmungen zu prüfen haben.

Die Übereinstimmungen sind uns deshalb ganz besonders interessant, weil schon von

anderer Seite ein Zusammenhang der japanischen Staatsstrücker-sicht mit Europa und der nordischen Rasse vermutet worden ist: so hat Hans R. F. Günther aus rasselfundlichen Gründen einen uralten Zusammenhang angenommen (Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Ostiens, München 1934, Seite 194 ff.; vgl. auch Heinz Cerazza, Die Samurai, Ritter des Reiches in Ehre und Treue [Sonderdruck der Aufsatzreihe des „Schwarzen Korps“] und Wilh. Kiefelin, Deutschland und Japan, Oda, Mai 1937, insb. S. 895).

Gerade eine Untersuchung der staatstragenden Samurai mit den indogermanischen und germanischen Männerbünden wird besonders lohnend sein. Es wäre gewiß im höchsten Grade interessant, wenn es sich zeigte, daß das politisch, militärisch und technisch weitaus begabteste Volk des modernen Asien nicht zufällig mit den Indogermanen Ähnlichkeiten aufweist, sondern mit ihnen auch geschichtlich zusammenhängt. Die Untersuchung der kultischen Gemeinschaftsformen wird dabei wohl besonders wichtig werden können. Wir hoffen aber, daß eine so wichtige Untersuchung mit echter Wissenschaftlichkeit geführt werden möge und nicht für den Versuch eingespannt werde, den Indogermanen deshalb ihre Eigenart abzusprechen.

Eine alte Formel und ihre neue Deutung.

Zum festen Bestande aller Zauberbücher gehört das sogenannte „magische Quadrat“, eine Reihe von Buchstaben oder Worten, die in der oberen Hälfte vorwärts, in der unteren rückwärts zu lesen sind:

ROTAS
OPERA
TENET
AREPO
SATOR

Man kann sie von rechts nach links, von oben nach unten lesen; sie ergeben immer wieder die Formel ROTAS OPERA TENET. Man fand die Formel bereits an der Wand eines Hauses und an einer anderen Stelle in Pompeji; neuerdings hat man sie auch in Dura-Europas am Euphrat entdeckt, allerdings in anderer Anordnung. Der Archäologe Felix Großer hat nun mit Erfolg versucht, der Formel eine Deutung zu geben; er erblickt darin, wie die DZB berichtet, eine Umstellung der Formel PATER NOSTER, die ursprünglich in Kreuzform geschrieben war, auf diese Weise aber vor den Blicken Unerbener getarnt werden sollte. Es ergibt sich dann diese Anordnung:

A
P
A
T
E
R
N
O
S
T
E
R
O

Das ist ein Kreuz, in dem zweimal der Anfang des Paternoster enthalten ist; an den Ecken ist jeweils das A und O, der erste und letzte Buchstabe des Alphabetes angebracht, das ja eine sehr alte sinnbildliche Zeichnung des Jahreslaufes und der darin erscheinenden Gottheit ist.

Die Deutung ist sehr einleuchtend, und man versteht leicht, daß die Formel aus den mythisch-magischen Schriften des späten Altertums in die magischen Bücher des Mittelalters gelangt ist. Eine andere Frage ist freilich die, ob man in den Worten des daraus gebildeten Quadrates selbst eine eigene Sinnbedeutung suchen darf. Wir kennen das A und O auch in Verbindung mit dem Rechtskreuz, bei dem die Buchstaben rechts und links neben dem Fuße des Kreuzes angebracht sind; hier ist die ursprüngliche Bedeutung des Jahreslaufes noch erkennbar. Sollten die Worte des magischen Quadrates etwas damit zu tun haben? Der Satz, der darin vorwärts und rückwärts, von oben und von unten zu lesen ist, lautet ja: „Rotas opera tenet“. Das ist zweifellos lateinisch und heißt: „Er hält mit Anstrengung die Räder.“ Rota wird in der religiösen Literatur des Altertums häufig für die Himmelskreise oder insbesondere für die Planetenbahnen gebraucht; in diesem Sinne scheint es zu liegen, wenn das hebräische „gelgel“ damit wiedergegeben wird. „Vox tonantis in rota“ ist die Stimme Gottes im Weltraum, der Donner. Nach Psalm 77, 19 ist „gelgel“ gleich mit „Himmel“ oder „Weltraum“; dazu gehören auch wohl die vier ineinanderlaufenden Räder in der Vision des Ezechiel (I, 18 ff.), deren Felgen mit unzähligen Augen (Sternen) bedeckt sind. Der frühgriechische Philosoph Anaximander spricht von den Felgen ungeheurer Wagenräder, Trochoi oder Kykloi, an denen die Himmelskörper befestigt sein sollen (Diels, Fragm. d. Vorsokratiker, S. 14/16); man hat darin offenbar die Ebenen der Gestirns-

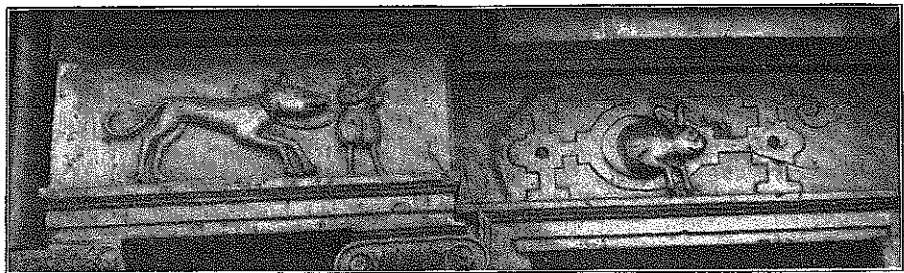
bahnen zu sehen. Diese „Räder“ werden vom Himmelsgott gehalten; das ist eine Vorstellung, die weit in die indogermanische Urzeit zurückreichen dürfte, aus der uns die vorsokratischen Philosophen manches mythische Bruchstück bewahrt haben. Nun ist folgender Vorgang denkbar: die frühen Christen, die ja ihre ganze Symbolik den vorchristlichen Glaubensvorstellungen entnommen haben, deuteten eine Erinnerung an den alten Himmelsgott auf ihren Gott, den „Pater noster“, um; dessen Namen verbargen sie dann, ebenso wie das A und O, das ja auch der vorchristlichen Alphabetsymbolik entnommen ist, in einer Formel, die einen uralten Gedanken von dem „Träger der Himmelskreise“ wiedergab. Man denkt in diesem Zusammenhang auch an den keltischen Jupiter, der ja auf vielen Darstellungen das Rad hoch in der Hand hält. Eine Deutung der Worte „Arepo Sator“ würde sich dann völlig erübrigen, da sie einfach ein Palindrom von „Rotas Opera“ darstellen und keinen eigenen Sinn zu haben brauchen. Das Geheiß der Umkehrung ist ja ein alter kosmischer Gedanke, der sinnbildlich auch in dem nach oben und nach unten wachsenden Baume u. a. ausgedrückt wird. Blafmann.

Zur Geschichte des Hohensteins. W. Giese hat in seinem Führer durch das Weiserbergland „Wohin wandern wir?“ über den Hohenstein im Süntel geschrieben:

„Der gewaltige Bergblock des Hohensteins (332 m) mit seinen Klippen aus den hellen Korallenkalksteinen des Weiskjuras oder Malmes reckt sich aus seinen Waldtälern steil und schräg auf. Die Dolomittfelsen sind zerklüftet und zerrissen von den Spalten der Kamine. Der Wanderer, der von der Höhe der Klippen Ausschau hält, ist ergriffen von der Macht des Landschaftsbildes, das sich ihm bietet. Um ihn die Weiße der Wälder, die ihm erzählen, daß auf dem Gipfel des Hohensteins ein altgermanisches Heiligtum war. Auf dem Felsvorsprung, Teufelskangel genannt, soll eine dem Ostaradienst geweihte Opferstätte gewesen sein.“

In Prof. Wilhelm Strass „Wegweiser durch die Gegend um Eilen“ (Remgo 1817) ist aus der Feder des Freiherrn Karl v. Münchhausen ein Bruchstück aus den „Wallfahrten ins Heidenland“ enthalten. Münchhausen war unter der Führung des Revierförsters zum Hohenstein aufgestiegen. Der Förster Klaus erzählte ihm: „Diesen Felsen, den man auch den Zwi-Stein¹ zu nennen pflegt, hält man für den Stein, auf dem die alten Heiden-Priester ihren Göttern sollen geopfert haben. Von

¹ Druden-Stein?



hieraus, so sagt man, sei den umliegenden Gegenden bei Tage durch Rauch und bei Nacht durch Feuer Zeichen gegeben worden.

Klaus berichtet dann weiter: „Der vordere Scheitel des Hohensteins (Tempelsplatz) hat verschiedene Stellen von ziemlichem Umkreise, wo man, wenn man die obere Decke der neuen Holzerde gelegentlich beim Stuten-Roten¹ aufrührt, oder wenn etwa, welches hier zu Zeiten geschieht, Bäume umwehen, hart auf dem Lager-Felsen ganz schwarze Erde und vermoderte Kohlen antrifft. Derjelbe Fall ist es auch mit einigen der Bergklüfte, die jezo fast alle über die Hälfte voll Laub und neuer Holz- oder Damm-Erde sind.“

Darauf bemerkt einer der Begleiter Münchhausens: „Das hat doch das Ansehen, als wären große Opfer hier gehalten und beträchtliche Holz-Stöße dabei verbrannt worden.“

Edmund Weber.

¹ Stubben-Roden.

Herr Heinz Küsthardt, Gut Schilde bei Wittenberge, sandte uns obenstehendes Bild, das eine Einzelheit aus der Reihe von Tierdarstellungen am sog. Kaiserhaus in Hildesheim, erbaut um 1590, zeigt. Die einzelnen Bildsteine sind durch die einheimischen Werkleute abweichend von den ursprünglichen Plänen, zum Teil in Verkennung ihres vorwiegend klassischen Motivgehaltes, angebracht worden. In diesem einen Stück scheint jedoch ein bodenständiger Sinnbildgehalt zum Ausdruck zu kommen. Ein Hase springt aus einem Kreis, der links durch einen abnehmenden Viertelmond geschlossen ist. Die mythologischen Beziehungen zwischen Mond und Hase sind bereits in Indien nachzuweisen, also sehr alt. Sie sind begründet auf der — nicht nur mythischen — Anschauung von dem Einfluß des Mondes auf Fortpflanzung und Fruchtbarkeit; als sinnbildlicher Bringer des neuen sprossenden Lebens hat der „Osterhase“ noch heute seine große Bedeutung im Brauchtum.

Die Bücherwaage

Walther Baetke, *Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen*. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1937. Geb. 4,60 RM.

Unter den vielen Quellenansammlungen zur germanischen Religion ist die neue von B. die umfassendste. Sie wird als Hilfsmittel jedem willkommen sein, der sich mit der Religion unserer Vorfahren gründlicher vertraut machen will. Zu bedauern ist, daß die mittelalterlichen Quellen nicht reicher ausgewertet wurden. Der Abschnitt über die „Kinderauszehrung“ z. B. gibt in der gebotenen Fassung eine irreführendes Bild; die bei B. fehlenden mittelalterlichen Quellen sind hier entscheidend wichtig, wie bereits J. Grimm darlegte (vgl. Günther, Herkunft und Rasse der Germanen, München 1935, S. 146 f.). Die zum

Teil verfehlte Arbeit von Bondriot wird von B. in der Einleitung empfehlend genannt; ihre Überschätzung dürfte B. zu der falschen Einstellung gegenüber manchen späteren Quellen geführt haben. Auch das „volkstümliche Material“, dessen Berücksichtigung allerdings viel Raum gefordert hätte, wird von B. falsch bewertet. Sonst finden sich in der Einleitung manche begrüßenswerten Feststellungen, z. B. über die Einheitlichkeit der gesamt-germanischen Kultur (hier hätte auf Grimms grundlegende Ausführungen verwiesen werden sollen). Unter den Quellen selbst bemerkt man einige Saga-Stellen, die bisher nicht ins Deutsche überfetzt wurden, darunter findet sich einiges sehr wichtige (z. B. Stellen aus der Njalningasaga).

Wir brauchen notwendig ergänzende Quellenansammlungen einmal der mittelalterlichen Quellen, dann des wichtigsten volkstümlichen Materials und endlich der gemein-indogermanischen Überlieferung.

Dr. Guth.

Nordgermanische Balladen der Frühzeit. Herausgegeben von Arthur Bonus. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 180 Seiten. Kart. 3,60 RM.

Die Zusammenstellung der größtenteils sehr ansprechenden Übertragungen ist nur nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgt, für den Wissenschaftler also nur bedingt brauchbar. Immerhin kann es zum Verständnis der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum auch so ausgezeichnete Dienste leisten. Aus diesen Ergebnissen einer in sich vollendeten volkstümlichen Kunst von unvergleichlicher Ausdruckskraft sprechen zwar auch schon einige christliche Glaubensinhalte, doch lebt auch noch die alte Form und im Grunde der alte Geist in ihnen. So kann die Sammlung als ein Zugang, und ein besonders reizvoller, zur Welt des alten Nordens warm empfohlen werden.

H. Bauer.

Peter Süßland, *Germanisches Leben im Spiegel altnordischer Dichtung*. Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin.

Das Buch will eine Einführung in die altnordische Dichtung geben. Aber es ist so mit auf knappem Raum zusammengedrängten Einzelerörterungen belastet, daß es schon aus diesem Grunde meines Erachtens dafür nicht geeignet ist. Vor allem aber greift Süßland, ohne die meisten der neueren Leistungen der Wissenschaft auch nur zu erwähnen, auf alte und älteste, längst abgetane Theorien zurück, die eigentlich nur noch historisches Interesse finden sollten. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß er sich verschiedentlich in unlösbarer innerer Widersprüche verstrickt. Wir möchten das Werk, entgegen dem Wunsche des Verfassers, gerade in der Hand des Lesers nicht sehen.

H. Bauer.

Gustav Frenssen, *Der Glaube der Nordmark*. Verlag Karl Gutbrod, Stuttgart. Kart. 2,40 RM., Bind. 3,90 RM.

Den Dichter Gustav Frenssen schätzen viele, weil in seinem Schaffen ein Stück der deutschen Seele Gestalt wird, redlich, handfest und farbig erzählt. Frenssen war zehn Jahre lang evangelischer Geistlicher. Hier berichtet er über seinen Weg vom Christentum zum „Glauben der Nordmark“, diesem ältesten Glauben, für den es so viele neue Namen gibt. Dieses Buch ist eines der leistungsfähigsten aus dem massenhaften Schrifttum unserer Zeit um die Fragen des Glaubens. Die Ernsthaftigkeit, mit der der Dichter sich ein Leben lang als Deutscher, und zwar als Dithmarscher, bekannt und bewährt hat, verleiht seinen Fragestellungen wirkliche Tiefe.

Hans Bauer.

Die bildende Kunst in Österreich. Vorauszehungen und Anfänge. Herausgegeben von Karl Ginhart. Verlag Rudolf M. Rohrer, Baden bei Wien. Brosch. 11,— RM., geb. 12,— RM.

Das Werk ist hervorgegangen aus Vorträgen im Rahmen der „Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien“, gegründet 1933 von Josef Strzygowski und seinen Schülern. Es will die Entwicklung der Kunst in Österreich samt ihren Vorauszehungen auch geographischer und rassischer Art zeigen und zieht in den Kreis seiner Betrachtungen weitgehend die Volkskunst herein, den Forderungen Strzygowskis entsprechend. Die Schwierigkeiten für eine völkische Kunstgeschichte sind in Österreich besonders groß, weil das Land von jeher und immer wieder Durchgangsland für die verschiedensten Einflüsse gewesen ist, so daß das Bodenständige nicht leicht aus der Mannigfaltigkeit des Fremden, das gleichwohl auch Beachtung verlangt, herauszuschälen ist. Der Großzügigkeit des Rahmens und den ausgezeichneten Mitarbeitern ist es zu danken, daß das Buch schon mehr als einen Versuch darstellt. — Weitere Bände sollen folgen. Hans Bauer.

Zeitschriftenchau

Wolfgang Krause, *Welchen Teil Nordamerikas besiedelten die Wikinger? Forschungen und Fortschritte*, 13. Jahrgang, Nr. 16, 1. Juni 1937. Zusammen mit dem Erdfunder Giere hat W. Krause „einen

neuen Versuch zur Lösung dieser weltumstrittenen Frage gemacht“. Sein Endergebnis ist: „Vinland ist nur von Leif gesehen, aber nicht besiedelt worden und lag wahrscheinlich ein Stückchen südlich von Neufundland (etwa

Neuschottland?). Karlsefni ist dagegen nur bis Neufundland vorgestoßen und um den nördlichen Teil dieser Insel herumgefahren, aufgehalten durch die Indianer und in der vergeblichen Hoffnung, einen Weg an der Küste weiter nach Süden zu entdecken. Trotzdem blieb diese Fahrt Karlsefnis keine reine Episode: Wir wissen aus den isländischen Annalen, daß noch lange Zeit kleine Schiffe der grönländischen Kolonie nach Markland fuhren, um von dort Holz zu holen, und noch die portugiesisch-dänische Expedition ins „Stoffischland“ (Labrador-Neufundland) vom Jahre 1473 und die Fahrt der jüngeren Brüder Corte Real (1500—1502) nach Labrador scheint letztlich auf die Kunde von den alten Vinlandsfahrten zurückzugehen.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 42, 1937, Heft 1/2. Aus dem reichhaltigen Inhalt führen wir an: R. Kriß, **Eine Schredlarve aus Oberösterreich**; Werner Lynge, **Zur süddeutschen Spielart des Sommer- und Winterstreits**.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 15, 1937, Heft 1/2. Robert Petzsch, **Wesen und innere Form des Volksmärchens**; Otto Lauffer, **Das Baumaustragen des 16. Jahrhunderts in Neval**; Albert Becker, **Zeugnisse zur Geschichte des Weihnachtsfestes**. Lauffer möchte zeigen, daß die Bäume in dem von Redlich herangezogenen Festriten der Schwarzhäupter in Lettland nichts mit dem Weihnachtsbaum zu tun haben. Sehr willkommen ist die reichhaltige Zusammenstellung von Literaturzitaten zur Geschichte des Weihnachtsfestes von Albert Becker. Die Geschichte des Weihnachtsbaumes ist trotz Lauffers Bemühungen bis heute noch nicht endgültig geklärt.

De Wolsangel, 1937, Jahrg. II, Nr. 2, August. Der Leitartikel schließt an die Untersuchungen über die Odalrune in der vorigen Nummer an und handelt über den Widerhaken im Wappen, der als eine Form der Odalrune gedeutet wird. Ein Abschnitt über heilige Linien setzt die erfreulichen Forschungen über die Ortungslinien in Holland fort. Eine Buchbesprechung würdigt die ausgezeichnete kleine Schrift von Saagland „Het verband tusschen Ras en Cultuur“.

Voll und Scholle, 15. Jahrg., Juli 1937. W. Arndt, **Landschaft und Kultur des Westerwaldes**. Merkwürdigerweise wird die Landschaft des Westerwaldes im allgemeinen wenig geschätzt. Arndt versteht es, in seinen Darlegungen die Schönheiten des Westerwaldes aufzuzeigen und die Eigenart dieser Landschaft zu charakterisieren. Gleichzeitig beschreibt er auch die Stammesart des Westerwälders. Fritz Reilius, **Vom Schicksal der Spinnstube in Nassau**. Relius zeigt die verderbliche Wirkung der Spinnstubenverbote in Nassau. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die grundlegenden Ausführungen zu diesem Thema von Otto Bödel in seinem großartigen Werk: **Psychologie der Volksdichtung** (Leipzig, Teubner, 1913, 2. Aufl.). Friedrich Mössinger, **Hier zeig' ich euch den Wetterhahn**. Mössinger beschreibt den alten Handwerksbrauch des Umzugs mit dem Wetterhahn, der im Hessischen bis heute erhalten blieb. Er teilt eine Fülle von Sprüchen mit, die bei diesem Umzug aufgesagt werden. Albert Koch, **Denkmäler aus dem Boden der Heimat**. Koch behandelt diesmal in der vierten Fortsetzung seiner sehr begrüßenswerten Aufsatzreihe einen Riemenendebschlag aus dem 4. Jahrhundert, der auch für die Sinnbilderforschung von Bedeutung ist.

Forschungen und Fortschritte, 13. Jahrgang, Nr. 22, 1. August 1937. Friedrich Morton, **Unser Wissen über Hallstatts vorgeschichtliche Kulturen**. Morton berichtet über seine Ausgrabungen im Jahre 1936 auf der Dammbiese, durch die unser Wissen über Hallstatts vorgeschichtliche Kulturen eine wesentliche Bereicherung erfahren hat. Aus seinen Mitteilungen heben wir als besonders wichtig folgende heraus: „Unter der Fundmasse des Vorjahres, die ungefähr 1600 Funde umfaßt, verdienen Gefäßböden aus Graphitton besondere Beachtung. Sie zeigen eigentümliche Zeichen, die als Töpferzeichen gedeutet wurden, aber irgendeine andere Bedeutung gehabt haben müssen.“ Dr. Otto Suth.

Berichtigung: Die 3 Aufnahmen zu dem Aufsatz „Rasse und Gesittung der Kanariier“ im vorigen Heft sind nicht von Dr. Bauer, sondern von Dr. Bange.

Germanien



Monatshefte für Germanenkennde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Aleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 10

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Der Verfall der Kampfmoral	289
Das Westgotenreich in Spanien. Von Prof. E. Schaffran. Mit 8 Abb.	294
Frühgermanische Wehrhaftigkeit. Von Justus Hasbagen	301
Von den Jomsvingern und ihrer Zeit. Von Dr. agr. Wolfgang Meinhold . .	306
Tracht und Schmuck im Leben des nordischen Menschen. Von Werner Mähling	312
Aus der Landschaft	315
Fundgrube	316
Sieb und Stich	317
Die Bücherwaage	317
Zeitschriftenchau	319

Das Umschlagbild zeigt den dreiseitigen Runenstein von Jellinge. (Aufn. G. Pfeib.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Postgebühren

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Postamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühren sind stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Oktober

Heft 10

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Der Verfall der Kampfmoral

Wiederum ist von Nürnberg aus der eindringliche Ruf an die europäische Welt ergangen, das gemeinsame Erbe, das trotz aller inneren Feindschaften immer noch das verbindende Element der europäischen Kulturmenschenheit ist, gegen die Macht des Untermenschentums, die sich in dem ewigen Juden verkörpert, zu verteidigen. Verteidigung setzt immer die Erkenntnis der drohenden Gefahr voraus; gemeinsame Verteidigung die Erkenntnis dessen, was seinem Wesen nach das Gemeinsame ist, das höher als alles andere steht, was trennt und immer trennend sein wird.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht allzu lange her, da konnte es einem Deutschen bei einer gewissen Schwärmerei von „Europa“ oder gar von „Pan-Europa“ und von dem „guten Europäer“ leicht übel werden. „Europa“ war zu einem schillernden Begriff geworden, hinter dem sich Völkerbundsbürokratie, Liberalismus, kosmopolitische Niedermeierei, wohlwollende „Empfehlungen“ an die Habenichtse und sehr viel realere Waffenrüstungen der Besitzenden zu einem Brei der Oberflächlichkeit und der Heuchelei vereinigten, aus dem Europa wirklich erst durch die nüchterne und unerbittliche Klarheit von Staaten neuer Prägung herausgeführt worden ist. Das Advokaten-Europa liberaler Prägung ist tot; mag es am Genfer See noch so viele Versuche machen, in würdevollen Kundgebungen sich selbst einen Rest von Lebendigkeit vorzutäuschen.

Vor hundert Jahren herrschte bei uns ein ganz anderes Ideal von „Europa“; ein Ideal, das in manchen Zügen edler war, wenn es auch der Wirklichkeit nicht sehr viel näher kam. Es war das Europa der Romantik (die sich freilich keineswegs darin erschöpfte), und es ging durchweg unter dem Namen „Abendland“ oder noch genauer „christliches Abendland“. Es war bestimmt durch die verklärte Erinnerung an eine vergangene Zeit; an das Mittelalter mit seiner vermeintlichen weltanschaulichen Einheit, die als geschlossene Welt im Gegensatz zur islamisch-orientalischen Welt gesehen wurde. Man sah diese Zeit so, als wenn damals eine höhere, metaphysische Einheit die nationale Vielheit Europas überwölbt und zu einem einheitlichen Einsatz gegen die feindliche östliche Welt geführt hätte. Das Symbol dieser Einheit erblickte man in dem engen Bunde

zwischen der Schwertgewalt des Kaisers und der geistigen Gewalt des Papsttums, versinnbildlicht durch die beiden Schwerter, von denen die Welt regiert werden sollte. Man überseh aber völlig, daß diese beiden Schwerter alles andere als eine innere Einheit darstellten, sondern vielmehr einen unüberwindlichen inneren Gegensatz. Es war das Schwert Cäsars und das des Ariovist, mit anderen Worten: die Waffe der römischen Idee, die den veränderten Machtverhältnissen gemäß zu einer „geistigen“ Waffe umgeschmiedet war, und das Schwert des germanischen Volkskönigs, dem man den eigenen Geist und die eigene Seele geraubt hatte, um es als Waffe des „weltlichen Armes“ um so sicherer lenken zu können.

Noch heute ist diese Vorstellung nicht ganz tot, ja sie dient hier und da noch dazu, politischen Konstruktionen und Wunschträumen einen scheinbaren geistigen Gehalt zu geben. Aber die deutsche Geschichtsforschung hat es uns unwiderleglich dargetan; daß nämlich die scheinbare weltanschauliche Einheit des Mittelalters nur eine Fassade war, hinter der sich der erbitterte Machtkampf zwischen den beiden „Schwertern“ abspielte: zwischen der germanischen Substanz und dem römischen Machtgedanken in seiner priesterlichen Prägung. Und die Germanenkunde hat erwiesen und bringt es uns täglich mehr zum Bewußtsein, daß das geistlich-staatliche Gebilde, das man als „heiliges römisches Reich“ oder in der Erweiterung als „christliches Abendland“ bezeichnet, nur so lange innerlich lebendig war, als es von der germanischen Substanz zehren konnte; und daß es selbst zusammenbrach, als diese Substanz (die immer wieder als feindlich empfunden und bekämpft wurde) erschöpft war.

Die „Romantik“ (der man diesen Namen nur mit demselben Vorbehalt geben sollte, wie dem „romanischen“ Stil) hat nun selbst den Weg bahnen helfen zu dem, was wir heute die dauerhafte und lebensgesetzlich einheitliche germanische Substanz nennen. Und damit hat sie der Erkenntnis vorgearbeitet, was das Europa, von dem wir heute sprechen, und an das in Nürnberg in so eindringlicher Weise appelliert wurde, dem Wesen nach eigentlich ist: die Schöpfung der germanischen Völkerwanderung, die allen Staaten, die heute für Europa bestimmend sind, Grundlage und Gestalt gegeben hat, die außerdem auch den Völkern dieser Staaten gemeinsame Begriffe, gemeinsame Lebensideale und Lebenswerte vermittelt hat, von deren Erhaltung und Wiedererweckung das innere und damit auch das äußere Leben Europas abhängt. In größerem Rahmen gesehen war es so: das indogermanische Europa erfuhr seine letzte Durchdringung und Gestaltung durch das indogermanische Volk, das am längsten in der Urheimat geblieben war. Die germanischen Eroberer und Erneuerer aber zogen alles an sich, was an vorgermanischem Indogermanentum lebendig und rein geblieben war, und gaben ihm wieder ein entschiedenes Gepräge.

Und hier sind die Grundlagen dessen, was heute noch der europäischen Einheit Wesen und Gehalt gibt. Es ist ein gemeinsames Lebensgefühl, das in allen wesentlichen Grundfragen übereinstimmt, und das nicht auf irgendeiner von außen nach Europa gekommenen Säkung oder Religion beruht, sondern dem nordischen Wesen Europas eingeborenen, immanent ist. Längst ist die kirchliche Einheit verfallen und hat vielfach sogar einer gegenseitigen Gehässigkeit Platz gemacht. Das heilige römische Reich ist versunken und durch entschiedene Nationalstaaten ersetzt worden; einzelne Staaten haben weit über den Rahmen Europas hinausgegriffen und eigene Weltreiche gegründet, denen ein eigener Egoismus innewohnt. Auf der anderen Seite haben die christlichen Kirchen sich Völker nichteuropäischer Herkunft in großer Zahl eingefügt. Und doch besteht das europäische Gemeinschaftsgefühl (so abgegriffen und unsympathisch einem der Ausdruck selbst zuweilen erscheinen mag) als eine Realität — es besteht noch, so müssen wir allerdings einschränkend sagen. Aber es besteht weder in einem possenhaften Völkerbund, noch in einer gemeinsamen „Wirtschaft“, noch in einer gemeinsamen Kirche: es besteht in einem

gemeinsamen Kulturbesitz und in gemeinsamen ethischen Grundbegriffen, unter denen die Ehre wenigstens bei allen wirklich Gefunden an oberster Stelle steht. Die Ehre aber äußert sich bei allen germanischen und indogermanisch-nordischen Menschen vor allem in einer gemeinsamen Kampfmoral.

An dieser Stelle ist freilich der drohende innere Verfall der europäischen Gemeinschaft am deutlichsten zu erkennen.

Wenn es im germanisch bestimmten Mittelalter irgend etwas gemeinsam Verpflichtendes bei den führenden Schichten (die alle germanischer Herkunft waren) gegeben hat, so war es der gemeinsame Ehrbegriff, der sich in einer gemeinsamen Kampfmoral äußerte. Sie setzte alles andere voraus, als ein friedliches Dasein, in dem man sich selbst bescheidet und keinem wehe tun will; sie setzt im Gegenteil eine Welt voller Kampf voraus, in der jeder einzelne sich mit dem ganzen Einsatz der Persönlichkeit durchzusetzen hat, auch mit den Waffen, und in der der Sieger als Sieger, und der Besiegte als Besiegter erscheint. Sie hat nichts mit Weichlichkeit zu tun, sondern gilt für eisenharte Männer, die an das Schwert appellieren und durch das Schwert zu fallen bereit sind, wenn die Ehre es gebietet. Und doch ist es kein zügelloser Kampf aller gegen alle; dieselbe Ehre, die rücksichtslosen Einsatz des Lebens gebietet, verlangt ebenso rücksichtslos die Einhaltung von Kampfregeln, ohne die keiner den Anspruch auf den Namen eines ehrlichen Kämpfers erheben kann. Er ist ein Reiding, ein Volksmensch, der sich nicht nur aus der Gemeinschaft der Lebenden, sondern auch aus der Gemeinschaft der Kämpfenden ausschließt — und das war für den Germanen im Wesen gleichbedeutend. Und da im Mittelalter der Waffenträger, der Kämpfer schlechthin als Ritter in die Erscheinung trat, so war der Sammelbegriff für die Kampfmoral im weitesten Sinne die „Ritterlichkeit“. Der Lebensgehalt dieses Ehrbegriffes ist so stark, daß das Wort noch heute in unserm Sprachgebrauch die Summe des anständigen Verhaltens auf allen Lebensgebieten bezeichnet. Er verlangt, daß dort, wo gekämpft wird, mit gleichen Waffen gekämpft wird; daß Waffe gegen Waffe, „ort widar orte“ gesetzt wird, und daß auch beim Kampfe der Geister dem Angriff mit der blanken Waffe nicht mit den Giftpfeilen der Verleumdung und Verdächtigung begegnet wird.

Die germanische Wurzel dieser Kampfmoral hat keiner besser dargelegt als Wilhelm Grönbeck in seinem Buche, das wir an dieser Stelle gewürdigt haben: „Das einzige Mittel, die Bosheit der Fremden zu überwinden, ist, eine Verbindung mit ihrem Feil und ihrer Ehre einzugehen und mit ihnen die Seele zu tauschen; dadurch werden Wille und Gefühl in den beiden Parteien gleichgerichtet, und von da ab greifen ihre Taten ineinander, anstatt sich zu durchkreuzen. Zwischen den Menschen mag Kampf sein, Gemeinschaft mag von Feindschaft abgelöst werden, aber der Kampf ist menschlich und wird nach den Regeln der Ehre ausgefochten; gegen Fremde haben die Menschen ständig Krieg, und die Kriegführung muß auf die boshafte Erfindungsgabe der Dämonen eingestellt werden. Gegen Ungezieser und wilde Bestien können Menschen keine Verantwortlichkeit und keinen Edelmut empfinden.“

Unter „Fremden“ werden hier diejenigen verstanden, die keine gemeinsame Kampfmoral, oder, um es mit den germanischen Worten zu sagen, kein gemeinsames „Feil“ und keine gemeinsame „Ehre“ anerkannt haben. Gegen solche „wölfische“ Naturen empfanden auch die Teutonen keine Verantwortung und keinen Edelmut, als sie der römische Konsul Papirius Carbo unter dem Vorwande, ihnen den Weg zeigen zu wollen, in einen Hinterhalt geführt hatte: bei Moreja hüfte er sein Verbrechen gegen das Gebot der Ehre mit der Vernichtung des größten Teiles seiner Truppen. Nur auf die gleiche „wölfische“ Weise gelang es Cäsar, durch einen trassen Bruch aller Kampfmoral der Usipeter und Tenctherer Herr zu werden. Wenn der alte Cato daraufhin im Senat den Antrag stellte, Cäsar an die Germanen auszuliefern, um die Schuld des Vertragsbruches von der Stadt Rom

abzuwenden und den Fluch auf den Schuldigen zu lenken, so mochte politische Gegnerschaft die Triebfeder sein; es beweist aber doch, daß auch für den alten Römer ein so schwerer Verstoß gegen die Ehre des Kampfes ursprünglich einen Bruch des eigenen inneren Friedens bedeutete, der als Fluch auf den Urheber selbst zurückfallen mußte.

Wir kennen aus der ganzen germanischen Geschichte Beispiele genug dafür, wie sehr die Einhaltung der Kampfmoral eine Vorbedingung für die Wahrung der eigenen Ehre und des eigenen Heiles war. Hier hat selbst der Brauch der Kriegserklärung seine ethischen Wurzeln; er steht nicht nur äußerlich mit der Fehdeankündigung zusammen, sondern ist geradezu Voraussetzung für die Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit des Krieges selbst, und nichts ist so bezeichnend für den Verfall der Kampfmoral und die Verpöbelung der Gesinnung in der neueren Zeit, als daß die Kriegserklärung zur äußerlichen Förmlichkeit geworden ist, auf die neuerdings völlig verzichtet wird. Für den Germanen gehörte die Ansage der Fehde nicht nur zu den Regeln des Zweikampfes, sondern auch zum Kampfe zwischen zwei Heeren; denn auch dieser war eine Kraftprobe zwischen dem „Heil“ beider Heere. Noch im Jahre 937, als die Wikinger aus Irland und fast allen nordischen Ländern zum Entscheidungskampfe gegen König Adalstein von England antraten, war der Kampfplatz auf der Weinheide in Northumberland vorher festgelegt und wie eine Gerichtsstätte mit Haselruten umhegt: der Sieger sollte über England herrschen.

So sind auch die feierlichen Formen, in denen noch vor tausend Jahren die Beziehungen zwischen germanischen Staaten in Frieden und Krieg nach festen Regeln der Ehre sich abspielten, keineswegs eine Außerlichkeit. Verträge zwischen germanischen Staaten wurden mit feierlichen Eiden der Führer bekräftigt und entsprechend gehalten. Es ist bezeichnend, daß mit dem Verfall des germanischen Führertums unter den späteren Karolingern auch die Kampfmoral zwischen Sippengenossen, Standesgenossen und Staaten in Verfall geriet; und daß sie mit der germanischen Wiedergeburt unter König Heinrich I. scheinbar unvermittelt wieder in ihr volles Recht eintritt. Jahrelang hat König Heinrich von der Wiedereroberung Lotharingens Abstand genommen, da ihn der Eid an den westfränkischen König Karl band; erst als dieser selbst abgesetzt war, hatte er wieder freie Hand. Was über sein Zusammentreffen mit Herzog Arnulf von Bayern berichtet wird, ist zweifellos sagenhaft ausgeschmückt; doch ist das nur ein Ausdruck dafür, daß Heinrich die deutschen Herzöge dadurch gewann, daß er „eine Verbindung mit ihrem Heil und ihrer Ehre“ einging und dadurch das Reich ganz auf die Grundlage des germanischen Lebens- und Gemeinschaftsgefühles stellte. Wenn man ihn später irrtümlich als den Begründer des Rittertums gefeiert hat, so mag doch die Ritterlichkeit seines Wesens und seiner Politik dazu beigetragen haben.

Daß diese Ritterlichkeit keineswegs aus der von der Kirche gelehrtten Moral stammt, ja ihr vielfach sogar völlig entgegengesetzt war, lehrt das Zusammentreffen des europäischen mit dem in mancher Hinsicht ebenbürtigen arabischen Rittertum des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Dreißig Jahre lang ist zwischen normannischen Kriegern und den Arabern mit einer Erbitterung ohnegleichen um die Insel Sizilien gekämpft worden; und doch vollzog sich der Kampf unter dem Gebote einer Ritterlichkeit, die bis zum Ende des süditalischen Stausenreiches das Verhältnis zwischen Arabern und Germanen bestimmte. Als die Araber Palermo an Robert Guiscard übergaben, wurde ihnen Freiheit des Glaubens, der Person und des Eigentums zugesichert; und dieser Vertrag ist nicht nur von Robert, sondern von seinen sämtlichen Nachfahren bis zu dem letzten Hohenstaufen gehalten worden. Zweihundert Jahre lang war das normannische und staufische Reich das einzige Land Europas, in dem völlige Glaubensfreiheit herrschte; es durften nicht einmal Bekehrungsversuche an den Arabern unternommen werden, was den normannischen und staufischen Herrschern von seiten der Kirche natürlich die schwersten Vorwürfe eintrug. Denn eine Haltung, die auch die Glaubensüber-

zeugung des anderen achtete, wenn diese sich ebenso verhielt, war dem christlichen Abendland völlig unverständlich; sie war in der germanischen Heimat der Eroberer gewachsen, denn dort im Süden haben sie sie bestimmt nicht vorgefunden. Die europäische Ritterschaft hatte die arabische mit ihrem „Heil“ und ihrer Ehre verbunden, und so wurden auf dem Boden der gemeinsamen Kampfmoral aus den dämonischen „Ungläubigen“ der kirchlichen Auffassung, gegen die es keine Verantwortung und keinen Edelmut gab, ritterliche Männer, die sogar in der Ritterdichtung der Stausenzeit als ebenbürtige Partner erscheinen. Auf dieser Grundlage konnte Kaiser Friedrich II. die ganze, auf Glaubenshaß gegründete Kreuzzugspolitik des Papsttums ad absurdum führen: er schloß mit dem Araberfürsten einen Vertrag, der volle Gleichberechtigung an den „heiligen Stätten“ verbürgte und damit den Kern des Zwistes aufhob; wofür dann allerdings von monchischer Seite ein Mordanschlag gegen ihn ins Werk gesetzt wurde, den ihm der Araber selbst enthielt.

Solange die Staaten Europas noch von ihrer germanischen Substanz zehrten, ist auch die alte germanische Kampfmoral wenigstens in den Formen noch immer maßgebend geblieben für die Beziehungen zwischen den Staaten. Erst nachdem das alte deutsche Gesetz, daß keine nichtdeutschen Truppen in Deutschland verwendet werden dürften, durch Karl V. gebrochen worden war, wurden die Greuel des Dreißigjährigen Krieges möglich, der zuletzt als ein Krieg von Räuberhorden ohne jede Kriegsmoral geführt wurde. Nicht anders war es mit den Heeren der Französischen Revolution, die ja bewußt die germanische Substanz verleugnete und ausrottete. Der sichtbarste und vollständigste Bruch mit der von germanischen Kriegern geschaffenen und getragenen Kampfmoral aber liegt zwischen Sedan und Versailles. König Wilhelm I., dessen Größe in seiner Ritterlichkeit liegt, unterzeichnete noch die Aufforderung an Napoleon zur Übergabe als „Em. Majestät getreuer Bruder Wilhelm“; und das war damals noch mehr als eine wohlklingende Phrase. Wenn man damit die haßerfüllten Beleidigungen vergleicht, die den Unterlegenen im Walde von Compiègne und in Versailles zuteil wurden, so muß man mit Erschütterung feststellen, daß sich in diesem Gegensatz der ganze innere Verfall Europas ausdrückt, der gleichbedeutend ist mit dem gänzlichen Verfall der Kampfmoral. Es ist kein Zufall, daß sich dies alles unter dem Patronat eines Mannes vollzog, der die „Humanität“ als die neue Göttin des Zeitalters ausgerufen hatte, und es fallen uns dabei die hebräischen Worte Grillparzers ein:

Der Weg der neuen Bildung geht
Von der Humanität über die Nationalität
Zur Bestialität.

Im Namen dieser „Humanität“ hat man Millionen von Trägern alter europäischer Kultur an Völker ausgeliefert, die mit dieser Kultur selbst noch ihre Schwierigkeiten haben; man hat in einem feierlichen Pakt den Krieg selbst „geächtet“, was freilich die Germanen, die Europa schufen, niemals getan haben; und man bildete sich ein, damit den Krieg abgeschafft zu haben. Es stellte sich dann freilich heraus, daß weniger der Krieg selbst abgeschafft ist, als die Kriegsmoral, die früher einmal auch dem Kriege den Charakter des „Friedens“ im höheren Sinne gegeben hat. Seit Versailles führte man keine „Kriege“ mehr, aber man unternahm bewaffnete Expeditionen in ein friedliches Land und nannte das „Sanktion“. Man brachte Horden internationaler Verbrecher auf die Beine und ließ sie unter eigenem militärischen Schutze auf das Volk los: das nannte man dann „Völkerhebung“. Die „barbarischen“ Germanen, bis zu den Deutschen von 1914, begannen keinen Kampf ohne die Ankündigung, die man früher „Kriegserklärung“ nannte. Im Zeitalter der Humanität aber führt man keinen Krieg mehr, denn man erklärt ihn nicht mehr. Die primitiven Gehirne der Germanen hätten nicht

ausgereicht, diese subtilen Unterschiede zu erfassen; dazu gehören juristisch geschulte Völkerbundshirne nach Genfer Konstruktion. Der Erbfeind aller germanischen und europäischen Ehre aber lauert im Osten und sucht in diesen verzwickten Bindungen der Humanitätsbegriffe einen Weg, um die europäische Gemeinschaft endgültig zu sprengen.

Zum Heile für Europa haben sich in seiner Mitte Völker erhoben, die den ganzen Phrasenschwall einer verlogenen „Humanität“ über Bord geworfen und wieder klare und einfache Begriffe von Treue und Glauben, von Krieg und Frieden und von ehrlicher Vereinbarung auf die Tagesordnung gebracht haben. Es sind dieselben Völker, die in ihrer eigenen Mitte den türkischen Feind mit ehrlichen Waffen niedergeworfen haben, oder die noch mitten in diesem Kampfe stehen. Und wenn es eine Erinnerung an den Weltkrieg gibt, die Hoffnungen erweckt, so ist es der Austausch von Berichten, die von der ritterlichen Haltung des einzelnen Gegners im Kampfe melden. Das sind Dinge, die mit „Humanität“ nichts zu tun haben; sie zeigen, daß die Substanz, die einmal Ehre und Ritterlichkeit geschaffen hat, noch in keinem großen europäischen Volke ganz erloschen ist. Diese Substanz nordischer Herkunft, sei sie nun germanischer, keltischer oder italischer Prägung, ist das eigentliche verbindende Element Europas, seine Ehre und sein Heil. Aus ihm, und nur aus ihm mag sich einst ein Europa entwickeln, das dann auch außereuropäische Völker gleichgerichteter Ehrauffassung zu einer Gemeinschaft der anständigen Kampfmoral zusammenfaßt.

Sugin und Munin.

Das Westgoten-Reich in Spanien

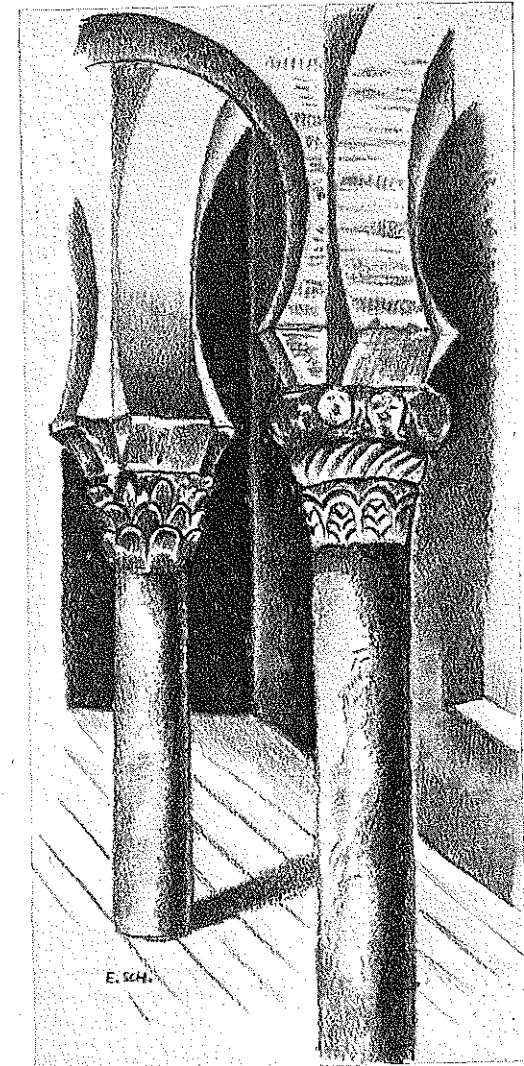
Von Prof. Emerich Schaffran, Wien

In einer Zeit, da die rassistisch besten Bestandteile des spanischen Volkes einen Kampf auf Tod und Leben mit dem bolschewistischen Untermenschentum führen, wird der nachfolgende Aufsatz über die germanischen Elemente in Kultur und Volkstum Spaniens besondere Beachtung finden. Wenn einmal ganz Spanien wieder frei sein wird, so findet eine germanische Kunstgeschichte hier ein dankbares Feld der Betätigung.

Die Schriftleitung.

Dreimal haben Germanen an den europäischen Ufern des Mittelmeeres Staaten gegründet; sie sind verweht und vergangen, wenn sich auch germanisches Volkstum noch lange, aufbauend und umformend, im fremden Land behauptete. Am vollkommensten verschwand das ostgotische Reich, denn von ihm sind nicht einmal Volksreste in das kommende Italienertum übergegangen, unendlich nachhaltiger war hingegen die Wirkung des langobardischen Königreiches, denn große und wichtige Teile des heutigen Italiens haben ihr Bestes aus langobardischem Blut erhalten. Zwietracht war eine der Hauptursachen des Unterganges der Ostgoten, Zwietracht, Nicht-Aufrechterhalten der völkischen Reinheit zerbrachen das Vangobardenreich, und abermals Zwietracht, Aufgabe echten, reinen Volkstums und Zulassen, daß fremde Kräfte übermäßigen Einfluß im Staat gewannen, führten das Ende des mächtigen Westgotenreiches in Spanien herbei. Im Heldenkampf verging der Ostgoten Italientraum, weit weniger heldisch endete das Vangobardenreich (hier ist nur die Figur des Adelschis von Waffenruhm umstrahlt), und der Untergang der Westgoten in der elftägigen Schlacht von Xeres de la Frontera, 711 gegen die Araber unter Tarif, war dadurch herbeigeführt, daß der westgotische Gaugraf Julian die Mauren gegen seinen königlichen Herrn herbeigerufen hatte. Aber, o Wunder! Trotz dieses furchtbaren Zusammenbruches löste sich der westgotische Staat nicht auf, denn in den wilden Gebirgen Kantabriens, nahe der spanischen Nordküste, sammelten sich versprengte Heerhaufen unter der Führung des sagenhaft gewordenen Helden Pelajo (Pelagius), und hier im Norden bildete sich aus westgotischem Blut und aus westgotischem Heldentum jenes Spanien, das Jahrhunderte später die Mauren verjagen konnte. In diesen kan-

Abb. 1. Säulen im Bogen in S. Christo de la Luz zu Toledo



tabrischen Berghöhlen und Schluchten hat sich unsagbares Heldentum abgespielt; es fand keinen Varden und keinen Homer, und nur im altspanischen Volkslied klingen schattenhaft jene Heldentaten nach.

Als die Westgoten unter Athaulf, des westgotischen Helden Marichs Schwager, um 411 Westeuropa erreichten, gründeten sie ein Reich, das ganz Spanien und große Teile von Südfrankreich mit der Hauptstadt Narbonne umfaßte. Den südfranzösischen Besitz verleideten ihnen zuerst die Merovinger und dann die ewig heutigetierigen, gegen jede germanische Einheit sündigenden Karolinger, und so beschränkte sich das westgotische Reich schließlich auf die Iberische Halbinsel.

Der Durchschnittsreisende, der heute nach Spanien kommt, weiß von den Westgoten meistens gar nichts; er sucht kastagnettenklappernde Mädchen, blutige Messerstechereien und die kokette Pracht des Torero. Und vergißt — besonders traurig, wenn er ein deutscher Reisender ist —, daß im ganzen Land, besonders im Nordteil, weit mehr Denkmäler frühgermanischer Kunst anzutreffen sind, als sogar nördlich des Maines. Denn wenn auch die Westgoten durch Aufnahme des katholischen Glaubens sich kultureller Zersplitterung hingaben, ihr künstlerisches Volksgut haben sie auch über die Schicksalschlacht von 711 hinüber getreulich bewahrt. Und diese volkhafte Kunst war groß, war reich und war vor allem eigenartig. Wohl zeigt sie Gemeinsamkeiten mit der germanischen Kunst überhaupt, so in der Liebe zum Schmückenden und in der Ablehnung jedweder bildhaften Darstellung, aber sie ist ganz eigenartig in der Bevorzugung eines strengen, geometrischen Ornamentes, welches sie dann, echt nordisch, zur geistreichsten Flächenfüllung verwendet.

Während sich von reinen ostgotischen Bauten eigentlich nichts, von langobardischen nicht allzuviel erhalten hat, ist davon im Westgotenland erstaunlich viel vorhanden, und wenn wir überhaupt irgendwo die dichterischen Berichte über den altgermanischen Hausbau noch in Resten sichtbar bekommen, so hier in Spanien, wo sich auch in romanisierter Umformung altgotische Namen bis auf den heutigen Tag in Fülle erhalten haben, so Alfons aus Gadafons und Ramiro aus Ranimir, um nur einige von vielen zu nennen. Überprüfen wir schließlich spanische Kunst in ihrem allgemeinen Bild, so wird das fast

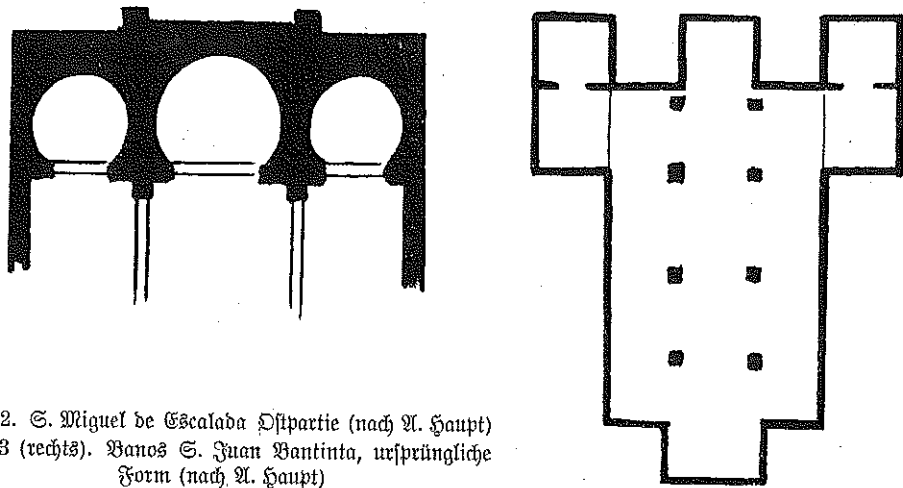


Abb. 2. S. Miguel de Escalada Ostpartie (nach A. Haupt)
Abb. 3 (rechts). Baños S. Juan Bantinta, ursprüngliche Form (nach A. Haupt)

vollständige Fehlen „romanischer“ Eigenschaften (das Wort „romanisch“ vollhaft und nicht stilkundlich gemeint), wie des Formalismus, des für unser Gefühl phrasenreichen Pathos u. a. auffallen, wir werden im Gegenteil zu allen Zeiten spanischer Kunst eine merkwürdige Annäherung, fast sogar Durchdringung, mit nordischer Kunst feststellen. Ob das der westgotischen Blutwurzel zu verdanken ist, wird wohl nie mit Sicherheit nachzuweisen sein, aber die Tatsachen bestehen und geben zu denken.

Die westgotischen Kunstdenkmäler verteilen sich über das ganze Reich und über alle Zeiten seines Bestandes. Am geringsten sind sie in Südfrankreich, von wo, außer spärlichen und schwer deutbaren Mauerresten in Narbonne und Toulouse, nur die wunderbaren Beigaben aus dem 1842 bei Troyes aufgedeckten Grab des Königs Theoderich II. zu nennen wären. Es enthält u. a. eine jener schönen, oft sogar beschrifteten Weiskronen, wie sie auch südlich der Pyrenäen gefunden wurden.

Ganz anders in Spanien. Vor allem, was die Funde aus der vormaurischen Zeit anbelangt, in Toledo, Mérida und Valladolid. Dann noch dazu Cordoba, Valencia, Barcelona und vor allem eine Zahl kleinster und entlegenster Orte in den einsamen und rauhen kantabrischen und asturischen Gebirgen.

Toledo war seit 567 die Hauptstadt des spanischen Reiches; von ihrem Glanz schwärmten die zeitgenössischen Schriftsteller. Im Alkazar, in dessen mittelalterlichen Mauern erst unlängst höchstes Heldentum gegen bolschewistische Verbrecher sich wehrte, sind gotische Reste verbaut, doch weitaus mehr bewahren davon einige Toledaner Kirchen, wie S. Christo de la Luz und St. Leofadia. Hier zeigt sich noch heute, trotz den Veränderungen, die die Mauren vornahmen, als sie die Kirchen in Moscheen umwandelten, die Kraft, Selbstständigkeit und Eigenwilligkeit westgotischen Bauschaffens. Nicht nur in der freizügigen Verwendung ihres geometrisierenden Ornamentes, sondern in der geistvollen Einführung der Hufeisenform für die Arkadenbögen und in dem Grundriß; denn der Hufeisenbogen ist durchaus nicht, wie man so lange glaubte, weil man den alten Germanen nichts Eigenes zubilligen wollte oder konnte, maurischer Herkunft, sondern nur von diesen auch gekannt, wie denn diese, die Mauren, offenbar so manche ornamentale Einzelform von den Westgoten übernommen und ihrer eigenen blühenden Schmuckkunst einverleibt haben. Mérida, die Hauptstadt Lusitaniens, besaß nach alten Berichten 84 Tore, 5 Burgen und über 3000 Türme; davon stecken wohl noch Reste in der darauf noch gar nicht durchforschten mittelalterlichen Stadt von heute. Im südlichen Spanien steht nun auch in Baños bei Valencia eine kleinere Kirche, die ein Denkmal einziger Art ist; denn aus

ihrer vollständig erhaltenen Bauinschrift wissen wir, daß das Gotteshaus 661 durch den König Reccevinth erbaut wurde, als er eine benachbarte Heilquelle benützte. 661, also 50 Jahre vor dem Einbruch der Mauren. Und trotzdem bestehen auch hier Arkaden und Triumphbogen aus den schönsten Hufeisenformen. Reizvoll umkleiden echt westgotische Ornamente Kapitelle und Gesimse und der Abschluß des prächtigen Baues gegen Osten in drei voneinander getrennten rechtwinkligen Apsiden ist nicht nur für diese frühe Zeit ungewöhnlich, sondern überhaupt einzigartig. Es ist germanische Genialität in jener Umwandlung gegebener altchristlicher Bauformen! Zu diesen baulichen Resten, denen noch die wertvolle, kleine Krypta der Kathedrale von Valencia, und die Kirchen S. Miguel de Escalada und S. Pedro de Nave schon deshalb zuzuzählen sind, weil auch sie lange vor dem Maureneinfall den Hufeisenbogen im Grund- und Aufriß vielfach an-

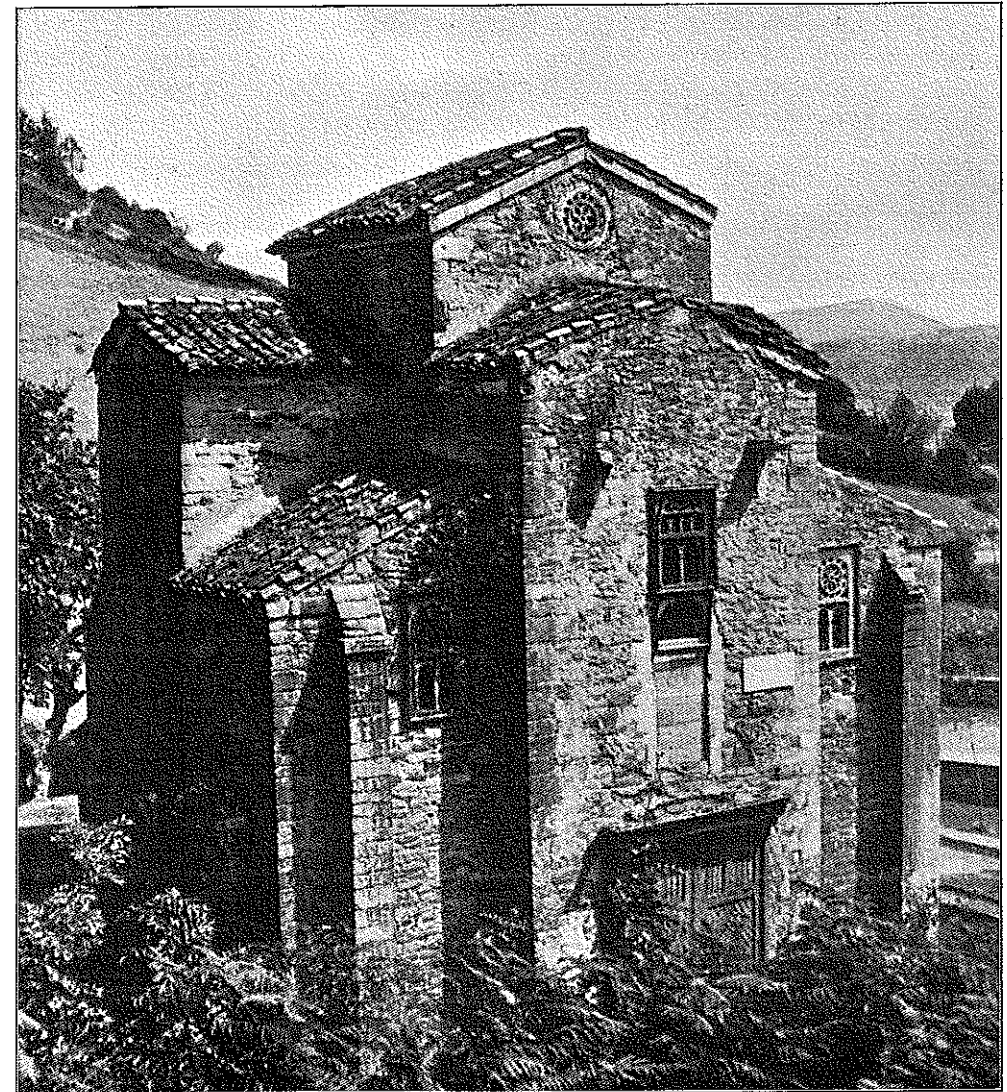


Abb. 4. S. Miguel de Lino bei Oviedo

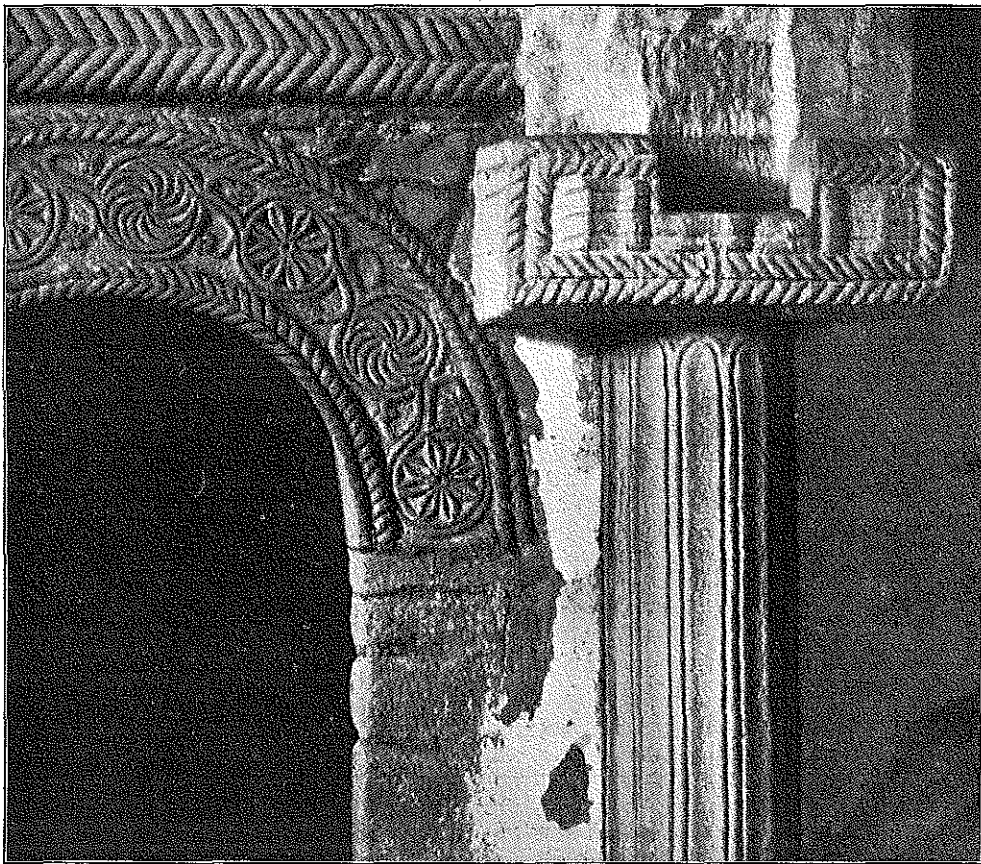


Abb. 5. Emporenschmuck von S. Miguel de Lino

gewendet zeigen, gehören dann noch jene vielen Ornamentplatten, die in die Museen des Landes zerstreut, ergreifende Kunde von schönster germanischer Kunst geben.

Dann versinkt Südspanien in der maurischen Flut und die westgotischen Kirchen werden zu Moscheen oder zerstört. Im Norden sammelt sich westgotische Gegenwehr. Pelajo führt sie, ein Held aus königlichem Blut, und heldisch ist in der Höhle von Cabadonga, einem spanischen Nationaldenkmal, sein und seiner Gattin Gaudiosa Steinsarkophag mit den westgotischen Kerbschnittmustern und Rosetten. Pelajos Schwiegersohn Gaudasos ist als Alfons I. der erste spanische König. Mit ihm hebt gewaltiges Bauen an. Residenz wurde das feste Gijón am biskaischen Meer. Doch schon Gaudasos II. verlegte die Hauptstadt mehr in das Innere nach Oviedo, und für seine Bauten, besonders für den Dom und den Königspalast stand ihm ein Baukünstler zur Verfügung, dessen Name uns ein gewogenes Schicksal aufbewahrt hat: Tjoda. Merk dir, o Deutscher, diesen Namen des ältesten uns bekannten germanischen Baumeisters! Von seinen Bauten ist nur die Kirche San Julian in Oviedo übriggeblieben, eine stattliche dreischiffige Pfeilerbasilika mit den charakteristischen drei rechteckigen Apsiden. Sonst nichts, nur das Wissen, wie sehr der Meister von seinen Zeitgenossen geehrt wurde. Oviedo und die einsam-wilde Umgebung der heute wenig besuchten Stadt sind reich an gut erhaltenen Bauten aus später west-

Abb. 6. Scheibe in der Königshalle Sta. Maria de Naranco

gotischer Zeit. So liegt hoch oben in den Bergen die in jeder Beziehung seltsam-geistreiche Kirche S. Miguel de Lino, erbaut von König Ranimir I. (Ramiro) um 845, reich an ornamentaler Ausschmückung, und unweit davon steht, wohl erhalten, eine zweite gleichzeitige Kirche, Sta. Maria de Naranco. Kirche? Wohl, nach der späteren Verwendung, ursprünglich jedoch war sie König Ranimirs I. urkundlich an dieser Stelle nachweisbarer Palast. Eine westgotische Königshalle inmitten nordspanischer Bergeinsamkeit, die einzige erhaltene germanische Königshalle überhaupt! Denn ihr Grund- und Aufriß und ihre sonstigen Einzelheiten entsprechen vollkommen dem, was uns altgermanische Berichte vom Aussehen der Königshalle erzählen. Das Gebäude ist ein langgestrecktes Rechteck, an dessen einer Längsseite über mehreren Stufen sich der einzige ursprüngliche Eingang befindet. Geflechte Pilaster, mit eigenartig holzmäßig aussehenden Kapitellen, bilden den einzigen Schmuck der aus tadellos gearbeiteten Haussteinen gebildeten Wände. Das Innere ist eine am Anfang fensterlos gewesene gewaltige, mit einer riesigen Tonne überwölbte Halle. Diese Tonne ist durch Gurtbögen unter-



teilt, und an diesen hängen, nach Art der in der germanischen Königshalle regelmäßig angebrachte Schilde, Scheiben aus Stein herab, die, im Stil bereits in die früheste Romanik hinüberleitend, reich mit figuralen heldischen Szenen und prächtigen Ornamenten geschmückt sind, unter welchen jedoch das Geometrische kaum mehr erscheint. Die westgotische Schmuckkunst zeigt sich somit in vollständiger Umwandlung. In diese Königshalle setzte schon der Erbauer Ranimir I. einen der Jungfrau geweihten Altar und versah ihn mit einer langen Weihenschrift; sie besagt, daß Ranimir (nicht Ramiro!) diese Halle im Juni des Jahres 848 erneuerte. Das war in demselben Jahr, als der gleiche König 40 Kilometer westlich von Naranco die einzig schöne Kirche Sta. Christina de Lena erbauen ließ, welche zu der Gebäudegruppe von Naranco die beste Ergänzung bildet. Auch hier hängen von dem Tonnengewölbe die schilderähnlichen Scheiben herab, wie sie die Königshalle von Naranco zeigt, auch die Gliederung der Wand durch Blendarkaden ist ähnlich, ganz neu und höchstens mit den Ikonostasiswänden der byzantinischen Kirchen vergleichbar, ist die sehr eigenwillige dreitorige Abtrennung des Altarraumes von dem einzigen Kirchenschiff. Auf dieser Altarshranke lebt noch einmal in blühendster Schönheit, wie zum Abschied von einer untergehenden Welt, das unvergleichliche, kerbschnittartige Ornament von einst auf.

Die älteste erhaltene westgotische Bauinschrift erinnert an die Errichtung einer Marienkirche durch König Reccared im Jahre 587, die jüngste von 848 an den schon erwähnten

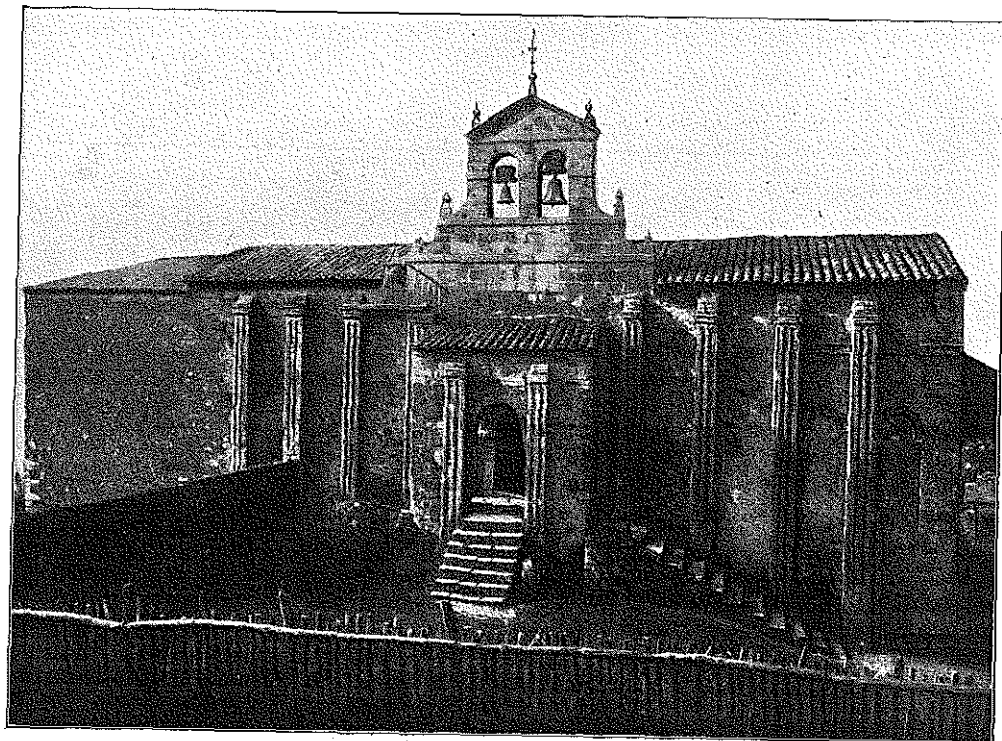


Abb. 7. Sta. Maria de Naranco

(Fot. Laurent y Cie., Madrid)

Neubau der Königshalle zu Naranco. Zwischen diesen beiden Jahren liegt der Westgoten Glück und ihr Verfall, aber auch ihr neuerlicher heldenhafter Aufstieg. Doch führte dieser zu keinem eigenen Volkstum in erneuerter Form, sondern zu jener Umgestaltung, aus der endlich etwas Neues, der Spanier, hervorging. Er übernahm noch für Jahrhunderte westgotisches Recht und so manches Brauchtum, und noch heute erinnert an Recared, den ersten katholischen König der Westgoten, jene Messe, die in der Capilla Mozarabe der Kathedrale zu Toledo gelesen wird.

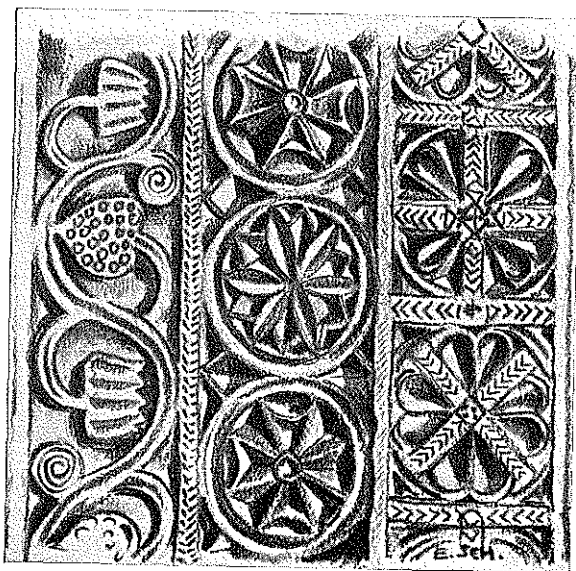


Abb. 8. Westgotische Reliefplatten aus Sta. Christina de Lena

Frühgermanische Wehrhaftigkeit

Don Justus Hasehagen

In der frühgermanischen Kultur nimmt der Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, eine ganz überragende Stellung ein: überall äußert er seinen bestimmenden und entscheidenden Einfluß. Alle anderen Kulturgebiete zwingt er unter seine Einwirkung und macht sie von sich abhängig: er überschattet sie förmlich. Aber man läßt sich das gern gefallen; denn der Krieg ist nicht ein Unglück, sondern ein Glück, kein finsternes Unheil, sondern ein strahlendes Geschenk der Götter: nicht etwas, was man zu fürchten hat; sondern man zieht in den Krieg, der keine Ausnahme ist, sondern die Regel, in hellster Begeisterung und mit stürmischem Jubel.

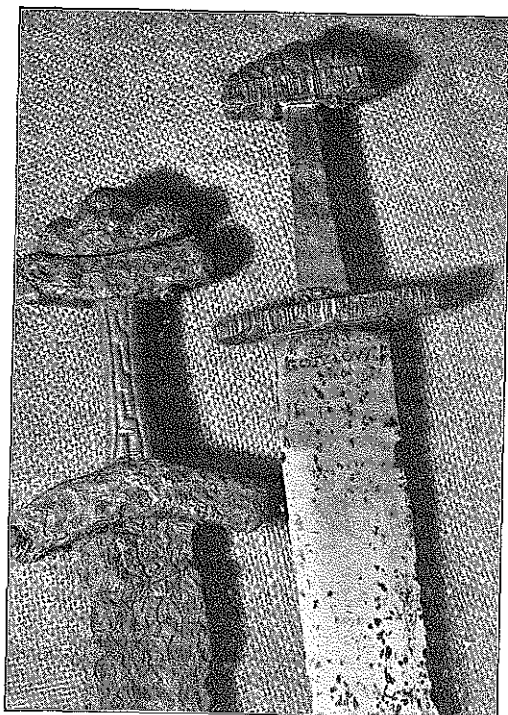
Dies alles und vieles andere kommt auch darin sinnfällig zum Ausdruck, daß der freie Germane auch im Frieden das kriegerische Gewand nicht ablegt: er tritt auf mit der Lanze in der rechten Hand und mit dem sorgfältig bemalten und mit einem eisernen Budel versehenen Schild auf dem Rücken. Tacitus erklärt im 13. Kapitel seiner Germania: „Die öffentlichen wie die privaten Dinge verhandeln sie nur in Waffen“. Schon in seiner schönen Schilderung der germanischen Volksversammlung hatte der für so etwas empfängliche Römer im 11. Kapitel betont, daß die Germanen selbstverständlich nur bewaffnet zusammenkommen und dann ihrer Zustimmung durch Zusammenschlagen der Speere hörbar kriegerischen Ausdruck verleihen. So berichtet Tacitus auch von den Batavern (Historiae V, 17): Sono armorum . . . approbata sunt dicta . . .¹

Wenn der Krieg die ganze Kultur beherrscht, wenn kein Kulturgebiet sich seinem Zugriff zu entziehen vermag, dann ist es ferner selbstverständlich, daß die körperliche und seelische Erziehung des germanischen Jungvolkes auf die Erfüllung seiner höchsten Aufgabe von Anfang an ohne Abstriche und mit eiserner Kraft hingelenkt wird. Und diese höchste Aufgabe kann nur sein: der Wehrhaftigkeit des Volkes zu dienen. Denn wenn die ewigen Kriege gegen die Römer einmal ausnahmsweise zur Ruhe gekommen sind, dann drohen schon wieder erbitterte Kämpfe mit den stammesverwandten Germanenstämmen, von denen schon in der frühgermanischen Zeit so viel berichtet wird. Der Krieg ist eben kein Ausnahme-, sondern ein Dauerzustand. Für ein halbes Jahrtausend wurde er bei den Germanen in Permanenz erklärt.

Tacitus berichtet im 33. Kapitel der Germania c. 98 n. Chr., daß jüngst die Bructerer in furchterlichem Kampfe gegen eine Koalition benachbarter Germanenstämmen, mehr als sechzigtausend Mann stark, zugrunde gegangen seien. Man kann diese wichtige Nachricht nicht deshalb als Übertreibung abtun, weil Hans Delbrück² (Geschichte der Kriegskunst 3, II, 1921) die Zahl der Mitglieder eines ganzen Germanenstammes auf weniger als die Hälfte beschränkt; denn die Bructerer brauchen diesen mörderischen Krieg nicht allein geführt zu haben. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie sich mit anderen befreundeten Stämmen zu einem „Bunde“ zusammengeschlossen haben, um so wahrscheinlicher, als ja auch die Gegenpartei ein Stammesbündnis darstellt. Gegenüber diesem Unglück tritt der Kampf zwischen Hermunduren und Chatten um Salzquellen 58 n. Chr. (Annales XIII, 57) bei Riffingen oder bei Salzungen zwar mehr in den Hintergrund. Aber auch er war grausig genug. Denn die hermundurischen Sieger machten keine Gefangenen, sondern opferten das ganze Heer der besiegten Chatten, „alles Lebende“, wie Tacitus schauernd meldet, dem „Mars“ und dem „Mercurius“, unter deren römischer Verkleidung sich germanische Götter verbergen.

¹ Ihre Worte wurden durch Waffenlärm bestätigt.

² Die Ansichten Delbrücks über diesen Punkt sind inzwischen weitgehend berichtigt worden. Vgl. den Aufsatz von R. Pastenaci, „Die Bevölkerungsdichte im alten Germanien“ in Heft 4/1937 dieser Zeitschrift.



Wikingerschwerter: links mit reich verziertem Griff aus einem Grab bei Sydow, Kr. Schlaue, rechts aus der Ober bei Gokfow nördlich von Stettin. Wendisch-wikingische Zeit um 1000 n. Ztw. (Pommersches Landesmuseum, Stettin)

Oberteil einer silbernen Schwertscheide aus Gutenstein, Baden. Nordisch-germanische Arbeit. Um 600 nach Ztw. (Berlin. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte)

Ausf.: Dr. Hilke Bauer-Degenhart. Deutscher Kunstverlag, Berlin

Die Kriege der Germanen waren, mochten sie gegen die Römer oder gegen die germanischen Stammesbrüder gerichtet sein, keineswegs nur Verteidigungskriege, wie der Aufstand des Jahres 9, sondern Angriffs-, Eroberungs- und Rachekriege. Die moderne, pazifistisch angehauchte Begeisterung für den sogenannten „gerechten Krieg“ war den Germanen fremd. Der Erziehung des germanischen Jungvolkes zur Wehrhaftigkeit wird man nicht gerecht, wenn man sie lediglich in die uns geläufige moderne, rationalistisch-technische Beleuchtung rückt. Es handelt sich bei ihr nicht nur um Training, d. h. um eine direkte oder indirekte rationelle Vorbereitung auf den Krieg, sondern auch um die planmäßige Anwendung von besonders wirksamen und für diesen erhabenen Zweck geheiligten Reizmitteln, Stimulantien, die der germanischen Erziehung zur Wehrhaftigkeit erst das charakteristische Gepräge geben, da sie dem Bereiche des Irrationalismus entstammen.

Gewiß ist an direktem Training kein Mangel. Dahin gehört vor allem eine rationelle Ernährung, eine zweckmäßige und namentlich sparsame Kleidung, eine Bevorzugung der Trutz- vor den Schutz Waffen, eine scharfe Abhärtung gegenüber einem nicht gerade sehr milden Klima, keine sentimentale, sondern sozusagen eine topographische Verbundenheit mit der Natur, mit dem Gelände. Man setzt die Germanen nicht herab, wenn man darauf hinweist, daß sie sich in der Ausbildung eines fast übermenschlichen Ortsinnes und eines verblüffenden militärischen Berufsgedächtnisses von keinem urtümlichen Volke übertreffen lassen. Wer freilich die kriegerische Erziehung der Germanen nur nach den römischen Autoren schildert, ohne die schönen Werke moderner Ethnologen wie Weule heranzu-

ziehen, der bleibt auf halbem Wege stehen. Das direkte Training begnügt sich gewiß nicht damit, alle Kräfte und alle Geschicklichkeiten des Körpers, der Muskeln, der Nerven, der Sinne, zur höchsten Entfaltung zu bringen. Auch das Seelische spielt hinein. Es gibt zwei böse Feinde des kriegerischen Menschen: den Schmerz und den Tod. Das germanische Jungvolk muß dazu angehalten worden sein, beide zu verachten. Das Leben des einzelnen stand niedrig im Kurse. Es wurde von den Notwendigkeiten des genossenschaftlichen Krieges aufgesogen. Der Tod in der Schlacht galt als etwas Herrliches. Erst einer späteren Kultur blieb es vorbehalten, das Leben des einzelnen höher, vielleicht zu hoch zu bewerten.

Da das Training des germanischen Jungvolkes nicht nur körperliche, sondern auch seelische Höchstleistungen erzielen muß, wenn es sein Ziel, die Ertüchtigung für den Krieg, erreichen will, so werden auch indirekte Mittel angewandt. Die Leibesübungen werden zu hitigen Kampfspielen ausgestaltet. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern galt die Jagd als vorzügliche Vorbereitung auf den Krieg. Man darf annehmen, daß diese seit Jahrtausenden glänzend ausgeformte Betätigung auch in der frühgermanischen Zeit zu hoher Vollendung gelangt ist, zumal es nicht nur eine Jagd auf harmloses Rehwild war, sondern auch auf Bären, Wölfe und Auerochsen. Schon Cäsar spricht im Gallischen Krieg VI 28 von der abhärtenden Wirkung der Auerochsenjagd auf das Jungvolk: „Wer die meisten Auerochsen getötet hat, der erntet, wenn er die Hörner zum Beweise öffentlich gezeigt hat, großen Ruhm“ ... Zur Jagd kamen zahllose kriegerische Raubfahrten zu Wasser und zu Lande, halb sportlich-spielerisch, halb militärisch organisiert, in einen ernsthaften Krieg auslaufend, jedenfalls auf ihn vorbereitend.

Schon mit dem allen griff die Erziehung zum Kriege tief in das Leben des germanischen Jünglings ein. Es wurden aber noch weitere Anforderungen an ihn gestellt. Im Interesse der Entwicklung, Festigung und immer weiteren Ausgestaltung der Wehrhaftigkeit wurde ständig darauf hingearbeitet, den sexuellen und den erotischen Überschwang zurückzudrängen. Man könnte die Nachricht darüber bei Tacitus c. 20 für eine moralisierende Übertreibung des um die Moral seiner Römer so besorgten Historikers halten, wenn er sie alleine brächte. Aber schon der viel nüchternere und von Moral unbeschwerte Cäsar sagt 150 Jahre früher ganz dasselbe. Es ist also gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Diese Enthaltensamkeitsvorschriften haben nun aber nicht nur eine zweckhafte Bedeutung, indem sie gewisse mächtige Gegenströmungen gegen die Wehrhaftigkeit zu beseitigen bemüht sind. Sie haben, wie alles, was mit der Selbstzucht zu tun hat, auch einen sakralen Hintergrund, wie ja auch der ganze Krieg denselben Hintergrund hat und somit nicht nur in die Kriegs-, sondern auch in die Religionsgeschichte gehört. Die Sprachforschung legt nahe, daß das den altgermanischen Mundarten durchaus geläufige Wort „keusch“ ursprünglich nicht die geschlechtliche Unberührtheit im allgemeinen bedeutet, sondern die Reinheit vor den Göttern, die kultische Reinheit. Aber Cäsar VI 21 hat nur für die zweckhafte Seite Verständnis, wenn er schreibt: „Diejenigen, die am längsten keusch geblieben sind, ernten bei den Jhrigen das höchste Lob: sie meinen, daß hierdurch die Leibesgröße gefördert und die Kraft und die Nerven gefestigt würden.“ Und nicht anders bei Tacitus c. 20: *Sera juvenum Venus eoque inexhausta pubertas.*¹ Auch Pomponius Mela, der älteste römische Geograph, berichtet III 24 ff. c. 50 n. Chr. von den Germanen: „Sie leben nackt, bevor sie mannbar werden, und das Knabenalter dauert bei ihnen sehr lange ...“

Man dringt aber, wie gesagt, in das germanische Kriegswesen und in die germanischen Kriegssitten nur dann tiefer ein, wenn man nun auch auf die besonders stark ins Seelische und ins Religiöse hinüberspielenden Reizmittel achtet, die zur Entfaltung eines wilden Kampfesmutes immer wieder angewandt werden. Diese Reizmittel haben bei der bisherigen Forschung nicht immer die nötige Beachtung gefunden, vielleicht auch deshalb

¹ Spät kommt die Liebe beim Jungvolk, und deshalb bleibt seine Kraft unberührt.

nicht, weil sie zugleich schwierige allgemeine ethnologische Probleme aufgeben. Von diesen Reizmitteln oder Stimulancien läßt sich eine ganze Reihe ermitteln. Sie werden vornehmlich während des Kampfes angewandt, aber auch schon vorher, wie der Schwertertanz der nackten Jünglinge (Tacitus c. 24) oder die Ableistung feierlicher Kriegsgelübde. Auch besondere Kriegstrachten und Kriegsmasken sind weit verbreitet. Daraus deutet noch der erste Bestandteil des Namens Krimhild¹. Aus der Schlacht selbst ist der Schlachtgefang (Tacitus c. 3) und das Kampfgeschrei bekannt, nicht minder die anfeuernde Rolle einerseits der Frauen (Tacitus c. 7 und 8) und andererseits der Feldzeichen. Im 31. Kapitel erzählt Tacitus von den Chatten, daß sie Haar und Bart so lange wachsen lassen, bis sie einen Feind erlegt haben. So machte es tatsächlich der von den Chatten abstammende aufständische Bataverführer G. Claudius Civilis. Man denkt auch an das Haaropfer der spartanischen Epheben und an das entsprechende Gelübde des Harald Haarfager. Und als Kriegstracht der Sueben erwähnt Tacitus im 38. Kapitel das hochgebundene Haar „um größer zu erscheinen und Schrecken zu erregen“. Die vandalischen Harier machen nach c. 43 nicht nur ihre Schilde, sondern auch ihre Leiber schwarz, so daß sie in schwarzer Nacht wie ein höllisches Gespensterheer erscheinen. Was aber die Fahnen betrifft, so ist es, wie Herbert Meyer in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 51 (1931) S. 205 ff., 229 ff. gezeigt hat, nicht richtig, „daß die ... Germanen nur Tierbilder als Heereszeichen gekannt hätten, und daß (erst) nach Annahme des Christentums an die Stelle ... Fahnen getreten seien ... In Wahrheit ist die Heerfahne ein gemeingermanisches Symbol ... und geht ... auf Zauber Vorstellungen und Idole zurück, die bis in die indogermanische Vorzeit hinabreichen ... Die germanische Heerfahne ist ... rot als Zeichen des Krieges ... ursprünglich ... ein mit Blut getränkter Lappen, der an einen Stock geknotet wurde.“ ...

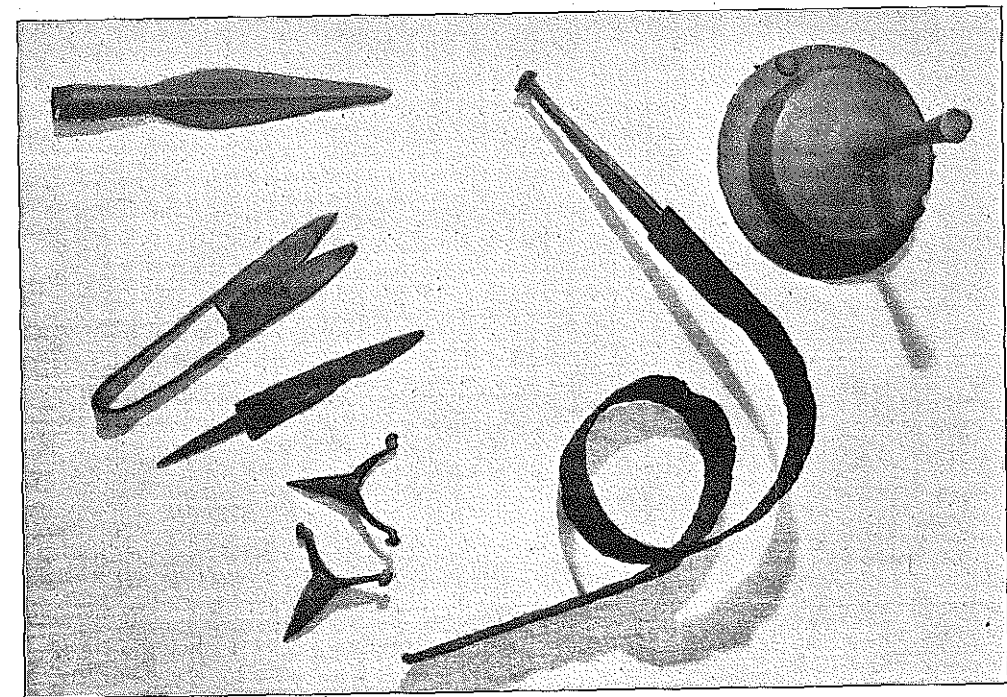
Aber bedurfte es denn überhaupt dieser Reizmittel? Man könnte sich darüber wundern, wenn man schon allein all die vielen römischen Zeugnisse sammelt, aus denen die Bewunderung für Kriegsmut und Kriegslust der Germanen überwältigend zu uns spricht. Daß sie vorhanden waren und die feste seelische Grundlage der germanischen Wehrhaftigkeit bildeten, daran kann niemand zweifeln. Aber wenn sie auch vorhanden waren, so waren sie immer noch der Steigerung fähig, zum Schrecken der Feinde. Dieser Steigerung dienten, was die Völkerkunde an zahllosen Beispielen bestätigt, diese Reizmittel, die dem kriegerischen Germanen eine besondere Eigenart verleihen.

So darf man die germanischen Kriegstrachten und Kriegsverkleidungen, wenn man sie in ihrer Eigenart erkennen will, nicht mit einer modernen Uniform in Vergleich stellen. Denn die Uniform ist erst eine recht späte Schöpfung verfeinerter Kriegskultur, da ihr Zweck der Schutz der nichtuniformierten Zivilbevölkerung gewesen ist, ein Zweck, der außerhalb des germanischen Gesichtskreises liegt.

Auch der germanische Krieg war ein diesseitiger Krieg. Aber das Jenseits reichte in diesen diesseitigen Krieg überall hinein, wovon ja auch noch die modernsten Kriege urtümliche Spuren aufweisen. Die Götter kämpfen schon vor Erscheinen der Walküren mit und heißen von allem ihren Anteil an der Beute. „Das altnordische Kriegs- und Beuterecht“ ist uns durch Karl Behmanns Forschungen seit 1913 näher bekannt. Manches davon wird man in die frühgermanische Zeit zurückdatieren dürfen. Wir hörten schon, daß Gefangene oft nicht gemacht werden. Warum nicht? Weil sie den Göttern gehören und ihnen geopfert werden müssen.

Aber neben der sakral-magisch-religiösen Seite behauptet natürlich die rauhe und nackte Wirklichkeit des Krieges auch bei den Germanen ihr Recht. Sinnfällig spricht sie in den germanischen Waffen zu uns. Sie sind noch heute in nicht kleiner Anzahl erhalten, zumal sie sich auch in der Zeit der Leichenverbrennung als Grabbeigabe erhielten. Auch die

¹ Er bezeichnet die mit der Maske (grima) angetane Schlachtjungfrau (Hild). Pl.



Eiserne Waffen und Ausrüstungsstücke ostgermanischer Krieger. 2.—3. Jahrhdt. n. Zttw. (Berlin. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte)
Aufn.: Dr. Hilke Damer-Degenhart. Deutscher Kunstverlag, Berlin

römischen Schriftsteller sind über die Waffen der Germanen so gut unterrichtet, daß sie nicht an der Oberfläche bleiben, sondern auch über den inneren Geist germanischer Wehrhaftigkeit und Taktik schätzbare Aufschlüsse geben. Die Beschreibung der germanischen Waffen im 6. Kapitel der Germania gehört zu ihren wertvollsten Bestandteilen, weil sie weit hin durch die Funde bestätigt wird und in unnachahmlicher Kürze die technische Vollkommenheit und die hohe taktische Brauchbarkeit der germanischen Stoß- und Wurflanze trefflich veranschaulicht, während dem Schwerte mit Recht eine geringere Rolle zugewiesen wird. Die Bemerkung des Römers freilich, daß die Germanen keine prahlerische Freude an ihrem Waffenschmuck gezeigt hätten, wird man als moralischen Seitenblick lieber streichen; denn es hat eine peinliche Verwandtschaft mit der lapidaren, aber ebenso irigen Überschrift des 27. Kapitels: Funerum nulla ambitio.¹ Dann aber geht es bei Tacitus im 6. Kapitel wieder ganz vernünftig weiter zu der von Dio Cassius bestätigten Feststellung, daß die Germanen weder lederne noch metallene Helme häufig trügen. In der Tat bestand ein abgrundtiefer Gegensatz zwischen den von Schutzwaffen starrenden römischen Legionssoldaten und dem sie meistens verschmähenden offensiven germanischen Wehrmann, wie das der Altmeister G. Rossinna einmal sehr schön geschildert hat (Altgermanische Kulturhöhe, ein Kriegsvortrag 1919 S. f.). Zu ihm gesellt sich ebenbürtig Max Ebert im Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 1 (1913) S. 217 f. Natürlich sind bei den Waffen überall die prächtigen vorgeschichtlichen Vorläufer zu berücksichtigen, wie sie M. Jahn in der Mannus-Bibliothek 16, 1916 (Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, c. 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.) trefflich geschildert hat.

Vor der Schlacht bei Idistaviso an der mittleren Weser im Jahre 16 n. Chr. läßt Tacitus

¹ Auf prächtige Leichenseiern legt man keinen Wert.

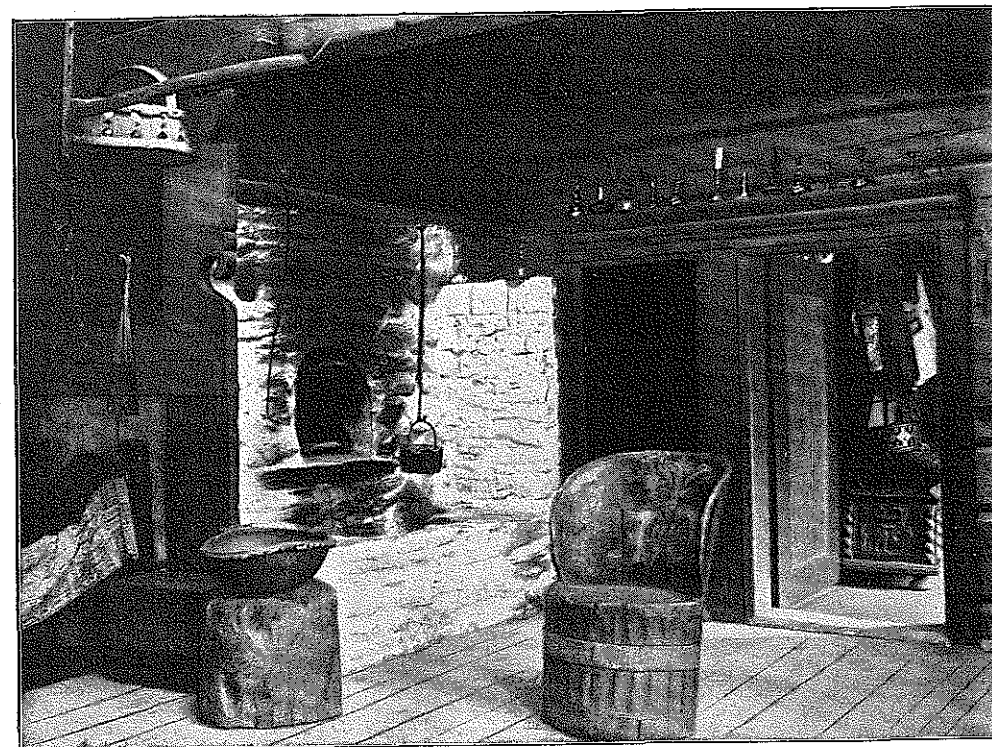
in den Annalen II 5 ff. den römischen Oberfeldherrn, um die Römer zum Waldkampf anzureizen, ein interessantes und im allgemeinen zutreffendes, wenn auch sicherlich zu kritisches Bild von der germanischen Bewaffnung entwerfen: „Die riesigen Schilde ... und ... mächtigen Lanzen hätten zwischen Baumstämmen und dem Unterholz (des germanischen Urwaldes) nicht denselben Wert wie die (römischen) Pilen, Schwerter und eine dem Körper dicht anliegende Rüstung. Sie (die römischen Soldaten) sollten ihre Hiebe nur dicht aufeinander folgen lassen und mit den Spiken der Schwerter nach den Gesichtern (der Feinde) zielen: der Germane hätte weder Panzer noch Helm. Nicht einmal ihre Schilde seien durch Eisen und Leder verstärkt: sie beständen nur aus Weidengeflecht oder wären (nur) dünne, buntgefärbte Bretter. Ihre Körper seien freilich schrecklich anzusehen und zu einem kurzen Ansturm voller Kraft. Aber Wunden vermöchten sie nicht zu extragen ...“ In der Tat hat Ebert (Prähistorische Zeitschrift, 1909, S. 65 ff.) in den Funden „neben den Tausenden von Langschwertern, Stiebmessern, Pfeilen und Schilden ... nur ... wenige Helme“ feststellen können. Es würde den Rahmen dieser Skizze überschreiten, wollte man eine Entwicklungsgeschichte der germanischen Waffen von der jüngeren Steinzeit bis zur Völkerwanderung geben. Schon Friedrich Rauffmann hat in seiner Deutschen Altertumskunde (2 Bde. 1913—23) fleißig Material zusammengestellt, wobei aber allgemeinere Gesichtspunkte, wie oft bei ihm, über Gebühr vernachlässigt werden. Doch hat er feinsinnig beobachtet, daß der reiche Schmutz, der die germanischen Waffen spätestens seit der Bronzezeit ziert, sichere Rückschlüsse erlaubt für den Neigungswert, dessen sich die Waffen bei den Germanen immer erfreuen. Andererseits haben sich die Germanen je länger je weniger gescheut, Anleihen bei den Mittelmeervölkern zu machen. Doch erstrecken sich diese Anleihen meistens nur auf das Äußere. Das Kernstück des germanischen Waffenwesens bleibt germanisch und urgermanisch. Zu seinen Tiefen stößt man nur vor, wenn man das Waffenwesen in das allgemeine Bild der frühgermanischen Wehrhaftigkeit einzeichnet. Dieses ist aber nicht nur mit altertumskundlichen, sondern auch mit völkertkundlichen und seelenkundlichen Mitteln zu entwerfen. Nur dann wird die ganze frühgermanische Kultur darin deutlich.

Von den Homswikingern und ihrer Zeit

Von Dr. agr. Wolfgang Meinhold

In der geschichtlichen Beurteilung und Wertung der Männer und Ereignisse der Vergangenheit vollziehen sich mit dem völkischen Erwachen fortgesetzt Wandlungen. Das Bild des barbarischen, kulturlosen Germanen mußte besserer Erkenntnis der hohen bäuerlichen Gesittung unserer Vorfahren weichen. Anders als viele Geschichtsschreiber der Vergangenheit werten wir heute Geiseric und Chlodwig, Widukind und Karl den Franken, Heinrich I. und Heinrich den Löwen, Meister Eckhart und Ulrich von Hutten, Florian Geyer und Michael Gaismahr und die vielen Kämpfer für germanisch-deutsche Freiheit, arteinigenes Recht und Glauben. Ein solcher Wandel der Beurteilung muß sich auch vollziehen bei den heldischen Streikern des Nordens, den Wikingern.

Das von Kardinal Faulhaber besonders scharf betonte Vorurteil: Christentum und Heidentum, Licht und Finsternis lehnen wir als Nachfahren und Erben jener heidnischen Germanen ab und suchen die Menschen der ur- und großgermanischen Zeit aus der Stimme unseres Blutes zu begreifen. Die Germanen rund um die Ostsee, das schwedische Meer der alten Zeit, die Wikingen, Waräger, Normannen sind uns nicht mehr wie den frühmittelalterlichen Mönchen im Dienste Roms berüchtigte Seeräuberhorden, sondern Völker edelsten nordischen Blutes, Völker mit uralter Gesittung, die schon vor fünf Jahrtausenden



Herdstelle eines alten nordwestischen Hauses im Romsdal
Aufn. G. Pfeiß

Pflug und Schiff auf Felsentwände zeichneten. Die Wikingerfahrten beginnen nach dem Siege Karls über Widukind, nach den Blutbädern von Canstatt und Verden, nach der Zwangsbefehung germanischer Freibauern mit bolschewistisch anmutenden Mitteln. Als der Dänenkönig Göttrik, der Nachfolger von Widukinds Schwiegervater Sigurd, die Auslieferung der geflohenen Sachsen an Karl den Franken verweigert, greift dieser die Dänen als die benachbarten Kämpfer des freien germanischen Nordens an. Göttrik geht zum Gegenangriff über und bezeichnet 808 als sein Ziel, den Kampf gegen das Fremde, das internationale Frankenreich, römische Kirche und römisches Recht im Lande des Gegners selbst aufzunehmen: „Ich, der Normanne, werde mit Heeresmacht in Aachen einziehen und mich, den Angestammten, zum Führer aller deutschen Stämme machen.“ Als Führer eines großen Bundes, der neben den Nordgermanen die Scharen sächsischer Verbannter und Reste der Ostgermanen von Holstein bis nach Böhmen umfaßt, tritt Göttrik der würgenden römisch-fränkischen Gewalt entgegen, greift zur See Friesland an, dringt zu Lande tief nach Sachsen ein und drängt Karl, der die ungeheure Gefahr erkennt, zurück — da räumt ihn zur rechten Zeit der Nordstahl aus dem Wege und sein Nachfolger schließt 811 Frieden. In der Folgezeit aber erschüttern die kühnen Fahrten der Nordmänner immer wieder die fränkischen Teilreiche auf das schwerste, erkämpfen und behaupten die unbeschränkte Seeherrschaft über Ostsee, Nordsee und Mittelmeer und führen in ihrer Heimat eine erstaunliche Blüte germanischer Gesittung und Kunst herauf, von der u. a. der Goldschmuck von Hildesheim und der sog. Cordulafschrein des Camminer Domes sowie die Wolliner Wikingerfunde beredtes Zeugnis ablegen. Plünderungsfahrten wurzelloser Seeräuber? Nein, planmäßige Kriegsfahrten großer Volksheere und gewaltiger Flotten gegen fränkische Macht, römische Zwangsbefehung und ihre Brutstätten, die Klöster, gegen den Fremdgeist vom Sinai und Rom.

Dieser gewaltige Ausbruch nordischer Kraft — 845 nimmt eine Flotte von 600 Drachen: Samnaburg — ist nicht zu trennen von dem Freiheitskampf der Sachsen und der von Slaven unterwanderten Ostgermanen, der Wenden. Wikingersturm ist die Antwort des Nordens auf Canstatt und Verden, der nicht nur überfällt und zerstört, sondern starke Staaten gründet in England und Rußland, der Normandie und Sizilien, Island und Grönland. Diese Nordmänner, die hinter den kämpfenden Sachsen Widukinds aufstehen und die Klöster und Städte stürmen, haben zuvor am heimischen Herd Nieder gedichtet von germanischen Heldentaten, von Fürsten und stolzen Frauen, die „walten über Lande und Degen“, von Sigurds Treue und Treubruch, von Brunhilds Ehre und Tod. Sie galten zuvor auch fremden Völkern als zuverlässige Handelsfahrer, die Verträge hielten, nicht aber als landlose Räuber. Ein überdauerndes germanisches Heldentum geht von Armin und Ariovist, von Marich und Geiseric, von den letzten Goten, Vandalen und Burgunden bis zu den letzten Wikingern, die unter Leif Erikson vor den Deutschen Pinig und Pothorst und dem Genuesen Columbus im Jahre 1000 Amerika entdeckten, bis zu den Verteidigern von Arkona und den Jomsburgern auf Wollin. Diese heldische Wikingerart ist erwachsen auf dem wehrhaften Bauerntum des Nordens. Von der Schwelle des Bauernhauses und dem Strand der Heimat aus folgt der Blick des alten Bauern und die Liebe der Frauen den Segeln der schnellen Drachen in die Ferne der Tat, des ehrenbringenden Kampfes. Jene Angriffe großer Flotten waren Kampfkraft heimatlicher Bauernsöhne, gebunden in Gefolgschaftstreue und Kameradschaft. Nur weil sie die Heimat der Sitte und des Glaubens im Rücken hatten, konnten sie Siege über Rom erleben; der im Kampf bewährte Bauernsohn konnte nach erfolgreicher Wikingerfahrt als erprobter Kämpfer die Braut heimführen und den Vater um die Übergabe des Hofes bitten.

„Greift zu den Schwertern, den Schild nehmt zu Hand!
Kalten Rlingen schreitet kühn entgegen.
Es ruht in Eurer Rechten nun Ruhm und Schande.
Zur Schildburg schart Euch um den Schatzspender.
Nicht lässig laßt uns die Gelübde halten,
die froh wir schwuren beim Fürstenbecher.“

Diese heldische Gesinnung wächst aus dem wehrhaften nordischen Bauerntum. Wikingerart ist in jedem Edlen, jeder sucht sich im Kriegsdienst zu bewähren, lernt den Sinn der Waffenehre, Kameradschaft und Gefolgschaft kennen, und kehrt heim, um nun ein um so besserer und stolzerer Odalsbauer zu sein. Schwert und Pflug, Schwertadel und Bauernadel gehören durch Jahrtausende zusammen. Wikingergesetze lauten:

„Der Fürst verbietet, Gefangne zu kränken,
zur Schmach fremde Frauen zu zwingen.
Mädchen muß man um Mahlschatz gewinnen
mit funkelndem Gold und des Vaters Rat.“

Alles das ist nur möglich, solange der nordische Wikingergeist noch Bindungen hat an Haus und Heimat, Bindungen auch religiöser Art, wie sie besonders deutlich werden am Fest der Winter Sonnenwende, das die Seefahrer mit den zurückgebliebenen Bauern am heimatlichen Herd und lodernben Feuer vereint. Erst als im Norden um die Jahrtausendwende Bauernadel und Schwertadel auseinanderfallen, als der alte Glaube zerbricht, die Bindungen an Sippe und Scholle, an Blut und Boden sich lockern, da wird der Wikinger zum Teil wurzellos und löst sich von den angemessenen Bindungen, aber auch dann ist er nicht die raub- und mordwütige „blonde Bestie“, sondern der furchtlose Held, der nicht für den Erfolg, sondern um der Ehre willen kämpft.

Zu diesen von Heimat und Sippe zum Teil gelösten Nordmännern gehört auch jene Schar außerlesener Helden, deren Burg, die Jomsburg, nach der nordischen Überlieferung

der Rnyttlingasaga der Dänenkönig Harald Blauzahn (936—986) anlegen ließ. Der Wikinger Palnatoki aus Jünnen, der berühmteste Krieger seiner Zeit, wurde von dem König im Wendenland Burislav (der Polenkönig Boleslav I., der „Schlachterforl“ des Ostens, vgl. den Bericht des Mönches Helmold) mit dem Jomsgau belehnt und dem Schutz der pommerischen Küste beauftragt. Nach der Jomswikingerfaga baute er Burg und Hafen so aus, daß 300 Langschiffe zugleich in dem durch die Burg gesicherten Hafen vor Anker gehen konnten. Seine Gefolgsmannen waren Jungmänner aus Dänemark, Bornholm und den umliegenden Ostseeländern; strenge Gesetze erhielten eiserne Zucht, unbedingte Unterordnung unter den Führer, Kameradschaft, Ehre und Tapferkeit. Die wichtigsten ihrer Gesetze lauteten: Kein Mann sollte aufgenommen werden, der älter wäre als 50 und kein jüngerer als 18 Jahre. Kein Mann durfte vor einem gleich streitbaren und gleich gerüsteten fliehen. Jeder sollte den andern rächen wie seinen Bruder. Keiner sollte ein Wort der Furcht sprechen oder in irgendeiner Lage verzagen, wie hoffnungslos sie auch schiene. Harte Strafe stand auf der Verbreitung haltloser Gerüchte, die die Gemeinschaft beunruhigen konnten. Jeder Jomsburger hatte dem Führer alle Nachrichten zu melden, die er erfuhr. Bei Streitfällen durfte keiner selbst sein Recht suchen, der Führer allein entschied. Niemand sollte eine Frau in der Burg haben und keiner länger als drei Nächte außerhalb der Burg sein. Alle Kriegsbeute wurde vom Führer gesammelt und verteilt. Beleidigende Herausforderungen durften nicht ergehen. Nur persönliche Tüchtigkeit, nicht Reichtum, Gunst oder Verwandtschaft ermöglichten die Aufnahme. „In solcher Weise saßen sie nun in der Burg und hielten ihre Gesetze wohl. Sie fuhren jeden Sommer auf Seerfahrt aus in mancherlei Länder und erwarben sich Ruhm. Sie galten als die größten Krieger und fast keine anderen kamen ihnen gleich in jener Zeit. Und sie wurden die Jomswikinger genannt.“

Palnatokis Nachfolger, den er selbst mit Burislav vereinbarte, wurde Sigvaldi, der den Dänenkönig Sven Gabelbart in seine Gewalt brachte und zur Jomsburg entführte. Sven wurde genötigt, Burislavs wenig reizvolle Tochter Gunnhild zu heiraten und diesem die eigene Tochter Thyra zu verloben. Sigvaldi erhielt zum Lohn für die Entführung des Dänenkönigs Burislavs schöne Tochter Astrid — die dritte Tochter heiratete später der „Belehrer“ Norwegens, Olaf Tryggvason — und den freien Besitz der Jomsburg. Um sich an Sigvaldi zu rächen, verleitete Sven bei einem Erbmahl ihn und die führenden Jomsburger beim freisenden Trinthorn zu dem feierlichen Gelöbniß, den Jarl Hakon von Norwegen aus seinem Lande zu vertreiben oder zu erschlagen — oder aber selbst auf dieser Kriegsfahrt zu fallen. Sven erhofft von diesem Kriege eine gegenseitige Vernichtung oder doch Schwächung seiner gefährlichsten Nebenbuhler um die Vormacht in der Ostsee. Die Jomsburger erkennen am nächsten Morgen, wie unbesonnen und gefährlich ihr Gelöbde war, halten sich aber daran gebunden. So kommt es zu der Fahrt gegen den Jarl Hakon, bei der die Jomswikinger als Verbündete des christlichen Polenkönigs gegen die heidnischen norwegischen Bauern kämpfen. 986 endet der Kampf in einer dreitägigen Seeschlacht in der Hjörungabucht, dem heutigen Jörundsfjord, mit dem Siege der mehr als dreifach überlegenen Übermacht der Norweger. Der erste und zweite Gefechtsstag verlaufen günstig für die Jomsburger, die Norweger ziehen sich auf das Festland zurück, dann aber kommt ihnen ein furchtbarer Hagelsturm zu Hilfe, der die Zuversicht der Norweger stärkt und schließlich ihren frischeren Kämpfern den Sieg bringt. Ein großer Teil der Waffenbrüder fällt im Kampfe, wenige Verwundete werden gefangen, ein kleiner Rest flieht mit den letzten unbeschädigten Langschiffen und segelt im Sturm davon, unter ihnen auch Sigvaldi. Als er heimkommt in die verödete Feste, muß er sich von der eigenen Frau Treubruch und Feigheit vorwerfen lassen.

Grausam haufen die siegreichen Jarlsmänner unter den Gefangenen. Die Haare der zum Tode bestimmten werden um Stöcke gewunden; Thorfel Leira, ein vornehmer Ge-



Der berühmte dreiseitige Runenstein vom alten Königsitz Jellinge. Herrliche Bandverschlingungen und Tierornamente
Auf.: G. Steib

folgsmann Hakons, übernimmt das ruhmlose Genereamt. 70 tapfere Krieger sollen so schmachlich getötet werden. Ihrer 12, fast alle schwer verwundet, enthauptet Thorkel Beira der Reihe nach; alle sterben heldenhafte, im Leben wie im Tode, ohne mit der Wimper zu zucken. Da wird der 13. vom Tau gelöst, der Strang wickelt sich jedoch um seinen Fuß, so daß er noch ein wenig gefesselt war. „Der Mann war jung, sehr groß von Gestalt und sehr schön, durchaus hervorragend. Thorkel Beira fragte

ihn: „Wie gefällt dir das Sterben?“, und er entgegnete: „Gut dünkt es mich zu sterben, wenn ich nur auch mein Gelöbniß erfüllt hätte.“ Da fragte Jarl Erich: „Wie ist dein Name?“ Jener sprach: „Bagn heiße ich mit Namen, ich bin Alfis Sohn, des Sohnes Palnatosis.“ „Was für ein Gelöbniß hast du geleistet?“ fragte Erich weiter. „Ich gelobte“, sagte Bagn, „daß ich, wenn ich nach Norwegen käme, Ingeborgs, der Tochter Thorkels Beira, Gatte würde ohne seinen und aller ihrer Gesippen Willen, den Thorkel selbst aber erschläge. Gar übel gefiele es mir, wenn ich früher das Leben lassen als das vollendet haben sollte.“ Da rief Thorkel: „Ich werde sorgen, daß du nicht zur Erfüllung bringst, was du gelobt hast!“, sprang wütend auf ihn los und hieb mit beiden Händen nach ihm, um ihn zu erschlagen. Aber Björn der Waliser stieß mit dem Fuß nach Bagn, daß dieser hinfiel vor den Füßen Thorkels — der ganze Boden vor dem Tau war voll von Blut und sehr schlüpfrig —, und so hieb denn Thorkel über Bagn hinaus und stürzte hin; sein Schwert aber entfiel ihm und traf das Seil, so daß Bagn frei wurde. Da sprang er auf, ergriff das Schwert und schlug Thorkel Beira den Todestreich. Hierauf rief Bagn: „Jetzt habe ich die Hälfte meines Gelöbnisses erfüllt und einige meiner Mannen gerächt. Nun ist es besser zu sterben als vorher!“ Da sprach der Jarl Hakon: „Laß doch diesen Mann nicht länger frei herumspringen, greift ihn und schlägt ihn augenblicklich nieder, denn er hat uns wahrlich genug Leute gekostet.“ Aber Erich antwortete ihm: „Er soll nicht früher getötet werden als ich, ich will ihn zu mir nehmen, man soll einen so vortrefflichen Führer wie Bagn nicht erschlagen.“ Damit nahm er Bagn in sein Gefolge auf und dieser war außer Verfolgung. Bagn aber sagte: „Ich will mein Leben von dir nicht annehmen, wenn nicht auch allen meinen überlebenden Mannen Gnade gegeben wird. Sonst werden wir alle zusammen eines und desselben Weges fahren.“ Erich erwiderte: „Ich will vorerst mit diesen überlebenden Männern reden, aber ich schlage noch nicht ab, um was du mich bittest.“

Mit diesen Worten ging er dorthin, wo Björn der Waliser saß, und fragte ihn um seinen Namen. „Björn heiße ich“, wart die Antwort. (Björn ist der weißhaarige Ziehvater Bagns, der einst bei einem stürmischen Auftritt in der Halle des Dänenkönigs einen seiner Gefolgsmannen herausgeholt hatte.) Erich fragte weiter: „Bist du der Björn, der in der Halle des Königs Sven so kräftig nach seinem Manne suchte?“ „Ich weiß nicht“, erwiderte Björn, „ob ich so kräftig nach ihm suchte, aber hinaus brachte ich ihn.“ „Was bewog dich denn zu der jetzigen Fahrt, dich alten Mann in weißen Haaren? Man kann wahrhaftig sagen, daß alles alte Stroh uns Norweger stechen will! Willst du das Leben von uns annehmen?“ Björn sagte: „Ich will es annehmen, wenn mein Ziehsohn Bagn freigelassen wird und alle, die noch am Leben sind.“ „Er soll es erhalten, wenn ich zu befehlen habe, und ich werde befehlen.“ Mit diesen Worten trat Erich vor seinen Vater und sagte, er wünsche, daß alle Fomswikinger, die noch am Leben waren, begnadigt würden. Und der Jarl Hakon stimmte ein, daß es so werde, wie Erich wolle. Also erhielten Bagn und mit ihm alle seine Mannen Gnade und Leben, und es wurde zwischen dem Jarl und den Fomswikingern Friede gemacht.

Danach fuhr Bagn gen Osten nach Vik (Bucht von Oslo) auf den Rat Jarl Erichs, und der sagte, er solle Hochzeit machen mit Ingeborg, wie es ihm beliebe. Dort blieb Bagn den Winter über. Aber im Frühling fuhr er gen Süden nach Fünen zu seinen Besitzungen und waltete lange darüber, und viele große Männer sind von ihm und Ingeborg entsprossen; die galt auch für eine ganz gewaltige Frau.“

So beschreibt im knappen Sagastil einer der größten Erzähler des germanischen Nordens diese große Entscheidungsschlacht. Die ganze harte Zeit mit Seefahrt, Kampf, unbändigem Troß, kühnem Heldentum, stählerner Kameradschaft und Gefolgshaftstreue, mit Blut und Eisen, Sturmbräusen und Waffenklang lebt in dieser Saga, der nur das Hildebrandslied und die Gesänge von den Nibelungen, Gudrun und Beowulf zu vergleichen sind. Alle Berichte von spartanischem Heldentum und altrömischer Tapferkeit verblaffen vor diesem nordischen Sang.

Die Niederlage in der Hjørungabucht leitete den Rückgang der Fomsbürger ein. Die Seefeste wandelte sich allmählich in eine Stadt der Kaufleute, welche den Ostseehandel beherrschte. Sigvaldi nahm später Rache an dem Norwegerkönig Olav Tryggvason, der am russischen Hofe aufgewachsen war, sich auf seinen ersten Fahrten Olav nannte und als Russe ausgab. Die Ermordung Jarl Hakons ließ ihn in Norwegen zur Herrschaft gelangen, wo er mit Gewalt die Freibauern Norwegens zum Christentum „befehrte“. Im Jahre 1000 wurde er bei der Insel Svoldr zwischen Rügen und dem pommerschen Festland von Sigvaldi hingehalten, bis seine Gegner, der dänische König Sven Gabelbart, der norwegische Jarl Erich und der Schwedenkönig Olav ihn angriffen und den größten Teil seiner Schiffe enterkten. Olav Tryggvason sprang zuletzt, um nicht in die Hände seiner Gegner zu fallen, in voller Rüstung von seinem Drachen in die See und ertrank.

König Magnus der Gute von Dänemark schloß 1044 die Fomsburg mit einer mächtigen Flotte ein, erschlug die Verteidiger und legte Burg, Mauer und Häuser in Schutt und Asche. So endete diese eigenartige, stolze Wikingergründung, vor ihrem Sturz noch einmal in düsteren Flammen aufleuchtend. Die Erinnerung lebt in den Sagen von dem märchenhaft reichen Vineta-Jumneia-Fomsburg-Julin-Wollin fort, das heute durch die Ausgrabungen in Wollin wieder allgemeine Aufmerksamkeit findet. Der norwegische Dichter Olav Wolff singt:

Rollt nicht das Meer noch heut seine Wogen
rund um des Nordlands felsiges Reich,
wölbt zum Grabmal stahlblaue Wogen
über den herrlichsten Helden zugleich?

Braust es nicht über Schwertern und Rüstung
ruhmreicher Jarle in Hjørungas Muth,
rauscht es nicht an felsiger Brüstung
hoch über Svoldr und Tryggvasons Gruft?

Tracht und Schmuck im Leben des nordischen Menschen

Grundgedanken vom zweiten nordischen wissenschaftlichen Kongress „Tracht und Schmuck“, Lübeck, 30. August bis 4. September

Eine Gegenüberstellung von Tracht und Mode, wie sie Dr. Strobel gegeben hat, ist geeignet, die wesentlichen Kräfte zu erfassen, die die äußeren Ausdrucksformen der Volkstracht gestaltet haben. Die moderne europäische Zivilisation mit ihren modischen Ausdrucksformen, die das Leben der Städte beherrscht und teilweise in das Bauerntum eingedrungen ist, hat die großen Gegensätze rassistisch bestimmter Kulturen ausgelöscht. Unsere jüngste Vergangenheit zeigt erst wieder das Entstehen von Trachten, die Ausdruck der Weltanschauung des Trägers sind, und ihre feste Gebundenheit an die Ordnungsgrundsätze einer natürlichen (bäuerlichen) Gemeinschaft, der sie entsprungen sind.

Wir knüpfen mit aller Entschiedenheit an die bäuerliche Kultur an, weil in ihr sich trotz mannigfaltiger Einflüsse dinglicher und geistiger Art „der so oft beschworenen geistigen Oberschicht“ germanische Wesensformen erhalten haben. Nichts ist geeigneter, die Eigenart der germanischen Stämme, die die Einheit des deutschen Volkes bilden, zu kennzeichnen, als die reiche Mannigfaltigkeit von Tracht und Schmuck. Alle Elemente einer langen Entwicklung sind in beiden enthalten. Die bäuerliche Gemeinschaft ist heute wie vor tausend Jahren die Grundlage des Lebens schlechthin. Sie ist der Träger uralter Wirtschaftsweisen; ihr Wesen liegt so offen vor uns wie die sie tragende Natur. Jede Handlung, die die Gemeinschaft betrifft, hat wesentliche Bedeutung, und diese ist seit Urzeit gleichsam zum Symbol einer göttlichen Ordnung geworden. Es nimmt daher nicht wunder, daß das Sinnbild von so großer Bedeutung in ihrem Leben ist, legt es doch sinnfällig neben dem eingeborenen Formgefühl und dem künstlerischen Wollen die Beziehung dar, die den Träger mit einer höheren Weltordnung verknüpft.

Deutungen, die nur den künstlerisch-ornamentalen oder sogar spielerischen Charakter jeder Gestaltung betonen, bringen uns der Lebensauffassung unserer Ahnen nicht näher. Freude am Schmuck, Freude an lebensfrohen Farben der Gewänder, die Auszeichnung des Trägers innerhalb der Gemeinschaft verbunden sich mit tiefem, sinnbildlichem Gehalt.

Wenn es heute schon gelingt, Formelemente an Tracht und Schmuck in die indogermanische Vorzeit zurückzuverfolgen, wird es möglich sein, Glaubensvorstellungen, die in historischer Zeit Sitte und Brauch, Sage und Märchen erfüllen und eine oft eindeutige Beziehung zum Sinnbild aufweisen, einem gleichen Ursprung zuzuweisen. „Wir können ja überhaupt erst dann von einem nordischen Kulturkreis sprechen, wenn wir voraussetzen, daß die diesen Kulturkreis bewohnenden Völker einen gemeinsamen geistigen und seelischen Besitz haben, der sich nicht nur horizontal gegen die umwohnenden fremden Kulturkreise abgrenzen läßt, sondern auch vertikal bis in die Zeiten des gemeinsamen Ursprungs nachweisen und dort vielleicht in seinen Wurzeln erkennen läßt. Bis zu diesen Wurzeln aber müssen wir vordringen, wenn wir den Sinnzusammenhang zwischen den nordischen Schmuckformen und dem nordischen Volksglauben erkennen wollen.“ (Platzmann.)

Den Weg, den wir zu gehen haben, hat auch Dr. Helm bezeichnend gewiesen: es ist der entgegengesetzte Weg, den Kostümforscher der alten Schule, die die Tracht des deutschen Mittelalters an die Spätantike angeschlossen, gegangen sind. „Sämtliche Denkmäler deuten darauf hin, daß die deutsche Tracht bis auf Heinrich II. ausschließlich und bis zum Ausgang des Mittelalters vorwiegend germanischen Charakter trug.“

Die ganze Ausdrucksfähigkeit germanischer Kleidung und Schmuckkunst wird uns in den Isländer-Sagas, über die Dr. Bernhard Kummer berichtete, gezeichnet. „Die

Sagas, denen zwar alle Schilderungen des Alltäglichen fernliegen — die also nichts berichten von der Zubereitung der Wolle und des Flachses, der Herrichtung des Leinens und der Kleider —, berichten doch oft genug im Zuge ihrer realistischen Darstellung von Kleidung, Tracht und Schmuck, wenn es gilt, einen besonderen Zug an der geschilderten Person oder im Ablauf der Handlung herauszustellen.“

Diese Grundform der germanischen Tracht können wir bis zum Ausgang der Bronzezeit zurückverfolgen, den Mantel oder Umhang sogar bis in die indogermanische Zeit. Es ist so gut wie sicher, daß stammesmäßige Unterschiede, die uns im Schmuck, im Gebrauchsgerät, in der Bauweise, im Grabritus u. a. entgegentreten, auch die Kleidung bestimmt haben. Die Sitte der Leichenverbrennung in dieser Zeit gab uns bisher wenig Einblick.

Für die frühe ostgermanische Kultur im Weichselgebiet, deren eigenartige Sitte, die Asche ihrer Toten in Gesichtsrinnen (porträtähnlichen Darstellungen der Toten mit Andeutungen von Schmuck und Gewandung) zu bestatten, die schon immer eine besondere Aufmerksamkeit erregte, hat Prof. La Baume ein anschauliches Bild entworfen.

Über die Tracht des bronzezeitlichen nordischen Menschen sind wir gut unterrichtet. Zwar ist auch hier eine Sonderung nach Trachtengruppen nicht möglich, dafür entschädigt uns aber der prachtvolle Erhaltungszustand der Kleidungsstücke. In Baumsärgen, sorgsam in wollene Decken und Tierhäute gebettet, ruhen die Toten unter einem mächtigen Hügel. Die besondere Gunst natürlicher Bodenverhältnisse erhielt uns die Feinheit der Gewebe.

Ein eng anliegendes wollenes Obergewand ohne Ärmel, auf einer Seite mittels eines Schultergürtels gehalten, ist die Grundtracht der Männer. Ein Ledergürtel hält es über der Hüfte zusammen. Auch der Umhang, auf der Brust durch eine Spange zusammengefaßt, finden wir schon. Eine Art Bundschuh aus Leder, die hohe Pelz- oder Wollmütze vervollständigen das Bild.

Die Frau trägt einen langen Rock, der hoch über den Hüften gegürtet ist. Das Obergewand besteht aus einer Bluse mit halblangen Ärmeln in „Kimonoform“. Ärmel und Halsauschnitt sind mit farbigen Stickereien geschmückt. Schuhe und Mantel sind der Mannestracht angeglichen. Das Haar war geschneitelt und kunstvoll aufgerollt, durch ein feines Netz zusammengehalten, getragen.

Über die Verarbeitung der pflanzlichen und tierischen Rohstoffe, über Färbemethoden geben die Arbeiten Dr. v. Stofars sichere Aufschlüsse. Wenn auch der nordische Mensch infolge der klimatischen Verhältnisse seiner Heimat die wollene Kleidung bevorzugte, ist es jetzt so gut wie sicher, daß auch das Leinengewebe von ihm schon hergestellt worden ist.

Die indogermanischen Einzelvölker trugen zweifellos ähnliche Kleidung. Die frühen griechischen Plastiken zeigen in wunderbarer Weise die Übereinstimmung mit der bronzezeitlichen Tracht des Nordens. Die Stetigkeit dieser Entwicklung läßt uns hoffen, weiter in die Steinzeit hinein die Entstehung der Tracht verfolgen zu können.

Alle diese Elemente finden wir in den verschiedensten Trachtengebieten in mancherlei Umwandlungen als urtümliche Relikte (Dirndelkleid und Wettertragen als ältestes Formengut) wieder, wenn wir den Ausführungen Prof. Schiers, der in großartiger Weise das europäische Trachtenbild in seiner Entstehung zeichnete, folgen.

Zum Abschluß dieser Betrachtung sei noch der Ausführungen Prof. Haberlands und Dr. Thieles gedacht, die in der Technik des Webens und in der Art der verwendeten Webgeräte die durchgehende Entwicklung nordischer Webekunst und ihre scharfe Abgrenzung fremden Kulturkreisen gegenüber zeigen konnten.

Die Grundelemente der ornamentalen Kunst nordisch-germanischer Art — der Wille zur Symmetrie und dabei eine Erfüllung der Form mit großer Lebendigkeit, eine

immer irgendwie hervortretende Hinneigung zum symbolischen Gehalt lassen sich weit in die Urzeit zurückverfolgen. Es ist wohl nicht so sehr ein geistiger Prozeß, der sich in dem Stillwandel jungsteinzeitlicher zu bronzezeitlicher Kunst zeigt, als das Entstehen des germanischen Kunstgestaltens aus der Veranlagung der sich bindenden Volkstümer fälisch-nordischer Rasse, die beide auf der Höhe ihrer geistigen Kräfte aufeinander treffen.

Fremde Einflüsse wirken sich zwar ungleich schneller in der Schmuckkunst aus. „Nicht alle Techniken sind von den germanischen Goldschmieden erfunden worden, sondern manche von ihnen sind schon viel früher im ost-indogermanischen Kreis nachweisbar, aber es ist doch bezeichnend, welche von diesen künstlerischen Ausdrucksmitteln bei den Germanen Eingang finden“ (Dr. Hülle).

Wandlungen in der Geisteshaltung, hervorgerufen durch eine Berührung mit fremden Weltanschauungen können den Ausdruck ornamentalen Formempfindens ändern. Um so mehr tritt die Eigenart germanischen Kunstgewerbes der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit hervor. Die Umwandlung fremder Motive zeigt die elementare geistige Spannkraft, die hier der hochentwickelten antiken Welt entgegentritt.

Immer ist der Schmuck Ausdruck der Persönlichkeit des Trägers und zeichnet seine Gesinnung. Wenn die Vorgeschichte heute noch nicht den Versuch unternimmt, den Gehalt der sinnbildhaften Ornamente zu erkennen, so weist sie doch schon darauf hin, wie gerade im Augenblick der stärksten geistigen Auseinandersetzung zwischen nordisch-germanischer und antik-christlicher Weltanschauung Sinnbilder in reichem Maße an Tracht und Schmuck hervortreten.

Die christliche Welt hat sich wie ein Schleier über das germanische Wesen gelegt. Im Äußeren schuf sie manche Wandlung. Wie wir heute im Tragen bestimmter Trachten einen Menschen protestantischen oder katholischen Glaubens erkennen, so ist es geradezu beispielhaft, wie am kirchlichen Gewande, der casa des katholischen Priesters, der Lebensbaum in Form der Man-Rune erscheint und von der Übernahme germanischer Glaubensvorstellung zeugt (Dr. Lehmann).

Eine tiefe Wandlung hin zum lebensvollen Empfinden unseres Volkes bedeutet es, wenn wir den Hochzeitsschmuck der Braut als aus germanischem Wesen heraus entstanden sehen. Die Brautkrone stammt nicht von der Krone der jungfräulichen Himmelskönigin Maria, sondern umgekehrt (Fehrle). Sie ist aus einem Schmuckband aus Tuch oder Metall, das mit Blumen verziert getragen wurde, entstanden. „Die Braut war an ihrem Ehrentag gefeiert wie eine Königin, die fortan in ihrem Heim als Herrin walten soll.“ Die Krone war das Ziel ihres Lebens — so erklärt sich auch der Brauch, den im Jünglings- oder Mädchenalter Dahingegangenen die Totenkrone aufs Haupt zu setzen.

„Bei der entscheidenden Rolle, die der Frau als Trägerin des Lebens in der germanischen Gemeinschaft zukommt, müssen wir einen ganz besonderen sinnbildlichen Gehalt in dem Brautschmuck erwarten, der seine Trägerin bei dieser für das eigene wie für das Leben der Sippe entscheidenden Weihehandlung zielt.“ So ist es nachzuweisen, daß auch die „Minne“ selbst in der Vorstellung der mittelalterlichen Dichtung in der Tracht der germanischen Braut erscheint. Die enge Verbindung von Sinnbild und Mythos kann uns erst den Weg weisen, der zum rechten Verständnis von Tracht und Schmuck führt. „Der Sinngehalt des Brautschmuckes enthüllt sich uns aus der engen Beziehung zur Sonnensymbolik“ (Platzmann).

Das Ziel der Arbeit wurde von Prof. Reinerth umrissen: Überbrückung des tausendjährigen Abstandes, der sich trennend zwischen uns und die Hochzeit germanischer Staatlichkeit und germanischer Kultur gelegt hat.

Werner Mähling.

Aus der Landschaft



Die aus Rasenstücken gelegte Doppelspirale beim Tänzelfest in Kaufbeuren
Aufn. Münchener Bildbericht

Das Tänzelfest in Kaufbeuren

Alljährlich findet im Juli in Kaufbeuren ein Fest statt, bei dem wie an mancherlei anderen Orten, von denen bisher hier schon die Rede war, eine Trojaburg die Hauptrolle spielt. Alt und Jung ziehen am Festtag hinaus auf die Festwiese, wo aus Rasenstücken eine Doppelspirale in den Sand gelegt ist, und zu einer einzigen Reihe geformt durchwandert der ganze Zug die immer enger werdenden Windungen bis zum Mittelpunkt, und dann geht es wieder dem Ausgang zu. Es ist ein eigenartiges Bild, wenn der eine Teil des Zuges in der einen Richtung in die Spirale hineinfließt, während der andere Teil im Gegenfuss die Spiraltwindungen schon wieder

verläßt, so daß das Ganze eine Reihe ohne Ende zu sein scheint. Dadurch wird wohl in anschaulichster Form der Lauf des Sonnenjahres und der Sonne überhaupt verkörpert, denn wir nehmen zwar scheinbar ein Ende und einen Anfang zur Zeit der Wendepunkte des Sonnenlaufes wahr, aber im Verlauf der aufeinanderfolgenden Jahre ist es eben ein ewiges Auf und Ab, Vergehen und Erneuern. So zeugt auch dieser Festbrauch in Kaufbeuren davon, wie die Beobachtung des Sonnenlaufes und das damit verbundene Naturerleben unserer Vorfahren sich im Brauchtum bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Wolff Gutenberg, Leipzig.

Die Fundgrube

Schneckenhäuser am Sommerbäumchen. Durch den ganzen Odentwald geht oder ging bis vor kurzem ein Brauch, bei dem die Kinder an Latare oder vor Ostern ein schön geschmücktes Tannen- oder Kiefernbäumchen im Dorf herumtragen und mit einem Spruch Gaben heischten. Bei genauerer Betrachtung stellte sich dieser Brauch als ein Rest des Lodaustragens dar, von dem hier nur das Sommerholen, ähnlich wie vielerorts in Schlefien, übrig geblieben war. Dabei fand sich an mehreren Orten ein höchst sonderbarer Schmuck des Bäumchens. Er bestand nämlich aus Schneckenhäusern, die an die Äste angehängt oder aufgespießt waren.

Eine genauere Betrachtung dieser Sitte ist nun imstande, einen kleinen Beitrag zur Symbolforschung zu liefern; wenn es nämlich gelingt, die Bedeutung und den Sinn der Schneckenhäuser zu enträtseln, ist damit zugleich ein Anhaltspunkt zur Deutung der häufig vorkommenden Schneckenlinien, Spiralen usw. gewonnen. Zuerst muß noch betont werden, daß der Schnecken-Schmuck nicht ganz vereinzelt dasteht. Das Sommerbäumchen in Eisenach trug neben Brezeln, Bibern, Bändern und Eierschalen auch Schneckenhäuser. Ähnlich ist der Osterbaum in Gerstungen bei Eisenach und in Breitau und Ufen (Werra) unter anderem auch mit Schneckenhäusern geziert. Während nun hier keinerlei Anhaltspunkt für eine Deutung vorhanden ist, wird im Odentwald berichtet, daß das Bäumchen im Garten aufgestellt wurde als Hagel- und Gewitterschutz und dort verblieb, selbst wenn seine Nadeln schon längst abgefallen waren. Daraus wird schon klar, daß es die Schneckenhäuser sind, denen man die Wirkung zuschrieb. Schon früher wird Ähnliches berichtet. In den „sieben Büchern vom Feldbau“ des Melchior Sebiz (1580) heißt es: „Auch wann man ein schneck auß dem wasser nimmt, legt sie inn die rechte hand mit dem rucken, und auß jetlich seiten ein wenig erden, daß er sich nicht herumdrehen kan, so soll dem gut der hagel nichts schaden.“ Im Indicium

lus, einer Aufzählung von Aberglauben vom Jahr 743, ist bei Nr. 22 „von Stürmen, Hörnern und Schnecken“ (de tempestatibus et cornibus et coeleis) die Rede, und in der Admonitio generalis Karls des Großen von 789 werden ebenfalls in Verbindung mit Unwettern cauculatores (etwa Schneckenzauber) genannt. Mindestens lange vor dieser Zeit ist also die Schnecke zur Gewitter- und Hagelabwehr benutzt worden. Daß sie dazu kam, verdankt sie wohl der Form ihres Hauses, die als ein Abbild der Sonne, als Symbol des Unwetters vertreibenden, glückbringenden Gestirns angesehen und deshalb auch am Sommerbäumchen angebracht wurde.

Diese Deutung der Schnecke als Sonnensymbol läßt sich noch von anderer Seite wahrscheinlich machen. Es gibt Fastnachtsgezeiten in der Schweiz und im Schwarzwald, deren Gewänder ganz mit Schneckenhäusern besetzt sind, daneben andere, die solche an ihren Hüften tragen. Man hat bei dem rasselnden Geräusch, das diese Schnecken beim Bewegen erzeugen, an Glockenersatz gedacht und auch die Schneckenketten des wilden Mannes bei Mexan so gedeutet, zumal eine Sage von der Begierde des wilden Mannes nach Schneckenhäusern erzählt. Da aber der wilde Mann, wenn auch nicht immer ganz eindeutig, eine Verkörperung des Sommers ist und als solcher oft das Mai- und Sommerbäumchen in der Hand trägt, da ferner die Zottel- und Fleckenkleider der Fastnachtsgezeiten deutlich vom Wildemannsfell herkommen, ist die Schnecke am Gewand ganz am Platz, und zwar dann, wenn sie ein Symbol der Sonne und damit auch des Sommers darstellt. So wie sie am Sommerbäumchen angebracht ist, kann sie auch am Träger, an der Sommergestalt selbst auftreten. Es ist also auch von diesen Gesichtspunkten aus sehr wahrscheinlich, daß die Schnecke, die Schneckenlinie, die Spirale und alle ähnlichen Linien Sinnbilder der alles Böse abwehrenden, glückbringenden Sonne sind.

Friedrich Mößinger.

**Nicht der Mann hat seine Wissenschaft,
sie hat vielmehr ihn auserkoren. (Bachofen)**

Hieb und Stich

Vom Herde loht des Feuers Brand, der Kienspan flackert an der Wand ...



Früh bändigte der Mensch das Feuer. Mit seiner Hilfe konnte er wärmen, kochen, rösten, härten und schmelzen. Und des Feuers Flamme leuchtete, bis dieses Geleucht um seiner selbst willen erzeugt und bewahrt wurde: Den Kienspan schuf er sich, harziges Holz, leicht zu entzünden. Und dann machte er die Fackel, als er zum Holze Fett und Wachs und Pech fand.

Nun rußten und schwelten diese ersten Leuchten, aber in ihrem dürftigen, flackernden Schein ahnte der Geist die große Aufgabe:

Dem künstlichen Lichte Helligkeit und Dauer zu ersinnen...

Der Fackel Holz, von Pech getränkt, das erste „Dauerlicht“ uns schenkt.

Sie leben immer noch!

Nämlich die alten Germanen in und auf Bettvorlegern. So sieht sie heute noch die Otto Müller Aktiengesellschaft in Leipzig, die sich sonst die lobenswerte Aufgabe gestellt hat, die Menschheit mit „Molitor-Leuchten“ zu erleuchten und aufzuklären, wenn man dem von ihr versandten Prospekt glauben darf, dem wir das obenstehende Bild entnehmen. HOFFENTLICH baut die A.-G. in nicht

allzu ferner Zeit einmal einen Scheinwerfer von tausend Kerzen mit der ausdrücklichen Bestimmung, in die Köpfe von Reklamezeichnern hineinzuleuchten, in denen trotz aller völkischen Aufklärung noch eine Finsternis herrscht, gegen die der Kienspan der Bärenhaut-Germanen wie ein helles Bogenlicht strahlt. Pl.

Die Bücherwaage

Lothar Schreyer, **Sinnbilder deutscher Volkskunst.** Hansische Verlagsgesellschaft, Hamburg. 190 Seiten mit vielen Bildern. Leinen 6,50 RM.

Die Wirkung und wohl auch die Absicht dieses Buches ist nicht in erster Linie wis-

senchaftlich, sondern eher dichterisch; es will weniger untersuchen, als liebevoll betrachten. Das gelingt dem Verfasser im einzelnen oft auf anziehende Weise. Aber der Zugang zu den letzten Tiefen bleibt ihm verschlossen: zum Heroischen, das das Volk in

seiner Kunst, die ja zum großen Teil Ausdruck seines Glaubens ist, treu bewahrt hat. Wir begrüßen das schön ausgestattete Werk als ein immerhin beachtenswertes Zeugnis für das Streben nach Heimkehr zum Sinnbild, ebenso

Hugo Rückelhaus, Urzahl und Gewährde, Grundzüge eines kommenden Maßbewußtseins. Alfred Mehner Verlag, Berlin.

Das Reich der Zahlen, der geometrischen und stereometrischen Gebilde ist Rückelhaus nicht ein abgesondertes, lebensfernes Reich des Absoluten, sondern eine Ordnung von Einheiten, in denen der Mensch die Welt von innen erfassen, aus denen heraus er seelenhaft zu gestalten vermag. Tatsächlich käme ja auch die neueste Entwicklung der mathematischen Physik dem sehr entgegen, wenn man nämlich auf diesem Gebiete den Weg von der Überbewertung der Materie — der „Energie“ — zurückfände. Die größte der Gefahren an dem von Rückelhaus beschrittenen Wege ist die des Versteigens in einem abseitigen Mystizismus, er ist ihr nicht immer entgangen. Doch macht die lebensvolle Originalität der Darstellung das Buch in höchstem Maße anregend.

Hans Bauer.

Hans Eggert Schröder, Die Urreligion der Germanen. 3 Aufsätze. Berlin 1937, Widukind-Verlag Alexander Boff. 0,40 RM.

Oben erscheint ein Sonderdruck der drei Aufsätze „Zur Urreligion der Germanen“ von Hans Eggert Schröder, die 1934 in der Zeitschrift „Rhythmus“ zuerst erschienen sind. Der Neudruck ist unverändert und hat auch heute noch nichts an Aktualität verloren. Nach einer Übersicht über die heutige Lage der Forschung, wie sie sich dem Verfasser darstellt, charakterisiert er das Wesen der germanischen Religion als heroische Frömmigkeit und hebt unter den Kulturen besonders hervor den Feuer- und Dioskurenkult, die aufs engste miteinander verknüpft sind. Seine Arbeit verwendet Ergebnisse des Unterzeichneten, über die 1933 in „Germanien“ berichtet wurde (Heft 6 und 7: „Sonnenwendfest und Zwillingskult“).

Dr. Otto Guth.

R. Theodor Weigel, Runen und Sinnbilder. Berlin 1935, A. Mehner. 84 Seiten, 75 Abb. auf Tafeln. 3,30 RM.

Weigel bringt in seiner Schrift wichtiges neues Material zur Sinnbildforschung und betont den engen Zusammenhang der Runen (d. h. Schriftzeichen) mit den Sinnbildern, der jetzt auch von Fachrömologen zugegeben wird. Ob tatsächlich, wie Weigel meint, die Schriftzeichen erst spät entstan-

den sind (in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten) und eine „Profanierung“ der Sinnbildrunen bedeuten, scheint mir fraglich; doch kann darauf hier nicht eingegangen werden. Manche Ausführungen von Weigel selbst scheinen auf eine andere Lösung zu deuten. Man findet in der Schrift eine große Anzahl von Abhandlungen über die Runen behandelt, von denen leider viele von Weigel mit Recht als völlig phantastisch abgelehnt werden müssen. In der Neuauflage wird manche Einzelheit berichtigt und ergänzt werden, und es ist zu wünschen, daß dann im Literaturnachweis die wertlosen Schriften entweder gar nicht oder gesondert genannt werden.

Dr. O. Guth.

Selmut Lother, Die Christusauflassung der Germanen. Verlag E. Bertelsmann, Gütersloh.

Lother macht hier, in einer Schrift von nur 55 Seiten, den Versuch, die Christusauflassungen des Arianismus, der Franken, der Angelsachsen und der Sachsen auf einen gemeinsamen Kenner zu bringen, diesen dann daraufhin zu untersuchen, ob er vom Standpunkt der dogmatischen Theologie aus zu rechtfertigen sei, und kommt zu dem Schluß, daß er es mit einigen Einschränkungen tatsächlich ist. Eine ungewöhnlich wichtige Feststellung! Der Sinn und die Rechtfertigung der Missionierung überhaupt liegt nach Lother darin, daß sie den Germanen „von der Macht des bis dahin sinnlos über ihm waltenden Schicksals“ befreite. — Weitere Anmerkungen erübrigen sich.

Hans Bauer.

Werner Deubel, Der Ritt ins Reich. Widukind-Verlag, Alexander Boff, Berlin 1937. RM. 2,20.

Deubels Tragödie „Der Ritt ins Reich“, die das Schicksal des Schwedenkönigs Karl XII. darstellt, ist im Frühjahr in Lübeck mit großem Erfolg uraufgeführt worden. Sie liegt nun in Buchform vor und wird die Anteilnahme aller Germanenfreunde finden. E. M. Arndt hat in seinen geschichtlichen Charakteristiken Karl XII. als „den Repräsentanten des Nordens“ bezeichnet. Er hat in Schweden selber erlebt, wie geliebt dieser König vom Volke war, und in seinen genialen geschichtlichen Betrachtungen zu einem tieferen Verständnis dieser umstrittenen Gestalt beigetragen. Nachdem der schwedische Dichter Werner von Heidenstam in seinem gewaltigen Epos „Karl XII. und seine Krieger“ das Schicksal des schwedischen Volkes gestaltet hatte, das in der heroischen Gestalt Karl XII. zu gipfeln scheint, gelang es nun Werner

Deubel, der durch seine tiefdringenden Studien über das Wesen der Tragödie bekannt ist (Der deutsche Weg zur Tragödie, Dresden 1936), die heldische Gestalt des Königs Karl zu beschwören, wie sie uns heute erscheinen kann. Deubel sieht in Karl XII. den Träger der germanischen Reichsidee, dem es die Stunde versagte,

seine Aufgabe zu erfüllen. Wir haben in „Germanien“ mehrfach hingewiesen auf die engen Zusammenhänge zwischen Dichtung und Mythos und möchten daher nicht veräumen, auf die Tragödie Werner Deubels aufmerksam zu machen, in der das Wesen des Wikingertums beschworen ist.

Otto Guth.

Zeitschriftenchau

Verhandlungen der Gesellschaft für physische Anthropologie, Band 8, 1937, G. Heberer - Tübingen: Die mitteldeutschen Schnurkeramiker; ein Beitrag zur Indogermanenfrage. J. berichtet über die Ergebnisse seiner wichtigen Untersuchungen des in Mitteldeutschland vorhandenen schnurkeramischen Skelettmaterials. Während Heberer, als er in Halle 1934 auf der Tagung des Reichsbundes für Vorgeschichte über seine Forschungen vortrug, nur 9 Funde berücksichtigen konnte, übersteigt er jetzt 29 Funde. Sein damaliges Ergebnis hat sich inzwischen bestätigt und ist heute also wesentlich besser begründet. Fälschliche Züge haben weitgehend das Erscheinungsbild der schnurkeramischen Indogermanen bestimmt, nicht allein nordische Züge im engeren Sinne. Diese Feststellung, die frühere Beobachtungen Otto Reche ergänzt, ist für die Indogermanenforschung deshalb von großer Bedeutung, weil sie dazu beiträgt, das Verhältnis zwischen Schnurkeramikern und Megalithkeramikern zu verdeutlichen. Beide Kulturkreise, der schnurkeramische wie der Megalithkulturkreis, sind höchstwahrscheinlich als indogermanisch anzusprechen. Die rassistische Zusammenfassung ihrer Träger unterscheidet sich nicht. Es trifft nicht zu, was bisher vielfach angenommen wurde, daß die Megalithkeramiker fälschlich, dagegen die Schnurkeramiker nordisch im engeren Sinne waren, vielmehr zeigen beide nordische und fälschliche Züge. Zum Schluß weist Heberer in Übereinstimmung mit Otto Reche darauf hin, daß es nicht angebracht ist, hier von einem Rassengemisch zu reden. Die beiden hellen europäischen Langkopfrassen, die fälschliche und die nordische Rasse, sind überhaupt nicht als verschiedene Rassen voneinander zu trennen, sie sind vielmehr als Schläge einer Rasse aufzufassen. Heberer sagt, daß er „das Bild, welches die

schnurkeramischen Populationen bieten, ... als einen Ausdruck der großen Variationsbreite innerhalb der nordeuropäischen Langkopfrassen ganz allgemein (auffaßt), deren Extremitäten das sind, was wir nordisch im engeren Sinne und fälschlich zu nennen gewöhnt sind und die stellenweise — wohl durch Auslese — auch populationsweise auftreten.“

Deutsch-Mährisch-Schlesische Heimat, 23. Jhrg. 1937, Heft 7/8. Anton Hoenig - Köln: Sudetendeutsche Stadtanlagen. Städte im eigentlichen Sinne waren dem Germanentum fremd; wohl aber kennen wir die germanischen, im Kult wurzelnden Bestimmungen für die Anlage größerer Siedlungen. Diese kultischen Bestimmungen waren noch bei der Anlage der Städte im Mittelalter wirksam. Hoenig berücksichtigt diese nicht, deshalb bleibt ihm der Stadtplan der sudetendeutschen Stadtanlagen rätselhaft. „Die einfacheren, rein zweckbedingte Form der gotischen Stadtanlage“ zeigt sich gewiss in Kompositionsgesetzen verpflichtet, „die auf eine unerklärliche Weise um das Jahr zwölfhundert plötzlich da sind.“ Nachdem er schon in seinem Buch „Deutscher Städtebau in Böhmen“ (Berlin 1921) die sehr interessanten sudetendeutschen Stadtanlagen untersucht hatte, gibt er nun in seinem Aufsatz einen sehr willkommenen Überblick.

Zeitschrift für Deutschkunde, 5. Jhrg. 1937, Heft 5/6. W. Krause - Königsberg: Wesen und Werden der Runen. Krause bietet in seinem ausführlichen Aufsatz eine Zusammenfassung der Ergebnisse seiner langjährigen runologischen Studien. Sie ist sehr klar und übersichtlich und bietet in manchen Einzelheiten Neues. Die Ausführungen Wolfgang Krauses verdienen deshalb besondere Beachtung, weil wir in dem Verfasser den führenden deutschen Runologen zu erblicken haben. Das Neue und Wesentliche in seinen Darlegungen scheint

Germanien

uns, daß hier von einem Fachrunologen die Bedeutung der germanischen Sinnbilder für das Verständnis der Schrift runen nicht nur grundsätzlich zugegeben, sondern wirklich ernst genommen wird. So ergibt sich für Krause auch eine neue Auffassung der Herkunftsfrage der Runen. Das zweiseitige Wesen der Runen, die teils Sinnbildzeichen teils Lautzeichen sind, erklärt er aus einer zweiseitigen Wurzel. Nur die Schrift runen hält er für entlehnt, während er den Sinnbildcharakter der Runen sowie auch einzelne Zeichen auf die altgermanischen Sinnbildzeichen zurückführt. Wir glauben zwar nicht mit dem Verfasser, daß seine Auffassung bereits die endgültige Lösung des schwierigen Runenproblems ist, wohl aber halten wir seine Fragestellungen und Darlegungen für außerordentlich fruchtbar.

Forschungen und Fortschritte, 13. Jhrg. Nr. 23/24, August 1937. Ernst Schulke-Leipzig: **Meeressee und seetüchtige Völker**. Schulke berichtet über die Fragestellungen und Ergebnisse seines gleichnamigen, eben bei Enke in Stuttgart erschienenen Buches. Gründlicher als vorher jemals untersucht er die Frage, worauf die ablehnende Haltung mancher Völker und Rassen gegen die Seeschifffahrt beruht und welches andererseits die Hauptfaktoren der Seetüchtigkeit sind. Nach seinen Forschungen „gibt es nur ganz wenige Völker, die in ihrem Seewesen fremde Offiziere und Mannschaften kaum jemals gebraucht, vielmehr selbst immer wieder solche an das Ausland abgegeben haben: das waren zuweilen die Griechen, aber niemals die Römer, lange Zeit auch nicht die Italiener und (bis auf die letzten Jahrhunderte) nicht die Engländer, wohl aber vor allem die Deutschen und die skandinavischen Völker“.

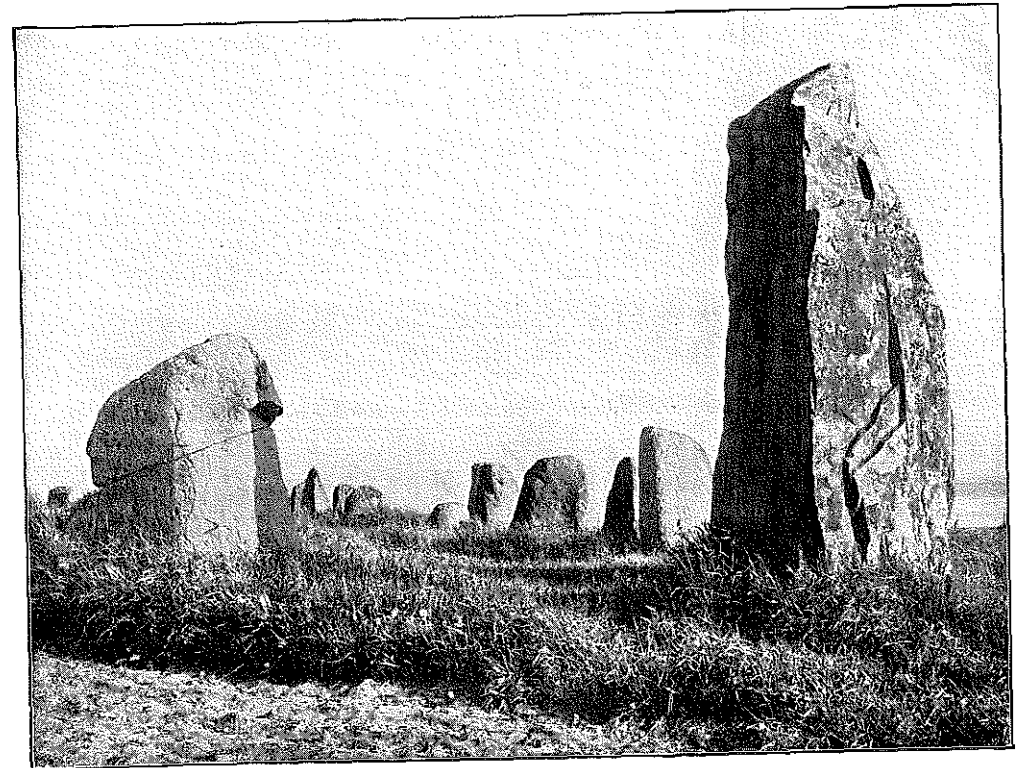
Germanisch-Romanische Monatschrift, 25. Jhrg. Heft 7/8, Juli/Aug. 1937. Robert Petzsch-Hamburg: **Nordische Dichtung**, Olav Duun und seine Zeitgenossen. Petzsch gibt in seinem Aufsatz eine Übersicht über die wesentlichsten Werke der neueren nordischen Dichtung. Er berücksichtigt Selma Lagerlöf, Hildur Dixelius, Knut Hamsun, Sigrid Undset, Trygve Gulbrandsen, Gudmundar Ramboe neben Olav Duun. Von dem letzten sagt Petzsch: „Mit seinem sechs-bändigen Werke ‚Die Fuvikinger‘ hat er tatsächlich den nordischen Familienroman

in zylindrischer Form erneuert und in moderne Form gegossen ... O. Duun hat die sagamäßige Auffassung der Welt und die epische Kunst der Gegenwart organisch miteinander verbunden.“

Die Kunde, Jhrg. 6, Nr. 5, Juni 1937. H. Sann-Elde, **Der Schwan als Giebel schmuck auf Altländer Häusern**. In Hannover wird in vorbildlicher Weise von den Schulen eine Bestandsaufnahme der Giebelzierden auf den Bauernhäusern innerhalb ihres ländlichen Umgebungsbereiches durchgeführt. Nachdem im Januarheft der „Kunde“ bereits über die Ergebnisse aus dem Gebiet der Niederelbe, und zwar der Umgebung von Buxtehude, berichtet worden war, wird jetzt über die Bestandsaufnahme der Giebelschwäne des Stader Kreises berichtet. Die Arbeit berichtet über Verbreitung, Herkunft, Form, Farbe und Alter der Schwäne und über die bisherigen Ansichten über die sinnbildliche Bedeutung. Vierundfünfzig Zeichnungen ergänzen den Text. Die Arbeit ist ein sehr begrüßenswerter Beitrag zur Sinnbilderforschung und Volkskunde. Was die symbolische Bedeutung des Giebelchwanes angeht, so mag hier erinnert werden an die Bedeutung der Pferdeköpfe am Giebel, die R. Much auf die germanischen Zwillingsgötter bezog (vgl. „Germanien 1933 Heft 6/7: Sonnenwendfest und Zwillingskult“). Es liegt nahe den Schwan ebenso zu deuten, da neben dem Roß auch der Schwan ein altes indogermanisches Dioskuren-Sinnbild ist.

De Volksangel, 3. Jhrg. Nr. 3, September 1937. Aus dem immer anregenden Inhalt des holländischen Monatsblattes haben wir diesmal hervor den Aufsatz über den „Jungferbaum“ (Jufferboomen), der über alte Bäume berichtet, an denen die weiße Jungfer erscheint und von denen die Kinder nach vor allem friesischen Volksglauben herkommen, und den anschließenden Aufsatz über „Yggdrasil“. Diesem Aufsatz ist ein Bild hinzugefügt, das wir besonders hervorheben möchten. Es zeigt einen „Lebensbaum“ in der Form der Externstein-„Yrminsul“, der aus dem 18. Jahrhundert stammt und sich an einer Amsterdamer Haustüre befindet. Ähnliche Baumdarstellungen sind übrigens in Holland weit verbreitet; ich erinnere mich, sie in Burg auf Texel gesehen zu haben.

Dr. Otto Guth.



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plagmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Götterdamm 12

9. Jahrgang, Heft 11

Inhalt

- | | | | |
|--|-----|---|-----|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens; Balder. Von Martin Hind. | 321 | Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins. Von Freerk Hage Hamkens . . | 339 |
| Unsere Ickteiszeitlichen Gro-Magnon-Vorfahren und die Frage der Regerentstehung. Von Prof. Dr. Hans Wehnert, Kiel. Mit 8 Abbildungen | 326 | Schlange und Herz als Sinnbild. Von Misch Drend | 343 |
| Nordischer Dreiflang. Von Werner Deubel. Mit 5 Abbildungen | 334 | Aus der Landschaft | 346 |
| | | Die Bücherwaage | 347 |
| | | Zeitschriftenchau | 349 |

Das Umschlagbild zeigt ein Hünengrab in Schiffsform.

(Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen“. Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig.)

(Siehe auch den Aufsatz von Werner Deubel auf Seite 334.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Götterdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

November

Heft 11

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Balder

Von Martin Hind

Die Balderfage kennen wir im Gesamtumriß nur aus Snorris Nacherzählung in der Prosaedda. Nefel hat in seinem aufschlußreichen Balderbuch den Beweis erbracht, daß Snorri dabei zwei uns verlorenen Liedern folgte und im mittleren, mehr beschreibenden Teil eine bildliche Darstellung vor Augen hatte. Das erste Lied schilderte die unglückanzeigenden Träume Balders und die Sicherungsmaßnahmen, welche die Götter dagegen zu treffen suchten. Frigg, seine Mutter, nimmt dem Feuer und Wasser, dem Eisen und dem Gestein, den Krankheiten, den Bäumen und Tieren Eide ab, daß sie Balder den Guten verschonen sollten. Nur bei der unscheinbaren Mistel unterläßt sie es und ist unklug genug, dem Loki, der sie in täuschender Verkleidung ausforscht, das zu verraten. Da die Asen beim Ding sich damit unterhalten, nach Balder mit Waffen aller Art zu werfen, holt Loki sich den Mistelzweig und drückt ihn dem blinden Gott Höder in die Hand. Ahnungslos schießt dieser damit auf Balder; das böse Geschloß trifft ihn, von Loki gelenkt, und Balder, der beste, lichteste aller Asen, fällt tot zur Erde. Die Götter sind sprachlos ob solchen Unglücks, und nicht die Rache, nur der Gedanke, das Geschehene ungeschehen zu machen, liegt ihnen zunächst. Auf die Anfrage Friggs er bietet sich Hermod, Balders Bruder, zu Hel zu reiten und zu versuchen, ob sie für ein Lösegeld den Toten wieder herausgebe. Bevor Snorri diesen Ritt erzählt, schildert er ausführlich das pomp hafte Totenbegängnis, das die Götter für Balder veranstalten. Alle finden sich dazu ein, reitend auf den ihnen eigenen Tieren und von stattlichem Gefolge begleitet. Der Scheiterhaufen wird auf dem Schiffe Balders geschichtet und von Thor mit dem Hammer geweiht. Als die Leiche des Gottes darauf gelegt wird, stirbt Nanna, sein Weib, vor Leid und wird zu Balder auf den Brandstoß gebettet. Flammend zieht dann das Schiff auf den Wellen. Schon im 10. Jahrhundert besang der Skalde Ulf Uggason diesen Auftritt nach Schnitzbildern, die er in der Halle des isländischen Häupflings Olaf Pfau gesehen hatte.

Auf Grund eines zweiten Liedes berichtet Snorri, wie Hermod auf Sleipnir, dem Roß seines Vaters, neun Nächte lang durch die Täler der Tiefe ritt, bis er zum Totenstrom Gjöll und zum Helgatter kam. Die Herrin der Toten ist nicht gewillt, den Bruder ihm

kurzerhand herauszugeben, sondern knüpft die Bedingung daran, daß alle Dinge in der Welt, lebendige und tote, Balder beweinten. Mit solchem Bescheid kehrt Hermod zurück, und die Aßen schickten alsbald ihre Boten aus in alle Welt, daß Balder aus der Höl geweiht werde. Alle taten das, Menschen und Tiere, die Erde und Steine, das Holz und alles Metall, nur eine Riesin in einer Berghöhle — es ist wiederum der verkleidete Loki — will sich nicht dazu bewegen lassen, und damit scheitert das ganze Vorhaben. Balder bleibt bis zum Tage des Weltenschicksals in Hells Fast, und nur die Gaben, die er und Nanna durch Hermod den Eltern heraussendete, der kostbare Ring, den Odin einst auf den Brandstoß legte, das Leichentuch und ein Fingerlein für Fulla, das Kammermädchen, geben Botschaft von ihm und bleiben das Pfand engster Verbindung mit dem Sohne.

Wie eine langhinhaltende Elegie, von bangem, herbem Schmerz durchbebt, weicher, zartester Töne voll und alles einbeziehend in die Klage: Gott, Mensch, Tier, Stein, Metall, so steht diese Erzählung inmitten des bewegten Götterdramas der Edda, wirklich inmitten, im Mittelpunkt gleichsam; denn im eddischen Hauptlied vom Schicksal der Welt und der Götter (Der Seherin Gesicht) erinnert die Seherin an der großen Wende des Geschehens bedeutungsvoll eben an Balders frühen Tod, und Snorri knüpft daran unmittelbar das Verhängnis des großen Endkampfes, das durch die vorübergehende Fesselung Lokis nicht aufgehalten werden kann. Ergreifender ist selten im Mythos der Schmerz um einen Verstorbenen dargestellt worden. Aus der Geschichte aber steigt des Stalden Egil erschütternde Sohnesklage und aus der Felsen Sage Sigfrids Schatten vor uns auf, des ersten Helden blutiger Tod, der ähnlich im Mittelpunkt des Epos liegt und einen Schmerz aufreißt tief genug, um dem ganzen ferneren Geschehen Richtung zu geben und der Nibelungen Not unabwendbar heraufzuführen.

Der Tod als scheinbar blinder Eingriff ins Leben (der blinde Höder), und doch als wohlgezielter Stoß, der ihm vorausseilende und der schwärzere, schwer auf die Hinterbliebenen fallende Nachschatten: die bangen Träume des Gezeichneten und die Ahnungen der Angehörigen, der Mutter Bemühen, das Unabwendbare abzuwehren und alle Dinge in Eid zu nehmen, das starre Entsetzen, als der Schlag doch trifft und aus dem heitern Spiel, aus dem Wohlbehagen vermeinter Sicherheit alle herausreißt, das Haderen der Mitbetroffenen mit dem Geschick, das Feilschen mit Höl im heißesten Drang, den Toten ihr abzurufen, das verzweiflungsvolle Niedertauchen des Bruders in die Nacht des Grauens, verwegene Überspringen drohender Hindernisse und kühne Abfordern des Toten am Hochsitz der finstern Totenbeherrscherin, neues Hoffen auf Wiedervereinigung im lösenden Strom der Totenbeweinung und neuer Rückstoß am widerstrebenden Fels des neidischen Schicksals, das versöhnende Band endlich, das sich trotzdem zum ehrenvoll bestatteten, im Gedächtnis aller hell nachlebenden Toten knüpft: das ist der jetzt noch unmittelbar verständliche Hintergrund des Baldermythus.

Wer aber ist nun dieser Balder, der mit so auszeichnenden Worten als der „Blonde, lichte, glänzende“, als der „beste, flügste, beredteste, wohlthätigste“ gepriesen wird, dieser Liebling aller, dessen Rückkehr nach Walhall die Aßen beständig erhoffen: „Es kracht alles Bankgebäl, / Als kehre Balder heim / Noch einmal zum Odinsaal“, sagt Bragi im Lied auf König Gifur Blutaht, da in Walhall das Rachen eines neuen Gastes sich ankündet — und der nach dem Untergang der alten Götter als der ersten einer in der neuen Himmelsburg wohnen wird? Dann werden

Unbesät Acker tragen.

Böses wird besser: Balder kehrt heim;

Höder und Balder haufen im Sieghof

Auf der Walgötter Weihgrund:

so kündigt es die Seherin, und eben von dieser Weissagung müssen wir ausgehen, wenn wir das Wesen Balders verstehen wollen. Balder wird einst wiederkehren: dieser Glaube

spricht aus dem Lied vom „Gesicht der Seherin“ so deutlich wie der Wunsch, die helle Erwartung seines Kommens aus dem Gifurlied widerhallt. Balder, dessen schuldloser Tod nach demselben Gedicht mit Anlaß war, daß das Verhängnis über die Menschen und Götter hereinbrach, er wird auch wiederum jenen Frieden bringen, der schöner und einfacher nicht bezeichnet werden kann als mit den Worten der Seherin, daß Balder und Höder, der Liebling der Götter und sein Töter, einträchtig vereint dort wohnen werden.

In eddischen Liedern erscheint Odin maskiert vor einem Riesen und ein andermal vor einem König und gibt ihnen Rätsel auf. An der letzten Frage wird das Wissen der Ratenden zusehender, und offenbar wird ihnen beiden daraus, daß sie mit Odin selber sich maßen. Die Frage lautet:

Was sagte Odin ins Ohr dem Balder,
 Eh' man auf den Holzstoß ihn hob?

Es bleibe dahingestellt, ob Uhlund mit der Annahme recht hat, Odin habe den Sohn an die einstige Wiederkehr erinnert; denn was der allwissende Riese, was König Heidrek nicht erraten und nicht erraten konnten, weil die Frage aus dem allgemeinen Bereich in den höchst persönlichen überlieferte, bleibt auch für uns ein Geheimnis. Sicher aber hatte eine solche Bedeutung der Draupnirring, zu deutsch „der Tröpfler“, den Odin dem Sohn gleichzeitig auf den Holzstoß legt. Der Ring hat die wunderbare Eigenschaft, daß jede neunte Nacht acht ebenso schwere Goldringe von ihm tropfen. Das sich im Gleichakt vermehrende Gold ist sichtlich ein Bild des Lebens und seiner Erneuerungskraft. Stets weiter pflanzt sich das Leben fort, ergänzt sich in ähnlichen Zeitabständen und kreist im Ring dabei zwischen zwei Polen, die wie oben und unten, Tag und Nacht, Leben und Tod gegensätzlich sind und doch wie Anfang und Ende zusammengehören. Der Mythos deutet selbst diesen Kreislauf an, wenn Balder den Draupnirring seinem Vater „zum Andenken“ wieder aus Höl heraussendet.

Gleichen Sinn hat auch die „Balderwimper“ (Balderbrä) genannte Pflanze, die in Dänemark, Schweden, Norwegen heute noch diesen Namen führt. Unsere Kamille ist damit gemeint mit ihrem Kranz weißer Strahlen um das goldene Sonnenauge. Nührt von dem Kranz der Vergleich mit den Wimpern, so ist die bekannte Heilbedeutung der Pflanze, aber auch ihre Farbe wohl der Anlaß geworden, sie zu Balder, dem „wohlthätigsten unter den Aßen“, in Beziehung zu setzen. Ihr Weißgelb mahnt an die Farben des Eies, des Ursymbols aller Fruchtbarkeit, und in gleicher Bedeutung, als Ort der Lebenserneuerung nämlich, erscheint hier und dort die goldene Mitte: der Fruchtboden bei der Blume und der Dotter beim Ei. Zum Gott, der die Gewähr des neuen Lebens bietet — eines goldenen Zeitalters nach den Worten der Seherin —, ist die Kamille also so sinnvoll in Beziehung gebracht wie der sich selber vermehrende Goldring. Wenn wir heute noch das Auferstehungsfest des gestorbenen, beweinten und aus dem Grabe neu aufsteigenden Gottes mit Eiern und Osterblumen feiern, so setzen wir nur Gedanken fort, die ähnlich im Balderdienst einst lebendig waren.

An Balder also knüpft sich die Hoffnung der Wiederauferstehung; das ist das Versöhnende an seinem Tod. Der Gedanke an Rache, sonst so gebieterisch in Liedern und Sagas hervortretend, steht hier zurück. Keiner der Götter denkt nach der Tat ernsthaft an Verfolgung des Mörders, und wenn ein anderes Eddalied — Balders Träume — von der Sorge des Vaters um einen Rächer spricht, die Verse von der Erzeugung des Wali und seinem Kampf mit Höder später auch in die Seherinnenrede eingeschoben wurden und wenn endlich Snorri die Rache an Loki vollziehen läßt, genauer gesagt, die Mythe von dessen Fesselung als Rache für seinen Verrat an Balder hinstellt, so sind das deutlich Weiterbildungen, die erst allmählich dem Kerne anwuchsen. Denn im Widerspruch zu einer derartigen Verfolgung erscheint Höder im Baldermythus von Schuld wie geistlich ent-

läßt dadurch, daß er blind dargestellt ist, daß er zum Zeitvertreib schießt wie die andern Götter und daß seine Waffe nichts ist als ein schwächiger Mistelzweig.

Es gibt eine verwandte nordische Sage, nach der auch ein Höder, Starlad nämlich (eigentlich Störkothr „der starke Höder“) seinen Gefolgsherrn Wilar als Opfer an Wodan mit den Därmen eines geschlachteten Kalbes aufhängen läßt und einen Rohrsproß gegen ihn schleudert, scheinbar arglos, so daß der König ruhig in die Falle geht. Die Därme aber werden zur Schlinge, und das Rohr wandelt sich tückischerweise zum Ser, so daß der König doppelten Tod vom Strang und vom Speer erleidet. Odin hat selbst den Rat dazu gegeben, Odin das Rohr heimlich verzaubert, ein Opfer auf diese Weise sich einlösend, das nach der Sage ihm schon bei der Geburt Wilar's von dessen Mutter zugesprochen war. Auch Balder heißt im Gesicht der Seherin ein Opfer, gewiß nicht bloß in dichterischer Umschreibung, sondern wie der dabei verwendete altertümliche Ausdruck wahrscheinlich macht, in Erinnerung an eine einstmals verbreitete Auffassung. Der Sinn des Opfers ist in dem merkwürdigen Spiel der Götter zu suchen. Ein alter Fruchtbarkeitsbrauch, bei dem ein Götterbild, ein den Gott vertretender Mensch oder eine Puppe aus Stroh mit Ruten bestrichen, mit Waffen beworfen oder, wie Orpheus von den Thrakerinnen, gar zerrissen, zerstückelt und dann dem Wasser übergeben wurde, spiegelt sich darin.

Auch die Mistel weist nach dieser Richtung. Sie fügt sich passend dem Mythos ein, weil die hoch auf Bäumen schmarogende, seltene Pflanze leicht übersehen und so auch von Frigg nicht wert geachtet wird, einen besonderen Eid ihr abzunehmen. Wahrscheinlich spielt aber auch ihre alte Zauberbedeutung hinein. Aus den mannigfachen Vorstellungen und Bräuchen, die sich heute noch an die Pflanze knüpfen, sei hier herausgehoben, daß am Dreikönigstag in manchen Gegenden die Kinder Mistelzweige brechen, zu ihren Tauspaten gehen und sie mit den Zweigen schlagen, um dafür kleine Geschenke zu bekommen. Wegen ihrer gabeligen Form wird sie gerne im Abwehrzauber, in Skandinavien auch als Springwurzel und Wünschelrute gebraucht. In der Bosasage ritt Busla, die Zauberin, in ihrem berühmten Fluch das Wort Mistil in Zauberrunen. Als besonders heilig, fruchtbarkeitsfördernd und krankheitsabwehrend galt sie den Kelten, deren Druiden sie unter feierlichen Zeremonien mit goldenem Messer abschnitten. Neben der auffälligen Gestalt wurde der merkwürdige Doppelsinn der Mistel offenbar Anlaß zu solchem Zauberglauben. Denn erscheint sie uns, zum Weihnachtsfest eingebracht, in ihrem Wintergrün als Sinnbild des Lebens, so kennt sie doch jeder zugleich als Schädling, der schmarogend an der Lebenskraft ihres Wirtes saugt.

Der Doppelsinn tritt denn auch in der Baldermythe scharf heraus, da der Mistelzweig zum todbringenden Wurfgeschloß in ihr wird und spätere Überlieferung ein vernichtendes Schwert aus dem Zweige machte, das in seinem Namen Mistiltein noch an den älteren Ursprung erinnerte.

Der Nachdruck der ganzen Mythe liegt im Gedanken, daß unser Leben nicht feil sei als um den Tod, als um das Opfer des Lieblings aller. Das Alte muß untergehen, damit Neues werde: für alle Wesen gilt dies Gesetz, selbst die Götter nicht ausgenommen. Balder ragt als der schönste im Kreise der Asen hervor, wie Sigfrid unter den Heldensöhnen. Sein Name kennzeichnet ihn als den „Tapfern“, als „Herrn“ und als „Fürsten“, und Frigg darf sich stolz vor den Göttern ihres herrlichen Sohnes rühmen (in Lokis Zankreden). Aber die spätere Sage hat nichts als seinen Tod festgehalten, eben weil sie einzig dies Urgeßet einschärfen und an einem Musterfall eindringlich darstellen wollte. Allen Wesen nimmt die Mutter Erde ab, aus dem unscheinbarsten steigt dennoch der Todespfeil; alle weinen über den Tod, und das ganze All hüllt sich in Trauer, aber einer freut sich: der als Hök verkappte Loki, und allein daß dieser Meiding nicht weint, verhindert Balders Befreiung aus Hel.

Vom Menschen aus gesprochen ist es der Krieg, der den blutigen Ausgleich bringt, der



Merovingischer Grabstein aus der frühchristlichen Zeit mit einer Darstellung, die auf den germanischen Wodan zurückgeht. (Rheinisches Museum Bonn)

als Opferrdienst daher von den Germanen aufgefaßt wurde. Balder ist ein Friedensfürst, und der von ihm bewohnten Stätte darf Frevel nicht nahn; Höder aber ist „der Krieg“ in seines Namens eigentlicher Bedeutung (zu althochdeutsch hadu „Krieg“, neuhochdeutsch Hader). Krieg und Frieden sind die wechselnden Phasen des Völlerlebens. Nur wer im Frieden dem Kriege fest ins Auge sieht, überwindet das Ende und gewinnt mit Balder das höhere Leben endlich versöhnter (nicht im Gericht auseinanderlassender) Pole.

Von der Verehrung Balders wissen wir wenig; doch ist sein Gedächtnis vielfach gefeiert worden, und nicht nur wurde sein Grab gezeigt, wurden Berge, Hügel, Quellen nach ihm benannt, auch Umzüge sind wahrscheinlich zu seinen Ehren veranstaltet worden. Saxo spricht einmal von einem Wagen, ein anderes Mal von einem Tragstuhl Balders, und Neckel hat darauf hingewiesen, daß der Ausdruck „Balder's Brandstoffsahrt“ und die Schilderung des pomphaften Aufzugs der Götter nur als Geleitzug richtigen Sinn habe und dann wohl einen jährlich wiederholten Kultumgang mit dem Leichnam Balders, des „Herrn“, spiegelt, bei dem ein Gode den König begleitete, wie Weiße-Thor neben Odin amtiert und mit dem Hammer den Holzstoß weicht. Hervorzuheben ist auch, daß die eigen-

tümliche Schiffsverbrennung im Wasser geschichtlich nicht, nur noch sonst aus der Sage belegt ist und eine Vermengung darstellen dürfte der gewöhnlichen Feuerbestattung mit der im späteren Volksbrauch vielfach bezeugten Sitte, das stellvertretende Bild des gestorbenen Gottes dem Wasser zu übergeben.

Hervorzuheben ist, daß Valder, der mächtige „König“ und „Herr“, trotz seines Todes als Gott erscheint, der seinen Tempel auf Erden und wie die übrigen Asen seine weithin glänzende Halle am Himmel hat. Er ist der Sohn des höchsten Götterpaares, und wie er selber durch Weisheit sich auszeichnet, so stammt von ihm Forseti, der „Vorsitzer, Richter“, der „in Güte beständig die Fehden begleicht“ in Glitnir, der auf Goldsäulen ruhenden, silbergedeckten Glanzhalle.

An Valder knüpft sich schließlich die große Wiederkunft. Nicht er allein wird das goldene Zeitalter bringen, aber unter den ersten wird er in der neuen Walhall wohnen, nicht ein Hochgericht wird er dort abhalten zur endgültigen Scheidung der Bösen und Guten, zur völligen Aufspaltung der Gegensätze: sein bloßes Erscheinen mit Höder zusammen ist die Bürgschaft der Versöhnung allen Widerstreits.

Achtet man genau auf die Untertöne, so wird man sagen müssen: tief wie kaum eine Religion hat sich das kriegerische Germanentum in den Mythen und Strophen vom Gotte Valder mit dem Problem der Versöhnung auseinandergesetzt.

Unsere letzteiszeitlichen Cro-Magnon-Vorfahren und die Frage der Neger-Entstehung

Von Professor Dr. Hans Meinert, Kiel

In meinem Aufsatz über den „Ursprung der nordisch-fälischen Rasse“ in Heft 6 dieser Zeitschrift mußte ich am Schlusse erwähnen, daß mit den Skelettfunden aus der jüngeren Altsteinzeit Frankreichs auch ein anderes Rassenproblem angeschnitten wurde, das dem ersten Anschein nach der Rassenentstehung unserer eigenen Vorfahren außerordentlich fern zu liegen schien. Es ist die Frage, ob in der „Kindergrötte“, einer der Felshöhlen an der Riviera bei Mentone-Grimaldi, am 3. Juni 1901 neben den großen Cro-Magnon-Menschen auch die urchümlichsten Vertreter der heutigen Negerrasse gefunden worden sind. In der Fachliteratur ist dieses Rassenproblem seit der Entdeckung der Höhlen und vor allen Dingen durch die umfangreiche Arbeit von Berneau 1906, also seit über 30 Jahren, viel besprochen und trotzdem bis heute noch nicht zu einer Lösung geführt worden. Es war in der genannten ersten Arbeit bereits gesagt worden, daß diese Frage mit ein Anlaß war, daß mir die deutsche Forschungsgemeinschaft nach Einladung der französischen Fachgenossen die Reise nach Frankreich und die Untersuchungen an den Fundstellen selbst ermöglichte.

Es mag zur Erklärung vorausgeschickt sein, daß nach unseren heutigen Kenntnissen am einmaligen gemeinsamen Ursprung aller vorzeitlichen und heutigen Rassenlinien der Menschheit nicht gezweifelt werden kann. Die Menschwerdung selbst, begründet auf eine Ahnenschaft schimpansenähnlicher Menschenaffen, war also ein einmaliger Vorgang, der eine gemeinsame Rassenlinie betraf, ohne daß es möglich wäre, die Zahl der daran teilnehmenden Individuen anzugeben. Aus dem Ahnenverlust, der uns aus der heutigen Sippschafts- und Familienkunde bekannt ist, wissen wir ja, daß schon nach wenigen Generationen die Stammeslinien verschiedener Familien in einer einzigen zusammenlaufen. Da die Menschheit sicher mehr als anderthalb Million Jahre seit ihrem Ursprung hinter sich hat, ist es theoretisch nicht ausgeschlossen, daß es für die heutige Menschheit einmal ein Urelternpaar gegeben hat, obwohl die Menschheitsentstehung,

Abb. 1. Das Doppelgrab der Grimaldi-Skelette aus der Kindergrötte von Mentone (nach Berneau)



wie gesagt, auf eine größere, nicht feststellbare Personenzahl zurückgeht. Es ist deshalb selbstverständlich, daß die verschiedensten heutigen Rassen irgendwann einmal von den gemeinsamen Stammformen abgezweigt sind; und ebenso sicher ist es auch, daß diese Abzweigungen nicht zu gleicher Zeit an einem Punkte des Stammbaumes stattgefunden haben.

Nun sind die Neger sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung vom europäischen Rassenbild sehr weit entfernt, während z. B. die Australier in körperlicher Hinsicht unverkennbare Verwandtschaftszüge mit der europäischen Rasse erkennen lassen. Man wäre deshalb

wohl geneigt anzunehmen, daß die Rassenspaltung zwischen Neger und Europäer viel weiter zurückläge als die zwischen Australier und unserem Stamm. Aber nach allen heutigen Erkenntnissen wird das Gegenteil der Fall sein. Ich bezeichne die große Rassengruppe, die Australier, Weddas, Minus, Polynesier und Europäer umschließt, als „mittlere Linie“, weil ihr körperliches Erscheinungsbild sich am besten auf die Urformen zurückführen läßt und weil es zwischen der Haupttrasse der Neger und Mongolen in mancher Beziehung die Mitte hält. Aber die Trennung des australiden Teiles vom europiden Stamm der mittleren Linie läßt sich fast bis an den Anfang der Eiszeit zurückverfolgen, während wir sowohl für die Neger wie für die Mongolen eher die Anzeichen einer verhältnismäßig späten Trennung von der mittleren Linie besitzen.

Wenn wir hier von einer „späten Trennung“ sprechen, so ist das geologisch zu verstehen; für unser Vorstellungsvermögen handelt es sich trotzdem um eine Reihe von Jahrzehntausenden, von der wir uns, an geschichtliche Zeiten gewöhnt, doch keinen rechten Begriff machen können. Ich hatte damals schon ausgeführt, daß das Verständnis für eine Rasse nur dadurch erreicht werden kann, daß man auch andere Rassen mit in seine Betrachtungen einschließt. Denn jede Rasse wird ja nur dadurch erklärbar, daß sie sich von anderen unterscheidet. Wir treiben also auch dann eigene Rassenkunde, wenn wir uns um die Aufhellung des Problems der Entstehung der Negerrasse kümmern. Diese Tatsache wird uns um so eindringlicher vor Augen geführt, wenn wir in den

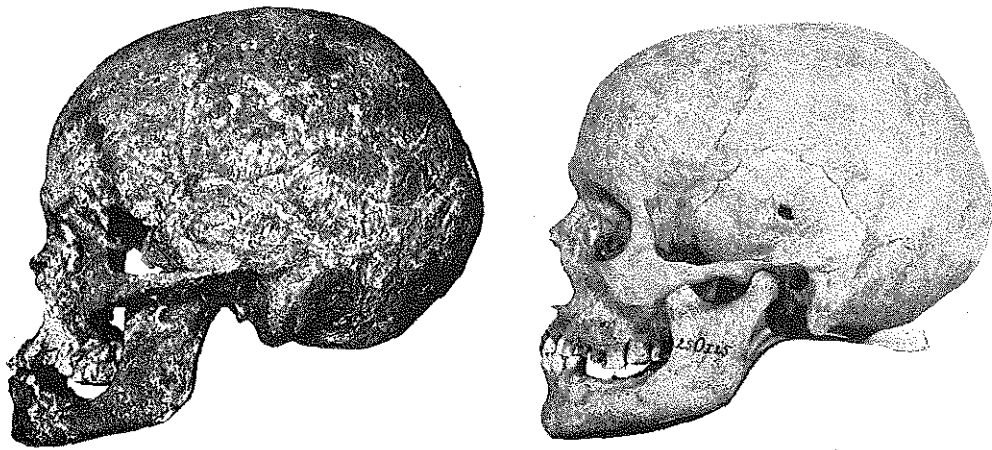


Abb. 2. Der Schädel der Frau von Grimaldi (nach Verneau). Abb. 3. Schädel eines Neumannen der Völkerverwanderungszeit (Paläontologisches Museum der Universität Heidelberg)

Grotten von Mentone aus der Früh-, Jung-, Altsteinzeit während der letzten großen Vereisung Skelettfunde machen, die fast alle zur großen europäischen Cro-Magnon-Rasse gehören und doch dabei auch Skelette antreffen, die sehr aufdringlich an Neger erinnern.

Es handelt sich also um die Doppelbestattung, die in der tiefsten Schicht in der genannten „Kindergrötte“ bei Grimaldi aufgedeckt wurde. Dort lag ja in einer Mulde, die mit roter Ockererde ausgefüllt war, ein Jüngling in seitlicher Hockstellung, der eine ältere Frau, ebenfalls in Hockstellung, aber mit dem Rücken nach oben gekehrt, in seinen Armen hält. Man hat die ganze Bestattung mit ihrer Grundlage aus der Höhle ausgehoben und in dem anthropologischen Museum Monte Carlo-Monako ohne jede Veränderung ausgestellt. Ich glaube, man kann sich des Eindrucks der Rührung nicht erwehren, wenn man vor dieser seltsamen Beisetzung steht. Auch die Skelette zeigen, heute wie vor etwa fünfzigtausend Jahren, das Bild menschlicher Liebe und Verbundenheit; die Schädel und Skelette sind sich so ähnlich, daß man sicher mit Familienverwandtschaft zu rechnen hat. Vermutlich ist es der Sohn, der seine Mutter bis über den Tod hinaus in den Armen hält; auf dem Schädel des Jünglings befinden sich heute noch in Reihen angeordnet durchbohrte Schneckenhäuser, die als Zierat auf einer Pelzmütze oder als ein Schmuckband sein Haupt bedeckten. Andere Beigaben, die diesen Eiszeitmenschen nützlich waren, haben ihnen die überlebenden Angehörigen mit ins Grab gelegt.

Wer mit Verständnis diese Grablegung aus der Eiszeit betrachtet, dem wird auch heute noch die damalige Zeit wieder lebendig — und nun kommt etwas Auffälliges, was ich auch an dieser Stelle einmal betonen will. Das anthropologische Museum von Monako liegt auf dem offenen Platz vor der Kathedrale auf dem Monakofelsen. Die Tür steht offen; es bedarf keiner umständlichen Anmeldung, um die reichhaltigen Funde aus dem benachbarten Grotten von Mentone zu besichtigen. In der Nähe dieses Museums befindet sich das weit bekannte ozeanographische Museum des Fürsten von Monako. Und während sich nun Scharen von Besuchern, Reisegesellschaften, die mit Autobussen von weiten Orten der Riviera zusammengeholt werden, in das Meereskunde-Museum drängen, um Walfröhen, ausgestopfte Haifische und Seeigel, Fischfanggeräte und Perlmutterknöpfe zu sehen, ist es im anthropologischen Museum, wo die ältesten Vertreter unserer Homosapiens-Vorfahren liegen, so einsam und still, daß ich meine Untersuchungen und Messungen im Museumsaal selbst vornehmen konnte, ohne gestört zu werden.

Rassentypisch sind diese beiden Skelette, die man deshalb auch durch den Namen

besonders kennzeichnete, von den übrigen Cro-Magnon-Menschen auffällig verschieden. Ihre Kiefer sind vorgebaut, Unterarme und Unterschenkel sind verhältnismäßig lang — das sind Merkmale, die wir sonst von Negern her kennen. Verneau gab nach der Gegend und nach dem Namen der Fürstenfamilie von Monako den Namen „Grimaldi-Skelette“; und seitdem spricht man von der negerähnlichen oder negroiden Rasse von Grimaldi. Es verbindet sich also damit die Frage, ob die beiden Grimaldi-Menschen Vertreter einer Negerasse sind, ob sie in diesem Falle an der italienisch-französischen Riviera bodenständig sind oder als Zuwanderer, von Afrika her, angesehen werden müßten. Die Möglichkeit, über Gibraltar und durch Spanien an die Riviera zu kommen, muß auch für die damalige Zeit zugestanden werden. Daneben bestanden aber auch Zweifel, ob wir überhaupt in den Skeletten neger-rassistische erblicken dürfen. Verneau selbst hat ja nur von Negerähnlichkeit gesprochen und 1906 darauf hingewiesen, daß solche Negerähnlichkeiten auch noch im Schädelbau der heutigen Bevölkerung dort zu finden sind. Das wäre allerdings kein Gegenbeweis, denn noch aus geschichtlichen Zeiten wissen wir ja, wieviel negerisches Erbgut in die Mittelmeerländer hineingekommen ist.

Als Verneau seine Arbeit schrieb, hatten wir, wie ich am Schluß des vorigen Aufsatzes schon ausführte, aus Afrika überhaupt noch keine menschlichen Fossilfunde. Man konnte damals mit Recht sagen, daß die Grimaldi-Skelette die ältesten und die einzigen eiszeitlichen Reste waren, an denen wir Negermerkmale feststellen konnten. Auch heute haben wir im gleichen Sinne noch nichts, was sicher älter ist; aber es liegen doch Funde aus Afrika vor, bei denen man mit Negerzugehörigkeit rechnen muß.

Die französischen Fachgenossen hatten meine Untersuchungen selbst gewünscht, weil die Entscheidung an den Grimaldi-Skeletten heute besonders schwierig ist. Und das mußten die eigenen Untersuchungen bestätigen. Die Schädel sind rekonstruiert, sie zeigen nicht mehr ganz die natürliche Beschaffenheit, die sie bei Lebzeiten ihrer Besitzer gehabt haben. Es ist sogar auffällig, daß Verneau sie in einem anthropologisch richtigeren Zustand beschrieben hat, als sie sich heute befinden. Überblickt man aber alle Skelettfunde aus den Riviera-Grotten, die sich auf fast 15 Individuen belaufen, so muß man zu folgenden Feststellungen kommen: Die beiden Grimaldi-Skelette unterscheiden sich von den meisten anderen durch ihre Größe. Ihre Körperhöhe wird nur etwa 156 cm bei dem jungen



Abb. 4. Schädel des jungen Mannes von Grimaldi (nach Verneau). Abb. 5. Schädel einer Australierin (Anthropologisches Institut, Universität Kiel)

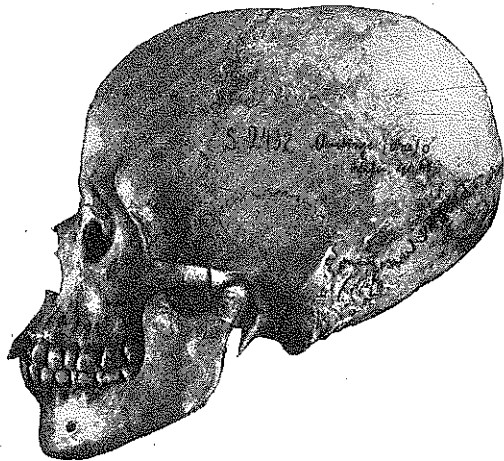
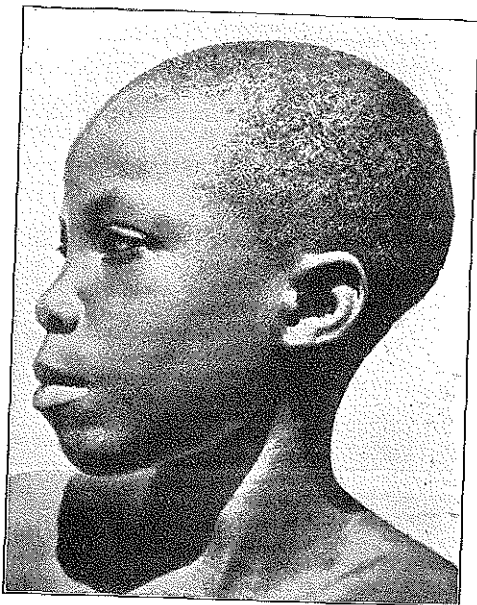


Abb. 6. Schädel eines Kamerun-Negers.
(Aus Martins Lehrbuch der Anthropologie)

Mann und 159 cm bei der Frau betragen haben. Im Verhältnis zu vielen anderen Cro-Magnon-Skeletten erscheint das nicht als groß; aber ich muß immer wieder darauf hinweisen, daß wir auch ausgeprägte Cro-Magnon-Vertreter haben, die ebenfalls nicht größer gewesen sind. Wenn man vorurteilsfrei Schädel verschiedener Rassen betrachtet, wird man immer wieder einzelne finden, die durch besondere Ähnlichkeiten an die Grimaldi-Schädel erinnern. Dazu hatte ja bereits Verneau Beispiele aus Italien

und Frankreich gebracht. E. W e r t h bildet den Schädel eines Andamanen ab, d. h. eines zwerghüchigen Negritos von den Andamanen-Inseln im Indischen Ozean. Ich füge außer einem früher schon gebrachten Schädel eines echten Negers jetzt noch die Schädel einer Australierin und eines Alemannen aus der Völkerwanderungszeit (aus dem Paläontologischen Museum aus Heidelberg) hinzu. Bei allen finden wir Züge, die an die Grimaldi-Schädel erinnern. Der Neger Schädel steht in der Ähnlichkeit aber keineswegs an erster Stelle. Die hochgewölbte und gebogene Mittellagittallinie der Grimaldi-Schädel und ihre eingezogene Nasenwurzel entspricht vielmehr der Cro-Magnon-Rasse als der der Neger. Auf das auffällige Vorstehen der vorderen Kieferkante war in dem früheren Aufsatz bereits hingewiesen; und zwar nicht nur bei den Grimaldi-Schädeln, sondern auch beim Patensfund von Cro-Magnon, der damals in Abb. 1 nach der Originalphotographie veröffentlicht war. Die auffälligste Übereinstimmung zwischen Grimaldi und Neger bleibt dann schließlich beim Unterkiefer bestehen. Aber gerade der Unterkiefer ist ein schlecht verwertbares Vergleichsstück; er ist einer der Knochen, die am menschlichen



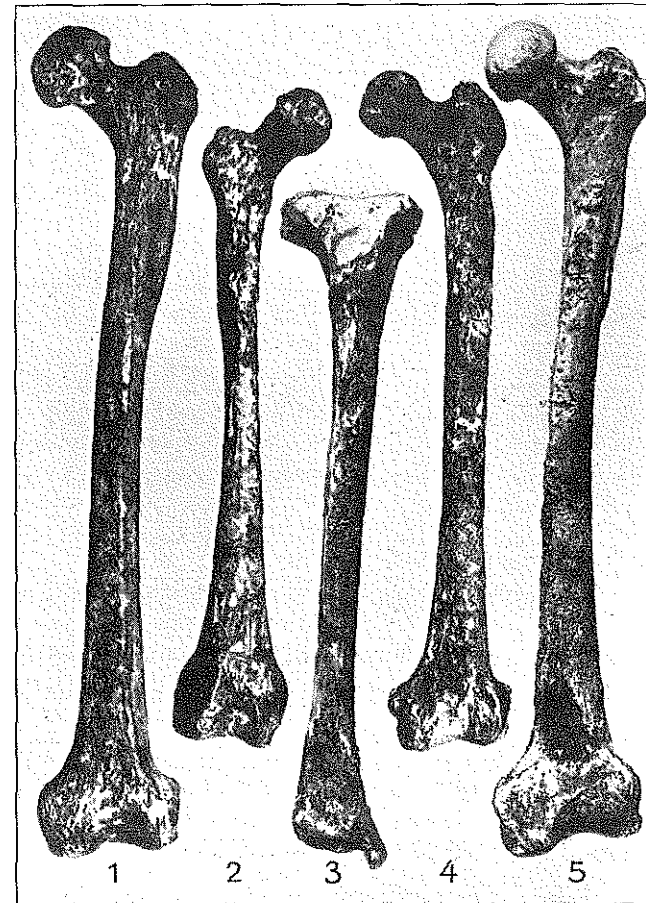
Skelett am stärksten variieren. Beim asiatischen Negrito, beim Australier und beim jungen Mann von Grimaldi haben wir die gleichen Übereinstimmungen, die durch den niedrigen Ast und das schwach ausgebildete Kinn hervorgerufen werden. Beim Alemannen-Schädel und bei der Frau von Grimaldi beruht die Ähnlichkeit nicht nur in dem zufällig gleichen Zahnverlust. Der niedrige Ast ist beim Alemannen sogar noch negerähnlicher als bei der Grimaldi-Frau.

Auch die Gliedmaßenproportionen, die die Grimaldi-Skelette zeigen, sind nicht nur bei Negern zu finden.

Man muß also der alten Schlussfolgerung von Verneau insofern zustimmen, als die Grimaldi-Menschen einesteils Merkmale auf-

Abb. 7. Kopf eines jungen Negers aus Kamerun.
(Aus Atlantis 2,37)
Phot. Gasse-Galver

Abb. 8. Schenkelknochen aus den Gräbern der Höhlen von Mentone. Von links nach rechts: 1. Cro-Magnon-Mann „langer Kerl“ aus der Kindergrötte (Oberschenkel). 2. Junger Mann von Grimaldi (Oberschenkel). 3. Großer Mann aus der Barma Grande (Schienbein). 4. Frau von Grimaldi (Oberschenkel). 5. Großer Mann aus der Barma Grande (Oberschenkel) (nach Verneau).



weisen, die negerähnlich sind, sich aber auch bei anderen primitiven Rassen vorfinden und daß sie andererseits auch als uralte Formen des Aurignac-Kreises angesehen werden können. Darüber hinaus habe ich aber zu betonen, daß die Merkmale nicht nur bei primitiven Rassen, sondern auch bei nordischen Alemannen sich wiederfinden; d. h. also, auch aus der europiden Rassegruppe nicht ganz herausfallen. Legt man die Langknochen, vor allen Dingen die Oberschenkel der großen, über 2 m langen Cro-Magnon-Männer neben die Femora (Schenkelknochen) der Grimaldi-Skelette, dann ist der Unterschied allerdings außerordentlich groß; aber wir haben dann zwei Extreme verglichen, die auch in der heutigen Bevölkerung derselben Gegend noch genau so vorliegen.

Betrachten wir dazu noch die Kulturen, die sich in den Gräbern der Mentone-Grotten vorfinden, dann gibt es überhaupt keinen stichhaltigen Unterschied zwischen den Bestattungen der Cro-Magnon- und der Grimaldi-Menschen. Alles gehört, wie vor allen Dingen Obermaier schon nachwies, in das Aurignacien, also in die früheste Periode der jüngeren Altsteinzeit. Die Art der Beisetzung und die Beigaben sind so ähnlich, daß man bei Betrachtung des Gesamtmaterials unbedingt den Eindruck der Gleichzeitigkeit gewinnen muß. Durch ihre Lagerung in der untersten Schicht zeigen sich die Grimaldi-Menschen vielleicht als älter an; und trotzdem habe ich mich des Eindruckes nicht erwehren können, als ob alle hier bestatteten Menschen einmal einer großen Sippe angehört haben. Aber man kann daraus noch nicht nachweisen, ob Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende das Grimaldi-Grab von den Cro-Magnon-Bestattungen trennen. Ich glaube nicht, daß es Jahrtausende gewesen sind; denn denselben Schmuck von Schneckenhäusern an der Kopfbedeckung haben wir beim Grimaldi-Jüngling und bei Cro-Magnon-Männern; und die feingearbeiteten Ketten aus kleinen Knochen, Zähnen und Fischwirbeln, die in künstlerisch ansprechender Weise heute noch die Handgelenke der Frau von Grimaldi zieren, finden wir ebenso bei den übrigen Cro-Magnon-Skeletten.

Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß die beiden Grimaldi-Leute als fremde Rasse schwarzhäutig und kraushaarig zwischen den hellfarbigen Cro-Magnons mit welligem Haar gelebt haben sollten. Wirkliche Neger sehen auch im Schädel anders aus. So werden wir uns damit bescheiden müssen, daß durch das Doppelgrab aus der Kindergrötte bei Grimaldi die Frage nach der Herkunft der Neger nicht gelöst worden ist und wohl auch nicht gelöst werden kann. Dabei bleibt bestehen, daß uns hier zum ersten Male bei fossilen Menschen skeletten negerähnliche Merkmale aufgefallen sind; aber das reicht nicht hin, um daraus Menschen nach der Form heutiger Neger zu rekonstruieren; denn ebenso groß sind auch die Beziehungen zu jungpaläolithischen europiden Menschen, wenn wir uns nicht auf eine zu enge Begrenzung einer großwüchsigen Cro-Magnon-Rasse festlegen, die keineswegs allein das damalige Rassenbild beherrscht hat.

Die Frage der Entstehung der Neger ist nach wie vor ohne Afrika nicht zu lösen. Unsere landläufige Anschauung, daß der Neger als eine Wärmeform der Menschheit mit dem „schwarzen“ Erdteil auch entwicklungsgeschichtlich verbunden ist, besteht durchaus zu Recht — auffällig ist nur, daß die ältesten Kennzeichen des Negerischen uns auch in Afrika keineswegs früher entgegentreten als die beiden Grimaldi-Menschen an der Riviera.

In den letzten Jahren ist uns Afrika auch mit Funden aus der menschlichen Stammesgeschichte näher gekommen. Wir haben den zu erwartenden Beweis, daß schimpansenähnliche Menschenaffen schon im Tertiär Afrikas gelebt haben. Wir wissen ferner, daß es sogar bis in die letzte Periode der Eiszeit hinein, als bereits der Homo sapiens existierte, in Südafrika schimpansenähnliche Menschenaffen gab, die ihrem Schädel und Gebiß nach an Menschenähnlichkeit alles übertrafen, was uns heutige Menschenaffen zeigen können. Ich habe jetzt in eigener Bearbeitung die ersten Funde von Affenmenschen aus Afrika, die dem Pithecanthropus von Java entsprechen.

Auch die Neandertaler-Form fehlt in Afrika nicht. Der Mensch von Broken Hill, der Homo rhodesiensis, vertritt in seiner Schädelform das, was wir in Europa als Neandertaler oder Urmenschen der Eiszeit bezeichnen. Aber alles das ist nicht negerisch, sondern gehört zweifellos zur mittleren Rassenlinie, die, wie schon gesagt, heute in ihrer uralten Form durch den Australier, in ihrer Hochentwicklung durch den Europäer dargestellt wird. Erst wenn wir in die Zeit kommen, die auch dem Doppelgrab von Grimaldi entspricht, finden wir in Afrika Formen, bei denen das Problem der Negerzugehörigkeit wenigstens besprochen werden kann.

Ein typischer Neger Schädel ist nämlich unverkennbar: außer den vorstehenden Rändern des Unter- und Oberkiefers, die neben den dicken, aufgeworfenen Lippen den Prognathismus (Vorschnauzigkeit) des Negers bedingen, gehören dazu: zwischen breiten Backenknochen eine niedrige und breite Nasenöffnung, eine ganz flache Nasenwurzel, die ohne Vertiefung in die glatte Negerstirn übergeht, die keinen vorspringenden Glabellaarwulst besitzt. Der Gehirnschädel zeigt kindlich-weibliche Merkmale: Eine steilgestellte, im Scheitel rechtwinklig umgebogene Stirn, dazu auffällig betonte Stirn- und Scheitelhöcker. Der Scheitel selbst ist beim Neger bekanntlich gerade, niedrig und flach; der ganze Gehirnschädel länglich-schmal, also langschädelig.

Derartige Schädel, bei denen man ohne jegliche Einschränkung die Diagnose „Neger“ stellen kann, sind uns aber erst aus der jüngeren Steinzeit bekannt. Selbst schon in der mittleren Steinzeit, für die wir als runde Jahreszahl einmal 10 000 einsetzen wollen, haben wir sowohl in Afrika wie auch in Palästina Fossilfunde, bei denen man an Rassenmischung denken möchte. Die Schädel zeigen vielfach, vor allen Dingen im Gesicht, die beschriebenen Negerkennzeichen; der Übergang von der Nase zur Stirn entspricht den Anforderungen aber nicht. Wir haben eine eingezogene Nasenwurzel und darüber einen vorgewölbten unteren Stirnteil. Heutige Neger aus denselben Gegenden haben

ganz ähnliche Schädelformen. Bei ihnen wissen wir aber geschichtlich oder können es auch an anderen körperlichen Merkmalen feststellen, daß sie aus europider und negrider Rassenmischung entstanden sind. Wir kennen den Wandertweg der Hamiten von Nordafrika aus nolaufwärts, durch Ostafrika bis zum Kap und dann wieder nordwärts bis Deutsch-Südwest; kulturell ist dieser Weg durch die dem eigentlichen Neger fremde Rinderzucht gekennzeichnet. Und überall, wo solche hamitischen Negermischlinge mit reinen Bantu-Negern zusammenkommen, sind sie die Herrenvölker. Aus Ost- und Südafrika haben wir aber schon zu Zeiten der Grimaldi-Funde Skelettreste, die wir ohne weiteres zu den Cro-Magnon-Menschen Europas stellen können. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß wir die viel bewunderte Kunst aus der jüngeren Steinzeit Europas bis in den Süden Afrikas hinab wiederfinden. Hier haben sicher gleichartige Menschen sich auch rassengebunden-ähnlich künstlerisch betätigt.

Wo bleibt also der Neger? Sind die Schädel aus der jüngeren Altsteinzeit Afrikas, die negerische Merkmale in Verbindung mit europiden Kennzeichen aufweisen, die Reste von Rassenmischlingen, bei denen wir zufällig bisher immer nur die eine Komponente gefunden haben? Oder befinden wir uns erst in einer Zeit, wo die Ausbildung des heutigen Negers begann? Es war schon gesagt, daß die geologisch kurze Periode Menschengenerationen genug enthält, um die völlige Umwandlung in das typisch negerische herbeizuführen. 50 000 Jahre enthalten fast 2000 Geschlechterfolgen; dagegen verschwinden auch unsere ältesten Stammbäume. Aber auch in Afrika ist der Neger nicht schlechtin eine Rasse. Pygmäen und Buschmänner weisen solche Unterschiede auf, daß man sie als besondere Rassen im großen negritischen Kreis ansehen muß. Es war auch versucht worden, in diesen Zwergen die Ur-Neger zu erblicken; aber wirkliche Beweise liegen dafür nicht vor. Der auf Fossilfunde gestützte Verdacht, Reste von Zwergen in Händen zu haben, geht auch nicht weiter zurück, als es für die Neger der Fall ist. Denn alle Berichte aus Afrika, den Homo sapiens in alteiszeitlichen Schichten gefunden zu haben und damit die Stammesgeschichte auf den Kopf zu stellen, haben die Probe für ihre Altersangabe nicht bestanden.

Nehmen wir alles zusammen, dann haben wir für Afrika ebenso wie für Asien und Europa die Tatsache, daß die menschliche Entwicklung bis zur Urmenschen- oder Neandertaler-Zeit, d. h. bis in die letzte große Vereisung hinein, in den Formen der mittleren Linie verläuft. Gegen Ende dieser letzten Eiszeit stoßen wir auf Skelette, die in mancher Beziehung Negeranzeichen erkennen lassen. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob damit der „Neger“ beginnt. Für die beiden Grimaldi-Menschen aus der Kindergrötte, umgeben von europäischen Cro-Magnon-Menschen und der zugehörigen Aurignac-Kultur, liegen nicht genug Gründe vor, in ihnen Neger zu erblicken oder sie als Zeugen für den Ursprung der schwarzen Rasse zu nehmen. In Afrika selbst würde uns diese Annahme leichter fallen; aber da wir die Cro-Magnon-Menschen auch dort festgestellt haben, ist die Möglichkeit einer Rassenmischung gegeben. Noch fehlt uns ja mit eiszeitlichen Menschenfunden das innere und das westliche Afrika. Es wäre hier wirklich zu früh, wenn man, gestützt auf unsere bisherigen Ergebnisse, ein abschließendes Urteil geben wollte. Ausgedachte Hypothesen darüber, was alles möglich sein könnte, haben für die Rassenkunde keinen Zweck.

Aber der Neger hat mit Europa nichts zu tun; er ist das Produkt des schwarzen Erdteils, wenn wir auch noch nicht sagen können, wann und wo diese große menschliche Haupttrasse mit allen ihren Unterabteilungen entstanden ist. Und wenn wir an klassischer Fundstätte Europas, die sicher unsere eigenen Ahnen enthält, die Reste von Menschen finden, bei denen man zu der Vermutung geführt wurde, sie könnten irgendwie neger-rassisch sein, dann zeigt das, mit welchen Schwierigkeiten die Forschung nach der Entstehung der Menschenrassen verknüpft ist — Schwierigkeiten, an die man nicht denkt, wenn man die heute so klar unterschiedenen und einander gänzlich wesensfremden Haupt-rassen der Menschheit nebeneinander sieht.

Nordischer Dreiklang

Don Werner Deubel

Vor hundert Jahren sproßten am Stamm unserer Kultur die neuen Zweige einer germanischen Mythologie und Sagenforschung, der deutschen Sprachwissenschaft, der Landschafts-, Volks- und Stammeskunde hervor, und es begann das sorgfältige Sammeln von Brauchtümern und Märchen, Volksbüchern und Volksliedern. In den Namen der Grimm, Görres, Creuzer, Arnim, Fouqué, Uhland, Clement, Riehl wandte sich der deutsche Geist leidenschaftlich dem eigenen Wurzelboden zu. Selbst das „Land der Griechen“ verlor an Glanz und rückte fern, indes zum ersten Male sich die Blicke der Deutschen mit heimweh-schwerer Inbrunst nach dem Norden richteten.

Als Landschaft und germanisch geprägtes Volkstum entdeckt wurde der Norden erst von Ernst Moritz Arndt, der vier Jahre in Schweden gewesen war und noch in seinem hohen Greisenalter die Erschütterung dieses Erlebens folgendermaßen geschildert hat: „Indem ich nun dieses nordischen Geistes und meines Zusammenlebens mit demselben in längst verschiedenen Tagen gedenke, überfällt mich gleichsam etwas Schamanisches, eine Verzüchtung und Entrückung; ich werde aus meinem deutschen Leibe heraus und in ein Leben zurückgerissen, welches ein sehr glückliches und reiches gewesen ist; es ist mir, als müßte ich die verrosteten Sporen wieder anschnallen und den weitausgreifenden Rappen meiner Jugend wieder satteln und durch die Zauberlieder und über die Berge des alten Nordens hingaloppieren.“ (Aus „E. M. Arndt, Nordische Volkskunde“. Herausgegeben von Otto Huth. — Reclam.) „Was Arndt in Schweden entdeckte, war nicht weniger als ein damals noch gegenwärtig-lebendiges Germanien... In Schweden fand Arndt alles das noch lebendig, was zu seinem großen Schmerze in Deutschland schon fast vernichtet war.“ (Otto Huth.)

Keine Fragestellung, die heute im Mittelpunkt unseres Erneuerungskampfes steht, fehlt im Umkreis der romantischen Kulturleistung. Von hundert Beispielen, die man anführen könnte, sei nur dies genannt, daß bereits Arndt ein Erbhofgesetz gefordert hat. Es ist nur zu verständlich, daß in unserer Zeit, da man aus der Pflege der noch unversehrten Wurzelkraft die Blüte einer neuen völkischen Kultur erhofft, die Blicke sich wieder nach Norden wenden, und zwar in erster Linie nach dem Norden, der enger als Island und England durch politische und dichterische Überlieferung mit Deutschland verbunden ist: nach den drei skandinavischen Ländern Schweden, Norwegen und Dänemark.

Denn die englische Seele — das ist für uns Shakespeare. Aber Shakespeare ist heute längst zum Deutschen geworden und lebt in uns weit unmittelbarer als in den heutigen Engländern. Der Weg nach Island hinwiederum führt über Norwegen, dessen Sprache sich zum Altisländischen verhält wie das Italienische zum alten Latein; wie wir denn der herrlichen Sammlung „Isländische Volkslieder“ (Kallmeyer, Wolfenbüttel-Berlin 1929) von Jon Leifs mit Staunen entnehmen, daß uralte isländische Weisen heute noch in Norwegen gesungen werden.

Den sichtbaren Norden hat uns am umfassendsten der geniale Lichtbildner Kurt Hiel-scher in seinem Bildwerk „Dänemark, Schweden, Norwegen“ erschlossen. Vom Daimon des Schauens getrieben, fühlt und wühlt er sich ein in Seele und Wesen der Länder, wie es sich ausdrückt in der unberührten Landschaft und in den Menschentwerken, in Bauern-häusern, Schlössern, Kirchen, Trachten, Geräten und Schnitzereien. Verträumte Sommer-bilder wechseln mit der Herbstmelancholie und starrender Winterpracht, und in die Grund-afforde aus dem bäuerlichen und bürgerlichen Alltag mischt er die Hochklänge stolzer Herrensitze. Man hört vor seinen Bildern durch zerzauste Wipfel den Seewind strömen, hört das majestätische Schweigen der Eis- und Felswelt uralten Hochgebirgs und unter-



Abb. 1. Hünengrab in Schiffsform. Aus Hiel-scher, „Dänemark, Schweden, Norwegen“. Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

weltlicher Fjordgewässer. Keiner hat so beredt wie Hiel-scher die Atmosphäre der Landschaft gespiegelt. Da singt das große Pathos einer Meeresküste, es duften birkenum-schleierte Wiesenründe, und in dichterischer Feinfühligkeit schenkt uns sein Zauberauge ein sagenumwittertes Schloß nicht eher, als bis der rechte Wolfenhimmel es düster über-leuchtet, so daß es wie eine Ballade zu tönen beginnt. Einen besonderen Sinn hat Hiel-scher für die stillen Dinge, die Künzeln alter Dächer oder schmaler Gassenpflaster, licht-durchrieselte Laubwipfel und wettergebleichtes Pflanzenwerk, wuchernde Hecken und frie-rendes Kahlgeäst, — besonders aber für die Elemente der Steine und Gewässer, glatt-gewachsenes Urgefels und verwittertes Gemäuer, fahle Kreideklippen und lichtgemusterte Basaltsteinwände, dampfende Wasserfälle und eisige Bergseen, schilfige Weiher und schaumig anrauschende Brandung.

Durchwandert man mit witternder Seele diese Bilderwelt und versucht, den nordi-schen Dreiklang auseinanderzufalten, so offenbart sich, daß jeder seiner Töne eine andere verwandte Saite in uns zum Schwingen bringt und daß dennoch ihnen allen und un-serer deutschen Empfindung das Eine, das Mythische und Rassistische, gemeinsam ist.

Norwegen — das ist Wikingerwelt, die aus Wappen und Seestraßen, Siebeln und Runen und den wandumfleideten Schiffsmasten der telemarkischen Holzkirchen zu uns spricht und heute noch wie ferner verwehter Schall aufgrüßt aus Jbsens „Peer Gynt“, aus den rassistigen Weisen E d v a r d Griegs, des letzten Romantikers der Musik, ja selbst noch aus des weltbefahrenen Sam-sun wehmütigen Romanen — Wikingerwelt, wie wir sie seit zweihundert Jahren im Blute tragen, seit wir Nor-

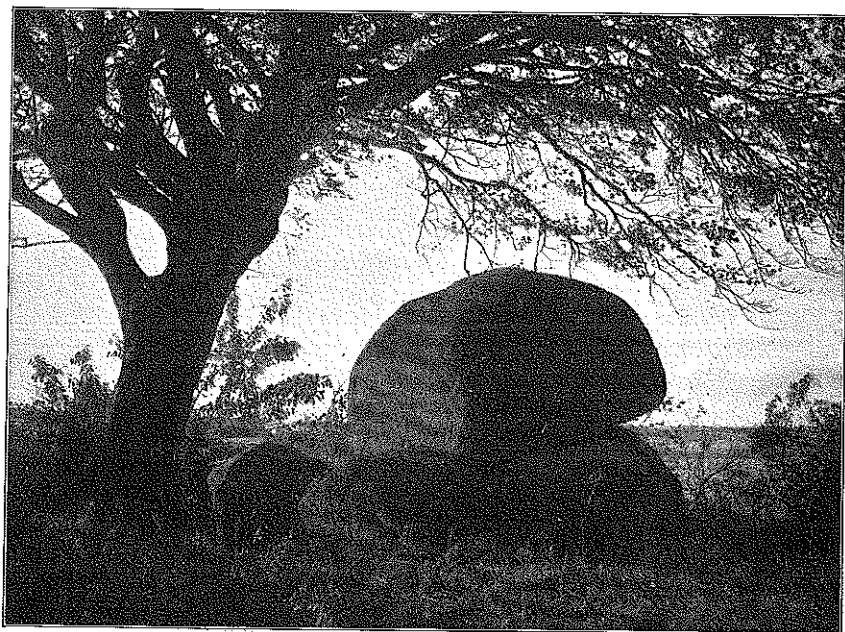


Abb. 2. Hünengrab bei Svesten Ewenstrup. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen“. Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brochhaus, Leipzig

wegen, das trogige Felsland „Rochlin“ mit seinen von Lanzenprall, Schwerthieb und Totenklage umflogenen uralten Herrscherfizen Uthorno und Gormal, aus Ossians wilden Gefängen kennen und wie wir sie gelebt haben in den meeresfernen Todesfesten unserer Marine im Großen Kriege.

Wenngleich die deutsche Hanse bis in späte Zeit auch die norwegischen Küsten mitumfassen hat, so sehen wir doch die Schicksalsfäden deutlicher, mit denen uns die geschichteweibende Norne mit den nähergelegenen beiden anderen Ländern verbunden hat. Schweden, der älteste Staat Europas, das Stammland der Goten, ist die eigentliche germanische Völkerwiege. Zwischen den Küsten rings um die urtümliche Burgunderinsel Bornholm spannt das ruhelos herüber- und hinüberkreuzende Weberschiff des gemeinsamen Rassegeschicks ein immer dichteres Geflecht von Bindungen und Beziehungen. Wohl grenzt das Danewerk, der alte Dänenwall längs der Eider, schon in frühen Zeiten vom Norden jenes Deutsche Reich der Mitte ab, in dem fürder bis auf den heutigen Tag nicht nur das germanische Schicksal geformt wird, sondern das für den ganzen Erdteil die Entscheidungen in sich auszutragen hat.

Aber wieder und wieder sehen wir die skandinavischen Länder in den bald düster, bald sieghaft leuchtenden Schicksalswirbel des ringenden „Reiches“ hineingerissen werden und mit um das Geheimnis kreisen. Hessische und Holsteiner Fürsten, Pommern, Oldenburger, Mecklenburger und Wittelsbacher werden nach Norden gerufen und walten auf dänischen und schwedischen Thronen. In der Hoffnung auf eine rassistisch-gemeinsame, neue Germanenreligion gehen die nordischen Staaten geschlossen zur lutherischen Freiheitslehre über. Zweimal, unter dem Wasa Gustav Adolf und dem Pfalz-Zweibrücker Karl dem Zwölften, erscheinen Schweden wehrhaft mitten im Reich, um das Hinwelkende aus den Unheilshänden der Habsburger zu reißen. Aber beide Male spricht die Gottheit ein vernehmliches Nein. Dem, der bestimmt ist, ein Schicksal zu erfüllen, kann man es tragen helfen; abnehmen kann es ihm keiner. Das ist der Sinn der Bruder-

schlacht von Fehrbellin. Gleichwohl — sehen wir im Standbild am Stockholmer Schloß den zwölften Karl, den Pallasch in der Faust, groß wie eine Sagengestalt, aufgeredt vorm hellen Wolfenhimmel stehen — die Ferne, in die gebietend und voll heroischer Sehnsucht seine hochgehobene Linke weist, ist auch unsere Ferne, unser geheimes Wanderziel. Alles, was an heldischem Glanz und äußersten Möglichkeiten im schwedischen Volke lebt, ist einmal und nie wieder Gestalt und Wirklichkeit geworden unter diesem einen König. Die Schweden wissen es; ihr letzter Dichter, Werner von Heidenstam, hat es seherhaft ausgesprochen.

Seitdem ist Schweden in den Schatten zurückgesunken; der „jüdische Schwarzalb“ sät sein Gift in das noch immer arglose Land. Die Seele Schwedens schläft tief in den endlosen Wäldern, in den Bauten von Stockholm (dieser neben Paris lehten Blüte europäischer Hochkultur), in dem Schiffsgrab von Raseberga, in den Wasserburgen von Drevro und Vadstena, in den Mauern und Türmen der alten Goten-, Hanse- und Piratenfestung Wisby, in den öden Bergmarken des hohen Nordens, in den Königshüengräbern von Uppsala; und lebt nur noch in den geisterhaften Sagenbildern, die vor dem völligen Entschwinden festzuhalten in letzter Stunde die große Dichterin Selma Lagerlöf bestimmt war.

Alle Flüsse Norwegens stürzen ins Weltmeer, alle Ströme Schwedens suchen die Ostsee. Beide Wasservelten vereint haben Dänemark geprägt. Zwischen dem geschichtlichen Ostrand, der in Schlössern und Häfen und Festungen und Ruinen von menschlichen Schicksalen, Königen und Kriegen kündet, und der sturmverwehten Dünenküste zwischen Fanö und Stagen dehnt sich das Land der Inseln wie ein ungeheurer Garten, leise leuchtend in gedämpften Farben und überschleiert von einem unaßbaren Duft von Sehnsucht und Trauer. Rinnen des Licht und raunende Schatten weben Märchenluft um die stillen Städtchen und die schwandurchfurchten Traumseen, in denen sich die rötlichen Ziegelmauern, die schlanken Türme und grünen Kupferdächer der edlen Schlösser spiegeln.

Dänemark ist uns das Land Riels Lyhnes und der Maria Grubbe. Wir schmecken seinen Seewind, riechen

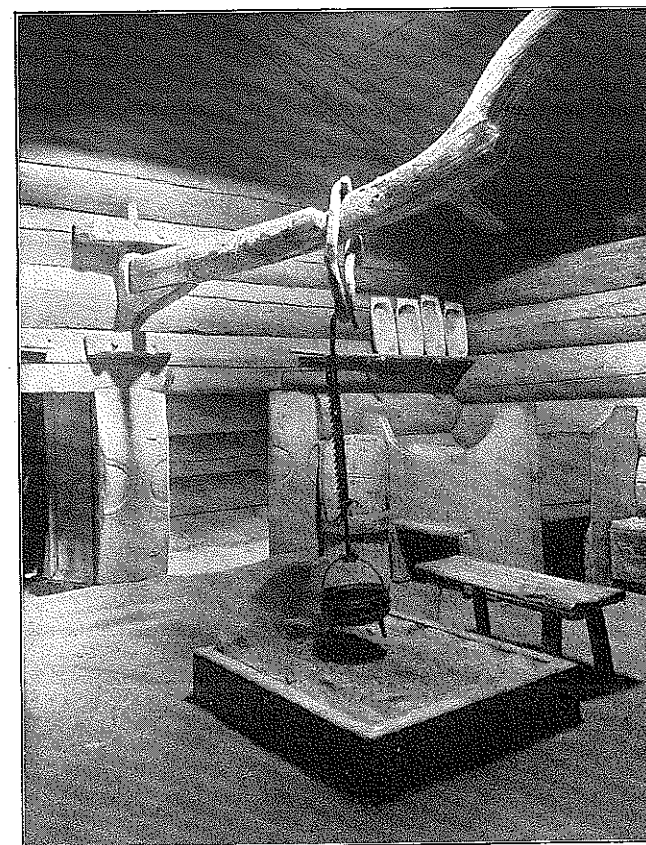


Abb. 3. Oslo Bygdoy, Herdstube aus Setesdal. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen“. Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brochhaus, Leipzig

den verwehten Rauch seiner Dächer, atmen seinen Duft von Wiesen und Teichen. Wir denken an Andersens reichgesponnene Märchenwelt, wir sagen: Jens Peter Jacobsen — das ist Dänemark, voll Schicksal und Süße und ahnender Schwermut des Wellens, wie sie förmlich greifbar um das alte Königsschloß von Kronborg weht, von dessen Terrasse einst in grauen Zeiten der unsterbliche Dänenprinz umdunkelten Blicks hinaussah auf den ruhelosen, hochüberwölkten Sund — jener Hamlet, von dessen Gestalt wir Deutschen nicht loskommen, weil wir in ihm unser eigenes Geheimnis rätselhaft gespiegelt finden.

Zwar hat uns die Zeit und das Schicksal stählern gehämmert, aber im letzten Jahrhundert zerlaffte verhängnisvoll unser Wesen in Traum und Tat. Was von Wikingern will in uns lebte, ergoß sich verführt in die Unternehmervelt der Zahlen und Maschinen, deren macht- und fortschrittlicher Lärm jenes Wiedererblühen der deutschen Seele, jene Welt beschwörender Gedichte und Gesichte, der völkischen Träume und kühnen Entwürfe unserer revolutionärsten Epoche von Sturm und Drang bis zur Romantik erbarmungslos zer schlagen hat. Oder nur verschüttet —?

Heute, da im Sinne der deutschen Kulturrevolution die Notwendigkeit der „Umwertung aller Werte“ vom Führer bis zum letzten Volksgenossen alle Deutschen ergriffen hat — heute, da wir einer Fahne schwören, deren Zeichen das heilige Sinnbild der ewigen Erneuerungskraft des Lebens und der Seele ist, da wir der europäischen Zerkleinerung Halt gebieten im Namen der altehrwürdigsten Werte, die es gibt, im Namen der Landschaft und der Rasse — sollten wir nicht hoffen dürfen, gerade jener alte, unerlöschene Wikingerville wenigstens der besten Volksteile werde nicht nur mehr gebannt in den Zahlenwirbel der toten Sachen, der Unternehmungen und Gründungen, des erdausbeutenden Macht- und Besitzerverbs hinüberblicken, sondern im Zeichen der deutschen Kulturerneuerung die Kluft endlich schließen, die großen Baupläne der Romantik vollenden und sich der höch-

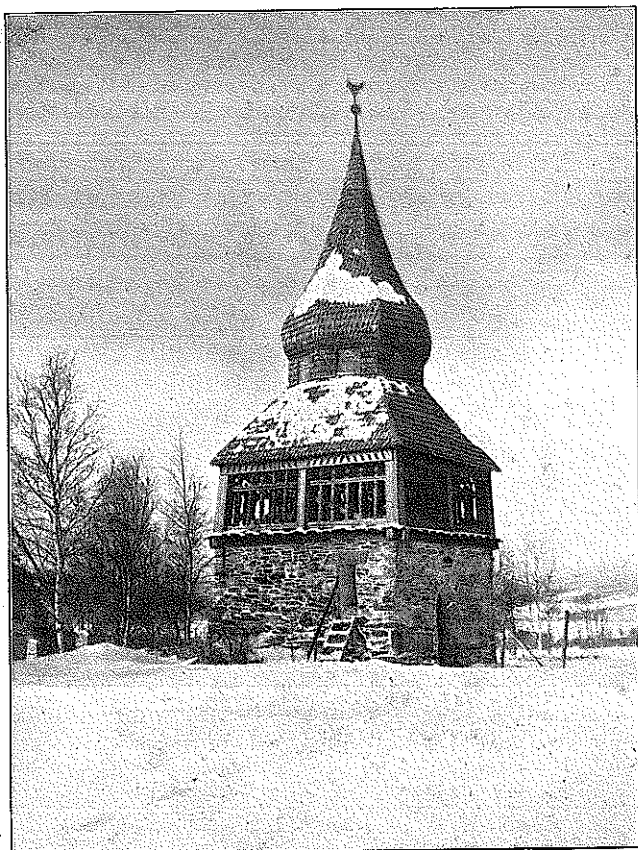


Abb. 4. Are (Jämtland). Glockenturm. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen.“ Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig



Abb. 5. Stockholm, Königliches Schloß, Denkmal Karls XII. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen.“ Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

sten Aufgabe widmen, alle jene damals in der Blüte erstickten Wiedererneuerungs- und Wachstumskräfte zu Frucht und Reife aufzupflegen? Dann würde der alten Hamletfrage:

Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam,

heute aus deutschem Raum klarer und vernehmlicher denn je die Schicksalsfrage der Hölderlinverse antworten:

Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigne Seele leugnest...
Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?

Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins

Don Freerk Hape Hamkens

Um vorgeschichtlich bedeutsame Stätten, besonders um Gräber, gehen oft Sagen oder Flurnamen, die verraten, daß diese Orte einst besondere Bedeutung genossen haben. Nicht oft sind solche Sagen zu erklären oder ist der geschichtlich richtige Kern zu erkennen. Manchmal aber geben Grabungen eine überraschende Bestätigung des überlieferten. Wohl der bekannteste solcher Funde ist das Königsgrab von Seddin, wo der dreifache Sarg des Königs Hinz tatsächlich gefunden und als dem Ende der Bronzezeit zugehörig erkannt wurde. Ebenso traf eine Reihe anderer von der Sage berichteter Einzelzüge zu. Ähnlich



Abb. 1. Dronningshoi bei Schuby, Kreis Schleswig, von Norden
Aufn. F. S. Samtens

steht es um den Silberfessel von Befatel; auch hier bewahrte die Volksüberlieferung durch Jahrtausende das Wissen von dem kostbaren Schmiedewerk.

In Schleswig-Holstein finden sich gleich bedeutende, wenn auch kaum bekannte Stätten, von denen eine in unmittelbarer Nähe der alten Landeshauptstadt Schleswig gelegen ist. Es ist das der Dronningshoi.

Er liegt am Deckerkrug bei Schuby. Die Abbildung 1 zeigt seinen jetzigen Zustand. — Der Name Dronningshoi ist dänisch und lautet in deutscher Übersetzung „Königinshügel“. Diese Bezeichnung wird durch eine Sage begründet, die Karl Müllenhoff in seinen „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg“, Kiel 1845, Seite 19, Nr. XVI, 2, mitteilt. Sie lautet:

Am Deckerkrug bei Schuby, in der Nähe der Lohheide bei Schleswig, ist ein kleiner Hügel, den man Dronningshoi nennt. Er ist von Soldaten aufgeworfen, indem sie die Erde in ihren Helmen zusammentrugen. Hier hat die swarte Margret einmal einen anderen Fürsten erschlagen.

Sie hatte nämlich Krieg mit ihm. Aber da sie sah, daß es ihr nicht gut gehen werde, schickte die alte listige Frau zu ihm und ließ ihm sagen, es wäre doch unrecht, daß so viele tapfere Leute um ihre Willen sterben sollten; besser wäre es, daß sie und er allein ihren Streit ausmachten. Der Fürst dachte mit der Frau wohl auszukommen und nahm das Anerbieten an. Als sie nun miteinander fochten, sagte die Königin zu ihm, er möchte ihr doch einen Augenblick Zeit geben, sie wolle nur ihre Sturmhaube, wie man sie damals trug, ein wenig fester binden. Der Fürst erlaubte ihr das; sie aber sagte, daß sie ihm doch nicht trauen dürfte, wenn er nicht seinen Degen bis an die Parierstange in den Grund stecke. Auch das tat der Prinz. Aber da ging sie auf ihn los und schlug ihm den Kopf ab.

Er ist in Dronningshoi begraben, und die Leute, die dabei wohnen, haben ihn noch oft sitzen sehen vor einer silbernen Tafel mit einem silbernen Leetopf, einer silbernen Milchkanne und einer silbernen Tasse.

Die erwähnte „swarte Margret“ ist nach Müllenhoff gestorben 1283; Splieth erläutert sie näher als Margareta Sambiria, 1282 gestorben und in Doberan begraben. Da aber in allen Sagen die swarte Margret eine Königin von Dänemark genannt wird, so müssen wir sie in die Zeit von 1353 bis 1412 setzen. Sie ist unstreitig die bedeutendste Frauengestalt der schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn zahlreiche Sagen von ihr erzählt oder an ihren Namen gehängt wurden.

Den Namen „Dronningshoi“ kennt auch schon Paulus Cyprius (1536–1609). Er gibt auch schon in seinen *Annales episcoporum Slesvicensium* auf Seite 276 die von Müllenhoff angeführte Sage, daß der Hügel von Kriegerern aufgeschüttet wurde, die die Erde dazu in ihren Helmen herbeigetragen haben.

Im Jahre 1886 wurde der Dronningshoi von Wilhelm Splieth ausgegraben, der darüber in der „Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte“ im 16. Band, 1886, Seiten 429/435 berichtete. Seine dort gegebenen Ausführungen, denen auch Abbildung 2 entnommen ist, liegen dem nachstehenden gefürzten Grabungsbericht zugrunde.

Höhe und Umfang des Hügels waren nicht mehr zu ermitteln, weil beträchtliche Erdmassen im Laufe der Jahre zu Wegearbeiten abgefahren waren. Die einstige Höhe läßt sich berechnen nach dem Umstand, daß man früher von seiner Spitze über das benachbarte Haus sehen konnte. Sie muß 8–9 m betragen haben. — Der jetzige Durchmesser ist 30 m; der frühere ist unbekannt.

Veranlassung zur Grabung waren mehrere Funde: 1885 fanden sich 3 m über dem Urboden und 2 m östlich des Mittelpunkttes in einem aufgeschütteten Steinhaufen zwei zertrümmerte Zierplatten aus Bronze mit Stachel an der Oberseite und Querriegel unten, wie Abb. 336 in F. Meistorf, „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“. Daneben lag ein prismatischer 9 cm langer Flintspan. Knochen wurden nicht bemerkt; es fand sich aber eine schwarze fettige Masse, die als letzte Spur der im Steinhaufen bestatteten Leiche angesprochen wurde. — An einer anderen Stelle wurde unter herausgeworfener Erde das 13,5 cm lange Blatt eines Flintspeeres gefunden.

Die Grabung wurde in der Mitte des Hügels begonnen, weil dort in Spatenstichtiefe zahlreiche Steine festgestellt waren. Der Grabbau, noch 1,50 m über dem Urboden liegend, war etwa 1 m hoch und aus rundlichen Steinen von Faust- bis Kopfgröße errichtet. Einige Steine erreichten ein Gewicht bis zu 50 kg. Der stiel-

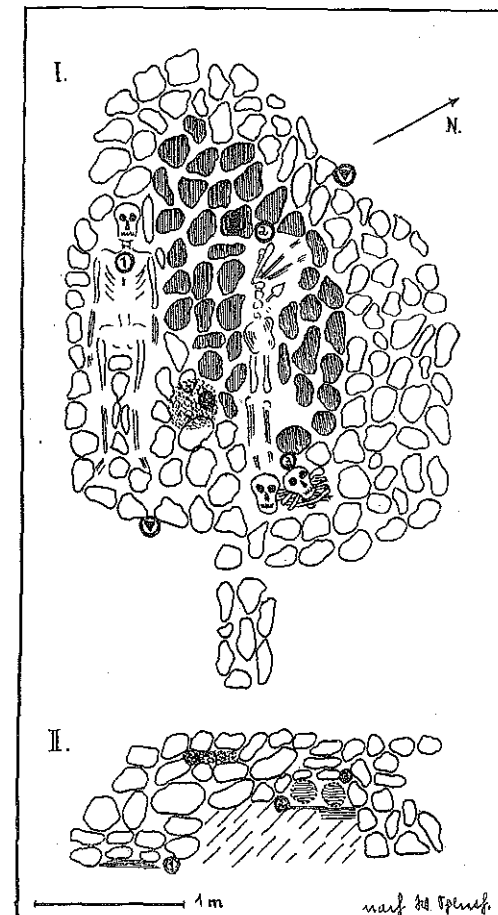


Abb. 2. Grabungsplan vom Dronningshoi

1. Zuerst gefundenes Skelett
2. enthauptetes Skelett
3. Knochenhaufen mit Schädel
4. Aschenschicht
5. O Bronzering
- Ⓐ Steinzeitliche Scherben

artige Ansat im Südosten bestand aus nur einer Steinschicht. Die etwa 1 m über der Sohle des Baues lag. Die äußeren Steine lagen in reinem gelblichen Sand, der sich scharf von der gemischten grauen Erde des Hügels abhob. Der fertige Steinbau wird an den Seiten, nicht aber oben, mit gelbem Sand bedeckt worden sein, eine Beobachtung, die Splieth damals schon an einer Reihe ähnlicher Bestattungen gemacht hatte.

Auf dem Steinbau lag in der durch Strichelung angegebenen Ausdehnung eine Schicht Eichenholz von 1–2 cm Stärke. In der Holzmasse fand sich ein 11,5 cm langer Bronzegegenstand von der Form einer zum Halbkreis verbogenen Nadel; er war von lockerem, gelblichem Pulver, wahrscheinlich Leder, umgeben. Splieth sieht in ihm das Bruchstück eines Ringes, wie Abb. 330 bei Mestorf a. a. D.

Nach Entfernung der Holzreste wurde der Steinhaufen abgehoben und bei (4) eine 3 cm dicke Kohlschicht gefunden.

Dann wurde das mit (1) bezeichnete Skelett freigelegt. Es war so von den Steinen zerdrückt, daß es sich nicht heben ließ. In der Gegend der rechten Schulter wurden Lederreste bemerkt. Bei der Bestattung hatte man kleinere Steine unmittelbar auf die Leiche gelegt, so daß noch Knochenreste daran haften, dann erst größere zum weiteren Aufbau des Grabes benutzt.

60 cm nach Osten lag ein zweites Skelett (2), ebenfalls sehr schlecht erhalten, in der aus dem Plan ersichtlichen Lage auf einer 50 cm starken Sandschicht. Der Schädel lag zu Füßen der Leiche, auf der Brust des Skelettes ein Flintspeer, wie Abb. 73 bei Mestorf a. a. D.

Unmittelbar neben Schädel 2 wurde ein dritter auf einem dicht zusammengepreßten Knochenhaufen freigelegt. Es erscheint ausgeschlossen, daß die Leiche etwa als Hocker beigelegt wurde und später zusammengefunken ist. Der Steinbau ist an dieser Stelle knapp 50 cm hoch und zeigt keinerlei Hohlraum. Die Knochen müssen also in der Lage eingehügelte sein, in der sie gefunden wurden.

Es liegt die Vermutung nahe, daß auch der Schädel 2 zu den Knochen gehören könnte. Die Untersuchung ergab aber, daß die Knochenreste unter Schädel 3 von nur einem Menschen sind. Da ferner bei Skelett 2 der Schädel fehlt, auch Knochenreste oder ähnliches an der Stelle, wo er gesucht werden muß, nicht zu finden waren, so muß angenommen werden, daß der zu seinen Füßen liegende Schädel 2 zu ihm gehört. Leider war bei dem mangelhaften Erhaltungszustand nicht zu erkennen, auf welche Weise Körper und Schädel getrennt wurden.

Sämtliche drei Bestattungen sind zur gleichen Zeit eingehügelt worden. Die gleichmäßige Aufschichtung des Steinbaues, die regelmäßige Verteilung der Erdschichten und die ungestörte Lage des umgebenden gelben Sandes sprechen dafür. Gestörte Schichten sind in dem Aufbau des Hügels nicht zu erkennen. — Zeitlich gehört das Grab an die Grenze zwischen Stein- und Bronzezeit; denn neben dem erwähnten Bronzegegenstand und den Steinwaffen fanden sich an den mit einem Dreieck bezeichneten Stellen eindeutig steinzeitliche Scherben.

Die Grabung ergab also einwandfrei die Richtigkeit der Überlieferung, daß in diesem Hügel ein enthaupteter Mann beigelegt worden ist. Da das Grab ans Ende der Steinzeit gesetzt wird, überdauerte die Sage vier Jahrtausende. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine der drei Bestattungen eine Frau geborgen hat, die vielleicht in einem Zusammenhang mit der Enthauptung steht. Die merkwürdige Bestattung 3 verrät jedenfalls, daß durch die Grabung längst nicht alles geklärt werden konnte.

Die Kunde von der enthaupteten Leiche verbreitete sich ziemlich rasch in der Gegend, und nun wurde erzählt, daß die Leiche 1 die der Königin Margarete sei. Sie habe aus Rache über ihre Tat verfügt, an der Seite des von ihr getöteten Fürsten bestattet zu werden, und dieser Wunsch sei ihr erfüllt worden.

(Schluß folgt.)

Schlange und Herz als Sinnbild

Von Misch Drend

Die Sage erzählt von der Schlange, die Midgard umgibt. Schlange und Welle wird gleichgesetzt für Meer und Wasser. Zu den Grundbedingungen des Erdenlebens gehört das Wasser. Ohne Wasser kann weder Tier noch Mensch noch Pflanze gedeihen. Daher gehört wie Licht und Wärme auch das Wasser zu den geweihten Dingen. Die Verleiblichung fand diese Anschauung in den Elfen, also in den Quell- und Flußgeistern, die in dichterischer Gestaltung nie aufgehört haben, ihre Rolle zu spielen.

Wie der Bauernhof mit Vorliebe an einer ergiebigen Quelle angelegt wurde, so auch das Dorf. Denn eine Bauernwirtschaft ist ohne Wasser für Mensch und Vieh schlechterdings nicht denkbar. Aber auch der Pflanzenbau erfordert Feuchtigkeit und den Träger der Feuchtigkeit, das Erdreich.

Somit ist mit dem Wasser auch das Erdreich als Träger und Gefäß des Wassers mitgenannt, denn auch die Erde ist unfruchtbar und ohne Leben, wo das Wasser und die Feuchtigkeit fehlen. Damit ist innerhalb des Erdreiches das Wasser Vorbedingung für die Entfaltung des Lebens. Tier und Mensch bewegen sich und suchen die Quellwasser auf, um den Durst zu stillen; die Pflanze verkümmert an trockenen Orten, und der Samen kann hier nicht keimen.

Und wie das Blut durch den Leib strömt, so der Saft durch die Gewächse. Saft und Blut aber ergänzen sich aus dem Wasser der Erde. Und gleich den Blut- und Saftadern durchströmen die Erde Quellen, Bäche und Flüsse als ihre Blut- und Saftadern, die allem Leben auf der Erde zur Entfaltung dienen.

Vor der zerstörenden Macht des Feuers und der Dürre schützt allein das Wasser. Der sengende Sonnenbrand, der das Erdreich zu Sand und Staub brennt, zerstört alles keimende Leben, erst Wasser und Regen bringen die Gegenkräfte, die der Zerstörung und Abtötung des Lebens Einhalt gebieten können.

Somit bildet das Wasser die Gegenkräfte gegen Feuer und Sonne, wo beide im Übermaß wirken. Es bildet sie auch dadurch, daß es als Nebel aus den Tälern steigt und als Wolke Schatten spendet und in der Dürrezeit Regen, so daß der Kreislauf in alle Ewigkeit kein Ende nimmt.

Dieser Kreislauf des Wassers erst gibt die Gewähr, daß die Quellen fließen, daß Bäche und Flüsse ihre Gewässer durch das Gelände führen und daß dadurch Bäume und Pflanzen aus dem hochsteigenden Grundwasser auch in Zeiten, wo es keinen Regen gibt, die nötige Fruchtbarkeit erhalten.

Dieser Kreislauf ist aber nur die große Wiederholung des Kreislaufs in Pflanze und Tier, wo Blut und Saft dieselben Dienste tun wie die Wasseradern im Erdreich. Diese Gleichheit wieder hindert den Menschen, sich etwa außerhalb des Geschehens auf der Erde zu stellen und kraft seines Denkens und Erkennens sich als Ausnahme zu empfinden.

Wie Pflanze und Tier ist der Mensch von dem Kreislauf des Wassers abhängig. Wie in Pflanze und Tier kreist in ihm das Blut in gleicher Weise durch seine Adern, wie die Wasseradern das Erdreich durchströmen. Dieses Wissen, daß das Wasser eine andere Vorbedingung für das Leben ist, führte dazu, daß das Wasser dort, wo es als Quell ans Licht tritt, geweiht ist, daß die Brunnen geschützt sind, daß

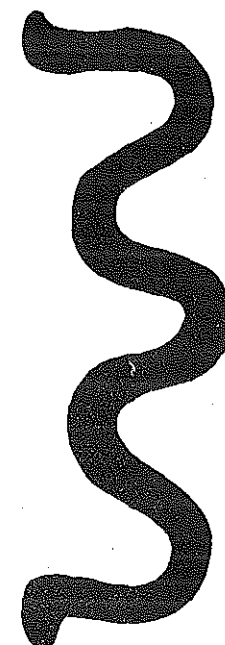


Abb. 1. Gemeindemarke und Viehbrandzeichen von Pruden. 1826

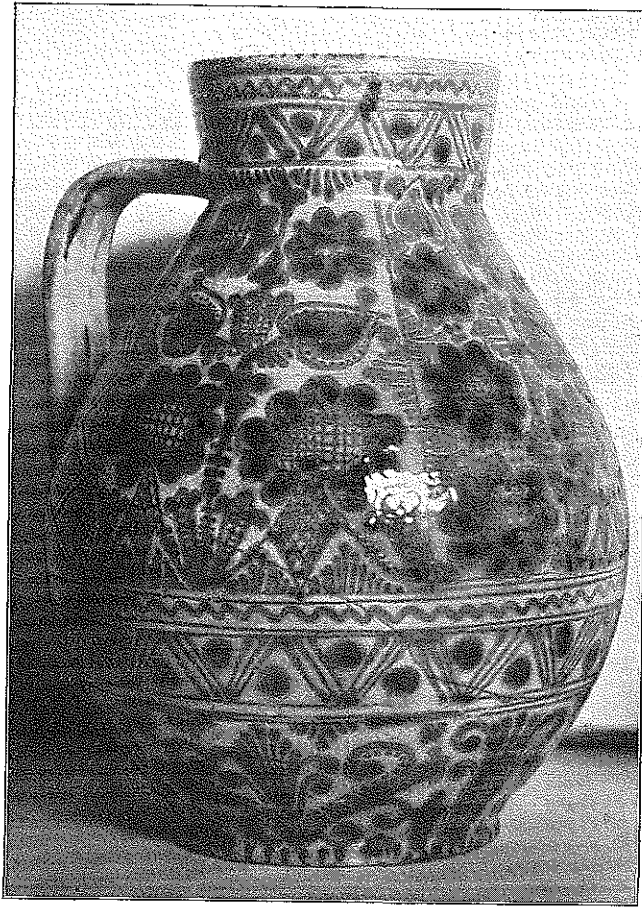


Abb. 2. Blau-weißer Tonkrug mit Wellenlinie und Zickzackstreifen, außerdem mit Blumensträußen verziert. (18. Jhdt.)

um sie allerlei Brauchtum sich rankt, denn in ihnen wohnt heute noch die „Brunnenfrau“ oder „Hädfrau“. Das Verunreinigen der Brunnen ist im Gemeinschaftsleben des Volkes noch heute eine der schwersten Missetaten, und als „Brunnenvergiftung“ ist die Scheußlichkeit solchen und ähnlichen Tuns zum gebräuchlichsten bildhaften Ausdruck der deutschen Sprache geworden.

Noch vor wenigen Jahren war das Reinigen der Feldbrunnen und das Fassen von neuen Quellen die Aufgabe der dörflichen Bruderschaft in den deutschen Dörfern Siebenbürgens, und der Ausritt dazu gehörte mit zu dem

mannigfachen Frühlingsbrauchtum des Dorflebens. An den Quellen und Feldbrunnen wurde ein junger Baum aufgesteckt, dessen Krone zu einem Kranz oder Rad geflochten wurde. So sehr die Nützlichkeit bei solchem Tun heute vorwiegt, ein Rest heiliger Handlung ist geblieben und wird — erstarbt im Brauchtum — dort empfunden, wo dies Brauchtum heute noch gepflegt wird.

Wie die Quellen und Brunnen ihre besonderen Namen haben, so ranken sich um sie Sagen und Mären, die oft einen mythischen Hintergrund haben und Märchen- und Sagenform überliefern, was einst Schau und Wissen in dichterische Form gelegt hatten. Das Bewußtsein aber, daß das Wasser als Lebenswasser geweiht ist, lebt im Bauerntum weiter und bezeugt damit, daß diese Erkenntnis mit zum altüberlieferten Weistum gehört.

Das Wasser ist lebenerhaltend, solange es von der Sonne erwärmt wird und im kühlen Erdreich seinen Kreislauf nimmt. Es ist jedoch lebensstörend, wenn es als Hagel und Schauer im Sturme daherkommt und niederschlägt, was mit seiner Hilfe hochwuchs.

Noch stärker lebenshemmend ist es, wenn die Sonne nicht Kraft genug hat, die Eisriesen zurückzudrängen und wenn das Wasser als Eis und Schnee sich über die Erde legt und das keimende Leben in der Winterstarre hält. Und was nicht festgefügt ist, in das dringt das Wasser ein und sprengt es beim Gefrieren auseinander. Und so wirken Winter für Winter die zerstörenden Kräfte des Wassers und reißen alles Morische auf, so daß es bei den nächsten Sommer Sonnenstrahlen zu Staub zerfällt.

Eis, Schnee und Kälte zwingen Mensch und Tier, sich ein schützendes Heim zu schaffen,

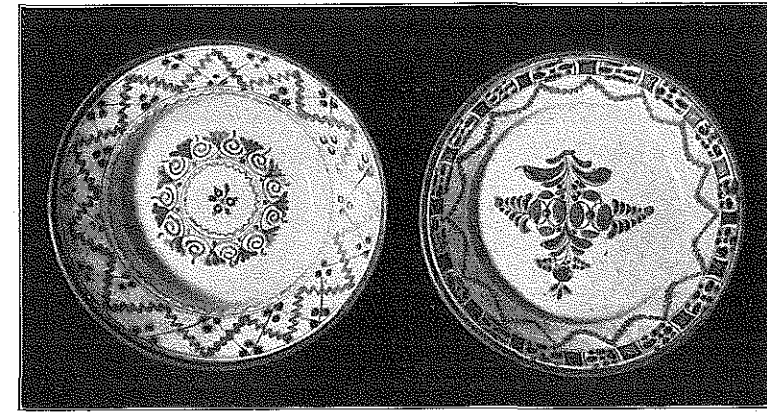


Abb. 3. Tonteller mit Zickzackstreifen auf dem Rand. (Um 1800)

sich mit Vorräten zu versehen oder wärmere Länder aufzusuchen. Eis, Schnee und Kälte zwingen den Menschen, seinen Leib zu schützen, sich ein Kleid zu schaffen. Mit dem Heim und mit dem Kleid aber beginnt die Kunst, beginnt das Sinnen und Schaffen über das unbedingt Notwendige hinaus.

Wintersnot lehrte den Menschen haushalten, Vorräte zu sammeln, planmäßig vorzusorgen, lehrte den Menschen aber auch, Erkenntnisse zu verwerten und neue Erkenntnisse zu sammeln, um eben der Winternot, dem Kampf mit den Eisriesen zu widerstehen, bis die Sonne selber eingriff und im Frühling sie endgültig vertrieb.

Die aufbauenden Kräfte des Wassers können sich nur solange lebensfördernd auswirken, als sie unter der Ordnung der Sonnenkräfte stehen, sie zerstören wieder, sobald sie aus dieser Ordnung treten. Darum sind sie selbst nicht lebensschaffend, sondern nur lebensfördernd durch die Sonne.

Das Wasser hat an sich keine Gestalt, es empfängt die Gestalt erst von dem Gefäß, das es trägt, sei es das Bett des Baches oder Flusses, oder die Ufer des Sees. Dem Wasser fehlen die gestaltenden Kräfte, und es kann nur durch die Wärme der Sonne für das Leben wirksam werden. Die Wärme der Sonne bewirkt den Aufstieg als Nebel und die Bildung der Wolken aus dem Regen, der Kreislauf beginnt.

Ohne die Sonnentwärme und das Feuer erstarbt das Wasser zu Eis und Schnee, die lebentötend sind. Um so stärker werden die Ordnungskräfte der Sonne gesehen, durch die das Wasser lebensfördernd wirkt und die ihm die Bedeutung geben, die es für Pflanzen, Tiere und Menschen hat.

Das Sinnbild des Wassers ist die Schlange, ist die Wellen- und Zickzack-



Abb. 4. Unglasierte Ofenachel mit Zickzackumrandung (14. Jhdt.)

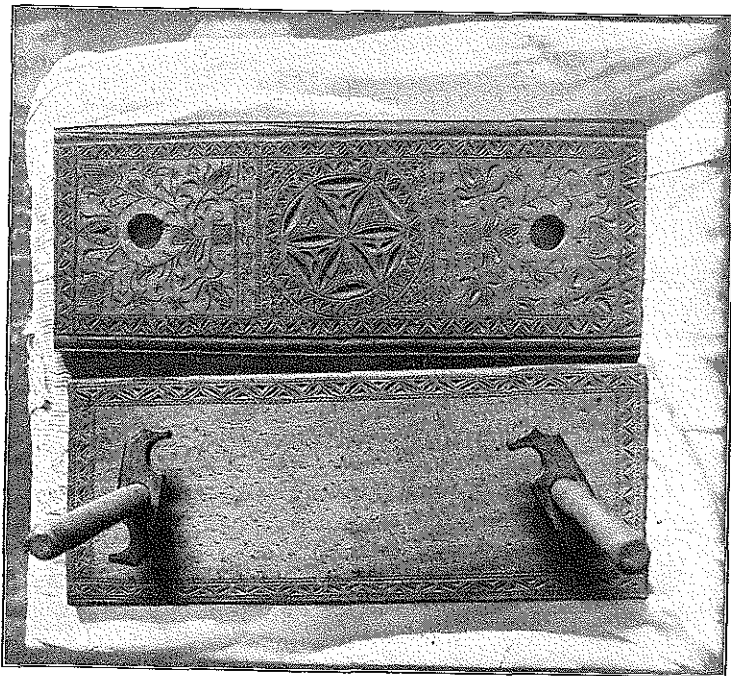


Abb. 5. Wäschepresse mit Zickzackstreifen als Umrandung, mit Sonnenrad und Blumenstrauß mit „Herzfern“. 1872

linie. Seit der Steinzeit sind sie als Sinnbild und Verzierung im Gebrauch. Ganz besonders wurde die Zickzacklinie im Kerbschnitt gepflegt. Ton und Holz sind ihre Träger, von der Völkerwanderungszeit ab auch der Stein.

Wenn auch das Sinnbild des Wäfers nicht die Bedeutung hatte wie die Sonnenzeichen, so ist

es doch häufig genug gewesen, um bis heute in der Volkskunst nachzuwirken und in den verschiedensten Auflösungsformen immer wieder aufzutreten. Aber auch als Gemeindemarke und Viehbrandzeichen ist es bis heutigentags in mehreren deutschen Gemeinden im Gebrauch und zeigt damit, daß es mit zu den Sinnbildern gehört, mit denen sich unsere Vorfahren umgaben und mit denen sie ihr Eigentum gekennzeichnet wissen wollten.

Im Zickzackmuster des Kerbschnittes und im Wellengang hat es die frühen Formungen bewahrt. Hier hat sich in mehreren Jahrtausenden in Griff und Schnitt und in der Formung nichts geändert.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Aus der Landschaft

Germanische Himmelskunde in der Treptower Sternwarte

Die seit dem 1. Juli 1936 unter der Schirmherrschaft von Oberbürgermeister und Stadtpräsident Dr. Lippert stehende Städtische Sternwarte zu Berlin-Treptow ist am 30. September 1937 durch Stadtschulrat Dr. Meinshausen ihrer neuen Bestimmung übergeben worden.

Gleichzeitig mit der Wiedereröffnung der Volkssternwarte, deren Aufgaben künftig in erster Linie auf dem Gebiet der Volks- und Lehrerbildung liegen sollen, ist der

Öffentlichkeit eine Bilderschau „Germanische Himmelskunde“ zugänglich gemacht worden. Die Sammlung lehnt sich eng an das bahnbrechende Werk von Otto Sigfried Reuter an, ist aber in einigen Teilen noch durch neues Bildmaterial ergänzt worden. Die Ausstellung erhält ihren besonderen Wert durch die Tatsache, daß Herr Reuter in weitherziger Weise eine ganze Anzahl der von der Meisterhand seiner Gattin entworfenen Originalzeichnun-

gen zur Verfügung gestellt hat, die seine „Germanische Himmelskunde“ schmücken.

Des weiteren hat Herr Prof. Leudt zwei Vergrößerungen von den Externsteinen zum Geschenk gemacht, die der Bilderschau gleichermaßen einen äußeren Reiz verleihen. Beiden Herren dankt der Unterzeichnete auch an dieser Stelle für das Interesse und Wohlwollen, womit sie seine Arbeiten in jeder Hinsicht gefördert und ermöglicht haben.

Vorläufig umfaßt die Sammlung etwa 90 Bilder, die folgendermaßen gruppiert sind: Symbolisches, Germanisches Richtungsbild, Hakenkreuz, Stonehenge, Externsteine, Kriemhildensstuhl, Althorner Kultstätten, Steinkreise zu Odry, Nordische Kallender, Volkstümliche Messungen, Oddi Helgafon, Altnordische Schiffahrt, Vinland, Der Leitstern, Der Sternenhimmel.

Es ist beabsichtigt, die Bildersammlung

zu einer dauernden Einrichtung und damit zu einer besonderen Aufgabe der Sternwarte zu machen. Die Ausstellung soll fortlaufend ergänzt und durch die Herstellung von Modellen usw. von den für die astronomische Ortung bedeutungsvollen Stätten erweitert werden. Vor allen Dingen aber wird man darauf bedacht sein, zielstrebig die Schulen an die germanische Himmelskunde heranzuführen, um in diesem Sinne für die Verbreitung des Wissens um den Hochstand der himmelskundlichen Kenntnisse unserer Vorfahren zu werben. Lehrer und Schüler sollen somit in der Treptower Sternwarte in dem uns zugewiesenen Rahmen eine Pflegestätte der germanischen Himmelskunde finden.

Berlin, im Oktober 1937.

Treptower Sternwarte.

Diedrich Wattenberg.

Die Bücherwaage

Martin Rind, **Götter und Jenseitsglaube der Germanen**. Jena, Diederichs Verlag. 1937. 231 Seiten. Geh. 3,40 RM., Leinen 4,80 RM.

Im Verlag Diederichs erschien soeben dieses neue Werk des rühmlichst bekannten Schweizer Gelehrten. Es enthält folgende Abschnitte: Naturgötter und Seelentwesen, Donar-Thor, Die Wanen, Balder, Die Götinnen, Verdunkelte Götter, Loki, Die Schicksalsmächte, Wodan-Odin. Es ist also eine „germanische Mythologie“, wenn wir ein Wort gebrauchen wollen, mit dem man solche Darstellungen früher zu bezeichnen pflegte.

Es ist leicht lesbar, in einem ausgezeichneten Deutsch geschrieben. Wir heben dies hervor, weil es leider nicht von vielen gelehrten Werken gesagt werden kann. Dabei ist es eine höchst gelehrte Arbeit, die ein weißlichstiges Quellenmaterial spielend meistert. Wir haben hier (1936, Seite 58ff.) Rinds großartiges Werk über den germanischen Hauptgott Wodan eine ebenso wissenschaftlich gründliche wie tiefdringende Untersuchung nennen können. Das gilt auch von der neuen Arbeit Rinds, die wir ebenfalls auf das lebhafteste begrüßen. Ihr großer Vorteil gegenüber den bisherigen germanischen Mythologien und Religionsge-

schichten ergibt sich aus dem Umstand, daß der Verfasser die deutsche seelenkundliche Forschung kennt und ihre Befunde auszuwerten vermag. Nur wer das zugrunde liegende Erlebnis kennt, kann den Mythos und Kult verstehen.

Da sich vielleicht mancher an dem Wort „Jenseitsglaube“ im Titel stößt, wollen wir einen Satz der Einführung, der den germanischen Glauben charakterisiert, wiedergeben. Er dürfte eindeutig sein und alle Bedenken beseitigen: „Das Jenseits liegt umfassen vom Diesseits, und das Diesseits mündet so ins Jenseits, daß schon im Leben und nicht erst im Tod ein Verkehr und Austausch herüber und hinüber stattfindet.“ — Da in der letzten Zeit viel über das Verhältnis von Thor und Odin, die beiden germanischen Hauptgötter, geredet wurde, möchten wir nachdrücklich auf die Bemerkungen Rinds im Nachwort (S. 200) hinweisen. Da heißt es: „Daß beide Götter als zwar in sich verschiedene, aber aufeinander bezogene Offenbarungen des männlichen Geistes der Germanen gelten müßten, möchten einzelne Volksgruppen, Landschaften und Stände unterschiedlich auch mehr dem einen oder dem anderen zuneigen, wußte das Volk und anerkannte die Dichter, indem sie Thor den

wahren Hort Asgards, zwar als Gefolgsmann, aber sonst ebenbürtigen Partner neben Odin stellten und dem engen Verhältnis durch die Sohnschaft Thors einen tief bedeutsamen Ausdruck verliehen. Ohne Thor wäre der urkräftige Grundstamm nicht und ohne Odin nicht die vielseitige Erweiterung, die Verfeinerung und die Vertiefung, nicht der Gelderwerb — so dürfen wir hinzufügen — eines Siegfried und Dieterich und nicht der jetzt noch in Liedern und Sagen laut tönende Nachhall ihrer Taten.“ —

Nach Erscheinen des Wodan-Werkes Munds mußten wir beobachten, daß von Sachkenntnis gänzlich unbeschwerter Schreiberlinge die Arbeit herabzusetzen und zu beschimpfen sich erdreisteten. Wir wünschen, daß sich dieses beschämende Spiel nicht wiederholt.

Dr. Otto Guth.

Wilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, neubearbeitet und bis 1936 fortgeführt von Joh. Rohrer. Berlin 1936. Safari-Verlag. 2. Auflage. 448 Seiten, Leinen 4,80 RM.

Die Neuauflage von Wilmars zuerst 1845 erschienener Literaturgeschichte ist zu begrüßen; sie ist heute noch lesenswert wegen der selbständigen Auffassung des Verfassers, die viele Anregungen zu geben vermag. Die Fortführung von Rohrer dagegen, die bei Klopstock beginnt, kann uns trotz mancher guten Ansätze nicht gefallen.

Enke.

Johannes Kulp, Arndt als christlich-böhmischer Dichter. Leipzig 1937. Schömann's Verlagsbuchhandlung. 1,50 RM.

Der Verfasser, ein Wuppertaler Pfarrer, sucht Ernst Moritz Arndt für das evangelische Gesangbuch zu retten. Man kann ja verstehen, daß Arndt den Geistlichen inzwischen unheimlich geworden ist. Wir waren alle überrascht, als uns dieser Mann — vor allem durch Hans Kerns Bemühungen — bekannt wurde. Heute werden seine Werke endlich gelesen: Germanien und Europa, Geist der Zeit, Briefe an Freunde — alles Werke, die für unsere Zeit geschrieben zu sein scheinen. Auch der Volks- und Massenkundler Arndt ist endlich zu Ehren gekommen. Und da versucht ein Pfarrer, Arndt wieder auf das Forum des Kirchengesangbuchs zurechtzustufen. Diesen frommen Ernst Moritz Arndt haben wir ja immer gekannt, und es schien uns daher zunächst unglaubwürdig, als wir davon hörten, Arndt müsse man lesen. Inzwischen aber ist der „unbekannte Arndt“ bekanntgeworden. Es kann daher heute nur noch Mitleid erregen, wenn jemand — wie im Falle der vorliegenden Arndt-Schrift — mit solchen vergeblichen Bemühungen hervortritt.

Guth.

Herbert Januhn, Haithabu, eine germanische Stadt der Frühzeit. Neumünster i. S. 1937. R. Wachholz-Verlag. 140 S., 145 Abb. und 3 Pläne. 5,— RM.

Die Grabungen in Haithabu-Schleswig gehören zu den ergebnisreichsten der letzten Jahre. Januhns Darstellung, die die bisherigen Forschungsergebnisse verarbeitet, ist eine schöne Einführung in die Kultur der germanischen Wikingerzeit überhaupt. Das Werk, das hervorragend ausgestattet ist, bedeutet eine wertvolle Bereicherung des germanienkundlichen Schrifttums.

Dr. O. Guth.

Germanische Vorzeit Schlesiens, Junge Wissenschaft im Osten, Heft 1. Breslau 1937. Priebe's Buchhandlung. 48 S., 23 Abb. und 2 Tafeln, 11 Karten.

Diese klare und übersichtliche Darstellung der Vorzeit Schlesiens ist von der Kameradschaft studierender Vorgeschichtler der Universität Breslau in Gemeinschaftsarbeit verfaßt. Sie ist eine fleißige Arbeit, die als Einführung in die vielfältigen Forschungen der rührigen schlesischen Vorgeschichtler sehr empfohlen werden kann.

Dr. O. Guth.

Rudolf Fischer und Friedrich Seif, Die Entdeckung des Volkes. Berlin 1936. Volk und Reich-Verlag. 92 Seiten. 3,50 RM.

Die kurze Schrift enthält acht Arbeiten verschiedener Verfasser, denen die Schriftleiter der Zeitschrift „Volk und Reich“, die als Herausgeber zeichnen, eine sehr bedeutungsvolle Einleitung voranstellen. Die Arbeiten führen in die viel zu wenig beachtete politische Wirkung der deutschen Romantik auf die Nachbarvölker des Ostens, Südostens und Nordens ein. Die Herausgeber sagen in der Einleitung darüber: „Alle Forschungen über die Wirkungen der deutschen Romantik in der übrigen Welt hielten allzulange am rein literarischen und ästhetischen. Der weitaus bedeutendste Teil dieser Wirkungen liegt aber im Politischen.“ Unter den Beiträgen heben wir als besonders wichtig heraus: M. G. Boehm, „Der deutsche Volkstumsgehalt und der Osten“, und Richard Wolfram, „E. M. Arndt und Schweden“. Dr. O. Guth.

Schlesien. Mit einer Einleitung von Hermann Stehr. 64 Abb. Bielefeld 1937. Bielefeld & Klasing-Verlag. 3,50 RM.

Der neue Band der „Selben Landschaftsbücher“ wird allgemeinen Beifall finden. Stehr schrieb die knappe, gut unterrichtende Einleitung; die Photos sind hervorragend. Man wird das Buch nicht so schnell aus der Hand legen, und dann nur mit dem Wunsch, diese herrliche deutsche Landschaft mit eigenen Augen kennenzulernen.

R. Enke.

Klaus Thiede, Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau. 150 Bilder, 12 Grundrisse und 1 Karte. 152 S. Hamburg 1936. Hanseatische Verlagsgesellschaft. Kart. 6,50 RM. Ln. 7,50 RM.

Das Buch enthält Bilder von Bauernhäusern aus allen germanischen Ländern. Durch die Vielfalt der Formen hindurch werden die Urformen deutlich, die der germanischen Zeit angehören. Immer wieder steht man überrascht vor der hohen Kultur dieser Bauernbauten, die den Kunstsinne und das handwerkliche Können der germanischen Rasse überwältigend offenbaren. Man beachte, wie diese Bauwerke mit der Landschaft zusammenklängen; sie sind von Menschen geschaffen, deren Bauen als Teil des schöpferischen Wirkens der Natur selbst erscheint.

Guth.

Heinrich Sohnrey, Die Sollinger, eine Volkskunde des Sollinger Waldgebietes. Berlin 1936. 2. Auflage. Deutsche Landbuchhandlung. 415 S. Kart. 4,— RM., gebunden 5,— RM.

Der warmherzige Verfasser bringt in seinem Werk eine Fülle von Mitteilungen über Brauchtum, Tracht, Lebensgewohnheiten, Redensarten und Sprichwörtern aus dem Solling im Weserberglande. Jeder Volksstumsfreund wird das Buch mit größter Anteilnahme lesen, und der Volkskundler wird ihm manche wertvolle Belehrung entnehmen. Sohnrey hat jahrelang gesammelt und hebt hervor, daß aus einem so abgeschlossenen Bergwaldgebiet wie dem Solling sich aus jedem Dorf ein ganzes volkskundliches Buch holen läßt. Eine Fülle echten Volksgutes ist hier erhalten geblieben: „Das Volkstum des Sollings ist noch ein werkllicher Jungborn.“

Guth.

Heinrich Sohnrey, Schiff, fisch, tohol! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde. Berlin 1932. Deutsche Landbuchhandlung. 394 S. Kart. 4,— RM., gebunden 5,— RM.

Dieser zweite Band der Sollinger Volkskunde Sohnreys verdient dieselbe Beachtung wie der erste. Er bringt ergänzende Mitteilungen über Bräuche und im übrigen Sagen, die im ersten Teil überhaupt fehlen. Der Titel gibt den Jagdruf des Wilden Jägers wieder und wurde deshalb mit großem Recht gewählt, weil der Band viele wertvolle Sagen vom Hadelberg, d. i. „Mantelträger“, enthält, wie der „Wilde Jäger“ — d. i. Wodan — im Solling heißt. Wir weisen nachdrücklichst auch auf dieses Volkskundebuch Sohnreys hin.

Guth.

Lucius, Germania. Die Entdeckungsgeschichte der Germanenländer nach Tacitus und anderen Quellen. Bearbeitet von Dr. Hans Philipp, mit 105 Abbildungen und 16 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2,50 RM.

Dr. Hans Philipp erläutert die Quellen des klassischen Altertums im Zusammenhang mit kennzeichnenden Bodenfunden. Die ältesten Andeutungen, geographischen Versuche und Reiseberichte bei Homer, Hesiodus, Herodotus usw. werden von ihm behandelt. Den Hauptteil nehmen die Berichte Tacitus' ein, ergänzt durch die Mitteilungen von Plinius, Bellejuss, Dio. Für die germanische Religion werden noch kirchliche Quellen aus der Beteuerungszeit herangezogen. Der Verfasser verzichtet auf gelehrte Aufmachung; ein Literaturweiser hätte jedoch das zur Unterrichtung durch seine Anschaulichkeit geeignete Büchlein sehr vervollständigt.

Hans Bauer.

Zeitschriftenchau

Fornvännan 1937, Heft 4. Birger Nerman, „Wozu ist der Gegenstand aus Valsätra benutzt worden?“ Man hat bis jetzt nicht bestimmen können, wozu der bekannte, 1847 in einem Torfmoor bei Valsätra unweit Jstad gefundene Bronzegegenstand einmal gedient hat; dieser, der — wahrscheinlich aus Mitteleuropa — importiert worden ist und zu welchem ein sehr ähnliches Gegenstück aus Haschendorf unweit

Odenburg in Ungarn vorliegt, besteht aus einer Sonnenscheibe, die auf einem durchbrochenen Kranz ruht, der unten mit Nädern abschließt. Früher glaubte man, daß der Kranz, mit den Nädern nach oben, die Seitenbekleidung und die Scheibe, mit der verzierten Seite nach oben, den Boden eines Opfergefäßes aus Holz gebildet hätten. Später hat man gewöhnlich an eine Altarbekleidung gedacht. Verf. zeigt, daß der Gegenstand

hat hängen müssen. Daher muß es sich aber um ein Gong oder eine Trommel handeln. Verf. vergleicht die Balkatratrommel mit ähnlichen, die in Südostasien (Südchina, Indochina, Birma, auf den ostindischen Inseln) vorkommen. Diese treten schon mit der Han-Periode (den Jahrhunderten um Chr. Geb.) auf und haben bis in unsere Tage fortgelebt. Die asiatischen Trommeln sind entweder als Streit- oder als Kulttrommeln angesehen worden, und betreffs der Balkatratrommel und der Haschendorfer Trommel hat man wohl am ehesten an den Sonnen- und Fruchtbarkeitskult, der in der europäischen Bronzezeit eine so große Rolle gespielt hat, zu denken. (Nach der Zusammenfassung Seite 202.) — **FM-Zeitschrift der 44.** 4. Jahrgang, Folge 10, Oktober 1937. Otto Flaßmann, „Die heilige Fahne“. Feldzeichen sind uns schon in germanischer Zeit bezeugt. Wir können unterscheiden die Bannerfahne, die aus dem Ahnenpfahl, dem Malzeichen des Grabhügels her stammt, und die Sturmfahne. Die Bannerfahne wurde auf dem Felde aufgestellt, auf dem sich die Heere, wie es in germanischer Zeit üblich war, nach vorheriger Übereinkunft trafen. Dies im Boden stehende Feldzeichen hieß später „Standhart“, d. h. „Standfest“; daher stammt das Wort „Standarte“. Die Sturmfahne, d. h. das Zeichen, das die stürmenden Verbände mit sich führten, war ursprünglich eine Lanze mit einem roten Flaggentuch. Ihr Urbild ist der Kriegsspeer Wodans. Die an den Speer gebundene Flagge war ursprünglich in Blut getaucht. Noch im Nibelungenlied heißt es von Volker, dem Bannerträger der Burgunden: „Er band zu einem Schafte ein Zeichen, das war rot.“ Im alten Reiche war es das höchste Vorrecht des schwäbischen Herzogtums, dem Reichsheere diese Sturmfahne voranzutragen, in der sich immer die tobende deutsche Siegeszuversicht verkörpert hat. Immer und immer wieder mußte die Sturmfahne unter dem Hügel ihrer erschlagenen Verteidiger hervorgezogen werden: ob es nun das Rabenbanner der Normannen war, die Sturmfahne der deutschen Ritterschaft, die Fahnen der deutschen Landsknechte oder die Fahnen preussischer und deutscher Bataillone. Wenn der Krieger in germanischer Zeit und heute noch seinen Treueid auf die Fahne leistet, so lebt darin der alte erhabene Gedanke: In dem Feldzeichen lebt der Geist der Ahnen und ihrer kriegerischen Taten, in ihr lebt der Geist der kriegerischen Gemeinschaft selbst, der den Tod überdauert, denn die Fahne ist mehr als der Tod. Darum ist die mit dem Blute der erschlagenen Krieger getränkte Flagge für immer der mythische Sammelpunkt der leb-

endigen und der toten Krieger.“ — **Der Volksangel**, 2. Jahrgang, Nr. 4, Oktober 1937. Der Leitartikel handelt über das heilige Herdfeuer. Der Herd war einst der Mittelpunkt und das Heiligtum des Hauses. Dem Aufsatz ist ein sehr schönes Bild eines ländlichen Bauernhauses hinzugefügt, auf dem man einen prachtvollen Kesselhafen mit einem sechsseitigen Rad sieht. — **Vergangenheit und Gegenwart**, 27. Jahrg., Heft 7/8, 1937, Ulrich Crämer, „Der 19. Deutsche Historikertag in Erfurt 1937“. Crämer gibt einen ausführlichen Bericht über den diesjährigen deutschen Historikertag. Das Doppelheft enthält außerdem eine vollständige Wiedergabe von vier dort gehaltenen Vorträgen, von denen wir folgende besonders erwähnen möchten: Hans Zeiß, „Die geschichtliche Bedeutung der Völkerwanderungskunst“. Zeiß teilt die Denkmäler der Völkerwanderungskunst in drei Hauptkreise ein: in einen gotischen, einen fränkisch-langobardischen und einen nordgermanischen Kreis. Er schildert mit großer Sachkenntnis die Besonderheiten dieser einzelnen Kreise und hebt zum Schluß hervor: „Die Völkerwanderungskunst ist in ihren besten und bezeichnenden Erscheinungen nicht einfache Fortsetzung der älteren Kulturen, sondern Auseinandersetzung und neue Gestaltung. Sie bewahrt, solange sie blüht, wesentliche Grundzüge der vorgeschichtlichen Kunst des Nordens; auf dieses Gebiet des geistigen Schaffens übt also der Süden keinen beherrschenden Einfluß aus.“ — Konrad Schünemann: „Vorstufen des deutschen Städtewesens“. In seinem ausführlichen, gedankenreichen Vortrag würdigt Schünemann vor allem den Anteil des germanischen Kaufmannes an der Gründung der Städte. Er klärt zunächst den Stadtbegriff und scheidet einen europäischen von einem orientalischen Stadtypus. „Die indogermanischen Völker gelangen zur Städtebildung durch Kombination einer vorgefundenen Siedlungsweise mit der ihnen eigentümlichen Form des Gemeinschaftslebens oder durch eine bestimmte Verbindung ihrer raumüberwindenden und ihrer bodenständigen Kräfte.“ — Otto Brunner: „Politik und Wirtschaft in den deutschen Territorien des Mittelalters“. Verfasser betont, daß die bisherige Verfassungsgeschichte die politischen Gebilde des Mittelalters nicht richtig verstanden hat, weil sie mit Maßstäben des 19. Jahrhunderts an die Fragen herangetreten ist. Daher gilt es heute, sämtliche Grundbegriffe zu übervidieren. „Unenträglich ist der Zustand, daß Begriffe, die einer toten Wirklichkeit entstammen, noch immer die wesentlichen Maßstäbe und Fragestellungen für eine Zeit

bestimmen, deren innerer Bau durchaus anderer Art gewesen ist. Die Forderung kann gar nicht radikal genug formuliert werden.“ Die Länder des Mittelalters sind nicht ein moderner, neuzeitlicher Staat. Sie sind eine „Friedensgemeinschaft germanischer Art“ und bewahren das ganze Mittelalter hindurch eine „bestimmte Grundstruktur germanisch-politischer Verbände“. — **Deutsches Volkstum**, 19. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1937. Das Heft bringt eine Reihe sehr beachtenswerter Aufsätze zu Wolfram von Eschenbachs Parzival, den joesen Wilhelm Stapel dankenswerterweise in einer wörtlichen Prosaübertragung herausgebracht hat. Besonders wichtig sind uns folgende Beiträge Arthur Diederichs: „War die hohensautische Kompolitik ein Irrtum?“ Diederichs unterrichtet über die verschiedenen Auffassungen der Italienzüge im Mittelalter und zeigt klar, daß man ihrer Bedeutung nicht gerecht wird, wenn man sie von „der Kanzel rationalistischer Schulmeister“ aburteilt. Die neue Auffassung der Geschichtswissenschaft geht dahin, „daß die mittelalterliche Kaiserpolitik einen fortgesetzten deutschen Protest, einen wahrhaft revolutionären Aufstand gegen das päpstliche Machtstreben dargestellt hat“. Wir finden in dem ausgezeichneten Aufsatz leider an einer Stelle eine Unterschätzung der politischen Gestaltungskräfte des Germanentums, die inzwischen doch wissenschaftlich überholt sein dürfte. Wir erinnern nur an die ungewöhnlich wichtigen Darlegungen von Otto Höfler auf dem Erfurter Historikertag über „Das germanische Kontinuitätsproblem“. Dieser Vortrag wird demnächst in der „Historischen Zeitschrift“ erscheinen. Walter Höpfer: „Die staufischen Reichsburgen“. Die Königspfalzen waren nichts anderes als große Bauernhöfe mit Herrenhaus und Eigenkirche (Pfalskapelle). In den Grenzmarken wurden Burgen gegründet. Dies Nebeneinander von Burg und Pfalz blieb unter Sachsenkönigen und Saliern bestehen. „Erst die Stauferzeit verschmolz die beiden Typen zu einer neuen Form: der staufischen Reichsburg.“ Diese Reichsburgen stellen architektonische Leistungen dar, die neben unseren hochmittelalterlichen Domen genannt werden müssen. Dabei ist zu beachten, daß die Burg ein ebenso sakrales Denkmal ist wie jeder Kaiserdom. „Die Ruinen der Reichsburgen haben bisher verkannt von der Geschichtswissenschaft und den Kunstgelehrten abseits gestanden. Möge sie heute in Zeiten der Besinnung auf Herkunft und Wesen des deutschen Volkes und auf seinen ruhm- und leidreichen Werdegang Beachtung finden.“ Stapel: „Hohensautenburgen“. Stapel weist auf den joesen

in den „Blauen Büchern“ erschienen Band „Hohensautenburgen“ von Leo Bruhns hin. Wir möchten hier ebenfalls diesen schönen Band den Freunden germanischer und deutscher Geschichte empfehlen. — **Volkspiegel**, 4. Jahrgang, Heft 4, 1937. Hans Naumann, „Kleine Philosophie der Burg“. Naumann weist darauf hin, daß der wehrhafte Turm, der Bergfried, Keim und Kern der mittelalterlichen Burganlage ist. Vorzüglich äußert Naumann, daß „möglicherweise in ihm der Wart- oder Wachturm der altgermanischen Volks- und Fliehburg fortlebt; vermutlich in Verbindung mit dem Turmspeicher“. Jedenfalls ist festzustellen: „Der Gesamtursprung der Burg liegt keinesfalls im römischen Kastell, ihre ganze Erscheinung ist so unrömisch wie möglich, in Italien haben erst die deutschen Kaiser Burgen gebaut, auf das römische Kastell führen die Ursprünge vieler unserer Städte, aber die die Ursprünge von Burgen als solcher zurück.“ Auch Naumann weist darauf hin, daß die Burg des Mittelalters ein Heiligtum ist. „Gott selbst hat, wie der ritterliche Mythos lehrt, das Heiligtum des Grales einer Burg anvertraut, nicht einem Dom. Auf einer Burg, nicht in einem Dom, offenbart Gott seine Zeichen am Gral. Von Ritters, nicht von Geistlichen, läßt der den Gral bewachen. Einem König, der selber Ritter ist wie sie, nicht einem Priesterfürsten, sind sie unterstellt. Das höchste Ziel überhaupt, zu dem unter eines deutschen Ritters Händen der Gral geworden ist, kann nur auf einer Burg dem auserwählten, immer zugleich sich strebend bemühenen Ritter erreichbar sein.“ — **Nya Dagligt Allehanda** (Stockholm) vom 23. Mai 1937. Ewert Wrangel, „Burg Starhemberg und die nordischen Rundkirchenburgen“. Der Verfasser berichtet über seine kunstgeschichtlichen Forschungen über Rundburgen im frühen Mittelalter. Er hält diese Rundburgen für westslawisch und meint, daß sie vom Festland nach Skandinavien gekommen sind. Dort finden sich Rundbauten in Gotland, Bornholm, Schweden, in der Gegend um Kalmar und weiter nördlich, insbesondere in der Umgebung Stockholms. Rundkirchenburgen finden sich nach dem Verfasser besonders in den deutschen Ländern, die den slawischen benachbart sind, insbesondere in Österreich. Zu ihnen gehört die Burg Starhemberg, mit deren Bau vermutlich um 1100 begonnen wurde. Die kleineren Rundkirchen waren zum Teil Grabkirchen, die in zwei Stagen geteilt waren, von denen die untere für Gräber bestimmt war, während in der oberen sich eine Kapelle befand. Die schönsten Rundkirchen sollen sich nach dem Verfasser in Dalmatien

finden, wo sie von den slawischen Kroaten erbaut wurden. Dieser Baustil erlebte seine Blütezeit im 11. Jahrhundert, in dem er sich vom Adriatischen Meer bis hinauf zum Mälarsee ausbreitete. Die Form, wie sie die Burg Starhemberg zeigt, findet sich im 11. Jahrhundert vor allem in Ost- und Südskandinavien, dagegen nicht in Norddeutschland. Im ganzen gibt es im Norden 25 Rundkirchen, wovon Schweden die größte Anzahl hat, und zwar handelt es sich jedesmal um Rundkirchenburgen. Zum Teil sind die Verteidigungsanlagen noch gut erhalten, wenn auch im allgemeinen der Festungscharakter sich verloren hat. Verfasser weist darauf hin, daß die schwedischen Fürstenhäuser im frühen Mittelalter fast ausschließlich dynastische Anknüpfungen auf slawischem Gebiet gesucht haben. Ob seine Herleitung der Rundbauten aus dem Slawentum richtig ist, kann bezweifelt werden. Jedenfalls dürften diese Rundbauten auch eine germanische Wurzel haben, da wir kreisförmige Kultbauten bereits dem Ur-indogermanentum zuschreiben müssen. (Vergl. vor allem Strzygowski, „Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst“). Jedenfalls ist die Erforschung dieser Denkmäler, mit der man auch in Böhmen und Mähren begonnen hat, sehr wünschenswert. (Unser Bericht über den Aufsatz von Professor Wrangel beruht auf einer Übersetzung von Herrn E. v. Niederhöffer.)

Dr. D. Huth.

„Frühgermanische Wehrhaftigkeit.“ Zu dem Aufsatz „Frühgermanische Wehrhaftigkeit“ von Justus Haschagen in Heft 10, 1937, erhielten wir eine Zuschrift, aus der wir folgendes wiedergeben:

„Dieser Aufsatz zeugt zwar von guter Quellenkenntnis des Verfassers und ist inhaltlich sehr wertvoll; ich habe nur das Bedenken, daß der Verfasser ein Moment übersehen hat, das sicherlich wichtig ist: die seelische Haltung des germanischen Menschen zur Frage des Friedens!“

Wenn der Führer immer wieder die deutsche Friedensliebe betont und den Frie-

den als Ziel aller seiner Bestrebungen bezeichnet, so gibt er darin unbedingt einer germanischen Geisteshaltung sinnfälligen Ausdruck. Dieser Friedensgesinnung steht die ebenso stark betonte Wehrgesinnung, der bis zum letzten einsatzbereite Wehrwille keineswegs entgegen.

Ich möchte aber nicht gutheißen, daß eine Meinung aufkomme, als seien die Germanen nur „Raubbolde“ gewesen, wie dies eine gewisse, nicht weit zurückliegende Geschichtsschreibung aus tendenziösen Absichten wahrhaben wollte. Die nächste Schlussfolgerung ist dann die, daß das Christentum jenen „Raubbolden“ erst Gesittung hätte beibringen und die „Güter des Friedens“ lehren müssen. Gewiß haben die germanischen Stämme unter sich und gegen äußere Feinde häufig gekämpft; berechtigten Zweifeln aber dürfte die Meinung begegnen, daß sie keine größere Lust gekannt hätten, als sich stammweise gegenseitig bis zum letzten Mann niederzumetzeln oder alle Gefangenen dem Mars oder Merkur (lies: Donar oder Wodan) zu opfern.

Ich habe geglaubt, Ihnen dies schreiben zu sollen, nicht um gegen den Aufsatz von Haschagen Stellung zu nehmen, sondern um ihn zu ergänzen und vor einer falschen Ausdeutung zu schützen.“

Wir geben dieser Meinungsäußerung um so lieber Raum, als wir selbst wiederholt davor gewarnt haben, das Germanenbild nach einem Entweder — Oder zwischen Sippengedanken und Kriegerum auseinanderzuzerren. So hat wohl auch der an sich sehr aufschlußreiche Aufsatz von Haschagen die Gefahr nicht ganz vermieden, nach der einen Seite mißdeutet zu werden. Insbesondere über die Frage der Menschenopfer werden wir demnächst noch einen grundlegenden Aufsatz eines unserer Mitarbeiter bringen, der vor allem das nordische Quellenmaterial heranzieht. — Für kritische Äußerungen aus dem Leserkreis sind wir immer dankbar.

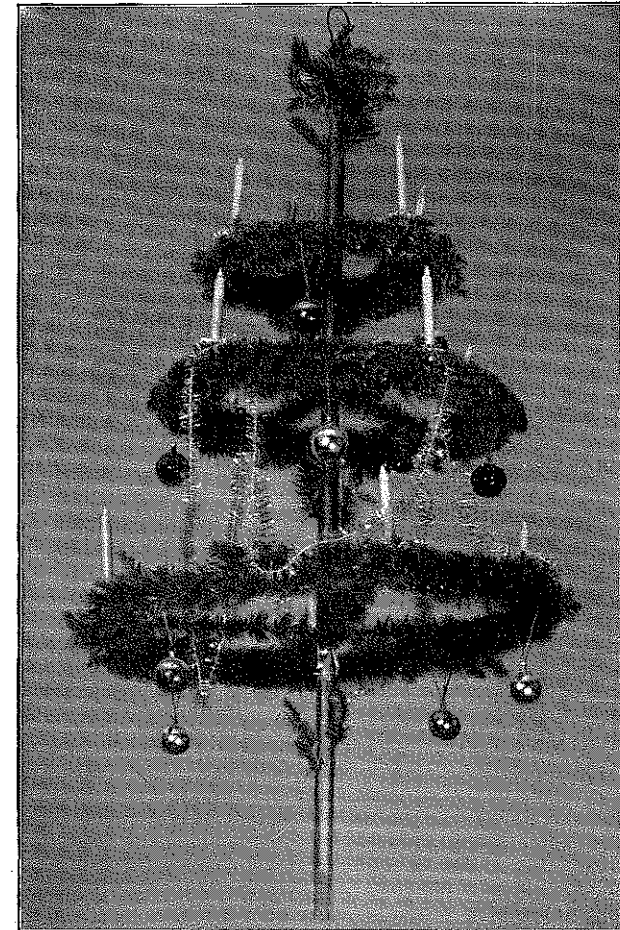
Hauptschriftleitung.

Das Recht ruht auf dem Grundsatz, daß ein Individuum, das die Schande an sich hängen läßt, nichts mehr unter Männern gilt; es kann künftig nicht mehr den Schutz der Gesetze fordern.

Wilhelm Grönbeck

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: F. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. F. D. Blämann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 12

Inhalt

- | | | | |
|---|-----|---|-----|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Der
dürre Baum grünt | 353 | Cividale und Verona, zwei langobardi-
sche Herzogstädte. Von Prof. Emerich
Schaffran. Mit 6 Abbildungen . . . | 369 |
| Der Lichterbaum. Von Otto Huth. Mit
3 Abbildungen | 357 | Zur Wiederbelebung der Volkskunst. Von
Hans Bauer. Mit 1 Abbildung . . . | 374 |
| Drei Steinzeitgräber Schleswig-Hol-
steins. (Schluß) Von Freerk Hahe
Hamfens. Mit 6 Abbildungen | 360 | Die Bücherwaage | 376 |
| Schlange und Herz als Sinnbild. (Schluß)
Von Wisch Drend. Mit 5 Bildern . . | 367 | Fundgrube | 380 |
| | | Zeitschriftenchau | 381 |
| | | Bereinsnachrichten | 384 |

Das Umschlagbild zeigt einen Reifenbaum aus Thüringen. (Ausp. Ahnenerbe)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede
Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM
zusätzlich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu
richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den
Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr.
F. D. Blämann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV
zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung,
Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende
Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.
Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Dezember

Heft 12

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Der dürre Baum grünt

Wenn wir den Bestand der Befehrerliteratur aus der Zeit des sechsten bis neunten Jahrhunderts auf seine bezeichnenden Ausdrücke hin durchsehen, so fällt uns unter den mehr oder minder beschimpfenden Wendungen, mit denen das Heidnische belegt wird, eine besonders beliebte Wendung auf: es ist der Begriff des Rodens, des Umbrechens; Bezeichnungen für die Tätigkeit des Siedlers, der die eine Form der Pflanzenwelt bis in die Wurzeln vernichten muß, um einer anderen Raum zu schaffen. Dies Roden und Umbrechen war den römischen Machthabern ungleich wichtiger als das Roden der germanischen Wälder, durch das sie sich angeblich so große Verdienste erworben haben. Und wenn irgend etwas aus den Befehrerlegenden wirklich bezeichnend ist, so ist es die Erzählung von Bonifatius, der gelegentlich eines Gottesdienstes an der alten heidnischen Dingsstätte die Donareiche fällte. Denn er ging damit nicht irgendeinem beliebigen Baum an die Wurzeln — und noch weniger einem Fetisch, wie es heute noch manche Volksfunder so geschmackvoll bezeichnen —, sondern er rodete das Lebens Sinnbild der germanischen Welt selbst aus. Und wenn die Legende dann noch dazugemacht hat, daß er aus dem Holze dieses Lebens Sinnbildes die erste christliche Kapelle gebaut habe, so geht sie damit bis zur letzten Folgerung: es ist eine „Transsubstantiation“ im wahren Sinne. Das Leben selbst wird in Gestalt eines Sinnbildes getötet; was bleiben soll, ist nur der „tote“ Rohstoff, der dazu dienen muß, dem Begrifflichen Gestalt zu geben. Es ist ein wahrhafter Wesensumbau, und deshalb sinnbildhaft für das, was die römische Kirche in Germanien wollte.

Die Frage, ob diese Absicht gelungen ist, tritt meistens zurück hinter der viel mehr gefühlbetonten Auseinandersetzung über die Berechtigung des Angriffes, den die römische Macht gegen die Substanz des germanischen Menschen führte. Die Geister scheiden sich da nach zwei Richtungen. Die einen bejahen sowohl die Absicht wie auch die vollzogene Tatsache, oder wenigstens die letztere; in jedem Falle ist die Folgerung die: die Transsubstantiation ist vollzogen, und sie ist nicht wieder rückgängig zu machen; und weil das der Fall ist, so ist dadurch auch die Absicht gerechtfertigt. Das rückschauende

Bedauern, der rückschauende Zorn seien nicht nur gegenstandslos, sondern geradezu unsinnig. Denn logischerweise könnten wir ja gar nicht verlangen, zu sein, was wir lebensgesetzlich nicht mehr sein können: so wenig wie der Baum oder die Staude verlangen könnten, wieder ein Samenkorn zu sein. Die anderen aber, und dazu gehören wir, sehen die Dinge völlig anders; und das ist eben im letzten Grunde eine Sache der anlagebedingten Haltung. Sie sagen: die Absicht ist nicht gelungen, und so trägt sie auch nicht ihre Rechtfertigung in sich. Sie ist gerade im Gegenteil durch das Scheitern im entscheidenden Punkt als böswilliger Anschlag entlarvt worden — ein Anschlag, der nicht einmalig und damit erledigt war, sondern der dauernd wiederholt wird und deshalb dauernder Abwehr bedarf. Diese Behauptung kann wissenschaftlich bewiesen werden. Aber der wissenschaftliche Beweis ist zweitrangig; erst-rangig ist der archimedische Punkt, der uns damit gegeben ist, daß wir rein aus einer anlagemäßigen Haltung heraus überhaupt die D i s t a n z zu der Frage gewinnen konnten, ob schon wir durch tausendjährige Überlieferung und Erziehung auf einen a n d e r e n Blickstandpunkt geführt worden sind.

Nichts ist so kennzeichnend für die neue Lage der Wissenschaft, als daß sie den Standpunkt der u n b e t e i l i g t e n O b j e k t i v i t ä t, auf den sie sich früher gerne zurückzog, vor dieser Frontenbildung gar nicht aufrechterhalten kann. Und das ist gewiß zu ihrem eigenen Besten, denn sie wird dadurch vor dem Schicksal bewahrt, lebensfremd und unfruchtbarer Selbstzweck zu werden. Aber es ist nun auch nicht so, daß auf dem Gebiete der germanienkundlichen Forschung und Überzeugungsbildung an die Stelle des gewissenhaften Sammelns und Wägens so nebelhafte und mißdeutbare Dinge wie „Erberinnern“ und Deuterei „verkaltete“ Weisheiten treten sollte. Das wissenschaftliche Arbeiten ist für den wissenschaftlichen Arbeiter genau so selbstverständlich, wie für den Handwerker die sachgemäße Kenntnis seiner Werkzeuge und ihrer Anwendung. Aber diese letzte Frage bleibt heute keinem mehr erspart, der mit Hilfe der wissenschaftlichen Forschung zu einer Überzeugung über lebendige Dinge kommen will: Glaubst du an die Dauerhaftigkeit der Substanz in unserm germanisch-deutschen Volkstum, oder glaubst du an die vollzogene Wesensänderung, an den unheilbaren Bruch, an das Aufgehen in einer anderen Wesenheit — an die Transsubstantiation?

Die Vertreter des römischen Standpunktes verhalten sich in dieser Frage keineswegs so vornehm-objektiv, wie wir es uns in der deutschen Wissenschaft leisten zu können glauben. Das ist ein Beweis dafür, daß jene Macht in dieser Frage ihre Stellung selbst für keineswegs genügend gesichert hält. Nicht umsonst haben sie starke „volkskundliche“ Schulen gebildet, die mit Mitteln arbeiten, um die der arme völkische Wissenschaftler sie nur beneiden kann. Und diese Schulen haben den deutlich erkennbaren Zweck, uns die Zwecklosigkeit unseres Tuns zu beweisen, wenn wir unsere Lebensadern über jene große Rodung in germanischen Landen hinaus rückwärts aufdecken und wieder zum Fließen bringen wollen. Sie „beweisen“ auf Schritt und Tritt die Endgültigkeit der vollzogenen Transsubstantiation oder, um mit ihren Worten zu sprechen, die Unauflöslichkeit der innigen Verbindung zwischen „Romanitas“ und „Germanitas“. Wir kennen diese Schulen, die mit allen Mäuren einer unbestechlichen Wissenschaft ihre Arbeiten vorlegen, die doch in allem Entscheidenden nichts anderes sind, als eine einzige, folgerichtig durchgeführte T e n d e n z. Denn sie wissen genau, worauf es ankommt: zur völligen Besitzergreifung fremden Wesens müssen sämtliche wesentliche Lebensäußerungen nicht nur in den eigenen Machtbereich eingeordnet werden — sie müssen auch in ihrer Wesensdeutung daraus h e r g e l e i t e t werden. Und das glaubt man sich heute — mit den Mitteln der deutschen Wissenschaft vom Deutschtum — wohl zutrauen zu können. Die Interpretatio Romana ist immer ein geschickter Kunstgriff gewesen, das Wesensfremde zu assimilieren und dadurch umzufälschen.

Eine völkische Wissenschaft, eine Wissenschaft also, die zunächst einmal von dem Glau-

ben an die Dauerhaftigkeit des volkhaften Elementes ausgeht, hat gegenüber jener, materiell gesehen, nicht immer einen leichten Stand. Wenn zunächst einmal die gesamte schriftliche Überlieferung seit tausend Jahren gleichgeschaltet ist, wenn zudem die lebenden Zeugnisse des Volkstums in eine Form und Gestalt gelenkt sind, die ihnen von jener Macht zum großen Teile aufgenötigt sind, so wird man sich immer auf diese G e s t a l t beziehen und damit die eigentliche S u b s t a n z verschleiern können. Dazu kommt eines: wir haben zwar ein ziemlich lückenloses Bild unserer politischen Geschichte seit tausend Jahren; aber von den Lebensäußerungen des Volkstums ist wenig ausgezeichnet, und dies wenige trägt noch alle Züge absichtlicher Verzerrung an sich. Aber schon die politische Geschichte zeigt, wie weit es mit der angeblichen Unauflöslichkeit der Verbindung zwischen Germanitas und Romanitas her ist. Die Geschichte des Kaisertums, das doch der eigentliche Ausdruck dieser Verbindung sein soll, zeigt mit ihrer nie abreißen-denden Kette von Bannflüchen und Machtkämpfen erst recht die völlige Unvereinbarkeit beider Substanzen, die sich dann innerhalb des eigentlich volkhaften Bereiches so innig vermählt haben sollen.

Nun ist das Bild, das wir von der Volkskultur und auch von der „Kultur der Oberschicht“ gerade in den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung haben, aus mehreren Gründen sehr dürftig. Vom Volkhaften, wie es in Brauchtum und Sitte lebt, ist gerade in dieser Zeit wenig zu erfahren; es sei denn aus Bußbüchern und Beichtanweisungen, und das sind bekanntlich keine ganz lauterer Quellen. Aber auch sonst machen wir in der geschichtlichen Betrachtung etwa des 10. Jahrhunderts, in dem der zulezt „bekehrte“ sächsische Stamm die Führung übernahm und europäische Vormacht wurde, meistens einen Fehler. Wir sehen diese Zeit und ihre Menschen viel zu sehr in den Kostümen des hohen Mittelalters, und da scheint es dann leicht, als ob sich wirklich ein ganz gewaltiger und bis an die Wurzeln gehender Bruch mit der germanischen Vergangenheit vollzogen hätte. Man vergleicht Frauen wie etwa die Königin Mathilde mit den gleichzeitigen germanischen Frauen des Nordens, und man glaubt, geradezu zwei verschiedene Welten darin zu erblicken.

Und doch ist dieser Unterschied nur scheinbar so groß. Denn von den fürstlichen deutschen Frauen dieser Zeit haben uns die geistlichen Geschichtsschreiber Bilder gezeichnet, von denen des Nordens aber germanische Laien. Für den deutschen Mönch war die Frau seiner Zeit — vor allem die fürstliche und königliche Frau — ohne weiteres Antwärtin auf einen Heiligenschein. Das hatte seinen guten Grund: Wo die Kirche mit ihrer ganzen Hierarchie von Heiligen und Seligen einmal herrschend war, da schien es geboten, diesen Himmel so bald wie möglich mit bedeutsamen germanischen Persönlichkeiten zu füllen. Unter den fürstlichen Männern konnte man beim besten Willen keine finden; so wohl König Heinrich wie Kaiser Otto hätte ein Heiligenschein noch merkwürdiger zu Gesicht gestanden, wie dem „heiligen“ Realpolitiker Heinrich II. Aber ein Frauenbildnis läßt sich viel leichter auf nazarenischen Stil umzeichnen. Das geschah denn auch mit solchen Frauen wie Mathilde, der Mutter und Adelheid, der zweiten Frau von Otto I. In Wirklichkeit waren gerade diese Frauen durchaus politischen Formates; sie nahmen leidenschaftlichen Anteil an der Politik und haben diese mehrere Male unheilvoll beeinflusst.

Wo wir denn auch eine Frau finden, die sich nicht der Gunst der geistlichen Schreiber erfreut, da bleibt von dem Heiligenschein nichts zurück; sie wird als frevelhaft, gewalttätig, ja sogar, was besonders bezeichnend ist, als „heidnisch von Natur“ geschildert. Eine solche ist die Gegnerin Adelheids, die Langobardin Willa, die doch nur mit aller Leidenschaft einer germanischen Frau für das Reich ihres Gemahls, des Langobarden Berengar, gegen die Burgunderin Adelheid kämpfte. Hier rutscht den geistlichen Schreibern sozusagen die Feder aus; das Bild ist plötzlich ein anderes, und die Ähnlichkeit mit

den gleichzeitigen Frauen des germanischen Nordens wird überraschend sichtbar. Eine andere Tatsache ist denn auch besonders bezeichnend, und sie hängt mit der Politik der Heiligsprechungen eng zusammen. Wir haben heute noch das Gefühl, daß dem Menschen mit seinem Namen etwas Wesenhaftes mitgeteilt, daß er ein Bestandteil seines Wesens wird; etwas, was man im Germanischen als „Seil“ oder als „Megin“, die höhere göttliche Macht, bezeichnet. In germanischer Zeit und noch lange nachher ist dies Gefühl ungleich stärker gewesen. Aber unter all den heiligen Männern und Frauen jener Zeit findet sich kein einziger Name, der der biblischen Vorstellungswelt entstammte; sie sind fast alle germanisch. Das bedeutet viel mehr, als es auf den ersten Blick scheinen will: es beweist, daß die Eltern, wenn sie ihre Kinder taufte, weit größeren Wert legten auf die Rückverbindung zu ihrem erbmächtigen, germanischen Megin, als auf eine enge Verbindung zu einem Mitglied der römischen Hierarchie. Gerade hierdurch war dann die Notwendigkeit gegeben, deutsche Heilige mit deutschen Namen in diese Hierarchie zu berufen, damit wenigstens scheinbar die römisch-christliche Substanz in die Erscheinung trete.

Aber alle Urkunden beweisen uns, daß noch im Hochmittelalter der Namensbestand fast rein germanisch ist und, was wieder sehr bezeichnend ist, daß ein gewaltiger Teil unmittelbar der germanisch-deutschen Heldensage entnommen ist. Was kann man daraus anders folgern als dies: Die Helden und Heldinnen der germanischen Sage waren für die Deutschen ungleich beispielgebender als alle Gestalten der Bibel und Legende? Und somit war die germanische Substanz in den Seelen ungebrochen; sie war weder transsubstantiiert, noch mit der römischen Substanz unlöslich vermischt, sondern eigenwüchsig und eigengesetzlich geblieben. Und das in einer Zeit, in der die Kirche jedes Lebensgebiet beherrschte; in der es ihr also weder an äußerer noch an innerer Macht fehlte, das, was überhaupt möglich war, in ihrem Sinne durchzuführen.

Haben wir erst einmal diesen Blickstandpunkt gewonnen — den Blickstandpunkt von der germanischen Substanz her —, so erkennen wir, daß auch die eigentliche kultische Lebensäußerung der gewachsenen germanischen Volksgemeinschaft, der lebende Volksbrauch, allerhöchstens umgestaltet, aber niemals „umgewesen“ worden ist. Im hohen Mittelalter haben alle Stände des deutschen Volkes an diesem gemeinsamen Brauchtum Anteil, selbst die obersten Reichsgewalten schlossen sich nicht davon aus. Friedrich II. von Hohenstaufen ließ 1236 seine Braut Isabella von England durch einen Umzug von Schiffswagen nach Art der germanischen Frühlingsumzüge in Köln festlich empfangen. Als er selbst später eine Reichsversammlung in Mainz hielt, tagte er auf einem Felde, das die „Wurmlage“ hieß, also auf einer Kultstätte völkischer Frühlingsfeiern. Aus derselben Zeit hat uns der wundersüchtige Mönch Caesarius von Heisterbach eine unschätzbare Nachricht hinterlassen: in Aachen wurde ein Baum mit einem Kranz errichtet, also ein Maibaum, und der Priester Johannes ließ ihn fällen. Aber der Advokat Wilhelm ließ ihm zum Troste einen noch höheren Baum wieder aufstellen; dieser Wilhelm aber gehörte dem königlichen Hoflager an. Wer dächte da nicht an die von Bonifatius gefällte Donnereiche und die aus ihrem Holze gezimmerte Kapelle! Aber der Eifer seines Nachseherers war vergeblich. Er stieß auf eine völkische Einheit, die, entgegen allen üblichen Reichstheorien, nicht in Rom gewachsen war; sie unterschied sich von der Romanitas ebensosehr, wie das germanische „Reich“ vom römischen „Status“. An solchen Sinnbildern können wir oft besser als an Abstraktionen erkennen, worum es im letzten Grunde geht. Der Römer glaubt die Substanz getötet zu haben, wenn er den Baum gefällt hat. Der Germane glaubt an die Beständigkeit der Substanz auch im gefälltten oder verdorrtten Baume; darum hat er zu seinem lebenden Werkstoff, dem Holze, ein grundsätzlich anderes Verhältnis als der Römer zu dem seinen. Und dies ist wieder gerade in der Kaisersage in höchster Sinnbildlichkeit ausgedrückt. Wenn in der Notzeit der Kaiser aus dem Berge wiederkehrt, so wird er seinen Schild an den dünnen Baum hängen, und

der Baum wird wieder grünen. — Dieser dürre Baum ist kult- und mythengeschichtlich nichts anderes als der heilige Pfahl des Germanen, der Weltbaum in Gestalt der Zminful; der Kultbaum, der einst auf den Gräbern stand und der in der heiligen Bannerstange, im Gerichtspfahl und den daraus hervorgegangenen Rolandsäulen weiterlebt, und der auch in den nordischen Hochsitzsäulen zu kennen ist. In ihm lebt das Megin, der Ahnengeist der Gräber, oder mit unseren Worten: es ist die Dauerhaftigkeit der Substanz alles lebendigen Volkstums. Daß dieser „dürre Baum“ in die Sage vom Reiche, in unsern höchsten Reichsmythos übergegangen ist, das beweist, wie sehr unser Reichsmythos im Germanischen wurzelt. Er ist ein unerhört großartiges Sinnbild für den Glauben unseres Volkes an seine eigene unvergängliche Wesenheit.

Spielt dies Bild nicht auch in die Sage vom Lannhäufer hinein, der bei der heidnischen Göttin im Berge haust und vergeblich die Gnade des Papstes zu Rom erlangen will?

Der Papst hat ein Stäblein in seiner Hand
und das war also dürre:
„Als wenig das Stäblein grünen mag,
kommst du zu Gottes Hulde!“

Aber das Stäblein ist wieder ergrünt, und wir sind wieder zu „Gottes Hulde“ gekommen; und auch der wintergrüne Baum wird in diesem Jahre wieder grünen — trotz aller Mächte, die ihn für ewig verdorrt sehen möchten. Blafmann.

Der Lichterbaum

Don Otto Ruth

Bedaauerlicherweise gibt es bis heute keine vergleichende Darstellung des indogermanischen Baumkultes. Bei allen indogermanischen Völkern, von denen uns Überlieferungen bewahrt sind, finden wir den Baumkult, und mit Recht hat man in ihm einen der alttestamentlichsten Züge indogermanischer Religionsübung erkannt. Heilig waren die Schutzbäume der Gehöfte, einzelne Bäume in der Landschaft und ganze Haine. Die heiligen Bäume und die heiligen Haine waren unverleglich, denn in ihnen wohnte die Gottheit. Aus Altgriechenland sind uns strenge Kultvorschriften erhalten, die die Unverleglichkeit der heiligen Bäume einschärfen. Und noch in der deutschen Volksüberlieferung des vorigen Jahrhunderts erfahren wir von einem heiligen Baum, in dessen Nähe es verboten war, zu schelten, lärmern und streiten. Von diesem Baume scheute man sich Zweige zu brechen, ja man vermied es sogar, das trockene Reisig, das unter dem Baume lag, fortzunehmen.

Übereinstimmende Bräuche verschiedener indogermanischer Völker zeigen, daß schon im indogermanischen Altertum aus dem heiligen Hain Bäume und Zweige zu kultischen Zwecken geholt wurden. Nur in diesem Fall war es erlaubt. Von einem heiligen Baum stammte der Zweig oder Kranz, den der Sieger bei den Wettspielen in Altgriechenland errang; aus dem heiligen Hain stammte der Segenszweig, mit dem sich die Römer am Neujahrstage beschenkten. Wir dürfen annehmen, daß es in Germanien nicht anders war. Bei den volkstümlichen Festen in allen germanischen Ländern taucht immer wieder der Baum in irgendeiner Form auf. Der Kultbaum steht recht eigentlich im Mittelpunkt der völkischen Feste. Man denke an den Oster-„Palm“, den Maibaum, die Mittsommerstange, die Zweige und Kränze der Ernte- und Herbstfeste und den Weihnachtsbaum. Ebenso finden wir den Kultbaum in den Festbräuchen, die den menschlichen Lebenslauf begleiten: Wir erinnern an den Geburtsbaum, den Hochzeitsbaum und Kranz und den Grabbaum und Totenkranz. An jedem Fest hat der Kultbaum eine andere Gestalt und

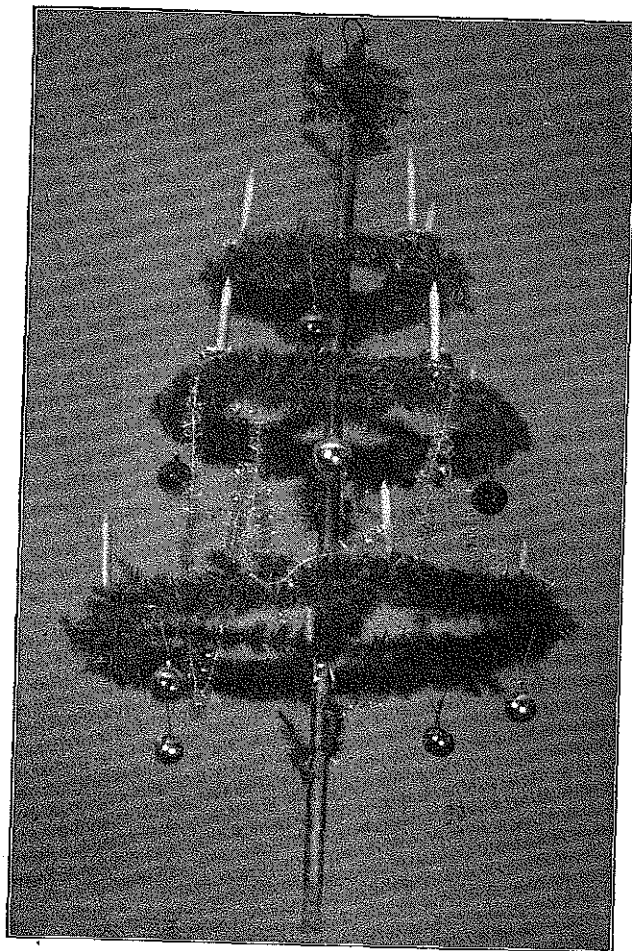


Abb. 1.
Hängender Reisfenbaum (Thüringen)
Aufn.: Das Münnerbe

von Landschaft zu Landschaft wandelt sich seine Form. Aber all diesen Festbäumen ist gemeinsam ihre Herkunft aus dem heiligen Hain; es sind heilige Bäume, die als Träger des göttlichen Lebens gelten. Man holt sie ins Dorf und ins Haus, um den Segen der Götter dem menschlichen Leben und Werk zu verleihen. Der Schmuck des festlichen Baumes macht seine Göttlichkeit offenbar. Das Wesen der Götter ist nach indogermanischer Anschauung leuchtendes Feuer. Die Erscheinungen der Götter sind von strahlendem Glanz umgeben. Auch die heiligen Bäume leuchten, wenn die Gottheit sich in ihnen offenbart. Daher werden die Kultbäume als leuchtende Bäume dargestellt; sie tragen Lichter und sind mit Glittergold geschmückt, das ihnen einen fließenden Glanz verleiht. In

Griechenland und Persien spielten im Kult metallene Bäume eine Rolle. Das Metall wird man zur Nachbildung des heiligen Baumes gewählt haben, um seinen göttlichen Glanz zu verdeutlichen. Auf dreifache Weise wird die Macht des Baumes, sein göttliches Feuer auf den Menschen übertragen. Eine Form ist die Berührung mit dem Baumzweig, das ist der sogenannte Schlag mit der Lebensrute. Am Nikolaustag wird heute noch in manchen Gegenden jedem Kinde die Rute geschenkt, und ursprünglich mußte jeder mit der Rute geschlagen werden, denn die Berührung mit der Rute bringt Segen und Glück. Die Rute als Strafmittel ist eine kirchliche Umdeutung. Diese Berührungsbräuche finden wir in verschiedener Form in der Zeit der heiligen zwölf Nächte, d. h. der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigstag. Eine andere Form der Übertragung der göttlichen Macht ist das Schauen des Baumes. Goethe, der den Lichterbaum in Straßburg kennenlernte, hat im Werther hervorgehoben, daß den jungen Menschen „die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte“. Die dritte Weise schließlich ist das Essen der Früchte vom heiligen Baum. Die ältesten Belege vom Weihnachtsbaum, die aus dem Elsaß stammen, sprechen bereits vom Plündern und Abblümen des Baumes. Das Zuckerwerk, das Gebäck und die Kuchen und die nie fehlenden Äpfel und Nüsse werden verzehrt. Das ist im 17. und 18. Jahrhundert, in die uns die ältesten Belege führen, schon nur mehr ein Kinderspiel. Doch ist unverkennbar, daß es sich um den Nachklang

eines tiefsten Kultbrauches handelt. Die Weihnachtskuchen sind Honigkuchen; der Zuckerbaum, wie der weihnachtliche Kultbaum in einigen Gegenden heißt, ist der Honigbaum, denn Honig ist das volkstümliche alte Verführungsmittel. Es ist nicht zu kühn, vom Zucker- oder Honigbaum auf den Metbaum zurückzuschließen, und in der Tat erscheint die Weltesche im germanischen Mythos als Metbaum. Der Tau vom Weltbaum, von dem sich die Bienen nähren, ist der Honig, und der Honig ist die Grundsubstanz des Metes, des ältesten indogermanischen Kulttranks. Hier ergänzen sich nun vor allem germanische und griechische Überlieferung. Nektar und Ambrosia, Honigtrank und Honigspeise, genießen die Götter und sind eben deshalb Götter. Die Unsterblichkeit, das ewige Leben, d. h. nach ursprünglicher heidnisch-indogermanischer Auffassung die Verjüngung und Wiedergeburt, verleiht der Genuß des Honigmets. Die germanischen Götter hintwiderum mußten altern, wenn sie nicht von den goldenen Äpfeln aßen, die die Göttin Idun besitzt. Aus den deutschen Volksüberlieferungen ergibt sich noch mit aller Deutlichkeit, daß das Essen des Apfels an bestimmten Festtagen, so insbesondere auch am Weihnachtstag, kultische Bedeutung hatte. Jeder mußte den Apfel essen, den Apfel vom heiligen Baum, der das Abbild des Weltbaumes war, um des göttlichen Lebens teilhaftig zu werden, um sich Gesundheit und Gedeihen zu sichern.

Trotz der späten Bezeugung des lichtergeschmückten Weihnachtsbaumes — er wird zuerst erwähnt in einem Brief der Bischofin von der Pfalz, in dem sie die Weihnacht auf dem väterlichen Schloß in Heidelburg schildert — ist nicht zu bezweifeln, daß der leuchtende Kultbaum bereits germanisch und darüber hinaus altindogermanisch ist. Das ergibt sich daraus, daß wir Lichterbäume im Kult mehrerer indogermanischer Völker, z. B. der Slawen und Fren, nachweisen können, und daß wir in den Kirchen des germanischen Kulturkreises seit romanischer Zeit

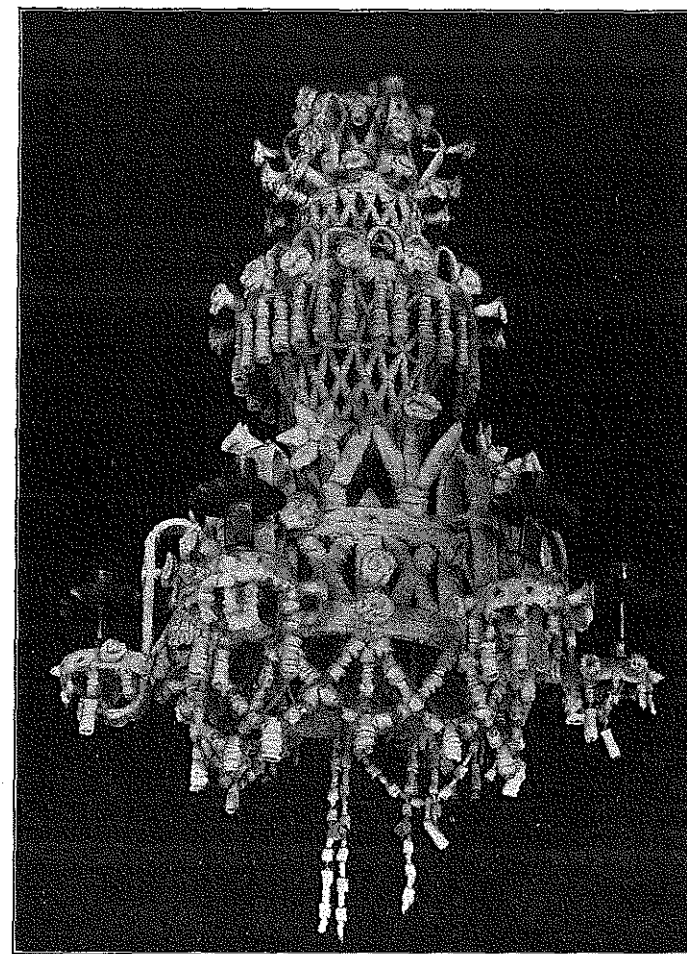


Abb. 2. Weihnachtliche Salzkrone der Pfalz. Sechs Lichter stehen im Kreis. Das Salz verleiht der Krone einen stimmernden Glanz.
Original im Staatlichen Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin. Aufnahme des Museums.

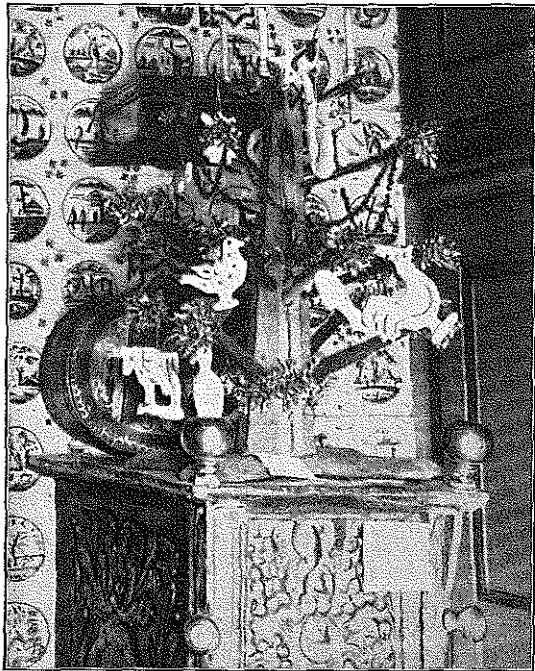


Abb. 3. Weihnachtsbaumgestell. Museum Wpf
auf Jöhr
Aufn.: Dr. S. Lehmann

Baumleuchter finden. Diese kirchlichen Baumleuchter, die teilweise über vier Meter hoch sind, können nicht allein aus antiken und palästinensischen Vorbildern erklärt werden. Vielmehr werden sie im wesentlichen aus germanischen Kultüberlieferungen verstanden werden müssen. Es ist an der Zeit, sie einmal vom volkstümlichen Brauchtum und dem völkischen Sinnbildergut aus zu betrachten. Auf Weberei, Stickerie und dem verschiedensten Schnitzwerk finden wir immer wieder den sechs- oder achtästigen Baum, der bereits richtig als Darstellung des Weltbaumes gedeutet wurde. Man bedenke noch, daß der Weltbaum nach eddischer Überlieferung von leuchtendem Glanz umgeben ist und man wird nicht mehr

darin zweifeln, daß die kirchlichen Baumleuchter unter Vertwertung von Anregungen aus dem griechischen und römischen Altertum aus germanischen Kultgedanken heraus gestaltet worden sind. Die Übereinstimmung mit dem alttestamentlichen „siebenarmigen“ Leuchter ist das Unwesentlichste an ihnen, obschon sie ihr die Aufnahme in die Kirche verdanken. Der indogermanische Mythos vom Weltbaum hat seine kultische Entsprechung im Lichterbaum. Im Lichtertragenden grünen Baum ist uns, nur äußerlich umgedeutet, ein großartiges germanisches Kultsymbol erhalten geblieben¹.

Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins (Schluß)

Von Freerk Hage Hamkens

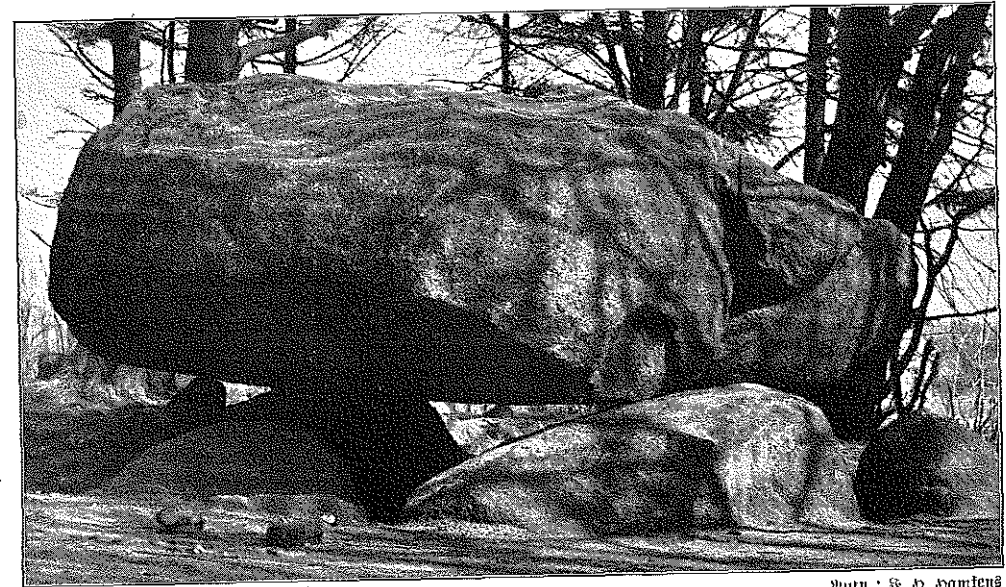
Der Bruttamp

liegt bei Albersdorf in Dithmarschen. Er ist ein Großsteingrab von der selteneren sechseckigen Form (Abbildungen 3 und 4). Nach Schwantes können sich aus dieser die Ganggräber entwickelt haben, die der Norden als „Riesensuben“, ähnlich unserem „Hünen“grab bezeichnet. In Albersdorf weiß man allerdings von Riesen nichts, desto mehr aber von Zwergen zu berichten. Sie sollen im Bruttamp gewohnt haben. Jeder, der das erstemal vorüberging, mußte etwas zurücklassen, am besten ein Bändchen oder einen Senkel (Schnürriemen). Wer einen Sechsling gab, fand kurz danach auf seinem weiteren Wege ein kleines Brot.

Ernst Joachim von Westphalen sagt in seinen Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium, IV. Band, Seite 222, außerdem:

„Sonsten berichtet auch noch ein guter Freund von eben dieser Opfer Stätte zu Albersdorff und der darunter befindlichen Höle folgendes: Dasselbst ist auch eine Höle

¹ Die Belege und viele Ergänzungen findet man in meinem Buch „Der Lichterbaum“, Berlin, Widukind-Verlag A. Bock; vergleiche auch meinen Aufsatz: „Herkunft und Sinn des Lichterbaums“ in Germanien, Dezemberheft 1936.



Aufn.: H. D. Hamkens

Abb. 3. Bruttamp bei Albersdorf in Dithmarschen von Südwesten

und Heidnische Opfer Stätte, wovon die Alten mir gesagt, wenn man einen Sechsling vor Zeiten habe in die Höle geopfert, habe der, so das Geld hingelegt, allzeit ein kleines Brot, wenn er aus der Höle gegangen, vor sich gefunden. Es haben auch die Subterranei daselbst sich aufgehalten, welche von den Leuten allerhand Gefäße, als Töpfe, Kessel etc., geborget und wieder an den Ort gebracht. Die Einwohner des Dorfes Arbele nahe hierbey, haben ihnen müssen Ochsen zur Abfuhr leihen, welche früh Morgens auf der Hoff-Stete in vollem Schweiß gestanden, für den Fuhrlohn haben sie noch heute diesen Tag dieses, daß ihr Vieh keine ansteckende Seuche bekommt, auch wenn Lungenfucht ist, und ein solches Beest in diesem Dorfe gekauft wird, obschon unwissend, so kleeht es bey denen anderen doch nicht, und dieses ist gewiß.“

Die gewaltige Anlage (Umfang des Decksteines 9,60 m, Innenmaß der Kammer von Ost nach West 3,40 m, von Nord nach Süd 2,70 m, Innenhöhe 1 m) macht es schon verständlich, daß das Grab unter den vielen einst in der Albersdorfer Flur befindlichen Grabbauten und -hügeln einen besonderen Namen erhalten hat. Aber auffällig bleibt trotzdem die Bezeichnung gerade als „Bruttamp“. — Zur Erklärung wird meist gesagt, daß Verlobte hier ihren Verspruch zu tun pflegen. Das würde den Stein also zu einer Art öffentlich-rechtlichen Ort machen. — Auch Westphalen beschäftigt sich an der angegebenen Stelle eingehend mit dem Namen und seiner möglichen Deutung. Er schreibt:

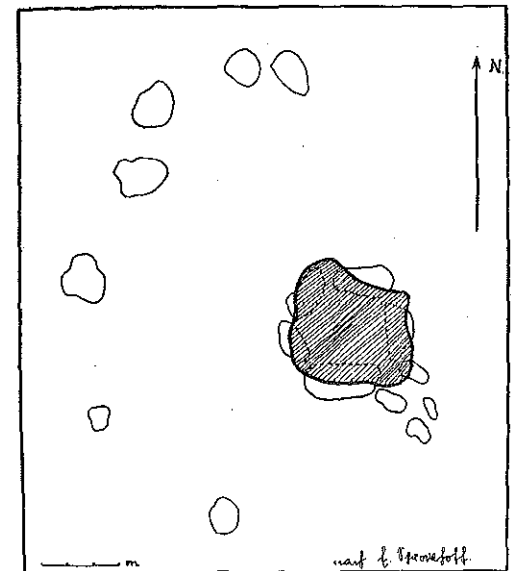


Abb. 4. Plan des Bruttampes

nach H. Hamkens

Campi nomen Brutcamp.

Campus Albersdorffensis hodie audit Brutcamp, non ut vulgo putant a Frea, nuptiis vel gildis ibi celebratis, nec a Danico & Gothico broede, briyt & bryotur, mulcta, transgredior, sed a Celtico & Anglo-Saxonico Brut, semita, via fortunata, Broyd regione, patria, Brutar, magnificentia, docentibus Verelio, Gudmundo Andreae, Wormio, Boxhornio in Islandicis, Runicis, Britannicis. Hinc Brutbenk, cujus mentio fit in statutis Slesvic. c. 103. inter locos, judiciali auctoritate instructos, refertur, & forte fuit iudicium populare vel Sandmannorum sub dio celebratum; quem significatum facile illustraveris tum Runica notione Brugda, Brut, consilio praesenti; tum testimonio Junii in gloss. Goth. p. 100 ubi a brudd, populari, derivare satagit fratrum civiumque denominationem. Accedit glossa Isonis Magistri, qui Brut explicuit conjunctionem, pactum. In jure antiquo Norvagico occurrit vox Brudfard, quam Bielckius in Summariis Danici & Norvag. juris p. 109. explicat ordinem vel pompam nuptialem a nymphis sponsae adornatam. Et ex documento Seculi XIII. sanctionem quandam notavit Dufresne T. I. p. 1324. Nemo quodammodo sit ausus facere fieri Festum quod appellatur Brut, quia ibi Deus plurimum offenditur. Convenit brutlufti — apud Otfridum, dies festus, dies nuptialis, notante Frisch in glossar. Germ. p. 129. Benck autem, Islandis Beck, est collis vel locus editior, iudicium, sedes Scabinorum, Schopfenbanck, unde & Brutbenck facile dicitur locus eminentior in mallis & conviviis, ubi iudex, sponsa, & qui est honoratior, considet. Recte Autor Teutonistae, Vocabularii Coloniae an. 1475 impressi, Banckspannen explicuit iudicium intentare, Gericht hegen, quae ipsa formula occurrit in Chartis Oldenburgicis & in speculo Saxonico, L. I. art. 70 L. III. art. 69, 88. Ubi formulae: Die Bäncke verrücken, zur Banck schweren, quibus adde proverbium: auf die lange Bank schieben, iudicium protrahere.

In Übersetzung: „Der Albersdorfer Kamp heißt heute Brutkamp, nicht weil, wie allgemein angenommen wurde, Freia dort in Hochzeiten oder Gilden gefeiert wurde, noch vom Dänischen oder Gotischen broede, briyt, bryotur = das Gemolkene, was ich übergehe, sondern vom Keltischen und Angelsächsischen Brut = Pfad, glückbringender Weg, Broyd = Gebiet, Vaterland, Brutar = Großartigkeit, wie sie Verelius, Gudmund Andreas, Wormius, Boxhornius im Isländischen, in Runen und im Britannischen lehren. Von dieser Seite her wird der Brutbenck, der im Schleswiger Staatsrecht c. 103. erwähnt wird, zu den Orten gestellt, die mit richterlicher Gewalt versehen sind, und vielleicht ist hier einmal ein Volksgericht oder Sandmannsgericht unter freiem Himmel feierlich gehalten worden. Diese Bezeichnung wird leicht erläutert durch die runische Erwähnung Brugda, Brut = ein Rat an Ort und Stelle, zum anderen durch das Zeugnis des Junius in Gloss. Goth. p. 100, wo man seine Not haben wird, von brudd = die Gemeinde betreffend, die mittelbare Bezeichnung für Bürger und Bruder abzuleiten. Dazu kommt die Worterklärung Jfos, der Brut als Vereinbarung, als Vertrag erläutert hat. Im alten norwegischen Recht begegnet die Vokabel Brudfard, die Bielckius in Summariis Danici et Norvag. juris p. 109 erklärt als Hochzeitszug, der von jungen Frauen für die Braut zugerichtet wurde. Aus einem Dokument des 13. Jahrhunderts erwähnt Dufresne eine Klausel: Niemand solle irgendwie sich unterstellen, ein Fest zu feiern, das Brut genannt wird, weil Gott dort meistens beleidigt wird.

Dazu stimmt Brutlufti bei Otfrid, ein Festtag, ein hochzeitlicher Tag, den Frisch erwähnt in Glossar. Germ. p. 129. Benck, im Isländischen Beck, ist ein Hügel oder ein erhabener Platz, ein Gericht, Sitz der Schöffen, Schöffenbank, weshalb der Brutbenck leicht ein besonderer Platz genannt werden kann, auf dem bei feierlichen Gelegenheiten der Richter, die Braut oder wer sonst an zu ehrenden Personen anwesend ist, sitzt. Richtig erklärt auch der Autor des Teutonista Vocabularii, Coloniae an 1475, den Ausdruck Banckspannen als Gericht hegen, und die gleiche Formel begegnet in Chartis Oldenburgicis und im Sachsenspiegel L. I. art. 70 L. III. art. 69, 88, daher die Formeln: die Bänke verrücken, zur Bank schwören, ferner das Sprichwort: auf die lange Bank schieben.“

Die oben erwähnte Stelle des Schleswiger Stadtrechtes lautet: Neune tuchnisse synd in der stad ane dingthuge, brutbenke unde dat vor dem raede schut unde wynkop, de nicht synt myn dan twee lude; wedder desse tuchnisse ward dat lantrecht nicht ghebroken. Die hier erwähnten „brutbenke“ werden in einer Erklärung als locus Judicii bezeichnet und sind somit Benennung für einen Gerichtsort oder eine Gerichtssitzung. — Das stimmt auch überein mit den Belegen und Schlüssen, die Westphalen in der oben angeführten Stelle bringt. — Heinrich Carstens nennt dazu in seinen „Wanderungen durch Dithmarschen“, Lunden 1902, Seite 42, die keltischen Wurzeln brwad, braut, bryd, breuth, die samt und sonders Gericht oder Rechtshandel bedeuten. — Der Brutkamp würde also ein Gerichtsort, ein Thingplatz gewesen sein. Man kam an diesem Orte zusammen, um Recht zu schaffen, und vielleicht sind hier auch die Versprüche von Brautleuten erfolgt, welcher Brauch sich dann bis in unsere Zeit gehalten hat.

Die von Neocorus (etwa 1550—1630) I, 262 mitgeteilte und oben erwähnte Sitte, ein Band oder einen Schnürriemen am Brutkamp zu opfern, kann unter Umständen auf die Bedeutung als Gerichtsort Bezug nehmen. Einmal wurde das Gerichtsfeld, der Kamp, mit Schnüren umhegt. Dann aber war die Schlinge oder der Strick, ursprünglich allerdings aus Weidenruten, ein wichtiges Rechtsinbild.



Abb. 5. Brutkamp bei Albersdorf, nach Westphalen, MONUMENTA... GERMANICARUM etc.

Ähnliche Brutorte finden sich öfter in Schleswig-Holstein. So heißt ein Feld beim Høje Seekamp „Brutkoppel“. Auch dort liegt ein großer, flacher Stein, um den andere im Kreise stehen, also wahrscheinlich ein vorgeschichtliches Grab. Der Namensteil „Brut“ ist ebenfalls mit „Braut“ übersetzt worden und demgemäß ausgedeutet. — Auch die Bridfearhoger (Bridfear, friesisch = Hochzeitszug, =folge; Hog = Hügel) auf Sylt sind eine Steinsetzung gewesen. Es standen fünf Steine, je zwei und zwei nebeneinander, der fünfte an der Spitze, in unmittelbarer Nähe des Thinghügels von Tinnum. Neben ihnen waren zwei kleinere, seit einigen Jahrzehnten abgetragene Hügel aufgeworfen. Hier ist eine Sage von einem versteinerten Hochzeitsgefolge erzählt worden. — Ähnlich liegen die Dinge bei manchen anderen Brut- oder Brautkoppeln, =selbern, =steinen, =seen usw.

Der Poppostein

bei Gillingel, zwischen Schleswig und Flensburg, ist ebenfalls ein Großsteingrab (Abb. 6 und 7). Die Kammer ist 2,10 m lang und 85 cm breit. Der Deckstein hat einen Umfang von etwa 6 m. Er ist ein sogenannter Schalenstein. Merkwürdigerweise befinden sich die Schalen fast alle in einem, dem nordöstlichen Viertel des Steines.

Seinen Namen hat das Grab angeblich nach dem Bischof Poppe erhalten, der um 960

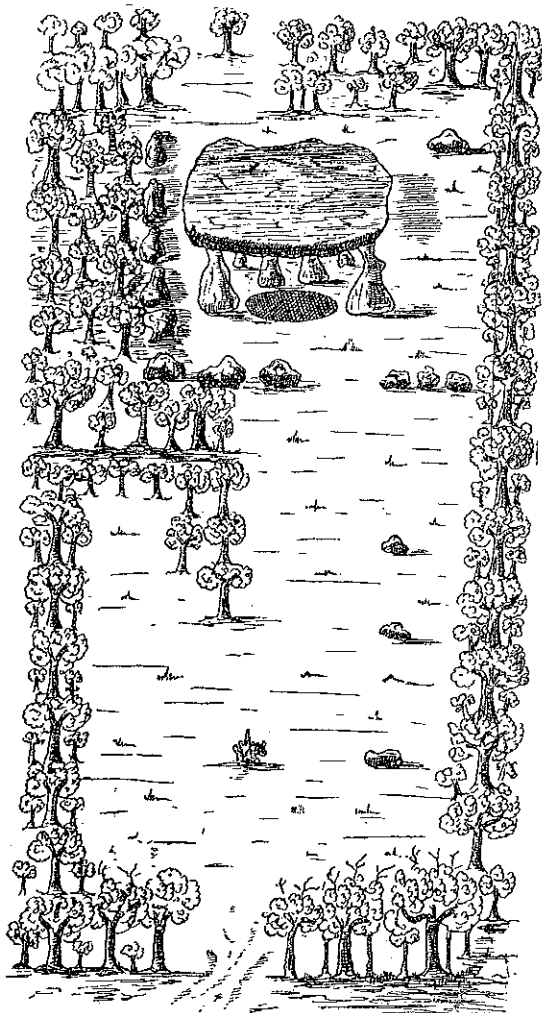


Abb. 6. Der Brulkamp nach Joh. Adrian Volten, Dithmarsche Geschichte, 1781. Ein „Gain“ von etwa 40 m Länge und 20 m Breite umgab die Steinfegung. Durch verschiedene Baumreihen ist er „in drei Gemächer abgeteilt gewesen“

in der Schleswiger Gegend predigte, 984 Bischof in der Stadt Schleswig wurde und 1029 verstorben ist. Nach einigen Chronisten soll er aus dem Lande gebürtig und ein Däne oder Fütte gewesen sein. Heimreich nennt ihn einen Nordstrandinger. — Von seinem Namen leitet man auch das in der Nähe des Steines gelegene „Popp Holz“ ab.

Müllenhoff weiß folgendes zu berichten (a. a. O., Seiten 106/07, Nummer CXXVII):

„Zwischen Flensburg und Schleswig ist ein Bach, der Hülligebek, der früher der Fütdebek hieß, aber seinen Namen änderte, weil der heilige Poppo darin das heidnische Volk taufte. Daneben heißt noch ein Gehölz das Popp Holz, weil er da seine Predigten hielt. Reiter und Fuhrleute lassen ihre Pferde nicht aus dem Bache trinken, weil es bekannt ist, daß diese sich sogleich danach versagen.“

Hier bei diesem Bache hat Poppo einmal ein Wunder verrichtet. Er zog ein mit Wachs getränktes Hemd an und forderte nun die ungläubigen Heiden auf, es anzustechen; wenn er beschädigt werde, so brauchten sie seiner Predigt nicht zu glauben; bleibe er aber unverfehrt, so sollten sie sich taufen lassen. Das gelobten sie. Als nun das Gewand angezündet war, erhob er seine Hände zum Himmel und erduldete den

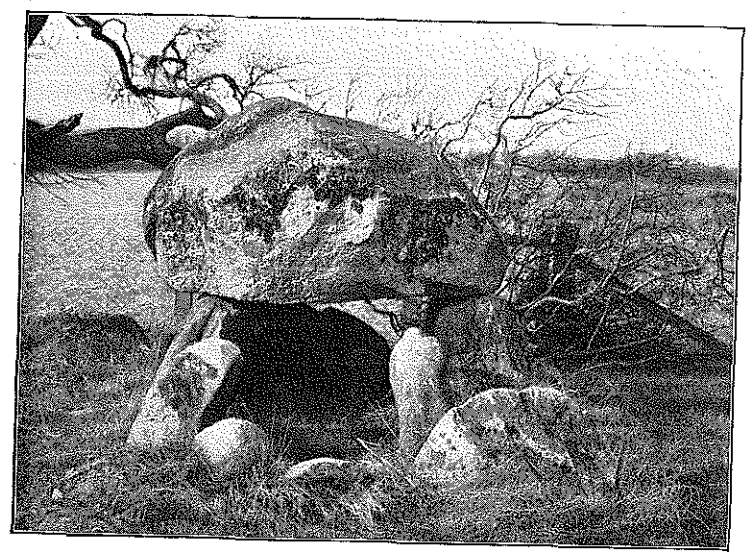


Abb. 7. Der Poppstein bei Hülligebek, von Süden
Aufn. F. G. Hamtens

Brand mit großer Ruhe und Geiterkeit; und da es ganz heruntergebrannt war, war auch nicht ein Brandfleck an seinem ganzen Körper sichtbar. Da nahmen Tausende den Christenamen an. Einige sagen aber, dies sei zu Ripen, andere in Schleswig selbst geschehen.

Der Teufel ist dem Bischof in seinem Werke vielfach in den Weg getreten. Einmal hatte er da im Hülligebek eine ganze Schar getauft, als der Böse einen ungeheueren Stein ergriff und auf ihn schleuderte. Aber in seiner Wut hatte er dem Wurf einen zu großen Schwung gegeben, und der Stein flog über dem Kopf des Bischofs hin und lag nachher noch lange auf der Heide zwischen Stoll und Hülligebek. Er hieß der Teufelsstein und maß 20 Fuß in der Länge, 14 in der Breite und 12 in der Dicke. Man zeigt noch Überreste von ihm. Das meiste aber ist abgesprengt worden.“

Paul Sell ergänzt diese Sagen wie folgt („In Beowulfs und Offas Reich“. Hamburg 1934, Seite 8, Nr. 5): „... auch König Harald Blauzahn und sein Sohn Svend Gabelbart sind dort getauft worden ... Poppo benutzte den Stein, der auf der Popp Holz Koppel, nicht weit von dem Wirtshause Hülligebek liegt, als Taufstein ...“

... Zu jener Zeit kam einmal ein Fremder zu Pferde durch den Bach. Mitten darin hielt er an, sein Pferd zu tränken, und er fragte die Leute: „Ist dies das Wasser, in dem ihr getauft werdet?“ Als sie bejahten, rief er: „So wünsche ich, daß mein Pferd in euer heiliges Wasser einen Dreck täte!“ Sein Wunsch erfüllte sich; allein in demselben Augenblick war er mit seinem Pferde wie festgenagelt; er konnte nicht von der Stelle und mußte lange Zeit im Bache halten. Da tat er das Gelübde, den Christen des Ortes eine Kirche zu bauen, und das half ihm aus der Not. Er hielt sein Wort, und die Sieberstedter Kirche, die etwa eine halbe Stunde entfernt liegt, ward von ihm gebaut. Sie ist daher eine der ältesten Kirchen unseres Landes.“

Heimreich schließlich sagt in seiner „Nordfriesschen Chronik“ 1668, daß Pferde, die aus dem Hülligebek trinken, „ambrüstig“ werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Predigten und Taufen des Bischofs wohl glaublich sind. Schwieriger sieht es mit den überlieferten Namen aus. Der „Taufstein“ muß von vornherein wegfallen, obwohl er bis in die neueste Zeit hinein verwandt wird; der Stein ist Deckstein eines steinzeitlichen Grabes und kann niemals zur Taufe benutzt sein. Außerdem spricht aber auch die Sage ausdrücklich von der Taufe im Bache. —

Die „Hülligebek“ kann zwar einen älteren Namen „Fütdebek“ abgelöst haben, aber sicher vor Poppo's Zeiten. Sollte erst die Anwesenheit des Bischofs Grund für die Umbenennung gewesen sein, dann wäre es auffallend, daß man zu dem „Poppstein“ und „Popp Holz“ nicht auch eine „Poppobek“ stellte.

Zur Erklärung des Namens könnte man das niederdeutsche „Pope, Pape“ heranziehen, also auf einen „Pfaffenstein“ und ein „Pfaffenholz“ schließen. — Es wäre aber auch möglich, daß das plattdeutsche „Poppe“ = Mädchen, Kind und „poppen“ = gebären zugrunde liegt. Puppe geht allerdings auf einen lateinischen Stamm zurück. Aber Kluge bringt in seinem etymologischen Wörterbuch das mittellateinische pupa einmal als Lehn-

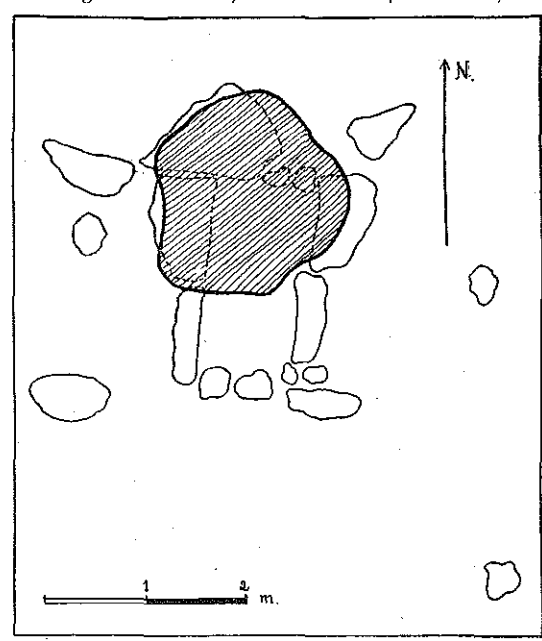


Abb. 8. Plan des Poppsteines

übersetzung des griechischen „nympe“, das ursprünglich „Braut“ bedeutet. — Es besteht demnach m. E. die Möglichkeit, daß „Poppostein“ eine gelehrte Bezeichnung ist, die erfunden wurde, um einen alten, ähnlich klingenden und dem neuen Glauben unangenehmen Namen zu ersetzen, daß weiter diese anzunehmende alte Bedeutung einen ähnlichen Sinn hatte, wie etwa das oben erwähnte „Bruttkamp“.

Unterstützt wird die Annahme durch die Tatsache, daß Poppo ausgerechnet am Himmelfest predigt und tauft, obwohl dieser Ort heute noch weit von jeder größeren Siedlung entfernt liegt und auch in der jetzigen Zeit nur wenige vereinzelte Gebäude auf 1 km im Umkreis zu finden sind. Mit Wahrscheinlichkeit ist zu schließen, daß hier ein dem alten Glauben bedeutungsvoller Platz war, den Poppo benutzte.

In dem Falle gewinnt es besondere Bedeutung, daß das Wasser der Befe, deren alter Name „Hütebefe“ von Hüte = Riese hergeleitet werden kann, ausgerechnet den Pferden nicht bekommt. Ist hier etwa einmal eine Koppel heiliger Pferde gehalten worden oder war das Heiligtum selber dem Wode geweiht? Für diese letzte Möglichkeit kann die von Self mitgeteilte Sage sprechen. Das Verhalten des Reiters läßt ihn als Vertreter des alten Glaubens erscheinen. Und leicht kann die Sage erfunden sein, um einen Sieg des Christentums darzutun. Ähnliche Geschichten erzählt man sich ja auch im skandinavischen Norden von Begegnungen zwischen Bekennern des Christentums und den alten Gottheiten.

Die Sieberstedter Kirche ist dem St. Peter geweiht. Da dieser Heilige oft die alten Gottheitsgestalten ablöste, könnte das in diesem Zusammenhang auch hier der Fall sein. Die Kirche selbst gehört dem 13. Jahrhundert an.

Schließlich ist noch zu beachten, daß hier einst die alte Heerstraße nach dem Norden ging, daß hier in Angeln ein in der frühen und Vorgeschichte bedeutungsvolles Gebiet vorhanden ist, und daß vermutlich wenig weiter südlich die Grenze zwischen Sachsen und Friesen gewesen ist; — Gründe genug, um anzunehmen, daß auch in der vorchristlichen Zeit der hier liegende Poppostein eine besondere und ausgezeichnete Stelle gewesen ist.

Wenn übrigens an solchen Gräbern die Landsgemeinde sich zu Bauernsprache, Thing und Gericht zusammensand, so mag das in der immer wieder bezeugten Gewohnheit begründet sein, die Toten im Ringe der Lebenden wenigstens sinnbildlich anwesend sein zu lassen. Denn nach der alten Auffassung gehörten zu Sippe und Bauernschaft nicht nur die gegenwärtig Lebenden, sondern in gleichem Maße auch die Gewesenen.

Nächst den Sternen haben wir Menschen keine freundlicheren Boten als die Bäume. Wer hat je unter ihnen gewandelt mit stillem Mute, dem sie nicht oft alle Sorgen und Eitelkeiten des Lebens hinweggerauscht, den sie nicht mit Liebe und Sehnsucht des Himmels angeweht, dem sie nicht so manche namenlose Gefühle und wundersame Geheimnisse zugeflüstert, so manche unvergeßliche Gestalten gezeigt haben.

(Ernst Moritz Arndt)

Schlange und Herz als Sinnbild

(Schluß)

Don Alsch Brend

Häufig wird das Lebenswasser in der pflanzlichen Volkskunst dargestellt. Da ist es meist eine Vase, aus der der Blumenstrauch oder Lebensbaum herauswächst. Diese Gefäßdarstellung ist ungemein häufig und hat in der Renaissance eine eigene Prägung erfahren. Gelegentlich ist aus der Vase auch ein Hügel geworden oder ein welliges Gelände, aus dem der Lebensbaum wächst, nicht selten aber auch ein Herz.

Damit tritt auch das Herz als Sinnbild in die Kunst. Oft sind Vase und Herz gleichzeitig bei einer Lebensbaum- oder Strauchdarstellung angebracht, so wenn das Herz über der Vase auf dem Stiel steht und nun alle Zweige oder Blümsprossen aus dem Herzen wachsen. Damit bildet das Herz den „Herzern“ der Pflanze, den sichtbaren Lebenstrieb der Pflanze.

Das Herz, das durch seinen Schlag im menschlichen und tierischen Leib das Leben und durch sein Stehenbleiben den Tod ankündigt, ist auch Sinnbild des pulsenden Blutstromes, der ja wieder das Kennzeichen des Lebens ist. Das Herz ist also auch ein Sinnbild des Lebens. Als solches taucht es in der Volkskunst der Siebenbürger Sachsen nicht vor dem 16. Jahrhundert auf.

Außer diesem allgemeinen Sinn hat es noch einen besonderen, der gerade im 18. Jahrhundert durch bürgerliche Einflüsse, die in die Volkskunst hereinragen, Verbreitung fand, den der Liebe. Führt schon die Kirche das Herz als Sinnbild, so noch mehr eine sentimentale Geistesrichtung des bewußten Bürgertums.

Dadurch findet man öfter kleine Minnegaben, wie Spinnwirtel, oder geschriebene Geburtstagsbriefe, die mit dem Herzen geschmückt sind. Diese offene Anpreisung des Gefühls, das mehr im Verborgenen blüht als vor



Abb. 6. Blauer Krug mit Herzblattdarstellung (1807)

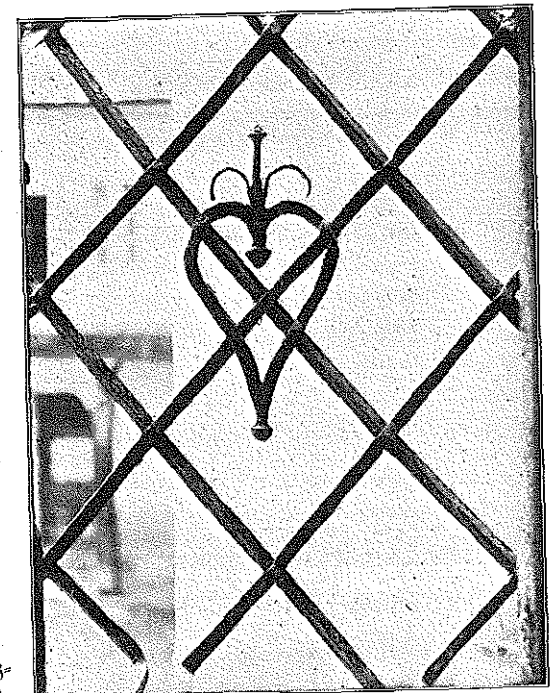


Abb. 7. Fenstergitter mit Herzdarstellung (16. Jahrhundert)

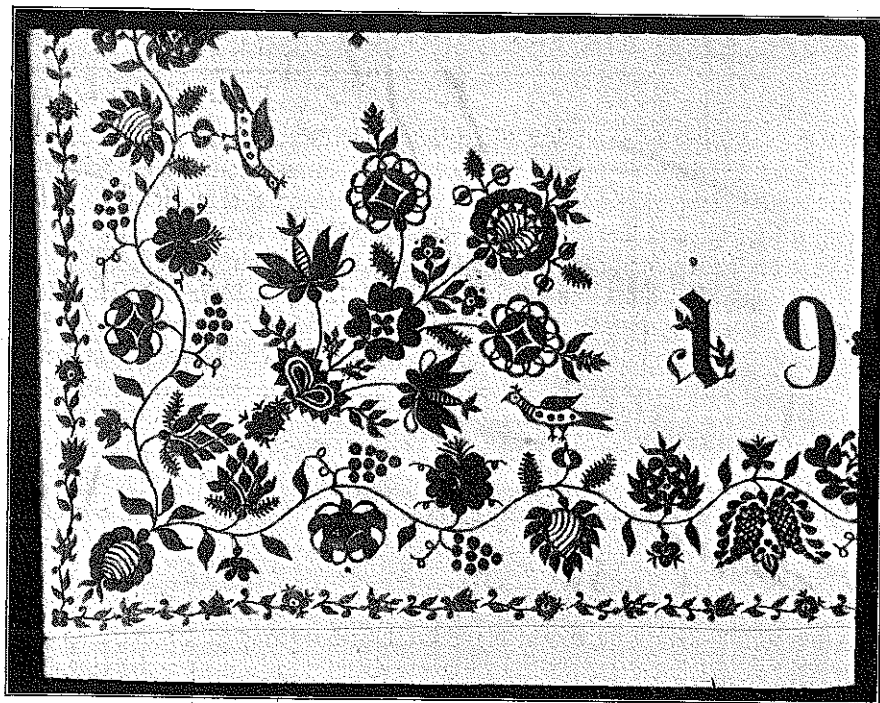


Abb. 9. Blauweiße Ofenachsel mit Herzblatt-Straußchen (18. Jahrhundert)

aller Augen, hat keine große Verbreitung gefunden. Wenn das Herz in der Volkskunst auftritt, so nimmt es seine Herkunft fast immer von den Lebensbaum- und Straußdarstellungen, in denen es als „Herzfern“ seine absichtslose Bedeutung hatte.

Die meisten Minnegaben sind daher nicht mit dem Herzen verziert, sondern mit dem Lebensbaum und vor allem mit dem Sonnenzeichen. Das Herz als Sinnbild der Liebe ist der Hinweis auf die Gefühle und Regungen eines einzelnen Menschen. Er allein gibt kund, was in seinem Herzen sich regt, er will seine eigene individuelle innere Haltung darstellen und bekanntmachen.

Die Minnegabe mit dem Lebensbaum oder Sonnenzeichen als Heilszeichen bleibt zwar Ausdruck der Minne, da der Beschenkte an und für sich durch den Empfang der Gabe weiß, aus welcher inneren Haltung die Gabe überreicht wurde. Darüber hinaus aber weist das Heilszeichen auf das Heil hin, dem die Gabe und mit ihr der Begabte geweiht sind: dem starken Leben, der Reinheit der Sonne, dem übergeordneten Ordnungsgesetz, dem der Schenkende und Beschenkte sich unterordnen und geloben.

Die Liebe ist nur ein besonderer Zustand des Lebens, das übergeordnete ist das Leben, das alle Regungen der Seele mit umschließt. Das Sinnbild einer individuellen Regung, der Liebe, konnte erst dann in die Kunst dringen, als der Mensch sein Einzelwesen über die Sippe, über das Volk, über den allumfassenden Ordnungswillen stellte, als er sein Individuum, sich selber als einzigen Ordnungswillen gelten ließ und damit auch seine eigenen individuellen Regungen und Zustände für allein maßgebend hielt und dem Weltordnungswillen überordnete.

Cividale und Verona, zwei langobardische Herzogstädte

Von Prof. Emerich Schaffran-Wien

Als 568 die Langobarden, vom Karst her, schrittweise und ohne wesentliche Kämpfe Oberitalien einnahmen, haben sie in allen wichtigeren Städten Herzöge eingesetzt. Es geschah dies zuerst in Cividale, das damals und noch auf längere Zeit hinaus den antiken Namen Forum julii führte, ferner in Treviso, in Verona, dann in Trient, das die Verbindung mit der nordischen Heimat deckte, in Brescia, Bergamo, Como, in Mailand, wo wiederholt die Krönungen der Könige stattfanden, in Asti und in Turin. Pavia, nach langer und harter Belagerung gefallen, wurde Hauptstadt und Königssitz, und nun erstreckte sich das Reich auch südlich des Po, wo Cremona, Parma und endlich Bologna Siege eines langobardischen Herzogs wurden.



Abb. 8. Schwarzgesticktes Kopftuch mit „Herzfern“ im Blumenstrauch (1919)

Abb. 9. Bunter Blumenstern auf einer Bettdecke. Eigentlich ein Strauß, der aus dem „Herzfern“ wächst (1905)



Abb. 1. Cividale gegen die Boralpen
Aufn.: Raccolta Municipale

In allen diesen Städten findet man also eine Menge historischer Erinnerungen an diese zweifellos große Zeit, und diesen historischen Erinnerungen tritt noch eine bescheidenere Zahl von Denkmälern zur Seite. Sie ist nicht in allen Städten gleich, sie fehlt z. B. fast ganz in Treviso, Bergamo und Cremona, aber wo wir sie antreffen, hilft sie vor unseren erstaunten Augen das Bild deutscher Staatskunst und deutscher bildender Kunst erstehen zu lassen. Die Kunde, die wir heute noch von jenen Herzogstädten haben, vermitteln uns trotzdem weniger die meist kaum oder nur schwer datierbaren Denkmäler, als vor allem die Hauptgeschichtsschreiber der Langobarden Paul Warnefried, genannt Paulus Diaconus, mit seiner warmherzig und volkhaft bedeutsam geschriebenen *Historia langobardorum*, und dann eine Reihe von ihm folgenden Chronisten und Annalisten, die vielfach schon Wahrheit mit späterer Verunklarung mengten.

Abgesehen von der Königsstadt Pavia nennt nun Paulus Diaconus am meisten Verona und besonders gern Cividale. Und dies ist begreiflich, denn der wackere Mann stammte aus Forum Julii-Cividale, und es verbanden ihn mit dieser schönen und militärisch wichtigen Stadt nicht nur die Interessen des Geschichtsschreibers, sondern auch die Bande des Blutes und der Jugenderinnerungen.

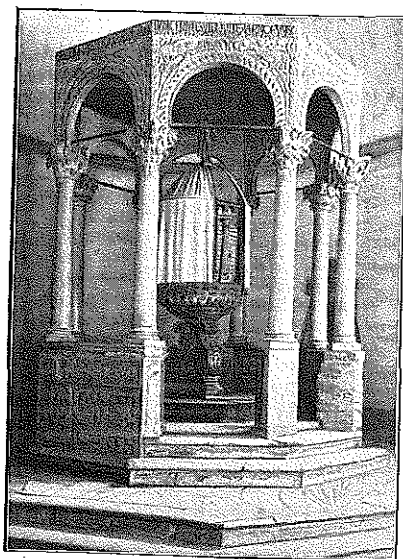
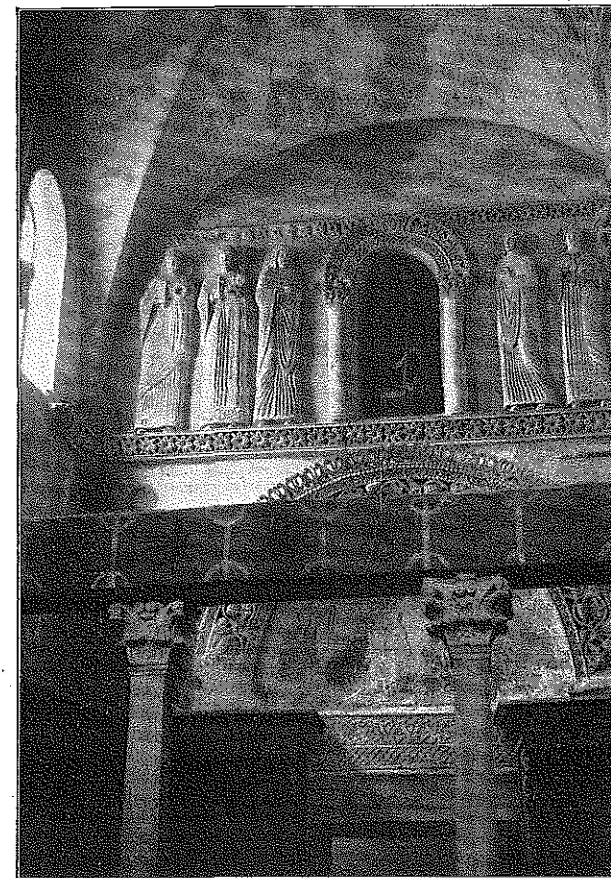


Abb. 2. Baptisterium des Gallitus. Cividale
Aufn.: E. Schaffran

Abb. 3.
Der trabs dexalis im Tempietto
Langobardo
Aufn.: E. Schaffran

Wer heute Cividale, diese Stadt am Alpenrand, betritt, wird über die Erinnerungen an die glorreiche Langobardenzeit erstaunt sein. Sie erstrecken sich nicht nur auf die ganz ungewöhnlich bedeutenden langobardischen Kunstbestände im königlichen Museum und auf die Fülle der in verschiedenen Kirchen untergebrachten sonstigen Kunstdenkmäler, sondern auch auf das tägliche Leben. Da gibt es eine Piazza Paolo Diacono, eine Via Duca Gisulfo, da gibt es das angebliche Geburtshaus des Paulus und, köstlich genug, ein Café Langobardo. Auf Schritt und Tritt gehen mit uns die Schatten aus großer deutscher Vorzeit und sie nehmen des öfteren in so manchem großen, blonden und blauäugigen Menschen sichtbare Gestalt an. Die Umgebung hat auch sprachliche Erinnerungen an die deutsche Zeit — sie sei langobardisch oder fränkisch — bewahrt. Denn wie deutsch klingen, um nur zwei Beispiele zu nennen, im Ton oder im Sinn die Ortsbezeichnungen Richinvalda und Pravisdomini! Wer das schöne Hochalpenland der Carnia durchwandert, wird diese Beispiele mühelos vervielfachen können.

Wenn in Cividale irgendein Fund aus ferner, „barbarischer“ Vorzeit gemacht wurde, so deutete ihn die unermüdlich schaffende Phantasie des Volkes in die Zeit des Herzogs Alboin. Denn er war der erste germanische Herr der Stadt. Er, der 568, vom Karst herabsteigend, in Cividale zum erstenmal italischen Boden betrat, erkannte sofort die politische und militärische Bedeutung der Stadt und setzte aus diesem Grund hier einen besonders verlässlichen Mann, seinen Neffen Gisulf, als Herzog ein. Aus dessen Zeit stammt ein mächtiger Steinsarkophag im Museum, ja, man meinte sogar, gestützt auf eine heute mit Recht angezweifelte Inschrift darauf, in ihm die Grabstätte des Herzogs zu sehen. Aus seiner Zeit, sicher aus dem Grab eines Edelings, rührt dann ein wunderbares Goldkreuz her, das in allen seinen Einzelheiten langobardisches Kunstwollen und dessen Verbindung mit dem alten Volkstum deutlich zeigt. Diese langobardische Kunst und Volksart begann sofort die kampflöse besetzte Stadt zu durchdringen. Es bildete sich um die heute nicht mehr im Platz nachweisbare herzogliche Burg ein langobardisches Quartier, an dessen Rand sich 768 jenes Oratorium Santa Maria della valle erhob, das heute unter dem Namen „Tempietto langobardo“ für jeden Deutschen ein Kunst- und Nationaldenkmal ersten Ranges sein muß. Wenn auch vieles in diesem kleinen Kirchenbau, wie die dreiteilige Apsis vorlangobardisch,



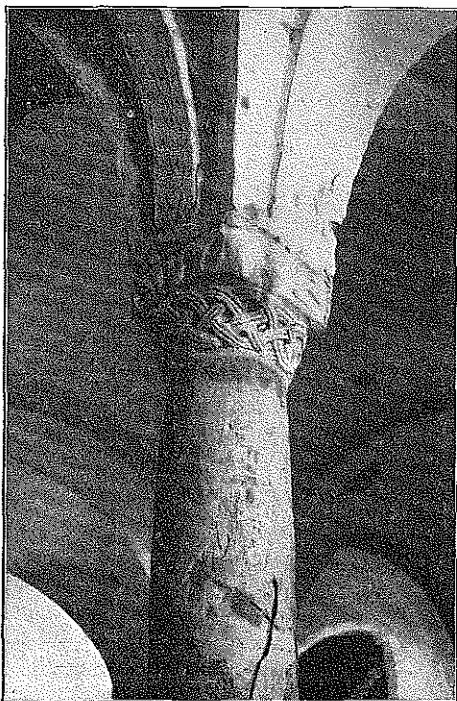


Abb. 4. Verona, S. Procolo, Krypta

die wunderbare Ausschmückung der Wand mit sechs Stuckfiguren weiblicher Heiliger eine deutsche Arbeit aus dem hohen Mittelalter ist, so sind hier in Kleinigkeiten noch immer viele sichtbare Erinnerungen an die Zeit der Langobarden vorhanden. Solche findet der Freund deutscher Frühzeit (und wer wäre dies nicht?) in dem schönen, schon prunkhaft späten Baptisterium des aquilijensischen Erzbischofs Callixtus im Dom, geschaffen um 740, und rauher, sieghaft-nordischer, in dem aus der gleichen Zeit stammenden, reich mit Bildwerken geschmückten Altar in St. Martin, den die Söhne des Herzogs Pemmo ihrem Vater zur Erinnerung setzten. (S. 11/36, S. 354, Abb. 8.)

Anfänglich waren die Langobarden noch Arianer; deshalb lagen ihre Friedhöfe abge-sondert von jenen der Katholiken; es wurde dies nun kulturgeschichtlich sehr brauchbar, da diese Friedhöfe nach dem Fall der langobardischen Herrschaft verödeten, in Vergessen-

heit gerieten und erst dem modernen Forscher ihre unermesslichen Schätze echten germanischen Volkstums öffneten. Sie birgt in tadelloser Aufstellung das Museum von Cividale.

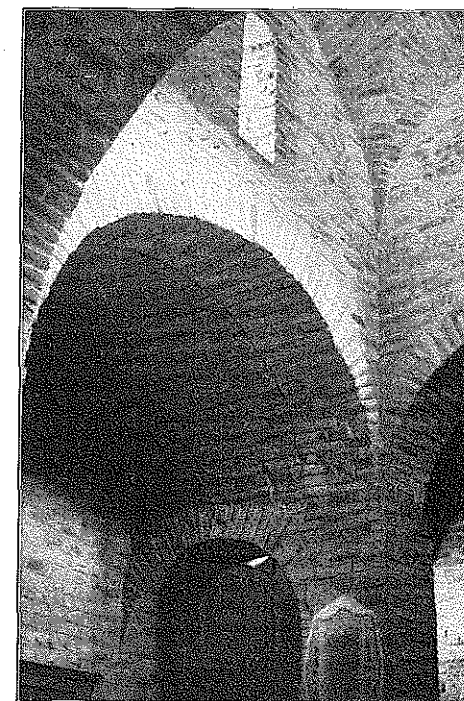
Sie schlagen die Brücke hinüber nach Verona, der zweiten Herzogstadt der Langobarden, von der hier gesprochen werden soll, denn auch in der Umgebung von Verona fanden sich des öfteren bedeutende Gräberfelder aus der Deutschen Zeit des 7. und 8. Jahrhunderts. Das ist gerade für Verona wichtig, da die sonstigen langobardischen Denkmäler in dieser kunstreichen Stadt weitaus geringer an Zahl und weitaus unbedeutender sind wie in Cividale oder wie in dem nahen Brescia. Denn während in Cividale Mittelalter und Renaissance nur eine stillere Tätigkeit entfalteten, blühte in Verona machtvoll eine wunderbare und außerordentlich reiche Romanik und Gotik empor, die, wenn sie auch aus deutschem Kunsterbe zehrte, doch viele Denkmäler aus früher Zeit vernichtete oder überarbeitete. Ein Beispiel dafür ist S. Lorenzo mit seinen nachlangobardischen beiden Rundtürmen an der Westseite. (Heft 11/36, S. 351, Abb. 3.)

Blutig beginnt die langobardische Geschichte



Abb. 5. Verona, S. Lorenzo, langobardische Platten im Vorhof

Abb. 6. Verona, Sta. Teutera et Tosca. 8. Jahrh.



Veronas. Im berühmten Palast Dietrichs von Bern, also des Gotenkönigs Theoderich des Großen, ermordete Rosemunda, des ersten Langobardenkönigs Alboin männerstüchtige Frau, ihren Gemahl, und ein sagenhaft reicher Germanenhort fiel durch Verräterhand langobardischer Mitthelfer in byzantinische Hände. Das Ganze war eine unappetitliche Ehebruchsgeschichte. Dieser menschlichen Finsternis steht hell zur Seite die liebenswürdige Erzählung von der Vermählung der Königin Theodelinge mit ihrem ersten Gatten Authari auf dem Sardisfeld, nördlich von Verona, „wo am fünfzehnten Tag des Wonnemonats (589) unter allgemeinem Jubel das Beilager vollzogen wurde“ (Paulus Diaconus, III. Buch, Kap. 30). Und so erlebte Verona, die schirmende Stadt des Etschtals, der Langobarden Freud und Leid. Hier spielte sich auch der letzte Akt der Tragödie vom Untergang des Reiches ab, als sich Adelchi, des wankelmütigen letzten Königs Desiderius kühner Sohn, nach dem Fall von Pavia mit wenigen Getreuen nach Verona warf und dort den Franken wütenden Widerstand leistete. Doch ist dies genau so sagenhaft, wie die in der Chronik von Novalesa erzählte Rückkehr des Adelchi an die Tafel des fränkischen Karl in Pavia, wo ihn der neue König an der unbezähmbaren Kraft erkannte.

Nur wenig Kunstdenkmäler hat Verona aus langobardischer Zeit erhalten, so Vieles und Schönes einst sicher vorhanden war. Eine langobardische Krypta mit späterer romanischer Eintwölbung dämmert unter der Oberkirche von S. Procolo (Heft 11/36, S. 350, Abb. 2) von der langobardischen Hauptkirche zu Verona, Santa Maria matricolare, hat sich, unmittelbar dem heutigen Dom angebaut, eine schöne, wenn auch nicht sehr typische Halle erhalten, langobardische Kapitelle wurden in der Kapelle des hl. Benedikt von San Zeno maggiore und an einigen anderen Orten verwendet, langobardische Schmuckplatten und den Rest einer ornamentalen Malerei enthält S. Lorenzo, und auch die fast ganz erloschenen Fresken in den geheimnisumwitterten Grotten von San Nazaro können noch aus letzter langobardischer Zeit sein. Dazu noch einiges in dem hochinteressanten Museum.

Ungleich reicher ist das Land um Verona. Wiederholt treffen wir auf die bekannten langobardischen Schmuckplatten, in Santa Maria del Gazzo, in Villanova und besonders in Cisano am Gardasee, und auch hier verkünden so manche Ortsnamen, wenigstens in ihren unitalienischen Endungen, von einer langobardischen Sprachwurzel, so Pastrengo, Buffolengo, Pacengo und Biasa, wie Fasor am Gardasee; und der Ortsname Valgataro führt als Vallis Gottharia sogar in vorlangobardische Zeit zurück. Die nördliche Umgebung von Verona enthält ferner noch zwei der bedeutendsten Denkmäler aus hochlangobardischer Zeit. In erster Linie die auf weithinschauendem Hügel prachtvoll gelegene Kirche San Giorgio di Valpolicella. Sie ist, auch in dem halbgermanischen Oberitalien eine unerhörte Seltenheit, doppelchörig und in ihrer älteren Westhälfte von langobardisch schwerer Wucht

(Heft 11/36, S. 351, Abb. 4). In ihrer Ostapfis steht der einzige, noch heute am Platz befindliche große Ziboriumaltar, der als gesicherte langobardische Kunst bezeichnet werden muß. Auf zwei Säulen trägt er eine lange Inschrift; sie nennt Eutprand als König, Ursus, Zuentinus und Zuvianus als Künstler, Vidalianus und Tancol als Priester, Gondelme als Verfasser der einzigartigen Inschrift, Resol als Gastalben (Ortsrichter) und Vergondus, Theobald und Foscari als Kustoden (?) der Kirche. Jede Einzelheit in dieser ergreifenden Kirche San Giorgio di Valpolocella (wie schön ist hier noch die Landschaft mit dem Blick auf Alpen, Gardasee und grenzenlose Ebene) zeigt schönste und reinste langobardische Kunst.

Südlich des Burgberges von Garda, jener von deutscher Geschichte trächtigen Stätte, verbirgt die aus dem 11. Jahrhundert stammende Kirche San Severo zu Bardolino am Gardasee eine bisher ganz unbekannte, zum erstenmal von mir aufgenommene und photographierte Krypta, die gleich des Ostteiles der Krypta San Salvatore in Brescia (Heft 11/36, S. 349, Abb. 1) noch die urtümliche flache Decke trug und deren Stützen mit Flechtbändern, Reihen von Sonnenrädern und Hakenkreuzen geschmückt ist. Alle diese Denkmäler stehen mit der Stadt Verona in engem Zusammenhang. Denn wie die Königin Theudelinde in der Hochsommerhitze aus Mailand in ihren Palast zu Monza überfiedelte, „weil der Ort zur Sommerszeit durch die Nähe der Alpen ein gemäßigtes Klima hat“ (Paulinus Diac., IV/21), so können auch San Giorgio di Valpolicella und der Bardolino benachbarte Burgberg von Garda schon von den langobardischen Herzögen als eine Art Sommerfrische besucht worden sein.

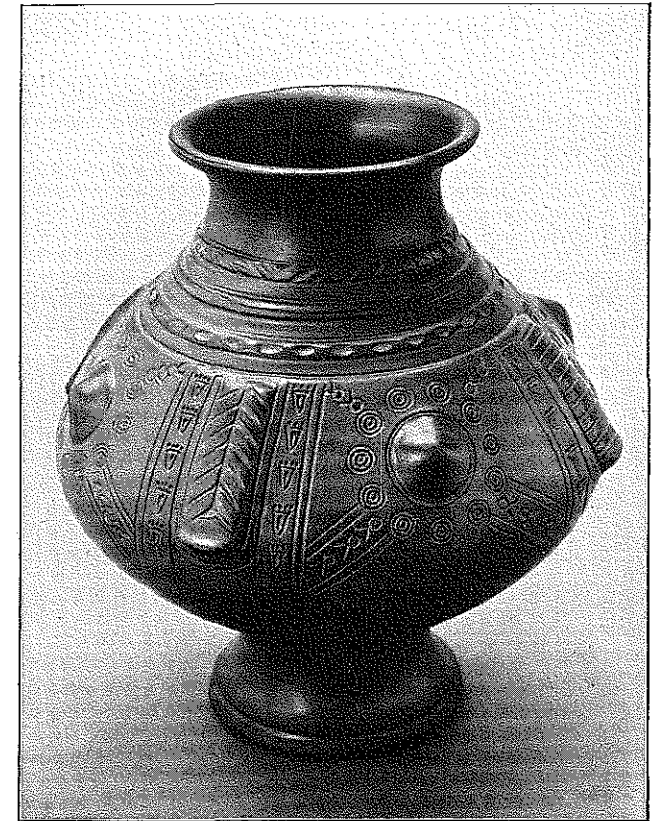
Zur Wiederbelebung deutscher Volkskunst

Die **H**-Porzellanmanufaktur Allach, von deren Erzeugnissen wir in Heft 7 1937 einiges unter dem gleichen Titel „Zur Wiederbelebung deutscher Volkskunst“ veröffentlichten, hat am 21. Oktober 1937 ihre erste Verkaufsstelle in Deutschland in Berlin W 9, Hermann-Göring-Straße 2—3, eröffnet. Die an uns gelangten diesbezüglichen Anfragen aus dem Leserkreis finden hiermit die gewünschte Beantwortung. Wenn das aufstrebende Allacher Werk erst jetzt auf diese Weise an die Öffentlichkeit tritt, so will es damit seine Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß Kunstporzellan keine Massenware sein soll, sondern wirkliche Kunst. Ursprünglich war sein Gebrauch den Höfen, später dann den jeweils zahlungskräftigeren Schichten vorbehalten. Es liegt ganz im Zuge der Wiederbesinnung auf die völkische Gemeinsamkeit, wenn nun auch das Kunstporzellan dem Volke in seiner Gesamtheit zugänglich gemacht werden soll. Dieses Ziel, das sich die **H**-Porzellanmanufaktur Allach gesetzt hat, bindet nicht nur in bezug etwa auf die Preisgestaltung, obgleich auch das natürlich wichtig ist, sondern vor allem auch in bezug auf die wirkliche künstlerische Hochwertigkeit des Gebotenen; wobei kein besserer Weg beschritten werden kann, als der der Rückkehr zu den Grundlinien der Volkskunst.

Bei der nebenstehenden Abbildung handelt es sich um eine Nachbildung aus der Porzellanmanufaktur Allach von einer altfächsischen Buckelurne, welche dem Reichsführer **H** Himmler zu seinem Geburtstag am 7. Oktober d. J. überreicht worden ist. Das Original ist von **H**-Sturmabführer R. Th. Weigel im Keller des Landesmuseums Hannover, wo sie bis dahin unerkannt geruht hatte, wiedergefunden worden; inzwischen hat der Leiter des Museums, Prof. Dr. Jacob-Friesen, bereits einen Bericht über den Fund in „Forschungen und Fortschritte“ 18/37 veröffentlicht.

Die Urne ist nach Jacob-Friesen etwa der Zeit um 400—450 n. Z. zuzuschreiben. Das Bemerkenswerte an ihr ist, daß sie auf den vier Längsbuckeln, die sich auf der

Nachbildung einer altfächsischen
Buckelurne aus dem 5. Jhrdt. n. Z. m.
von Weiden (Kr. Lehe) mit Odal-
runen und Lebensbaum.
(Original im Landesmuseum Hannover)



Schulter des Gefäßes herabziehen, zweimal Darstellungen des Lebensbaumes trägt und zweimal je eine Reihe waagerechter Querstriche, die man als „Leitermotiv“ kennt; daß diese Längsbuckel von je zwei Reihen von fünf Zeichen in der Form von Fußsohlen begleitet sind, wie sie ähnlich in der Kultsymbolik besonders der schwedischen Felszeichnungen häufig vorkommen; daß ferner die Felder, innerhalb deren sich die Spitzbuckel befinden, diagonal durch Reihen von Zeichen geteilt sind, die deutlich die Gestalt von Odalrunen zeigen. Die Odalrunen gehört zu den Runenzeichen, die sowohl als Schriftzeichen, wie auch als reine Sinnbilder verwendet wurden. Ihr Name „odal“, in älterer Form „othala“, bedeutet: von den Ahnen ererbter Besitz. Das Wort führt uns auf den wahren und alten Sinn des Zeichens: das Land, das die Ahnen schon bebauten, zu pflügen und zu pflegen ist die Grundlage der Würde des Mannes und seiner Sippe. Diese Sinnbedeutung kann man als völlig gesichert betrachten; unter anderem wird eben diese Schlinge noch in der mittelalterlichen Handschrift des Beowulf als Abkürzung für „edhel“ = odal verwendet. Wir sehen hier also vier Sinnbildzeichen aus germanischer Vorstellungswelt vereinigt: das Zeichen des bauerlichen Adels; den „Lebensbaum“, der in der Weihnacht die Lichter trägt, der in der Volkskunst oft über dem Brunnen des Lebenswassers stehend dargestellt ist; die heilbringende Fußspur des „Jahrgottes“ (nach H. Wirth) und die „Leiter“, deren Sinn auf der Bestattungsurne vielleicht das Herabsteigen in die Unterwelt ist. Es ist die Frage, ob man diese Zeichen in sinnhafte Beziehung zueinander setzen darf, weil die Volkskunst heute kaum einen festen Begriffszusammenhang ausdrückt. Wie im Märchen jedoch zeigen sich hier gewisse Zeitgestalten, die uns, während die Hauptsache immer der Gegenstand selber bleibt, jede für sich einen Einblick tun lassen in die Vorstellungswelt unserer Ahnen.

Hans Bauer.

Die Bücherwaage

Der Neue Brockhaus. Altbuch in 4 Bänden und einem Atlas. 1. Band A—C, 2. Band F—K. F. A. Brockhaus-Verlag, Leipzig, 1937. Format Oktav. Leinen 10,— Reichsmark.

Was man sonst selbst bei neuen Handwörterbüchern zu vermessen pflegt, eine eingehende Berücksichtigung der Germanenkunde auf Grund neuester Forschungsergebnisse und völkischer Auffassungen, das ist in diesem ausgezeichneten Handbuch in vollständiger und erfreulicher Weise enthalten. Der Grundaussatz „Germanien“ und die Einzelaussätze über germanische Religion, Kunst usw. zeigen eine erfreuliche Vertrautheit mit den neuesten Forschungen und eine ebenso erfreuliche Einstellung zu den Gesamtfragen. Darüber hinaus sind in einer größeren Fülle von einzelnen Stichworten germanenfundliche Dinge behandelt, so daß man sich aus diesem gedrängten Handbuch über alles Wesentliche in ausreichender Weise unterrichten kann. Besonders anerkennenswert ist es, daß bei allen Wörtern auf die sprachgeschichtliche Herkunft (germanisch oder nicht) hingewiesen und häufig auch eine kurze Etymologie unter Hinzuziehung des Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen gegeben ist. Das ist in dieser Art von Handbüchern etwas Neues; es wird dazu beitragen, den Sinn für lebensgeschehliche Sprachzusammenhänge, der leider in weiten Kreisen noch sehr zu vermessen ist, zu stärken. Der neue Brockhaus kann daher vom Standpunkt der Germanenkunde aus als erfreulich bezeichnet werden.

Ernst Otto Thiele, Sinnbild und Brauchtum. Ludwig Vögelreiter Verlag, Potsdam 1937. 160 S. Kart. 3,80 RM.

Der Verfasser, Leiter der fürnärkischen Stelle für Volksforschung, legt in dieser Weise den Ertrag einer mehrjährigen Forschungsarbeit vor, die sich auf das volkskundlich bisher etwas vernachlässigte Gebiet der Runenmark erstreckt. Wenn im allgemeinen die Auffassung vorherrschte, daß diese „Sinnbilder des heiligen Reiches“ auch für das lebendige Volkstum ein dürre Boden sei, so wird diese Auffassung durch Thieles Werk gründlich widerlegt. Er begründet seine Darstellung auf einer Untersuchung der Sinnbilder aus Werken der märkischen

Volkskunst und erweist dann diese Volkskunst als Ausdrucksform märkischen Brauchtums. Besonders wichtig ist der Nachweis, daß Brauchumsformen verschiedener deutscher Stämme in das märkische Brauchtum so eingeschmolzen sind, daß man von einem einheitlichen märkischen Stammescharakter auf diesem Gebiete sprechen kann. Die sehr reichhaltige Bildersammlung ist eine Fundgrube für den Volkskundler im allgemeinen wie für den Sinnbildforscher im besonderen.

Stapel, Parzival. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1937. 488 Seiten. Geb. 6,50 RM.

Der Parzival von Wolfram von Eschenbach gehört zu den Grundwerken germanischen Geistes in Deutschland trotz vieler fremdartig anmutender Einzelheiten. Wenn er leider bisher nicht in dem Maße in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist, wie andere große Werke unseres Mittelalters, so liegt das vor allem daran, daß es bisher an einer lesbaren Neuherausgabe fehlte. Die Reimübertragung von Simrock ist in dieser Hinsicht unzulänglich; schon weil sich das mittelhochdeutsche Reimpaar in seiner musikalischen Lebendigkeit und metrischen Eigenart nicht ohne weiteres ins Neuhochdeutsche umpressen läßt. So ist der Gedanke, eine Prosafassung daraus zu machen, durchaus in der Linie der Entwicklung gelegen, die unsere Erzählfunktion vom Mittelalter bis heute durchgemacht hat. Stapels Übertragung hält sich im besten Sinn genau an das Original, ohne dadurch die eigene Lebendigkeit im geringsten zu gefährden. An schwierigen Stellen weist er in Fußnoten auf den Urtext hin; ein Vergleich mit der Simrock'schen Übersetzung zeigt, daß er Irrtümer ausgemerzt hat, die seit Simrock unbefehlig bis heute weitergegeben wurden.

Jutta Barchewitz, Von der Wirtschaftstätigkeit der Frau. Verlag Priebe'sche Buchhandlung, Breslau 1937. 117 Seiten. Brosch. 4,20 RM.

Diese Arbeit gibt an Hand einer Sonderuntersuchung einen überraschend ergiebigen Querschnitt durch die germanische Kulturgeschichte, in dem die wichtige Stellung der germanischen Frau besonders deutlich sichtbar wird. Sie ist daher geeig-

net, unser Germanenbild nach dieser innerlichen Seite hin zu ergänzen, und zwar nicht durch vage und willkürliche Traktate, sondern durch exakte und sachliche Untersuchungen. Die Sorgfalt der Quellenangaben gibt für die allgemeine Germanenkunde wertvolle Einzelheiten.

Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte. Band 2: Die nachrömische Zeit. Heidelberg 1937, Winter-Verlag.

Soeben beginnt der langerwartete zweite Band der Altgermanischen Religionsgeschichte von Helm in Lieferungen zu erscheinen. Nach Abschluß des zweiten Bandes wird der inzwischen vergriffene erste Band in neuer Bearbeitung herauskommen. Die Darstellung Helms zeichnet sich durch große Sachlichkeit aus; alle in Frage kommenden Quellen werden berücksichtigt, vor allem auch die Denkmäler. Wir werden auf Einzelheiten noch zurückkommen und empfehlen die Arbeit Helms allen, die sich eingehend mit dem Studium der germanischen Religion beschäftigen wollen.

Dr. Otto Huth.

Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte. Bd. 2: Religion der Nordgermanen. Berlin 1937, de Gruyter-Verlag. Geb. 12,— RM., geb. 13,— RM.

Das große zusammenfassende Werk von de Vries muß — wie wir bereits bei der Besprechung des ersten Bandes hervorhoben — jeder durcharbeiten, der in die wissenschaftliche Erforschung der Religion der Altgermanen eindringen will. De Vries zieht das gesamte gelehrte Schrifttum heran, insbesondere auch die wichtigsten Arbeiten der skandinavischen Forscher, und berichtet in jedem Falle über die verschiedenen Auffassungen. Der vorliegende zweite Band, der die Religion der Nordgermanen darstellt, kann noch besser gefallen als der erste. Die Felszeichnungen werden ebenso berücksichtigt wie die aufschlußreichen Ortsnamen. Dabei fällt auf, daß im ersten Bande, d. h. bei der Behandlung der südgermanischen Überlieferung, die Ortsnamen beiseite blieben. Es ist zu wünschen, daß dies bei einer neuen Auflage geändert wird. Sehr erfreulich ist es, daß de Vries einen klaren Blick zeigt für die indogermanischen Entsprechungen vieler germanischer Überlieferungen. Entgegen manchen voreiligen Entlehnungshypothesen, die auch in letzter Zeit noch im gelehrten Schrifttum spukten, erkennt de Vries die Eigenständigkeit der germanischen Religion. Wie im ersten Bande ist leider de Vries auch im zweiten der Bedeutung der späteren Volksüberlieferungen nicht gerecht geworden.

Dr. Otto Huth.

Unbekanntes Deutschland. Eine Buchreihe herausgegeben von Hans Kunis, Leipzig, Moritz Schäfer-Verlag.

Hans Kunis, Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald. Broschiert 1,80 RM., gebunden 3,— RM.

Walter Hoh, Die Walterichapelle in Murrhardt. Gebunden 1,90 RM.

Kurt Rieger, Grenzburgen im Nordgau. Gebunden 2,50 RM.

Walter Hoh, Mittelalterliche Groteskplastik. Gebunden 2,50 RM.

Diese neue Schriftenreihe empfehlen wir wärmstens. Die Bändchen sind sehr schön ausgestattet und eignen sich zu Geschenkzwecken. Die Arbeit von Hoh über die „Mittelalterliche Groteskplastik“ ist für die Sinnbilderforschung wichtig. Hans Kunis zeigt in seinem Buch über die Burg Wildenberg überzeugend, daß wir in ihr das Vorbild der Gralsburg Wolframs zu sehen haben.

Dr. Otto Huth.

Richard Benz, Die deutsche Romantik. Die Geschichte einer geistigen Bewegung mit 16 Bildtafeln. 487 Seiten. Gebestet 8,— RM., Ganzleinen 10,— RM. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

Richard Benz gibt zum erstenmal eine umfassende Gesamtdarstellung der deutschen Romantik, in der wir eine entscheidende völkische Bewegung zu sehen haben. Romantischen Forschern verdanken wir die Begründung der Germanenkunde und der deutschen Volkskunde. Gegenüber Irrtümern der rationalistischen Wissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat jüngste Forschungsergebnisse und Ahnungen der genialen Gelehrten der deutschen Romantik bestätigt und ihre Fragestellungen wieder aufgenommen. Es wird daher jeder Freund der germanischen Vorzeit und des deutschen Volkstums begrüßen, daß wir nun in dem vorliegenden Werk eine umfassende Würdigung dieser bewunderungswürdigen Epoche der deutschen Kulturgeschichte besitzen, die auf allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft schöpferisches geleistet hat.

Dr. Otto Huth.

Voll erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke, gesammelt und herausgegeben von Gottfried Henken. Verlag Wichendorff, Münster. 408 Seiten.

Diese neue Märchenammlung geht im besten Sinn auf den Spuren der Brüder Grimm und zeigt, wie erstaunlich reich unser Volkstum heute noch an selbständiger Geistesüberlieferung ist: wenigstens in solchen Gegenden, wo die Zivilisation noch nicht alles niedergewalzt hat. Henken ist der Leiter des Archivs für Volksforschung, seine Methode, die nur bei enger Vertraut-

heit mit dem Volkstum und der bäuerlichen Seele durchführbar ist, zeigt sowohl die unbestechliche wissenschaftliche Kritik wie auch Herzenswärme, ohne die alle Volkstunde armseliges Stückwerk bleiben muß. Die Volkserzählungen entstammen hauptsächlich dem westlichen Münsterland, einem Marktgebiet zwischen Reich und Holland, das in seiner Unberührtheit allerdings ein ausgezeichnete Boden für eine urwüchsige Vorstellungswelt ist. Die Erzählungen sind durchweg in niederdeutscher Sprache wiedergegeben, was sehr wichtig für die Wahrung ihres eigentlichen Charakters ist. Dieses verdienstvolle Werk sollte viele andere deutsche Landschaften zur Nachahmung anregen. **Platzmann.**

Heinar Schilling, Das politische Weltbild. Nordland Verlag, Magdeburg.

Heinar Schilling zeigt hier an dem Beispiel von zwanzig großen Stilperioden die zeitliche und innere Zusammengehörigkeit des Kulturellen und des Politischen. Es hat noch keine Hochkultur, worunter der Zusammenklang von Schöpferwille und Leben bestanden sei, gegeben, die nicht im Bereich des Politischen in einem Staate seine wehrhafte und sichere Burg gefunden hätte. Heinar Schilling greift aus der überwältigenden Fülle des Stoffes in richtiger Beschränkung die größten und klarsten Epochen heraus; beginnend mit Ägypten und China über Iran, Hellas und Rom, übergehend zum deutschen Mittelalter mit Romanik und Gotik, schließlich mit dem Technizismus und der Gegenwart, — alles zu nennen ist hier nicht möglich. Es zeigt sich, daß sowohl politische wie kulturelle Strömungen nur dann wirklich zukunftstragend sind, wenn beide wenigstens in einem Punkte eine ursprüngliche Einheit sind; es sind ja seit jeher sowohl das Gebäude des Staates wie die Blüten der Kunst, wenn sie gesund waren, jeweils einem natürlichen Boden entsprossen: dem Volkstum, in dessen Tiefe die Treue zur Vergangenheit im ganzen und die Zukunftsfreudigkeit im einzelnen fest gegründet sind. Schon aus der Vielzahl von „-ismen“ aus der jüngsten Vergangenheit erhellt, daß dem Zeitalter des „Liberalismus“ und „Materialismus“ das Gefühl jener Einheit verlorengegangen war.

Hans Bauer.

Heinar Schilling, Germanische Führerköpfe. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Gebunden 2,85 RM.

Das Buch erzählt in flüssigem Stil von dem Leben und den Taten germanischer Führer von Ariovist bis Witekind. Das Besondere jeder Gestalt in ihrem zeitge-

mäßen Rahmen wird in lebendiger Weise dargeboten. Zuweilen, wenn der Gegenstand den Verfasser unmittelbar packt, gelangen ihm Stellen von größerer Eindringlichkeit, als man es von Nacherzählungen aus zweiter Hand gewohnt ist.

Heinar Schilling, Germanische Frauen. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Gebunden 2,85 RM.

Ähnlich wie in seinem Buche „Germanische Führerköpfe“ erzählt Schilling hier von germanischen Frauen, wobei er besonders auf die Sage zurückgreift. Wenn jenes für Jüngens als Geschenk geeignet ist, so ist dieses für Mädchen zu empfehlen.

Heinar Schilling, Hailhabu. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Gebunden 4,80 RM.

Wiedererstandenes Bild und Geschichte der Wikingerstadt Hailhabu nimmt Schilling zum Ausgangspunkt und Angelpunkt für eine Erzählung der Frühgeschichte des norddeutschen Raumes, wobei den Hauptteil die Darstellung der Sachsenkriege ausmacht; er sieht gewissermaßen die Vorgänge von Hailhabu aus, was sehr dazu beiträgt, den Eindruck der Unmittelbarkeit in seiner Schilderung zu heben. Das Buch ist sicher geeignet, Interesse zu wecken.

Friedrich Bubendey, Der Spaten Gottes. Aufwärts-Verlag.

Ein Versuch, den Glaubenskampf unserer Zeit in Romanform zu gestalten. Aber die Verbindung von Schicksalserzählung und weltanschaulicher Auseinandersetzung ist nicht lebendig geworden, ist Konstruktion geblieben. Es ist wohl so, daß viele im Alltag in Schlagwortformulierung denken, die von außen stammen und nicht mehr durchdacht werden wollen, vom guten Buch aber erwarten gerade diese mit Recht ein wenig mehr; das versucht der Verfasser auch zu geben, aber wie das Ganze Spuren der Flüchtigkeit zu tragen scheint, so ist auch dieser Wille im einzelnen wenig durchgedrungen. Die Idee ist an sich neu und nicht schlecht, aber bei allem guten Willen nicht folgerichtig durchgeführt. Gerade das weltanschaulich kämpferische Buch muß vor allem Tiefe haben, sonst ist es nicht wirksam und Angriffen gegenüber nicht stark genug.

Siebenbürger Sachsen. Eine Wesensschau von Misch Drend. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Geb. 3,— RM.

Es ist erstaunlich und wunderbar zu sehen, wie rein sich deutsche Art in der Fremde bei den Siebenbürger Sachsen erhalten hat und wie klar sie sich gerade dort dem Betrachter darstellt. M. Drend geht ohne vorgefaßte Meinungen an dieses

Leben heran und versteht es meisterhaft zu schildern. Er bringt nicht nur Wichtiges für den Volkskundler, sondern darüber hinaus einen unmittelbaren Einblick in die Welt der Siebenbürger Sachsen, er geht allen ihren Äußerungen auf den Grund, ohne etwas zu zerfasern und aufzulösen, — man spürt, er erlebt all das mit: Arbeit und Feste, Recht und Religion, Liebe und Tod. Im Mittelpunkt steht die Volksgemeinschaft, nicht als Begriff, sondern als gelebte Tatsache. Im besonderen verweisen wir noch auf die Betrachtungen über Rasse und Temperament; hier ist der Unterschied zwischen blasser Nüchternheit und Nordischem Gebändigtsein einmal grundsätzlich und klar erfaßt. — Die gute Ausstattung und die schönen Bilder verdienen hervorgehoben zu werden. **Hans Bauer.**

Walther Linden, Geschichte der deutschen Literatur. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. Brosch. 6,— RM., geb. 7,80 RM.

Eine Literaturgeschichte in einem Band, die wir sehr begrüßen. Wer sie zur Hand nimmt, wird sogleich mit Freude feststellen, daß sie nicht nur zum Nachschlagen geeignet ist — an Nachschlagewerken ist ja in Deutschland kein Mangel —, sondern daß sie sich auch lesen läßt; auch wenn die Literaturgeschichte als Wissenschaft fremd ist, der wird das doch mit Genuß und mit Gewinn tun können. In seiner Darstellung folgt der Verf. folgerichtig der Überzeugung, die er im Vorwort folgendermaßen ausdrückt: „Deutsche Dichtung ist der treue und reine Spiegel des beispiellosen Entwicklungsganges, den das deutsche Volk vom Aufbruch der nordischen Bauernvölker bis zu seiner jüngsten Reichsgründung durchschritten hat.“ — Die sachlichen Angaben sind dabei durchaus nicht nur auf das eben Allernotwendigste beschränkt.

Hans Bauer.

Arno Deutelmoser, Luther, Staat und Glaube. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937. Geheftet 6,— RM., in Leinen 8,50 RM.

In klarer und überzeugender Weise legt Deutelmoser dar, daß Luthers Tun und

Denken trotz seiner christlichen Gestalt einem Wesen entspringt, für das andere Gesetze als diejenigen gelten, die das Evangelium verkündet, und daß dieses Wesen dasselbe ist, das in den Dichtern der alten Seldenklieder, den großen Königen des Mittelalters, in Eckehard, in Friedrich von Preußen, in Goethe und Nietzsche wirksam war und sein wird. Luther beginnt damit, daß er die Lehre Jesu von Sünde und Erlösung bis zum Letzten ernst nimmt, indem er dies tut, zeigt er den Gegensatz auf, der zwischen dem Anspruch der römischen Kirche und den Forderungen des Evangeliums besteht. Im Jahre 1525 gibt Luther seiner Lehre von dem Verhältnis zwischen menschlichem und göttlichem Willen eine feste Gestalt in seinem Buche „De servo arbitrio“. Zur gleichen Zeit macht er bei den Wirren des Bauernkrieges seine wichtigsten Aussagen über die Dinge des Staates. Je stärker die Gewißheit des allwirksamen Gottes bei Luther wird, um so mehr wächst auch das Interesse an den Dingen des Staates, da Gott in allem und so auch in diesen wirksam ist. Die staatliche Ordnung wird jetzt als göttlich gepriesen. Sie ist eine Rangordnung von Ämtern, an deren Spitze der Fürst als die Obrigkeit steht, die Erfüllung des Amtes in der Ordnung ist Gottesdienst. Das gilt von jedem Amte, auch von dem des Kriegers. Neben der staatlichen Amtordnung, dem „Amt“ der Herrschaft, steht die kirchliche Amtordnung, das „Amt“ der Lehre. Beide stehen gleichberechtigt nebeneinander, sie sind geschieden, ergänzen sich dabei aber gegenseitig und gipfeln beide im Fürsten, der gleichzeitig staatliche Obrigkeit und „summus episcopus“ der Kirche ist.

Wir leben in einer Zeit, da alle Formen und darunter auch die Überlieferungen und Begriffe auf die Waage gelegt werden. Daher begrüßen wir Deutelmosers Buch, da es dazu beiträgt, daß die Feldzeichen sauber verteilt werden, damit die Geister sich an ihnen scheiden können. Darüber hinaus freuen wir uns, unser Wesen in der besonderen Gestalt Luthers von der fremden Schale getrennt zu sehen, in die es sich auf seiner Wanderung durch die andersgearteten Bereiche wieder und wieder verkleidet hat. **H. v. Bothmer.**

Der Nordmann weiß seit langem, daß kein Jahr ganz das alte ist, daß auch dem Menschen nichts wiederkehrt, wie es gewesen, selbst nicht Götter und hohe Zeiten; daß aber der alte Stamm der Pflanzen, und so auch der Menschen und Götter alle Wechsel überdauert: als Wesentliches im Flusse der Einzelercheinungen.

(Hans Bahne)

Die Fundgrube

Germanische Burganlagen als Verlobungs- und Traupläze. (Vgl. „Germanien“ 1935 S. 212 f., 1937 S. 64, 119 f. sowie S. 339 f. und S. 361 f.) Nach den überaus aufschlußreichen Ausführungen von H. Ohlhaber in „Mannus“ XXIX 1937 S. 243 ff. müssen wir annehmen, daß die genannten Anlagen nicht nur Verlobungs-, sondern neben anderen germanischen Anlagen auch als Traupläze in Frage kommen. Eine von Müllenhoff (Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg) aufgezeichnete Sage berichtet: Bei Clausdorf im Dithmarschen liegt eine Kammer mit Steinkreis, die mit dem umliegenden Felde zusammen den Namen „Bruttkoppel“ trägt. Hier sollen in alten Zeiten — als es noch keine Kirche gab, wie die Sage weiß — sich die Brautleute mit ihren Eltern und Verwandten versammelt haben. Sie setzten sich auf den Stein und wurden dann „getraut“.

Wenn von ähnlichen Flurnamen auch nicht wörtlich Gleiches berichtet wird, so darf man doch wohl annehmen, daß es sich im wesentlichen um etwas Ähnliches gehandelt hat, so beim „Bruttkamp“ bei Albersdorf in derselben Gegend und ferner beim „Brutberg“ bei Bordesholm. Der „Buskamen“, ein gewaltiger Felsblock am Nordstrande von Mönchgut auf Rügen, der Raum für vierundzwanzig nebeneinander stehende Menschen bietet, wurde von jedem Hochzeitszuge in Göhren früher aufgesucht, und dann wurde auf der Plattform des Steines ein Tanz aufgeführt. Der „Teufelsstein“ auf Wittow wurde nach der Hochzeit dreimal umgangen. Im Stadtwalde von Blomberg (Zippe) stehen in der Nähe der „Gassel“ zwei prächtig gewachsene Buchen, Brant und Bräutigam genannt, die früher von jungen Paaren aufgesucht wurden.

Der vollstehende Zweck der Ehe war die Erhaltung der Sippe, des Stammes, des Volkes. Der Beginn der Ehe ist die Verlobung bzw. Heirat oder Trauung. Wenn in den Überlieferungen nun auch nicht immer von Verlobung oder Trauung die Rede ist, so müssen wir doch auch solche an vorgeschichtliche Stätten knüpfende Erzählungen als hierher gehörig ansehen, die über Erlangung von Kindersegnen berichten und

von denen Ohlhaber ebenfalls einige anführt. Der „Breite Stein“ von Birchow im Kreise Dramberg, der Deckstein eines Grabes, wurde von kinderlosen Ehepaaren aufgesucht, von ihnen bestiegen und mehrmals umgangen. Wie bei kirchlichen Umgängen sowohl Kirche wie Altar rechts von den Umgängern liegen müssen, so auch beim „Breiten Steine“. Es gibt ferner sogenannte „Gleit- oder Schlittensteine“, von denen diejenigen herunterspringen oder gleiten müssen, die heiraten wollen. „Die Steine oder Kammern waren Sitze einer fruchtbringenden Kraft, die man durch Umgehen oder Opfer um ihren Segen bat ... Auf den breiten Stein stehen“ heißt einfach nichts anderes als „heiraten“ ... Von der Bevölkerung des Ortes (in dem dieser „Breite Stein“ liegt, nämlich Zwillipp, Kreis Kolberg-Neukölln) wurde die Erklärung in dem „Breiten Stein“ vor dem Altar der Kirche gesucht, der die Gräber der Zwillipper Pastoren deckte. Hier fand die Trauung des Paares statt. Warum sollen wir für die Vorzeit annehmen“, sagt Ohlhaber S. 246, „daß Altar und Grab unbedingt getrennt sein müssen? Beide Dinge gehören zusammen. Wir brauchen uns nur die Form der ältesten christlichen Altäre vorzustellen, wie sie in den nordischen Ländern gebräuchlich war. Vor dem Altar wurde der Tote beigesetzt, nicht anders als wir es — in der äußerlichen Form — bei den ... Gräbern der Steinzeit mit den späteren, oftmals durch Jahrhunderte getrennten Nachbestattungen vor uns haben ... Die Verbindung zwischen Grab und Gottesverehrung liegt ebenso nahe wie zwischen Grab und Hochzeit.“ Und wenn wir hinzufügen, daß in süddeutschen Gegenden die jungen Paare am Hochzeitstage zu den Gräbern ihrer Eltern und Vorfahren gehen, um sich den Segen der Verstorbenen zu erbitten, so werden wir erkennen, welche Bedeutung vorgeschichtliche Stätten, vor allem Gräber, für die jungen Menschen hatten, die sich fürs Leben verbinden, die sich verloben oder trauen lassen wollten. Die Einleitung für die Erhaltung der Familie, für die Fortsetzung der Sippe konnte an keinem geweihteren Orte geschehen, als an den Gräbern der Vorfahren.

Frankfurt a. M.

H. Wehrhan.

Beruner. In dem von Wilhelm Strack 1817 in Lemgo veröffentlichten Buch: „Begleiter durch die Gegend um Eilsen“ ist eine Schilderung des Besuchs des Hohenstein im Sünkel aus der Feder des Freiherrn Karl v. Münchhausen enthalten. Darin heißt es auf Seite 119: „Des ehrlichen, wohlbeleibten Försters feiste Kehle lachte mit fetter Stimme aus vollem Halse, daß die Felsen mitlachten, und er meinte:

jener Hirt möge wohl einer von den abergläubischen Beutern und Berunern gewesen sein, die das Vieh mit Segensprechen und Kräutern, in der Walpurgs-Nacht gesammelt, zu heilen suchten.“ Danach scheint es, als ob das Wort „Beruner“ in der Sünkelgegend noch um 1800 gebräuchlich war. Es wäre wesentlich, wenn noch mehr Belege dafür beigebracht werden könnten.

Edmund Weber.

Zeitschriftenchau

Robert von Heine-Geldern, Forschungen und Fortschritte. 13. Jahrgang, Nr. 26/27, 1937. **Die Wanderung der Arier nach Indien in archäologischer Betrachtung.** In Nordindien hat man eine größere Anzahl vorgeschichtlicher Waffen und Werkzeuge aus Kupfer und Bronze gefunden, die höher entwickelt sind, als die Formen, die man in Harappa und Mohenjodaro ausgrub. Während die letzteren einer vorarischen Hochkultur des 3. Jahrtausends angehören, gehören die älteren zur Hinterlassenschaft der Indoarier. Verwandte Formen lassen sich über Westpersien und Transkaukasien z. T. bis nach Südrussland und Siebenbürgen zurückverfolgen. Im 13. Jahrhundert gab die Südwanderung der Arier den Anstoß zur Ostwanderung verschiedener indogermanischer Völker. Bisher wurden die archäologischen Spuren dieser Ostwanderung durch Südrussland und Kaukasien bis nach West- und Zentralpersien verfolgt. Die nordindischen Funde zeigen, daß diese Wanderung sich über Nordpersien bis nach Indien fortgesetzt hat. „Vermutlich ist die Hauptmasse der Indoarier, die wohl schon seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends irgendwo zwischen Kaukasus und Tigris saß, von dem über den Kaukasus gekommenen Völkerstoß mitgerissen worden und so schließlich über Nordpersien nach Indien gelangt, während ein Nebenzweig der gleichen Völkerbewegung Kurdistan erreichte ... Die Einwanderung der Arier nach Indien (kann) ... nicht früher als um 1500 v. Chr. stattgefunden haben.“ — **Forschungen und Fortschritte.** 13. Jahrgang, Nr. 29, 1937. **Daniel Krenker, Ein Stammesheiligtum der Treverer in Trier.** In Trier wurden

die Fundamente zweier römischer Großtempel ausgegraben, die am Rande älterer Tempelhaine standen und ältere Kulttempel der Einheimischen überragten. Man wird die beiden Tempel dieser Lage halber als romanisierte und monumentalisierte National- und Stammesheiligtümer der Treverer ansehen dürfen ... Erich Gose vom Rheinischen Landesmuseum in Trier hat das gesamte archäologische Fundmaterial durchgearbeitet. Er hat an Ort und Stelle einige klärende Nachgrabungen vorgenommen. Wir hoffen, unter der Obhut des Landesmuseums in Trier bald den gesamten archäologischen Befund mit der Deutung der Fundamente und neuen Rekonstruktionen vorlegen zu können. Bemerkenswert ist, daß die in den Tempeln verehrten Hauptgötter, der Venus Mars und die Göttin Ancamna, deren Namen in Inschriften erscheinen, einheimische Götter sind. — **Oswald Menghin, Urgeschichte Worarlbergs.** Unter den vorgeschichtlichen Altstätten in Worarlberg ist besonders wichtig ein Ringwall, den Menghin unmittelbar über Feldkirch feststellte. Er schließt ein ganzes Tal, in dem bisher keine Wallburgen gefunden werden konnten. „Die im Gang befindliche weitere Durchforschung des Gebietes wird diese für die Erkenntnis stammlich-staatlicher Organisation in der Urzeit bedeutsame Frage hoffentlich endgültig klären.“ — **H. Seefried, Werla, Pfalz und Heerburg Heinrich I.** Die Pfalz Werla, die Heinrich I. gründete, liegt nördlich von Goslar auf einem steilen Höhenrücken an der Oker. Die neuen Ausgrabungen haben ergeben, daß die Anlage aus der eigentlichen Pfalz, der Königsburg, und einem zweiten, daneben liegenden Festungsbezirk, der Heerburg, bestand. Die Pfalz

geriet vermutlich im 13. Jahrhundert in Verfall und heute sind auf den mit Äckern bedeckten Burghügeln keine oberirdischen Reste mehr erhalten. Neben Steinbauten, deren Grundrisse erkennbar sind, waren wahrscheinlich auch umfangreiche Nebengebäude vorhanden, die der heimischen Bauweise nach aus Holz gebaut waren. Die Steinbauten haben eine verhältnismäßig bescheidene äußere Form gehabt, die Pfalz war eine Wehrburg und verzichtete auf Prunk. In älterer Zeit hatten auf dem Bergrücken die Cherusker eine Grenzfestung, und schon seit der jüngeren Steinzeit lassen sich dort Siedlungen nachweisen. — **De Wolsfangel, Strijdsblad voor Nederlandsch Volksbewustzijn**, 2. Jahrg., Nr. 5, Nov. 1937. Der Zeitaufsatz beschäftigt sich diesmal mit der Kunst unserer Vorfahren und zeigt das meisterhafte Gestaltungsvermögen, wie es aus vorgeschichtlichen Funden zu uns spricht. Die Nummer bringt ferner einen Abschnitt über Germanische Vornamen und ihre Bedeutung sowie mehrere Abhandlungen über Ortungslinien in Holland. — **Volk im Werden**, 5. Jahrg., Heft 10, Oktober 1937. **J. A. Sig, Germanisches Erbe im deutschen Geist**. Die angeblich objektive, in Wirklichkeit rationalistische Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts hat die Gegner des deutschen Volkstums ebenso wenig erkannt wie den germanischen Grundcharakter der deutschen Volkskultur. Sig umreißt das Bild der deutschen Geschichte, wie es sich der neuen deutschen Volkstumsforschung ergibt, die einerseits nach der germanisch-völkischen Kulturtradition fragt und andererseits nach den fremden Überlagerungen. „Es gehörte zu den großen Unwahrheiten, aber auch unbeachteten Fehlern vergangener Wissenschaft — die von ihren Epigonen auch heute noch begangen werden — in der vollständigen Überdeckung und Überlagerung des deutschen Volkstums durch die genannten Kräfte einen Abbruch des germanischen Erbstromes anzunehmen und so zu einer Verwerfung der Einheit und Stetigkeit des deutschen Wert- und Geschichtsbildes zu kommen (z. B. christliches Mittelalter). Dem gegenüber läßt sich feststellen, daß die Unzahl vernachlässigter oder noch unbekannter Quellen, aber vor allem die Gegenbewegungen zu den Zeitströmungen aus unserer nationalsozialistischen Wertsticht heraus in einem unbekannten Maße die germanischen Erbströme erkennen läßt, die sich querschichtig in oft merkwürdigen Umwegen und erzwungenen Wandlungen durch die Jahrhunderte ziehen. Aus einer solchen Aufgabensstellung und Forschungsrichtung, de-

ren oberstes Gesetz das Suchen nach der Kontinuität unseres Volkstums ist, wird sich eine neue Einheit des germanischen Weltbildes, seine Stetigkeit durch die Jahrhunderte bis zu den Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung ergeben.“ — **Das Innere Reich**, Jahrg. 4, Heft 8, 1937. **Otto Höfler, Robert Stumpfl** †. Robert Stumpfl ist am 11. August d. J. in seiner österreichischen Heimat mit seinem Kraftwagen tödlich verunglückt. Höfler, der mit Stumpfl eng zusammenarbeitete, würdigt sein Werk. Für uns ist besonders wichtig Stumpfls Arbeit über die „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas“, die 1936 erschien. Obgleich Grimm die Frage gestellt hatte, ob das kirchliche Drama als Fortsetzung germanisch-heidnischer Kultfeiern zu verstehen sei, wurde im vorigen Jahrhundert bis in die Neuzeit dieser Anregung nicht nachgegangen; vielmehr fand die Lehre des französischen Philologen Charles Magnin, die er 1836 aufgestellt hatte, allgemeine Zustimmung, der zufolge das Drama des Mittelalters aus dem Ritual der Kirche erwachsen ist. „Zwar konnte man gerade das Dramatische an diesen Dramen aus dem Kirchenritual nicht erklären. Doch einen möglichen Zusammenhang des germanischen Hochdramas des Mittelalters mit dem germanischen Altertum hat jahrzehntelang fast niemand erwogen.“ Erst Stumpfl nahm die Frage Grimms wieder auf und konnte in umfassenden Untersuchungen die Richtigkeit der Vermutung des großen romantischen Forschers dartun. In dem mittelalterlichen Mysterienspiel leben germanischer Kultspiele fort. — **Rhythmus**, 15. Jahrg., Heft 10, 1937. **Otto Huth, Vom germanischen Männer Tanz**. Es ist mitunter die Meinung vertreten worden, Tanzen sei unmännlich und unmordisch. Demgegenüber läßt sich zeigen, daß im germanischen Altertum der Männer Tanz eine große Rolle spielte und eine wichtige Stelle im Kult einnahm. Die Behauptung eines so bedeutenden Gelehrten wie Andreas Heusler, daß „das nordische Altertum nicht tanzt“, ist inzwischen bereits von Richard Wolfram und Robert Stumpfl gründlich widerlegt worden. Richard Wolfram hat in seinem hervorragenden und für die gesamte Germanenfunde wichtigen Werke über den Schwerttanz tief in das Wesen des germanischen Kulttanzes hineingeleuchtet. Der Germane hat nicht unter kirchlichem und antikem Einfluß tanzen gelernt, vielmehr haben die Kirchen den germanischen Kultanz, der durch das ganze Mittelalter fortbestand, bekämpft und zur Entartung ge-

bracht. Wenn wir im Mittelalter öfter von Tänzen auf Friedhöfen und bei Kirchen hören, so ist dies daraus zu verstehen, daß diese althergebrachte Kultplätze sind. Das Tanzen an diesen Plätzen ist älter als die dort gebauten Kirchen. „Immer wieder wenden sich die Prediger gegen das Tanzen. Es ist sehr bezeichnend, daß der heidnische Kultanz nicht wie so viele andere heidnische Bräuche in das kirchliche Brauchtum hinübergenommen wird. Im kirchlichen Kult spielt der Tanz bis auf ganz wenige Ausnahmen keine Rolle; nur in die christliche Jenseitsmythologie hat man ihn aufgenommen, insofern man von einem himmlischen Tanz der Verklärten spricht. Der Germane aber kannte den kultischen Tanz und insbesondere auch den kultischen Männer Tanz.“ — **Deutschlands Erneuerung**, November 1937. **Hartnack, Das Blutbad von Verden — ein Geschichtsirrtum?** Hartnack bespricht die Abhandlung von Prof. Karl Bauer über „Die Quellen für das sogenannte Blutbad von Verden“ (Westfälische Zeitschrift, 92. Band). Bauer hat die Quellen sorgsam geprüft. In der ältesten, den *Annales Petaviani*, heißt es, daß die Franken 782 eine Menge Sachsen in der Schlacht erschlugen und viele ins Frankenland gefesselt abführten. Diese Volksverpflanzung ist bekanntlich durch Ortsnamen gestützt (Sachsenhausen bei Frankfurt usw.). Diesem Bericht steht ein anderer gegenüber, der statt von der Wegführung der Sachsen von ihrer Hinrichtung spricht. Es ist nicht möglich, diese beiden Berichte miteinander zu vereinigen, wie man bisher meist versuchte. Wenn es in den *Annales St. Amandi* heißt, daß Karl den Befehl gegeben habe, die „zusammengescharten Sachsen“ hinzurichten (iussit eos decollare), so ist zu vermuten, daß hier ein Schreibfehler vorliegt. Statt decollare (abhaseln, enthaupten) wird man delocare, d. i. umsiedeln lesen müssen. Hartnack stellt fest, daß die Arbeit des protestantischen Theologen Bauer eine gründliche quellenkritische Untersuchung darstellt. Daß die Untersuchung von Bauer, falls sie stichhaltig ist, für unser Urteil über ein entscheidendes Kapitel der deutschen Geschichte von großer Bedeutung ist, kann nicht bestritten werden. Es ist daher zu wünschen, daß die deutschen Geschichtsforscher die Arbeit genauestens prüfen und ihr Urteil bekannt geben. — **Nationalsozialistische Monatshefte**, Heft 92, November 1937. **Karl Ruprecht, Deutsches Volkstum und konfessionelle Volkskunde**. Ruprecht zeigt die große Gegenwartsbedeutung einer Volkskunde auf, die mit Rassen- und Germanenfunde zusam-

menarbeitet, und beleuchtet von daher die eifrige Tätigkeit im konfessionellen Lager auf volkstümlichem Gebiet. Mit eindeutiger Klarheit weist Ruprecht nach, daß die konfessionelle Volkskunde, die unter Führung des Prälaten Schreiber steht, eine kirchliche Zweidiskurswissenschaft ist, die nicht den Ehrennamen der Wissenschaft verdient. — **Hans Strobel, Tracht und Mode**. Strobel arbeitet den Unterschied von Tracht und Mode klar heraus. Die Tracht ist „die brauchtümlich gebundene Kleidung einer natürlich gewachsenen Gemeinschaft...“, die aus den gestaltenden Kräften ihrer gemeinschaftsgebundenen Gesittung heraus die Lebensgesetze, für die sie ihre Kleidung selbst bestimmt und damit im Gegensatz zu jeder Modegestaltung steht.“ — **Bruno Schier, Vorgeschichtliche Elemente in den europäischen Volkstrachten**. Wir heben aus der wichtigen Arbeit von Schier, die ebenso wie die vorher genannten Untersuchungen jeder, der sich mit Germanenfunde und Volkskunde beschäftigt, lesen muß, nur folgenden Satz heraus: „Es ist unbegreiflich, wie sich angesichts dieser Tatsachen bei Kulturhistorikern und Kostümforschern der alten Schule die Meinung ausbilden konnte, daß die Tracht des deutschen Mittelalters mit ihren Hosen, Hemdkitteln und Umhängetüchern ein Erbe der Spätantike oder gar der klassischen Antike sei. Sämtliche Denkmäler deuten darauf hin, daß die deutsche Tracht bis zu Heinrich II. (1002—1024) fast ausschließlich und bis zum Ausgang des Mittelalters vorwiegend germanischen Charakter besaß.“ — **Zeitschrift für Volkskunde**, Neue Folge, Bd. 7, Heft 3, 1937. **Otto Lauffer, Schicksalsbaum und Lebensbaum im deutschen Glauben und Brauch**. Einer so jungen Wissenschaft wie der Sinnbilderforschung kann eine verständnisvolle Kritik nur förderlich sein. Voraussetzung für eine solche fruchtbare Kritik ist das Verständnis für das Mythische und das Sinnbildliche. Lauffer, der sich in den letzten Jahren zum Kritiker der Sinnbilderforschung aufgeworfen hat, geht leider dieses Verständnis völlig ab, wie er auch durch diesen neuen Aufsatz wieder beweist. Es ist richtig, daß in der Wissenschaft sich leicht Schlagworte einbürgern, deren Bedeutung nicht mehr beachtet wird. Es ist auch nur zu begrüßen, wenn so wichtige Begriffe wie „Schicksalsbaum“ und „Lebensbaum“ auf ihren Sinngehalt geprüft werden. Lauffers Versuch aber muß als mißglückt bezeichnet werden. Er bemerkt nicht, daß die Prägung Lebensbaum zwar von Hause aus zunächst im alttestamentlich-theologischen Sinne gemeint ist, aber längst eine ganz

andere Bedeutung angenommen hat, die ganz auf der germanischen Linie liegt. Es ist richtig, daß der Germane ein „ewiges Leben“ im christlich-theologischen Sinne nicht kannte; wohl aber kannte er es in dem ursprünglicheren Sinne als ewig sich verjüngendes Leben. Es muß ferner als höchst bedauerlich festgestellt werden, daß ein Gelehrter wie Kauffer nicht weiß, daß der germanische Weltbaummythos altindogermanisch ist. — *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 13. Jahrg., Heft 7/8, 1937. Gen =

ning Brinkmann, *Die epische Dichtung des deutschen Mittelaltums*. Brinkmann beweist in seiner kenntnisreichen Untersuchung einen klaren Blick für das germanische Erbe im Mittelalter und für rassische Eigentümlichkeiten. „Wichtige, dämonische Gestalten wie Hagen und Wate ragen, Vorzeit unwittert und doch lebendig nachgefühlt, in die anmutig gestimmte, höfische Welt der maze, eindrucksvolle Zeugen dafür, daß das Höfische nicht allein die Seele des Ritters ausfüllt.“ Dr. Otto Guth.

Vereinsnachrichten

Arbeitstagung der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, **Hauptsturmführer Prof. Dr. Walther Wüst** = München, fand in Berlin die erste wissenschaftliche Arbeitssitzung der leitenden Persönlichkeiten und Mitarbeiter der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ statt.

Als Ergebnis dieser Sitzung konnte dem Ersten Kurator des „Ahnenerbes“, Reichsführer **Heinrich Himmler**, gemeldet werden, daß die Grundlagen für die wissenschaftliche Tätigkeit des „Ahnenerbes“ geschaffen sind: Die Herstellung einer Gesamtschau der germanischen und indogermanischen Überlieferungen durch das ständige **Miteinander- und Füreinander-Arbeiten** der verschiedenen Forschungszweige dieses Gebietes.

An einem eindringlichen Beispiel wurden die hierin liegenden Möglichkeiten gezeigt:

Hauptsturmführer Prof. Dr. Herman Wirth, der Leiter der Abteilung für Schrift- und Sinnbildkunde, in welche die durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft begründete Hauptstelle für Sinnbildforschung überführt wurde, konnte an Hand der von ihm hergestellten zahlreichen Abgüsse nordischer Felsbilder die Grundelemente indoarischen Glaubens darlegen; bildliche Darstellungen, die durch den Indogermanisten Prof. Wüst, der die Lehr- und Forschungsstätte für Wortkunde im „Ahnenerbe“ leitet, auf Grund der ältesten indoarischen Texte als urarisches Überlieferungs-gut bestätigt wurden.

Dieselben Grundelemente finden wir in deutschen Sagen und Märgen wieder, wie auch aus dieser Gesamtschau ganz neue Erkenntnisse für die Erforschung und Deutung unserer Hausmarken und Sippenzeichen hervorgehen, deren immer noch sehr reicher Bestand vom „Ahnenerbe“ unter Leitung des Abteilungsleiters **Karl Konrad A. Ruppel** gesammelt und ausgewertet wird.

Außer den vom „Ahnenerbe“ herausgegebenen fachwissenschaftlichen und volkstümlichen Schriftenreihen und der Zeitschrift „Germanien“ ist jetzt auch die „Zeitschrift für Ortsnamenforschung“ in den Dienst dieser Gesamterkenntnisse gestellt worden durch Ausdehnung des Inhalts auf das Gebiet der Namen- und Sippenzeichenforschung. Der verdienstvolle Begründer der „Zeitschrift für Ortsnamenforschung“, Prof. Dr. Schmeß-München, behält auch die Schriftleitung der „Zeitschrift für Namensforschung“ bei.

Die erste Arbeitssitzung hat ergeben, daß die hier gekennzeichnete neue Art der einheitlichen Schau und wissenschaftlichen Zusammenarbeit verwandter Wissenschaften der Notwendigkeit entspricht, auch unsere Geisteswissenschaften in das politische Gesamtziel des neuen Deutschland einzufügen: die Erneuerung des Reiches aus den seelischen und politischen Wurzeln seines Blutes und Geistes und die Hinlenkung des ganzen Volkes auf diese seine wichtigste Aufgabe.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Blafmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, Leipzig C1. Printed in Germany.